Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika,

Neue Folge. **Zwanzigster Band.**

Sechsundvierzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1918.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1918.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 20. Band. St. Louis, Mo. Januar 1918.

Die Generalkonferenz von 1917.

Sie sind vorüber, die schönen Tage vom 25. September bis zum 3. Oktober 1917, wo wir in der St. Peters-Kirche zu Pittsburgh zur Generalkonferenz versammelt waren. Noch weilt der Geist oft in jenen Räumen, wo so viel intensive Arbeit getan wurde, oder hinten in dem Gesellschaftszimmer, wo so viele neue Bekanntschaften gemacht wurden, und so manch belebender, wenn auch kurzer, Gedankenaustausch stattfand, oder unter in dem „Refektorium," wo wir „die Hände streckten zum leckerbereiteten Mahle" und die Erfahrung machten, daß es sich zu 250 besser speist als allein oder zu zweien oder dreien, weil eben der Mensch kein Raubtier ist, sondern ein Wesen bestehend aus Seele, Geist und Leib, und auch der Leib sich dann am besten befindet, wenn Geist und Seele ihre Nahrung finden. Geht nicht auch unsere Erinnerung zuweilen noch zurück zu jenem Obergemach, wo Bruder Heinz von den „57 Varieties," uns einen Imbiß reichte, der an mannigfacher Würze und Wohlgeschmack einzig in seiner Art war? Die bunten Fenster und das gedämpfte Licht machten den Eindruck, als säßen wir in einer jener einladenden mittelalterlichen Klosterhallen beisammen, wo die Mönchlein es so gut verstanden, ihren Gästen von dem Besten darzureichen, was Küche und Keller enthielten. Freilich, die dienstwilligen Heinzmägdlein in blauem Gewand und weißer Haube, überzeugten uns gar bald, daß wir nicht im Kloster waren, und die Wandelbilder, die nach dem Mahl uns vorgeführt wurden, daß wir uns nicht im Mittelalter befanden.

Schreiber dieses fand es schwer, nachdem alles vorüber war, sich in das Alltagsleben wieder einzugewöhnen. Die Brüder, die als Delegaten ihrer Distrikte vom Morgen bis zum Abend zu schwerer Arbeit verpflichtet waren, mochten anders darüber empfinden. König Salomo sagt, daß viel Predigen den Leib müde mache. Wir erlauben uns zu konstatieren, daß viel Anhören ihn noch bedeutend müder macht. Diejenigen, die oft auf ihren Füßen waren und den andern ihre Weisheit verzapfen konnten, waren wohl noch die frischesten, es war ihnen so wohl wie dem Fisch in der blauen Flut. Aber die vielen andern, die wie Freund Andersens standhafter Zinnsoldat die ganze Zeit an ihren Platz

geheftet waren und selbstverleugnungsvoll die Pflicht des Anhörens erfüllten, dies waren die eigentlichen Helden. Sie sind den treuen Besuchern unserer Gottesdienste gleich, die unentwegt aushalten, auch wenn ihnen der Prediger zuweilen ein gar mageres Süppchen gebraut hat. Diese nun mögen mit einem Seufzer der Erleichterung aufgeatmet haben, als der Vorsitzende am Mittwochabend verkündigte: Die Generalkonferenz ist vertagt!

Anders die, welche gleich uns zu den „Specials" gehörten und durch ein rotes Abzeichen von den „Eigentlichen" unterschieden waren. Wie wohl war uns in unserer Rolle, insonderheit den Redakteuren! Während sie da saßen als stumme Zuhörer, sammelten sie Material. Wenn sich ein Bruder erhob, der als ein besonderes Licht in seinem Kreise oder Fache bekannt war, so richteten sie alsbald die Camera (natürlich die geistige) auf ihn und nahmen eine Momentaufnahme, zuweilen gaben uns Brüder auch die Gelegenheit, eine „Time Exposure" von ihnen zu bekommen. Wenn aber die Situation es erlaubte, so verzogen wir uns stillschweigend in die „Dunkelkammer," um das aufgenommene Bild weiter zu entwickeln.

Dann gab es auch Zeiten, wo uns, wir gestehen es offen, des Lebens grüner Baum von den Interessen des synodalen Parlaments abzog. Zwar der Baum ist nicht grün in Pittsburgh, er ist mit Ruß dicht bedeckt. Auch ist uns, die wir an das verhältnismäßige Stillleben kleiner Städte gewohnt sind, des Lärmens und Tosens und des Getümmels zuviel dort unten im Geschäftsviertel der Stadt. Aber wer mit der Straßenbahn hinaus- und hinauffuhr, etwa nach dem Shenley Park mit seinem Carnegie Art Museum, oder dem idealen Highland Park, oder weiter hinaus nach den Vorstädten, was für eine großartige Kombination von reizender, zuweilen packender Naturschönheit und mächtiger Industriearbeit gewahrte er! Hier in Pittsburg ist die Hochburg der Eisenindustrie, das eigentliche Heim der United States Steel Co., hier sind tausende von rauchenden Schloten, hier die Paläste der Millionäre, hier die Bibliotheken, die Museen, die Musikhallen, welche ihr Reichtum geschaffen.

Das waren angenehme Abwechslungen, und doch denken wir an eine Klasse von Konferenzteilnehmern, deren Los noch lieblicher gefallen, nämlich diejenigen, die ihre Mußestunden nicht bloß in der Natur oder bei den Sehenswürdigkeiten der Stadt zubrachten, sondern in der Stille ihres Kämmerleins. Dürfen wir uns nicht vorstellen, daß einige von denen, welchen die Güte des Logierkomitees ein passendes Heim verschafft, dort oft Zwiesprache hielten mit dem Herrn, und das Herz erwärmt durch die genossene Gemeinschaft und den Blick geweitet durch neue Gesichtspunkte und neues Verständnis, ihre Kniee beugten in Fürbitte und Danksagung? Gewiß haben an dem Segen, den etwa die Konferenz gewirkt, sie, die Stillen, mehr Anteil oder ebensoviel als die, welche nur vor Menschen ihre Tätigkeit entfalteten.

Die Atmosphäre.

Jede große Versammlung politischer, kirchlicher oder anderer Art schafft eine gewisse geistige Atmosphäre, die leichter empfunden und gefühlt, als beschrieben werden kann. Die Atmosphäre, in der unsere Konferenz stattfand, war eine gemischte, aus verschiedenen Elementen sich zusammensetzende. Zunächst ließ sich deutlich wahrnehmen, daß die drohenden Zeitumstände einen gewissen lähmenden Druck ausübten. Der Unterzeichnete wurde lebhaft erinnert an die Zeit und Gefühle des Apostels Johannes, als er seine Apokalypse verfaßte. Die Christen, obwohl die loyalsten und treuesten Bürger, lagen unter dem Bann des Arg, wohns der offiziellen Organe. Was sie bewegte, konnten sie oft nur in der Bildrede apokalyptischer Zeichen aussprechen, und vieles blieb ganz unausgesprochen. So war auch uns, insonderheit in den großen Gesichtspunkten, eine Fessel auferlegt. Nicht frisch und frei von der Leber weg wie sonst konnte sich die Aussprache ergießen, sondern wie einer, dem eine schwere Kugel an ein Bein gebunden ist, sich nur schwer und ungeschickt fortbewegen kann, so waren auch die Schwingen der Rede beschwert und gelähmt. Tiefer Schmerz wogte oft aus dem Innern des Herzens auf, aber einen Ausdruck konnte dieser Schmerz nicht finden.

Doch wir beeilen uns zu sagen, daß mehr und mehr die freudigen Elemente vorschlugen. Der Herr hatte uns in eine Zeit großer Erinnerungen hineingestellt: 1517, 1817, 1917 sind die gewaltigen Daten, die überall uns mit goldenen Lettern grüßten. Aeußerlich nicht, aber vor dem geistigen Auge hing das Bild des großen Reformators mit der offenen Bibel in der Hand. Zur Seite gesellten wir ihm den treuen Melanchthon, den Verfasser der Augsburgschen Konfession, aber zur andern Seite den großen Schweizer Zwingli, und den noch größeren Franzosen Calvin. Uns störte dabei nicht konfessioneller Hader und Haß, noch die Tatsache, daß der eine französischem Boden entsprossen ist.

In diesem Sinn traten die Redner in den Morgenstunden vor, Pastoren und Professoren, und zeigten die Grundlagen auf, auf welchen unsere Kirche steht, Reformation und Union, zeigten, daß der Geist der Union es uns ermöglicht hat, uns aller Segnungen und Männer der Reformation zu erfreuen und nicht bloß derer, auf deren Fahnen „Wittenberg" steht. Wir sprechen von Bildern, die vor dem Auge unserer Seele standen. Solche bieten sich zum Gedächtnis der Reformation ungesucht dar, dagegen Persönlichkeiten, die den Unionsgedanken verkörpern, wären nicht so leicht zu finden. Immerhin synodale Dankbarkeit möchte im Verein mit den Genannten noch ein Bild aufhängen, vielleicht eins der Väter, die unsere Synode geführt in den Tagen kleiner Dinge und harten Streites. Es würde ein bescheideneres Bild sein als das jener Fürsten der Reformationskirche, aber doch würdig, den Gedanken aussprechen, daß von dem Geist Elia ein besonderer Teil auf Elisa gefallen ist.

Persönlichkeiten.

Es ist unser Vorrecht, hier von dem Gang der Verhandlungen absehen zu dürfen. Es ist nicht unsere Aufgabe, dem Sekretär vorzugreifen, der sich schon auf der Konferenz der Berichterstattung mit markigem Stil und schneidigem Organ trefflich unterzog. Uns interessieren vor allem die Persönlichkeiten. Unsere Leser, die da waren, und die, welche nicht da waren, werden gerne mit uns in unserer Bildermappe etwas blättern und uns gestatten, auf einige der Bilder ihre Aufmerksamkeit besonders zu richten. Natürlich liegt uns die Pflicht ob, die Züge des betreffenden nicht zu scharf zu zeichnen, vielleicht müssen wir hier und dort etwas idealisieren, damit die Identität nicht zu stark hervortritt. Warum? sagst du. Nun, deshalb, weil wir nimmer Weihrauch streuen wollen. Das wäre nicht gut, für uns nicht und für die Brüder nicht. Sagt doch der verstorbene Generalsuperintendent Büchsel: Der Mensch ist wie eine Katze, wenn man sie streichelt, streckt sie den Schwanz empor.

Wir hatten erst vor, in diesem Bildercyklus eine Gruppe einzurichten für die κυβερνῆται, die Leiter, die Leute mit exekutivem oder Verwaltungstalent. Doch es fand sich, daß wir schließlich ja doch nur einen Leiter hatten, obwohl ohne Zweifel es an Brüdern nicht fehlt, die hier eine Gabe haben. Also wäre es von vornherein ausgeschlossen gewesen, bei dem Betreffenden das Inkognito zu wahren. Wir sehen also davon ab und sagen nur, daß darüber nur eine Stimme zu sein schien, daß unser Leiter an einer Stelle stand, wozu ihm von oben ein Charisma gegeben war. Er selbst fing eine Rede an mit dem Wort: „Ich verdanke es meinem l. Vater." Wahrscheinlich ist auch das besagte Chisrisma dem Sohne vom Vater vererbt worden, und sagen wir, und sagt er: Es ist Gottes Gabe, wo ist also der Ruhm? Er ist aus.

Der **Johannes** unter den Pastoren. Das ist der erste, der unsere Seele fesselte. Es tut uns leid, daß wir nicht auch sein Aeußeres deutlich abkonterfeien können. Sein ganzes Auftreten hatte etwas Abgeklärtes. Die Stürme der Jugend sind vorüber, auch das selbstsüchtige, unruhige Drängen des Strebers liegt weit hinter ihm. In seinem Angesicht strahlt die freundliche, fröhliche Sonne der Menschenliebe. Diese Liebe findet ihre Nahrung an der Gottesliebe, die in seinem Herzen eine Stätte gefunden. An den Verhandlungen nimmt er wenig Anteil. Er erinnert uns an jenen Puritaner, welcher, während andere redeten, von Zeit zu Zeit eine kurze Bemerkung auf das Papier schrieb. Als man nachsah, war nichts drauf als die Bitte: Mehr Licht, Herr! Während andere redeten, blieb er im Zusammenhang mit den himmlischen Lichtquellen. Oder noch besser, wir stellen uns vor, daß so Johannes ausgesehen, als er den Gliedern der Kirche, so oft in Streit und Unfrieden, zurief: Kindlein, liebet euch untereinander! In der geistlichen Rede vertieft er sich wie Johannes in die Betrachtung jener großen Worte: Licht, Leben, Wahrheit, Liebe. Vor ihnen steht er an-

betend still, und ohne ein Wort zu sagen, läßt er die Zuhörer in den Abgrund von göttlichem Leben hineinschauen, der sich da auftut.

Er spiegelt den Johannes des Evangeliums wieder, so weit das uns Nachgebornen vergönnt ist. Ob in ihm auch einst Feuer brannten wie in dem jugendlichen Johannes und seinem Bruder, den Donnerskindern, wissen wir nicht. Daß ein Jünger der Liebe nicht ein Schwächling sein muß, sondern ein Mann voll Ueberzeugung und sogar schärfster Entschiedenheit sein kann, zeigt das Beispiel des Jüngers, „den der Herr lieb hatte." Einst, so erzählt die Ueberlieferung, ging er mit einem Freund ins öffentliche Bad, um der Leibespflege sich zu widmen. Da hörte er, daß Marcion, der Gnostiker, in dem Hause sei. Alsbald raffte er sich auf und sagte zu seinem Gefährten: Laß uns den Platz verlassen, des Herrn Zorn möchte ihn und uns in seinem Zusammenbruch treffen.

Wir zweifeln, ob gerade ein solcher Geist in dem Johannes, den wir in Pittsburgh sahen, zu finden ist, aber, l. Brüder, sagt, habt ihr auch das Angesicht dieses Jüngers des Herrn gesehen?

Der Mann der alten Schule.

Der Mann der alten Schule findet wenig Gnade bei den Neueren. Er wird als rückständig oder gar als reaktionär angesehen. Doch nicht so schnell mit dem Urteil bei der Hand! Wir sehen einen vor uns stehen, der in der Tat vom alten Schrot und Korn ist; aber wäre er nicht in der Kirche, wo wir so wie so barhäuptig sind, so würden wir unsern Hut vor ihm abziehen. Er ist bei Jahren, aber ein Bild der Kraft; nicht so elegant, noch so gewandt, wie der moderne Stadtpastor, der im Schnitt der Kleider und seiner Bewegungen den Weltmann hervorkehrt, aber chraraktervoll und achtunggebietend. Du kannst nicht über ihn hinwegsehen, denn er steht groß, stark und breit vor dir, du kannst ihm nicht nur mit halbem Ohr zuhören, er ist zu ernst, zu entschieden. Er läßt sich nicht zu Kompromissen herbei, er überzuckert die Pille nicht, er nimmt dem Wort nicht seine Ecken und Schärfen, mit einem Wort, er ist ein Arzt, der bittere Arznei reicht, weil sie heilkräftig, und das Messer nicht schont, weil es zur Entfernung des faulen Fleisches nötig ist. Wir stimmen nicht in allem mit ihm überein, was seine theologische Auffassung anbetrifft, denn er schaut eben in Schrift und Leben hinein mit den Augen des Mannes der alten Schule, aber die Kritik schweigt, und wir beugen uns willig dem strafenden Ernst des Wortes Gottes, denn wir fühlen, wir „brauchen in dieser schlaffen Zeit die scharfgeschliffenen Waffen der ersten Christenheit." Und dann noch ein anderes drängt sich uns auf: Nicht Beredsamkeit, nicht Gelehrsamkeit, noch irgend welche Künste sind die Stärke dieses schlichten Mannes, sondern die von Ueberzeugung und christlicher Entschiedenheit getragene und erfüllte Persönlichkeit, die hinter dem Worte steht. Des Vaters Segen, heißt es, baut den Kindern Häuser. Das Sprichwort legt den Ton auf christliche Kindererziehung. Es erinnert uns daran, daß Kinder vom Elternhaus mehr empfangen als irdischen Besitz. Es vererbt sich auch un-

ter Gottes Gnade christlicher Charakter. Es ist ein Vorzug, einer im christlichen Sinn „guten Familie" anzugehören. Wir nehmen an, daß der Mann, der vor uns gestanden und unser Herz gerührt, ein gut Teil von dem, was er geworden und geleistet, seinen Altvordern verdankt. Generationen treuer Vorväter haben den Boden so kultiviert, daß gutes Gewächs erwartet werden konnte. Wäre es doch mißraten, so würde ihn der Vorwurf des Herrn treffen: Ich hatte einen Weinberg an einem fetten Ort. Ich hatte ihn verzäumt und verwahret und edle Reben drein gesenkt und wartete, daß er Trauben brächte. Aber er brachte Herlinge!

Die kommende Zeit.

Nach dem Gesetz der Antithese müssen wir nun jetzt einen Vertreter der neuen Zeit vorführen Unsere Leser werden verstehen, wie schwer es ist, das so zu tun, daß ein deutliches Bild entstehe und doch nicht so deutlich, daß man sofort nur auf einen Mann raten könnte. Auch bitten wir zu beachten, daß, wenn wir von Männern der alten oder neuen Zeit reden, wir natürlich mehr oder weniger auserlesene Exemplare darbieten, solche, in denen sich das Gute beider Epochen verkörpert, uns dadurch aber weder für die eine noch für die andere ausschließlich entscheiden. Also hier haben wir ihn, den Mann, den Prediger, den kirchlichen Arbeiter des 20. Jahrhunderts. In Kleidung ist er anständig und würdig, doch legt er nicht übertriebenen Nachdruck auf das tadellose Aeußere. Er ist der Mann zuhause auf dem Gebiet der Organisation, aber nicht vergessend, daß die Kanzel der Thron des geistlichen Amtes ist. Er ist gewohnt, mit allerhand Volk umzugehn, aber er ist keiner von denen, die mit einer Ecke ihres Mundes lächeln und mit der andern weinen. Er hört nicht mit dem rechten Ohr auf den einen, während er das andere einem zweiten schenkt, zugleich einem dritten wohlwollend zuwinkt und einem vierten einen warmen Händedruck verabfolgt. Nicht so der Mann, den wir gesehen haben. Ihm war eine ruhige Freundlichkeit eigen, doch ihm zerging nicht, wie Nitzsch sagt, das Gedächtnis der frommen Sprüche und des hohen Ernstes, welche zu seinem Amt gehören. Obwohl er von allen Seiten angelaufen ist, wie Paulus einst von sich sagte, und täglich und stündlich Ansprüche verschiedenster Art auf ihn eindrängen, findet er Zeit zu energischem Bibelstudium. Die ihn gehört haben auf der Kanzel, sagen, er redet gewaltig. Es ist nicht die flüssige Rede bloß dessen, der durch natürliche Gabe und reichliche Uebung zu jeder Zeit vom Leder ziehen kann, der sich bloß in hochtönenden Phrasen und ausgetretenen Geleisen bewegt, sondern er gibt die Frucht ernsten Sinnens, in edelster Form und in der Kraft des Geistes. Ihm genügt es nicht, Kirchturmspolitik zu treiben, er hat die weiteren Gesichtspunkte und das warme Herz des Reichsgottesmannes. Er stellt hohe Ansprüche an sich und erwartet viel von andern, von seiner Gemeinde, seinen Mitarbeitern, seiner Kirche. Brüder, wir halten an, es ist Zeit, die Kurbel zu drehen und noch für anderes Raum zu lassen. Doch dies wollen wir noch hinzufügen, das Aeußere des Mannes, von

dem wir redeten, war nicht entfernt das, was wir uns vorgestellt. Wir wissen von dieser Seite unseres Helden nicht mehr zu rühmen als der Kardinal Cajetan von Luther, da er ihn einen ganz gewöhnlichen Mönch nannte, aber hinzusetzte, er habe tiefe Augen im Kopf, die auf wunderliche Spekulationen deuteten.

Nun war es unsere Absicht, unsern Gelehrten noch eine Spalte zu gönnen. Auf großen kirchlichen Versammlungen wird, wie billig, auch der theologischen Wissenschaft ein Platz, und ein ehrenvoller, eingeräumt. Die kirchliche Lehre hat bei uns nicht den alles überschattenden Einfluß und Rang wie bei den Missouriern, doch achten wir unsere Theologen hoch. Die Bildchen, die wir vorzeigen wollten, waren schon teilweise ausgeführt, und es tut uns leid, daß wir des Raumes wegen sie im Kasten behalten müssen. Gewiß wäre es unseren Brüdern lieb gewesen, auch die Herren des Katheders, klein von Person, doch groß an Geist und Weisheit, unserer Bildersammlung einverleibt zu sehen. Doch bedenken wir, es waren ihrer nur zwei da, und es wäre doch eine heikle Sache gewesen, die ernsten Männer so bei lebendigem Leibe auf ein Postament zu stellen — oder gar nach ihrem Rockschoß zu greifen, als wolle man sie herunterreißen.

Und „am siebenten Tag des Festes, der am herrlichsten war.“

Am Laubhüttenfest in Jerusalem war der siebente Tag der Höhepunkt. Es war der Tag, an welchem Jesus rief: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Bei uns war es nicht gerade der siebente Tag; welcher war es denn? Nun, das ist zum Teil Sache der Stimmung und der persönlichen Empfänglichkeit. Einige sagten, es war der Donnerstag, resp. der Donnerstagabend. Der Festgottesdienst an diesem Abend, der dem Unionsgedächtnis gewidmet war, war in seiner Totalität, seinem gesanglichen Teil, wie seiner Predigt und dem Eindruck auf die Zuhörer nach ein solch erhebender, daß einige nach Hause kamen mit dem Bekenntnis: Dies war das Beste.

Andern erschien naturgemäß der Sonntag, als die Krone des Ganzen. In der Sonntagschule die schöne, resp. überaus glückliche Idee des Sonntagschulsekretärs, wo er und der Superintendent erst das Schild: “For a Bigger and Better Sunday School,” emporhielten, dann aber er sein Ende fallen ließ, daß es sich auf den Boden senkte, dann den Gemeindepräsidenten aufforderte, es aufzunehmen und nun seinerseits in die Höhe zu halten, bis dann schließlich Gemeindepräsident und Superintendent der Sonntagschule es vor unsern Blicken gemeinsam emporhielten: die Idee war eine äußerst glückliche und anschauliche Darstellung der Tatsache, daß die offizielle Kirche die Sache der Sonntagschule zu ihrer eigenen machen muß, soll sie anders sich voll entfalten.

Es folgte dann der Morgengottesdienst mit seiner machtvollen, herzerforschenden Predigt, dann, allerdings nach langem Zwischenraum, die große Versammlung in Carnegie Hall, wo es den beiden Rednern

vergönnt war, vor 2000 und mehr Zuhörern die großen weltgeschichtlichen Tatsachen der Reformation und der Union würdig zu besprechen. Wir konnten, als wir so da saßen, lebhaft mit den Rednern sympathisieren, denn es war wahrlich keine Kleinigkeit, an solcher Stelle vor einem solchen Publikum über einen solchen Gegenstand ein passendes, durchschlagendes, begeisterndes Wort zu reden. Wir freuen uns sagen zu dürfen, daß wir von der Versammlung reiche Anregung mit nach Hause genommen haben und sie nimmer vergessen können.

Doch werden es uns auch die Redner dieses Tages verzeihen, wenn wir offen bekennen, für uns persönlich kam die Stunde, die „am herrlichsten war," an einem andern Abend. Es fehlte dort all jenes äußere Beiwerk des musikalischen Elementes, das Erhebende einer gewaltigen Versammlung, das Bedeutungsvolle einer großen historischen Gedächtnisfeier. Und doch saßen wir dort unter dem Bann des Wortes und konnten uns nicht satt hören. Pastoren sollen meist schlechte Zuhörer sein. Das mag wahr sein, oder wenn sie etwas wirklich gutes hören, dann wissen sie es auch besser zu schätzen als andere. Sie wissen, was es heißt, auch trockenes Material lebendig und volkstümlich darzustellen. Es ist für sie ein besonderer Genuß, wenn der Redner kein Wort zu viel sagt und keiner einzigen Phrase oder eines Gemeinplatzes sich schuldig macht, wenn jeder Satz in edler Form aus dem Geiste des Redners springt, ohne doch Freiheit und Natürlichkeit vermissen zu lassen. Wenn der Gesten weder zu wenig noch zu viel sind und das Organ wohl moduliert ist, so sagt sich der Prediger: So sollte es gemacht werden. Aber wenn zu dem allen noch der sittlich-religiöse Ernst, der Geist des Glaubens, die Liebe zur Reichsgottesarbeit, die männliche Entschiedenheit, der packende Appell, das warme Gefühl kommt, dann feiert der geistliche Zuhörer seine Feststunde. Alles dies meinten wir an jenem Abend zu finden. Darum mag der eine sich für dies und der andere für das entscheiden, wir tragen in der Kammer des Gedächtnisses den Eindruck jenes Abends und sagen wohl zu uns selbst: Könnte ich oft unter der Kanzel jenes Mannes sitzen, so würde wohl noch manches anders und besser werden.

Damit schließen wir unsere Bildergallerie. Es war ein reiches, volles Lebens, das sich dort in Pittsburgh vor uns abspielte. Wer nur so recht hineingreifen konnte und die Stunde ganz und lebensfrisch genießen! Es tat ihm leid, als alles vorüber war, und er nun wieder vier Jahre warten mußte auf etwas Aehnliches. Ohne Zweifel hat es auch andere Eindrücke gegeben. Dieser oder jener hat Enttäuschungen erlebt. Das Herz tut ihm weh, wenn er an Pittsburgh gedenkt. Luther sagt: Konzilien können irren, und wir sagen: Synoden und Generalkonferenzen können Fehler machen, Ungerechtigkeiten begehen.

Doch mit diesem Vorbehalt sagen wir, die Generalkonferenz von 1917 hat ihre Sache gut gemacht, und die dabei gewesen sind, schätzen es als eine der schönsten Erinnerungen ihres Lebens, und will's Gott,

daß sie noch einer Generalkonferenz beiwohnen, so werden sie noch ganz anders zu schöpfen wissen aus diesem frischen reichen Born, denn auch hier heißt es: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat (keine Lust an Menschen, kein Geschick sie zu nehmen), der geht noch ärmer fort, als er hingegangen. H. Kamphausen.

Ignatius Loyola und Luther.

Auf der Baltimore-Pastoralkonferenz 1917 verlesen.

Von Pastor J. A. Weishaar.

Wenn es als feststehende geschichtliche Tatsache angesehen werden kann, daß seit den Tagen des Apostels Paulus kein Mann aufgestanden ist, dem hinsichtlich der Reinerhaltung der christlichen Kirche eine größere Bedeutung beizumessen wäre als Luther, so ist es aber auch unbestreitbar, daß seit Papst Gregor 7. keine einzelne Persönlichkeit für die heutige Gestaltung der katholischen Kirche einen tiefgehenderen Einfluß ausgeübt hat, als Ignatius Loyola.

Als Loyola zu dem Entschluß kam, den Jesuitenorden zu gründen, war die Reformation im besten Zug, sich nicht nur über das gesamte Deutschland und den Norden Europas, sondern auch über Frankreich und Italien siegreich auszubreiten.

Die französische Kirche hatte von jeher Neigung gezeigt, der Autorität des Papstes Widerstand entgegen zu setzen, und als Luther auftrat, fielen dort seine Lehren nicht auf unfruchtbaren Boden. König Ferdinand von Oesterreich, der Bruder Kaiser Karls des Fünften, neigte sich stark reformatorischen Gedanken zu; und in Italien predigten und wirkten Bischöfe und Erzbischöfe in evangelischem Sinn und Geist.

Da empfing die katholische Kirche durch die Gründung des Jesuitenordens einen neuen, mächtigen Impuls, der sich in erster Linie am päpstlichen Hofe in Rom, der während der vorhergegangenen Jahrhunderte gänzlich verrottet und zu einem Greuel und Scheuel gworden war, in hierarchischem Sinne reinigend und neuschaffend erwies. Man ist berechtigt zu sagen, daß in dem von Loyola gegründeten Jesuitenorden sich die Gegenreformation der katholischen Kirche verkörpert.

Eine Gegenüberstellung dieser beiden Heroen, des Reformators Martin Luther und des Jesuiten Ignatius Loyola, ergibt wenig innere Berührungspunkte. So weit sie räumlich voneinander das Licht der Welt erblickt haben, der eine in Deutschland und der andere in Spanien, so groß ist die Gegensätzlichkeit beider im Anfang, Mitte und Ende ihres Wesens und Strebens. Man könnte noch hinzufügen: auch die Nationalität und der klaffende Rangunterschied der Familien, aus welchen sie hervorgegangen sind, versinnbildlichen den weiten Abstand ihrer geistigen Lebenssphären: der eine ein Deutscher, der Sohn eines um das tägliche Brot hartringenden Mannes, der andere der Sproß eines in Spanien berühmten Adelsgeschlechtes, baskischen Ursprungs.

Nicht uninteressant ist es indessen, einen Blick auf die Gesichtszüge beider zu werfen, wie sie in noch vorhandenen Bildern von ihnen festgehalten sind. Wenn die im Berliner Münzkabinett befindliche Loyola-Denkmünze eine lebensgetreue Abbildung darstellt, und man von den neueren, idealisierten Lutherbildern absieht und zu einem von Lukas Kranach herrührenden Portät Luthers greift, und diese mit einander vergleicht, so fällt einem sofort auf, daß insofern eine Aehnlichkeit zwischen Luther und Loyola vorhanden ist, als das Charakteristische in beider Zügen eine unbeugsame Willenskraft und unüberwindliche und unverwüstliche Ausdauer andeutet. Stirn, Nase und Kinn sind kräftig und wuchtig ausgebildet, und die Augen tief eingebettet. Wo solche Merkmale vorhanden sind, zeigen sie immer Menschen an, die mit außerordentlichen Fähigkeiten ausgerüstet sind.

Um die Charakteristik der äußerlichen Erscheinung Luthers und Loyolas noch um einen weiteren Strich zu vervollständigen, mag hinzugefügt werden, daß beide von mittelgroßer Statur waren. Während aber Luther bis an seinen Tod sich eines kräftigen Haarwuchses erfreuen konnte, zeigt Loyolas Bild noch aus seinen besten Mannesjahren bereits einen vollständigen Kahlkopf.

Die Jugendjahre Loyolas verliefen in der für einen spanischen Junker damaliger Zeit festgelegten Bahn. Sie weisen nichts auf, das von bestimmendem Einfluß auf die große Wendung in seinem Leben gewesen wäre. Kühnheit und Ruhmbegierde, die den Knaben erfüllten, können wohl kaum als besonders Auszeichnendes betrachtet werden, da sie für einen Sproß aus einer spanischen Adelsfamilie als selbstverständliche Naturanlagen zu bewerten sind.

In seiner Entwicklung zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der katholischen Kirche aller Zeiten sind drei, zeitlich, örtlich und innerwesentlich deutlich abgeteilte Perioden zu unterscheiden. Die erste umfaßt die Ursachen und die Ausführung des Uebergangs vom weltlichen zum geistlichen Leben; die zweite, seine Palästinareise und akademische Zeit; die dritte, die Gründung des Jesuitenordens und Loyolas Ausgang.

Johann Fischart hat in seinem satyrischen Gedicht: „Das Jesuiterhütlein" ein Wort geprägt, das als Ueberschrift für alle drei Perioden gelten kann. Es lautet:

„Was Gott gebeut, deß nicht gedenke;
Preis du dafür der Menschen Ränke."

Loyola ist der Prophet und Apostel, der dem menschlichen Ehrgeiz, der religiösen Ruhmbegierde und der priesterlichen Herrschsucht in einem genial erdachten und großartig ausgeführten System das vollkommenste Werkzeug zur Befriedigung an die Hand gegeben hat. Gottes Gnadenabsichten sind dabei nicht berücksichtigt, wohl aber die Ränke, wie sie in dem verkehrten Menschenherzen aufwachsen.

Neun Jahre später als Luther, im Jahre 1491, wurde Loyola auf dem Stammschloß seines Geschlechts geboren. Die Loyolas gehörten zu den edelsten Familien Spaniens und zählten eine lange Reihe Namen auf, die in den Kämpfen gegen die Mauren berühmt geworden waren. Der Knabe Ignatius, spanisch Iñigo, kannte keine größere Begierde, als daß auch sein Name denen dieser großen und heldenmütigen Ahnen einmal beigefügt werden möge.

Erzogen am Hofe Ferdinands des Katholischen, trat er schon frühe im Dienste des Herzogs von Navaro in das Heer ein und zeichnete sich bald durch Kühnheit und Wagemut aus. „Sein Leben war in dieser Zeit mehr ausgefüllt von Frauendienst und weltlichen Eitelkeiten als von irgend etwas anderem,“ sagt einer seiner Biographen. „In allgemeiner Hinsicht folgte er in seinem Benehmen den falschen Grundsätzen der Welt und verharrte darin, bis in sein neunundzwanzigstes Jahr, als Gott seine Augen öffnete.“ Das war am 21. Mai 1521, als er bei der heldenmütigen Verteidigung von Pampeluna durch einen Kanonenschuß an beiden Beinen schwer verwundet wurde. Die Franzosen, die nachher die Stadt nahmen, ehrten seinen Heldenmut dadurch, daß sie ihn, anstatt gefanden zu nehmen, von französischen Soldaten auf einer Bahre in seine Heimat tragen ließen. —

Damals war Luther vom Reichstag zu Worms zurückkehrend von seinen verborgenen Freunden auf die Wartburg gebracht worden. Er hatte Rittergewandung angelegt und sich in der ungewohnten Umgebung, so gut es ging, heimisch einzurichten begonnen. —

Nach seiner Verwundung folgte für Loyola eine lange und schmerzvolle Leidenszeit.

In seiner Begeisterung für ritterliche Taten und rittterlichen Ruhm suchte er seine Gedanken mit dem Lesen solcher Bücher zu beschäftigen, die von diesen Dingen handelten. Besonders wurde seine Phantasie von einem Buche aufs höchste erregt, das von einem spanischen Schriftsteller geschrieben und im Jahre 1508 erschienen war. Es erzählt die Abenteuer des Ritters Amadis von Gallien. Phantastisch und legendenhaft sind darin die Kämpfe erzählt, die der Held gegen Ritter, Riesen, Zauberer und reißende Tiere bestanden hat.

Durch das Lesen dieses Buches wurde sein Ehrgeiz so aufgestachelt, daß der Romanheld Amatis zum Ideal seines Lebens wurde. Nicht nur wollte er ihn, wenn wieder gesund geworden, nachahmen, sondern ihn an rühmlichen Taten noch übertreffen.

Die Verzögerung der Heilung seiner Wunden machte ihm aber die Erreichung dieses Ideals je länger ju zweifelhafter. An einem seiner Beine, das ganz zerschmettert war, mußte er zweimal operiert werden. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß die Welt zu jener Zeit noch nichts von den segensreichen Wirkungen anästhetischer Mittel wußte; und doch, so ist berichtet, bestand bei der höchst schmerzhaften Behandlung seine ganze Schmerzensäußerung in dem krampfhaften Zusammenballen sei-

ner Hände. Es zeigt dieses, welch eine Willenskraft und Selbstbeherrschung in ihm wohnte.

Die zweite Operation war am Tage vor dem Peter- und Paulsfeste vollzogen worden. Am Abend stellte sich ein so hitziges Fieber bei ihm ein, daß man in der Nacht seinen Tod erwartete. Gegen Morgen ließ jedoch das Fieber plötzlich nach, und seine Gesundung war gesichert. Den unerwarteten Wechsel schrieb Loyola der wunderbaren Hilfe des Apostels Petrus zu, der, wie er sagte, ihm im Traum erschienen sei, ihn mit der Hand berührt und von dem Fieber befreit habe.

Aufs neue hoffte er jetzt wieder auf völlige Genesung, und das Phantom einer glänzenden Heldenlaufbahn nahm wieder sein Denken und Sehnen gefangen.

Wohl las er jetzt mit mehr Eifer und Interesse, die, ohne Zweifel, legendarisch gefärbten Lebensbeschreibungen der Heiligen, besonders die des heiligen Franziskus und des heiligen Dominikus. Sogar ein „Leben Christi," wohl mehr apokryphisch als authentischen Charakters, las er; jedoch, wie besonders bemerkt ist, hauptsächlich aus langer Weile. In seinen Gedanken lebte er wieder ganz in der Welt. Noch war es damals Sitte, daß ein Ritter sich einer Dame zum Minnedienst ergab. Loyola war keine Ausnahme von dieser Regel. Die mystisch-asketischen Anwandlungen, die wie ein schleichendes Fieber sich jetzt bei ihm einzustellen begannen, wurden noch oft von phantastischen Träumereien von Rittertum und Minnedienst unterbrochen. Da malte er sich in glühenden Farben aus, wie er, wenn genesen, mit Ruhm bedeckt, der Herrin seines Herzens gegenüber treten werde. „Sie ist keine Gräfin und keine Herzogin," sagte er, „und dennoch viel edler." Er phantasierte, mit welchen anmutsvollen Gesprächen er sie unterhalten, und wie er ihr seine Ergebung durch die ritterlichen Taten, die er zu ihrer Ehre vollbracht habe, beweisen werde.

Mehr und mehr mußte er jedoch zu der Ueberzeugung kommen, daß es mit seiner Ritterlaufbahn ein Ende habe. Seine Wunden heilten zwar langsam; aber je mehr die Heilung fortschritt, je mehr erkannte er, daß er zeitlebens ein Krüppel bleiben werde. Das zerschmetterte Bein blieb bedeutend kürzer als das andere.

Durch die unsagbar schmerzhaften Leiden ohnedies schon nervös und aufgeregt geworden, setzten jetzt die ekstatischen Zustände häufiger und intensiver ein. Sein Ehrgeiz und seine Ruhmbegierde wurden dadurch auf das religiöse Gebiet geworfen. Wie vorher an den romanhaften Ritter A m a d i s, so klammerte sich jetzt seine Phantasie an die ihm als geistliche Ritter erscheinenden Heiligen: D o m i n i k u s und F r a n z i s k u s an. Und wie er vorher den Amadis an ritterlichen Taten übertreffen wollte, so wurde es jetzt sein heißes Begehren, die beiden berühmten Heiligen an Tugend, guten Werken und Kasteiungen zu übertreffen. Er blieb auch keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß er den Mut und die Kraft in sich hatte, dieses auszuführen.

Schon in den ersten ekstatischen Meditationen seines auf das religiöse Gebiet übergesetzten Geistes sah er die Gegensätze in der geistigen Welt in zwei Heerlagern abgebildet. Und diese militärische Fassung seiner religiösen Begriffe blieb ihm zeitlebens eigentümlich.

Das eine Heerlager sieht er zu Jerusalem, das andere zu Babylon. In dem ersteren befiehlt Christus als der Feldherr, in dem andern Satan. Dort ist alles gut und vollkommen, hier alles schlecht und verdorben. In beiden Heerlagern sind die Truppen zum Angriff bereit. Christus ist ein König, der seinen Entschluß kund getan hat, alle seine Feinde, das sind die Ungläubigen und Ketzer, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Wer unter seiner Fahne kämpfen will, muß mit derselben Speise wie er genährt werden und mit ihm dieselbe Uniform tragen. Er muß sich denselben Entbehrungen und Wachen unterwerfen, und nur nach dem Maße seiner Taten kann er teilhaben an dem Siege und den Belohnungen. Im Angesichte Christi, der heiligen Jungfrau und des ganzen himmlischen Königshofes muß jeder Krieger erklären, daß er getreu dem Feldherrn folgen, mit ihm alle Mühsale teilen, und bei ihm aushalten wolle in wahrer Armut des Leibes und Geistes.

Daß diese Versinnbildlichung auf ganz falscher Grundlage ruht, nämlich auf menschlichem Ehrgeiz und menschlicher Ruhmsucht, ist Loyola vollständig fremd geblieben.

Mit seiner Entsagung bezüglich aller Hoffnungen auf weltliche Ehren und Freuden hing der Entschluß zusammen, sein väterliches Schloß zu verlassen und sich überhaupt von seiner Familie zu trennen. Diesen Entschluß ausführend begann er seine neue Laufbahn mit einer Wallfahrt nach Montserrat. Es war dieses ein Wallfahrtsort ähnlich wie Maria Einsiedeln oder Lourdes. Pilger aus ganz Europa strömten dahin wegen eines berühmten, wundertätig sein sollenden Bildes der Jungfrau Maria. Ob es Loyola aber an Mut gebrach, vor seinen Angehörigen mit seinen Absichten frei hervorzutreten, oder ob er mit der Geheimhaltung seiner Absichten einen besonderen Zweck im Auge hatte, ist nicht ersichtlich. Er gab vor, seinem alten Freunde, dem Herzog von Najaro einen Besuch abstatten zu wollen. Von zwei Dienern begleitet, trat er die Reise an, sprach auch wirklich bei dem Herzog vor; anstatt aber nach Hause zurückzukehren, entließ er vor dem herzoglichen Schluß seine Diener und begab sich nach Montserrat.

Hier legte er während drei aufeinander folgender Tage eine Generalbeichte aller Sünden seines Lebens ab, und als Besiegelung dieser seiner „Buße„ tat er das Gelübde der Keuschheit. Nach dem Vorbild der Vorbereitungen zum weltlichen Ritterschlag hielt er vor dem Bilde der Jungfrau eine Nachtwache und hing zum Zeichen, daß die „Himmelskönigin“ nunmehr die Dame seines Herzens sei, sein Schwert und seinen Dolch an dem Altar des Heiligtums auf.

Bis zu dieser Zeit scheint noch kein bestimmter Plan in ihm gereift gewesen zu sein, in welcher Weise er sein geistliches Rittertum betätigen wollte. Zunächst war es seine Absicht, von Montserrat aus eine Pil=

gerfahrt nach Jerusalem zu machen. Nun grassierte aber zu dieser Zeit gerade die Pest in der Hafenstadt Barcelona, von wo aus er die Meerfahrt antreten wollte. Er entschloß sich daher in dem Dominikanerkloster zu Manresa günstigere Zeiten abzuwarten. Um nicht erkannt zu werden, verschenkte er seine ritterliche Gewandung, die er bisher noch getragen hatte und legte ein rauhes, schlechtes Kleid an, wie es die Einsiedler trugen. die in den zahlreich vorhandenen Höhlen in der Umgegend sich aufhielten.

Sein Aufenthalt in Manresa, der sich schließlich zehn Monate lang hinzog, sollte für sein späteres Leben höchst bedeutungsvoll werden.

Zunächst setzte er hier seine Bußübungen und Kasteiungen in der allerstrengsten Form fort, ohne jedoch Ruhe und Gewißheit über seinen Seelenzustand zu erlangen. Eine Menge Sünden, die er in der Generalbeichte zu Montserrat vergessen hatte zu bekennen, fielen ihm nach und nach ein, und obwohl er sie jetzt alle bekannte, blieben seine Angst und Unruhe ungehoben.

Es sei hier auf die Aehnlichkeit der Seelenkämpfe hingewiesen, wie sie auch Luther im Kloster durchmachte. Aber wie so ganz anders als Loyola geht *er* aus denselben hervor.

Beim Lesen in den Werken der Kirchenväter kam Loyola an eine Stelle, in welcher von einem Heiligen erzählt wird, der durch völlige Enthaltung von Speise und Trank die Barmherzigkeit Gotttes für sich gewonnen und Gnade erlangt habe. Darauf fastete Loyola eine ganze Woche, von einem Sonntag bis zum andern. Sein Beichtvater verbot ihm aber das Fasten, und da er infolge des von Jugend auf ihm eingepflanzten militärischen Geistes auch im Geistlichen den Gehorsam als die höchste Tugend verehrte, so gehorchte er sofort. Wie anders hätte sich wohl seine Geistesrichtung gestaltet, wenn ihm ein so treuer Ratgeber zur Seite gestanden hätte, als wie ihn Luther in dem alten Klosterbruder fand, der ihn auf die Gerechtigkeit aus dem Glauben hinwies!

Es hatte sich für Loyola auch als unmöglich erwiesen, seine Herkunft völlig zu verbergen. Sein außerordentlicher Eifer in den asketischen Uebungen lenkte bald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn; es sickerte auch durch, daß er ein berühmter Kriegsmann und reicher Edelmann sei. Als nun gar die Neugier viele Menschen herbei zog, um ihn zu sehen und zu bewundern, entschloß er sich, in einer arg verrufenen und gefürchteten Höhle in der Nähe von Manresa sich eine zeitlang der Oeffentlichkeit zu entziehen. Kein Mensch hatte es seit undenklichen Zeiten gewagt, die Höhle zu betreten, in welcher unterirdische Gewässer brausten und der kalte Luftzug beständig heulte und stöhnte. Böse Geister ohne Zahl sollten daselbst ihr Wesen treiben.

Der Schrecken dieses Platzes und die grausamen, unnatürlichen Kasteiungen brachten ihn in einen Seelenzustand, in welchem er glaubte, daß er abwechselnd vom Satan gehetzt und gequält, und dann wieder von Christus und der heiligen Jungfrau erfreut und erquickt werde.

Zu einer Zeit, da seine Seelenkämpfe aufs heftigste entbrannt waren, wurde er von einer alten Frau, die er von allen seinen Bekannten als die frömmste und begnadetste hielt, mit dem Hinweis getröstet, daß er nur aushalten solle, Christus werde ihm gewiß nach persönlich erscheinen.

Eine zeitlang blieb ihm unklar, wie das gemeint sei. Während er aber bald nachher wieder einmal Meditationen über dieses Wort nachging, kam er in einen ekstatischen Zustand, in welchem er nicht nur Christus, sondern auch die heilige Jungfrau in leiblicher Gestalt vor sich stehend zu sehen glaubte.

Es bedurfte von diesem Augenblick an nur noch geringe Anstöße, um ihn in ekstatische Zustände zu versetzen und ähnliche Gesichte sehen zu lassen.

Er kehrte jetzt nach Manresa zurück, entschlossen, nie mehr in sein vergangenes Leben zurück zu schauen, und die Sündenwunden, die ihn zeitweilig so weit gebracht hatten, daß er mit Selbstmordgedanken umging, je wieder zu berühren. In der so gewonnenen inneren Festigkeit begann er sogar öffentlich zu predigen und zu unterrichten. So weit hatte er nun Klarheit erlangt, daß sein Kriegsdienst in der Gefolgschaft des himmlischen Heerkönigs darin bestehen müsse, Ungläubige und Ketzer in den Schoß der Kirche zurückzuführen.

Schnell folgten noch mehrere Visionen, die seinen Aufenthalt in Manresa bedeutungsvoll machten. Eines Tages aus der Dominikanerkirche kommend, bemerkte er auf der Treppe einen Menschen, der im Begriff war, sein dreisaitiges Musikinstrument zu stimmen. Während Loyola ihn aufmerksam beobachtete und dann den reinen Dreiklang vernahm, geriet er gleich in Verzückung und glaubte, das Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit in greifbarer Gestalt vor sich zu sehen. Er fing an, darüber laut zu weinen und sprach während des ganzen Tages von nichts anderem als von diesem Gesicht. Unerschöpflich war die Menge der Bilder und Gleichnisse, in welchen er das Gesehene deutlich zu machen suchte.

Beim Empfang der Kommunion sah er in der Hostie ähnlicher Weise und eben so plötzlich die beiden Naturen Christi, und bald folgte auch das Anschauen des Geheimnisses der Schöpfung.

Das geschah in folgender Weise. Einmal folgte er dem Lauf eines Flusses ,um eine entfernte Kirche zu besuchen. An einer Stelle, wo das Wasser besonders tief war, setzte er sich an dem Ufer nieder und ließ seine Blicke auf der glatten Fläche ruhen. Der klarblaue Himmel spiegelte sich auf dem Wasser in geheimnisvoller, scheinbar unentlicher Weltalltiefe ab. Sogleich war Loyola wieder in Ekstase, und was er im Geist zu erschauen glaubte, war das Geheimnis der Schöpfung.

Damit war für ihn vorerst der Kreis aller wesentlichen Geheimnisoffenbarungen abgeschlossen. Was ihm bisher durch Unterricht und Belehrung vordemonstriert worden war, und was er auf die Autorität der Kirche hin geglaubt hatte, hatte er jetzt durch inner-persönliches

Anschauen als wirkliche Realitäten erfaßt. Fortan erachtete er weder Zeugnis noch Schriftwort als nötig für seinen Glauben; er war bereit ihn gegen eine ganze Welt zu verteidigen und für denselben Freiheit und Leben hinzugeben.

Eine weitere Frucht seines Aufenthaltes in Manresa war der erste Entwurf in Buchform seiner „Geistlichen Uebungen“ (Exercitia Spiritualia). Er behauptete, daß ihm dabei himmlische Hilfe zuteil geworden sei.

Es lag für ihn jetzt kein Hindernis mehr vor, die längst geplante Reise nach Jerusalem anzutreten. Mit seiner Einschiffung in Barcelona kam die erste Periode seines Entwicklungsganges zum Abschluß.

Eine übersichtliche Vergleichung Loyolas mit Luther, soweit die Krisis in beider Leben, ihre Vorbereitung und Ausrüstung zu ihrem Lebenswerk in Betrachtung zu ziehen ist, ist wohl nicht außer Platz, hier eingeschaltet zu werden.

Der gewaltige Unterschied zwischen beiden besteht zunächst in der Art ihrer Sündenerkenntnis. Bei Luther war dieselbe gewirkt durch Lesen der Schrift und dadurch, daß er sich im Lichte der göttlichen Heiligkeit seiner Verdammungswürdigkeit als Sünder bewußt wurde. Für Loyola hat die Schrift hingegen niemals wesentliche Bedeutung gehabt; er sieht nur den Unterschied zwischen sich und „heiligen“ Menschen, die ihm als Ideal vorschweben. Er empfindet seine Sünden nicht als etwas vor Gott Verdammungswürdiges, sondern als ein Hindernis, das ihn abhält, eben so Großes oder noch Größeres zu vollbringen als jene Heiligen. Darum konnte seine Buße auch nach dem Sinn der Schrift keine echte werden.

Luther hat sich auch kasteit, und wie er sagt, daß, so es möglich wäre, durch „Möncherei“ in den Himmel zu kommen, er vor vielen andern hinein gekommen sein wollte. Als ihm aber die Botschaft zuteil wurde: der Gerechte wird seines Glaubens leben, fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und er erkannte die Nichtigkeit aller Peinigungen des Leibes.

Als hingegen Loyola den Entschluß faßte, an seine Sünden nicht mehr denken zu wollen, war das nicht gewirkt durch die Einkehr des göttlichen Friedens in seine Seele, durch das gläubige Errgreifen der vergebenden göttlichen Gnade in Christus, sondern es war das ein Entschluß seines eigenen Willens. Bei ihm bleibt denn auch im allerschärfsten Gegensatz zu Luther die Verdienstlichkeit der Büßungen und Kasteiungen als etwas Fundamentales bestehen.

Loyola lebte beständig in einer unwirklichen Welt voll Ekstasen und Visionen. Die Phantasmen, die sich dabei in seiner Seele verdichteten und fixiert wurden, waren ihm göttliche Offenbarungen, denen er darum auch die größte Bedeutung beimaß.

Wie nüchtern, vernünftig und wahr hebt sich dagegen die Gestalt Luthers mit dem starken Glauben an die Versöhnungskraft des Blutes

Christi und mit dem mächtigen Halt an dem klaren Schriftwort von dem Hintergrund eines so krankhaften, schwülstigen Visionenkultus ab!

Es ist nicht zu verwundern, daß aus Krisen von solch wesentlich verschiedener Natur Persönlichkeiten hervorgingen, die in ihren Geistesrichtungen diametral einander gegenüberstehen. In Luther tritt uns eine freie, kühne und mächtige Menschlichkeit entgegen, die von dem Geist des Evangeliums durchdrungen und getragen ist, während sich in der Person Loyolas eine dämonisch-unheimliche und doch wieder zauberhaft-verführerische Macht verkörpert.

II.

Im Januar 1523 trat Loyola von Barcelona aus seine Reise nach Jerusalem an. Es war seine Absicht, im heiligen Lande zu bleiben, dortselbst die Christen zu größerem Eifer für die Kirche zu begeistern und unter den Ungläubigen missionarisch zu wirken. Es scheint, daß der Plan, auf eigene Faust Heidenmission zu treiben und diesem Werk sein Leben zu weihen, ihn damals ganz erfüllt hat. In einer Vision hatte er zu Jerusalem das Heerlager des himmlischen Heerkönigs gesehen, und von hier aus wollte er als Kreuzritter, anlehnend an die Mythe von der Tafelrunde des Königs Artus, auf Abenteuer ausziehen und Taten der Tapferkeit und des Edelmutes vollbringen; alles natürlich aufs Geistliche übertragen.

Es ist also vorerst noch nicht mehr als embryonisch in seiner Vorstellung vorhanden, durch was sein Lebenswerk später in ganz anderer Gestaltung seine Bedeutng erhalten hat. Hinsichtlich der Gefahr, die der römischen Kirche vonseiten der deutschen Reformation drohte, scheint er damals noch vollständig ahnungslos gewesen zu sein; was leicht zu begreifen ist. In den Kreisen, in denen er aufgewachsen war und soweit gelebt hatte, mag man von Luther und seinem Kampf gegen das Papsttum wenig Kenntnis gehabt haben, da wohl in Spanien von der geistlichen Zensur alle Nachrichten aus Wittenberg soviel als möglich unterdrückt oder entstellt worden sind.

Mit Luther hat Loyola die merkwürdige, wenn auch für große Persönlichkeiten meistens zutreffende Erfahrung gemacht, daß der Genius seines Geistes mehr getrieben als treibend nur stufenweise in die Sphäre eingeführt wurde, in welcher er epochemachend werden sollte.

Von Barcelona ging die Reise zunächst nach Rom, wo er sich als unbekannter Pilger einige Tage aufhielt. Die nächste Etappe war Venedig; hier schiffte er sich am 14. Juli ein und kam am 4. September in Jerusalem an.

E folgte nun für ihn eine Reihe herber Enttäuschungen.

Der Provinzial der Franziskaner war in Jerusalem die oberste katholisch-christliche Autorität; er hatte vom Papst die Befugnis erhalten, den Pilgern im heiligen Lande den Aufenthalt zu gestatten oder sie wieder in die Heimat zurückzusenden. Als Loyola ihm seine hochfliegenden Pläne mitteilte, zeigte er nicht das geringste Verständnis für ein solches Unternehmen, und den Fremden wohl für einen überspannten Schwär-

mer haltend, gab er ihm die gemessene Weisung, den Boden des heiligen Landes mit der ersten Schiffsgelegenheit wieder zu verlassen.

Diesem Gebot leistete Loyola unmittelbar Folge. Bereits im Januar 1524 war er wieder in Venedig.

Unverbürgt ist, daß er auf seiner Rückreise nach Spanien auch die Schweiz durchwandert habe. Konrad Ferdinand Meyer läßt ihn in seinem herrlichen Epos: „Huttens letzte Tage" auf der Insel Ufenau einkehren.

Wahrscheinlich ist, daß er, wieder auf spanischem Boden angekommen, mit den „Illuminaten," spanischen „Alumbrados," in Verbindung getreten ist. Aus diesem Kreise kamen wohl auch seine ersten Anhänger. Die Illuminaten wurden übrigens später von der Inquisition grausam verfolgt und schließlich ganz ausgerottet. Der Grund, aus dem sie der Inquisition zum Opfer fielen, ist wohl der, daß sie sich durch den „Geist" über allen Zwang und Drang der kirchlichen Autorität erhaben glaubten. Im 18. Jahrhundert ging in Bayern indirekt aus dem Jesuitenorden ein neuer Illuminatenorden hervor, der in seiner Blütezeit über 2000 der gebildetsten Männer Deutschlands umfaßte. Eine Urverwandtschaft zwischen den Jesuiten und Illuminaten scheint daher tatsächlich vorhanden gewesen zu sein.

Die Erfahrungen, die Loyola während seiner Reise nach Palästina gemacht hatte, erwiesen sich als von der größten Bedeutung für sein ferneres Leben. Als Ritter und Edelmann war nach der Sitte des Landes und der Zeit seine wissenschaftliche Ausbildung wohl nicht weiter als über die einfachsten Elemente hinaus gekommen. Auf der Reise hatte er nun erkennen müssen, daß ohne gründliche wissenschaftliche und theologische Ausbildung, und ohne politischen Einfluß alle seine Unternehmungen trotz brennenden Eifers und rückhaltsloser Hingabe aussichtslos bleiben mußten. Er sah sich daher vor die Alternative gestellt, entweder seine Pläne aufzugeben, oder mit der Aneignung der nötigen Kenntnisse mit allem Ernst zu beginnen. Er entschied sich für das letztere, und obwohl zu dieser Zeit bereits 33 Jahre alt, trat er zu Barcelona in eine Elementarschule ein. Er warf sich zunächst mit der ihm eigenen Energie auf das Studium der lateinischen Sprache. Daneben predigte und lehrte er aber auch, dabei stets als Lehrbuch seine „Geistliche Uebungen" verwendend. In Barcelona gewann er drei Jünger, die jedoch unbekannt und bedeutungslos geblieben sind. Immerhin blieben sie bei ihm in treuer Gefolgschaft und erduldeten mit ihm Verachtung und Verfolgung, so lange er sich in Spanien aufhielt. Ob sie später auch dem Jesuitenorden beigetreten sind, kann nicht gesagt werden.

Nach dreijährigem Aufenthalte in Barcelona ging Loyola mit seinen drei Getreuen nach Alcala, um an der erst kurz vorher gegründeten Universität die Studien fortzusetzen. Hier wurde ihm eröffnet, daß er öffentlich weder predigen noch lehren dürfe, ehe er nicht den vollen vierjährigen Kursus des theologischen Studiums absolviert habe. Unter-

dessen war aber die Inquisition schon auf ihn aufmerksam geworden, und unter der Anklage, ohne obrigkeitliche Erlaubnis gelehrt zu haben, wurde er samt seinen Genossen ins Gefängnis geworfen, in welchem sie sechs Wochen gefangen gehalten wurden. Der Erzbischof von Toledo verwandte sich schließlich für sie, und da auch nichts Ketzerisches gegen sie bewiesen werden konnte, wurden sie wieder entlassen.

Auf den Rat des Erzbischofs wandte sich Loyola jetzt nach Salamanca, um an der dortigen Universität das Studium aufzunehmen. Aber auch hier war die Inquisition bald wieder hinter ihm her und machte ihm Schwierigkeiten.

Daraufhin entschloß er sich, im Jahre 1528, Spanien zu verlassen und sein Glück an der berühmten Sorbonne zu Paris zu versuchen.

Hier mußte er noch einmal von vorne, d. h. mit der Grammatik beginnen. Was er in Spanien gelernt hatte, genügte hier nicht. Nächstdem nahm er die Philosophie auf, und erst nachdem er das Studium derselben bewältigt hatte, wurde er zum Studium der Theologie zugelassen. Obwohl er mit löblichem Fleiß allen diesen Studien oblag, so blieb ihm das doch stets nebensächlich, gleichsam nur Mittel zu einem größeren Zweck. Durch seine Erlebnisse in Spanien mit der Inquisition gewitzigt, schlug er hier einen andern Weg ein, um seinen Zweck zu erreichen. In Paris reifte der Plan, eine Gesellschaft von Männern zu gründen, durch die er seine religiösen Ideen verwirklichen wollte.

In seinen Studien brachte er es im Jahre 1533 zum Magister der freien Künste. Die Ehre dieses akademischen Grades ließ ihn indessen kühl. Er war zu dieser Zeit schon soweit Jesuit geworden, daß ihm überhaupt nichts mehr nahe ging, was nicht von dem Kreis seiner religiös-kirchlichen Ideen eingeschlossen war.

Mit zwei Männern, die mehrere Jahre vor ihm auf die Universität gekommen, aber an Jahren bedeutend jünger waren als er, bewohnte er ein Zimmer in Collegium Sanct Barbara. Der eine war der Savoyarde Pierre Lefevre (Petrus Faber), und der andere der Baske Franz Xavier. Der erstere war von niederer Herkunft. In seiner Jugend hatte er mit seinem Vater in den savoyischen Bergen die Schafe und Ziegen gehütet. Er war der erste, den Loyola an sich kettete. Von Haus aus visionärisch angelegt, fiel er dem überlegenen Geiste Loyolas verhältnismäßig leicht zur Beute. So lange Loyola noch Philosophie studierte, war Faber sein Tutor, und während der jüngere dem älteren half in die Tiefsinnigkeit der aristotelischen Philosophie einzudringen, flößte dieser dem andern die Grundsätze seiner „Geistlichen Uebungen" ein. Er lehrte den jungen Philosophen, der bereits die Priesterweihe erlangt hatte, seine Fehler und Untugenden überwinden. Dabei ging er mit der größten Planmäßigkeit zuwerke. Nicht auf Besserung im ganzen und allgemeinen drang er, sondern indem er ihm eine besondere Tugend zum Erstreben vorhielt, suchte er die derselben entgegengesetzte Untugend in der Seele auszumerzen, und der Reihe nach so fort, bis die Vollkommenheit erreicht war. Hier haben wir überhaupt das jesuitische

Prinzip der Erziehung in einem konkreten Fall vor uns. Das wirksame Mittel jedoch, durch welches jeglicher Zweck erreicht wird, ist die Askese.

Loyola erhielt reichlich Unterstützung sowohl aus Spanien wie auch aus Flandern. Selbstlos teilte er das Empfangene mit dem mittellosen Faber, den er in seine absolute Intimität gezogen hatte. Sie beichteten einander bei jeder Gelegenheit und gingen oft zur Kommunion.

Der andere Zimmergenosse, Franz Xavier, war kein so leichter Fall. Wie Loyola früher selber, so hatte dieser nur weltliche Aspirationen. Er war körperlich schön, besaß ein großes Vermögen, und als der Sproß einer alten ruhmreichen Adelsfamilie hatte er bereits Einfluß am königlichen Hof gewonnen. Loyola war sehr darauf bedacht, ihm alle Ehre angedeihen zu lassen, zu welcher ihn sein Stand berechtigte. Er bemühte sich auch, daß andere, über die er Einfluß hatte, das gleiche taten. Da Xavier an der Universität bereits Vorlesungen hielt, so sorgte Loyola dafür, daß er stets eine möglichst große Zuhörerschaft hatte.

Durch solche persönlichen Liebesdienste verschaffte er sich bald unbegrenztes Vertrauen und unbegrenzten Einfluß bei dem stolzen spanischen Junker, was noch verstärkt wurde durch die Untadelhaftigkeit und strenge Enthaltsamkeit seines Lebens.

Nach und nach gewann er Xavier ebenso vollständig für sich und seine „Geistliche Uebungen," wie es bei Faber der Fall gewesen war.

Nachdem er beide so weit an sich gekettet hatte, daß sie gelobten, ihm in absoluter Ergebung zu folgen, zwang er sie durch die geheimnisvolle Macht seines Geistes drei Tage und drei Nächte zu fasten. Er war ihnen überhaupt ein unerbittlicher und unnachsichtiger Beichtvater; besonders überwachte er Xavier mit aller Strenge, dem er sogar auch die von Jugend auf gewohnten Bequemlichkeiten und Vergnügungen verbot.

Schließlich wurden beide jungen Männer willenlose Werkzeuge in seiner Hand, die er andererseits auch wieder zu Mitwissern seiner geheimsten Gedanken und Pläne machte.

Diesen beiden fügte er nach und nach auf ähnliche Weise, aber immer auf die Charaktereigentümlichkeiten des einzelnen vorsichtig eingehend, noch sechs andere hinzu, die als den Wurzelstock des Jesuitenordens zu betrachten sind. Es waren: Diego Lainez, Alfonso Salmeron, Nikolaus Bobadillo, Claude Jai, Pascal Broet und Simon Rodriguez d'Azendo.

Am 15. August 1534 berief sie Loyola zum erstenmal zusammen. Es war am Vorabend des Festes Mariä Himmelfahrt, als er sie mit sich nahm in die Kirche der Abtei auf dem Montmartre.

Nachdem Faber, der einzige unter ihnen, der soweit die Priesterweihe empfangen hatte, die Messe gelesen hatte, legten alle gemeinsam mit lauter Stimme das Gelübde der Keuschheit und des Verzichtes auf allen persönlichen Besitz ab. Ferner gelobten sie, nach dem heiligen Land reisen zu wollen und sich dort der Mission unter den Ungläubigen zu

widmen. Im Falle dieses aber unmöglich gemacht werden sollte, so wollten sie sich dem Papst zu Füßen werfen, ihm ihre Dienste anbieten und hingehen, wo immer er für gut finden werden, sie hinzusenden. Sie wollten bei solchem Dienst weder Gefahren noch Schwierigkeiten achten, noch irgend welchen Lohn erwarten.

Hierauf reichte ihnen Faber die Kommunion und nahm dann selber die Hostie.

Ein Festmahl, das Loyola hatte bereiten lassen, schloß diese Zeremonien ab.

Das war die eigentliche Geburtsstunde des Jesuitenordens.

Da mehrere Mitglieder der neuen Vereinigung ihre Studien noch nicht beendet hatten, wurde vereinbart, daß alle ihren Aufenthalt in Paris so lange ausdehnen sollten, bis sie miteinander die Reise nach Palästina würden antreten können. Bis zum Januar 1537 sollte dieses möglich geworden sein.

In der Zwischenzeit widmete sich Loyola der Aufgabe, der Ausbreitung der Reformation in Frankreich entgegen zu arbeiten. Durch das Maßlose seiner Kasteiungen wurde jedoch seine Gesundheit so sehr untergraben, daß sein Arzt den dringenden Rat gab, so bald als möglich das mildere Klima seines Heimatlandes aufzusuchen, andernfalls wenig Aussicht auf seine Genesung vorhanden sei.

Mit der Weisung an seine Genossen, im Januar 1537, mit ihm in Venedig zusammenzutreffen, nahm er von Paris Abschied. In Spanien sah er seine Gesundheit bald wieder völlig hergestellt.

Hiermit ist die zweite Periode seines Entwickungsganges zum Abschluß gekommen.

Wie durch den Anschlag der 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg durch Luther der Anfang der Reformation aktuell geworden ist, so ist der Anfang der Gegenreformation innerhalb der katholischen Kirche durch die Gründung des Jesuitenordens ebenfalls aktuell geworden. Diese beiden Ereignisse stellen den Beginn eines Geisteskampfes dar, der sich durch die Gegensätzlichkeit der Kampfesobjekte wie auch der Kampfesweite und der Kampfesmittel scharf charakterisiert.

Bei Luther handelt es sich um das Evangelium von der Vergebung der Sünden im Glauben an den Herrn Jesum Christum. Seine einzige Waffe ist das lautere Gotteswort. „Durch das Wort ist Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, geschaffen," sagt er in seiner „Ermahnung zum Frieden" an die Bauern, „und das Wort muß tun alles Werk, nicht wir arme Sünder." In dem Papsttum, um dessen Reformation sich die Kirche seit Jahrhunderten vergeblich bemüht hatte, sieht er mit klarem Blick das wesentliche Hindernis für die Pflanzung evangelischer Erkenntnis und evangelischen Lebens im Volk; und das Papsttum bekämpft er mit der Genialität seiner mächtigen Persönlichkeit.

Wie himmelweit ist dieses entfernt von den Ideen, die Loyola und seine Genossen erfüllten, als sie innerlich und äußerlich zubereitet und

vorbereitet im Begriff standen, ihre Tätigkeit zu beginnen. Loyola war wie Luther vorher auch in Rom gewesen; aber bereits geblendet durch die Phantasmen seiner ekstatischen Visionen, daß er das Wahre von dem Falschen nicht mehr unterscheiden konnte, stellt er gerade diesem Papsttum in sklavischer Unterwürfigkeit sein und seiner Genossen Leib und Leben zur Dienstleistung dar. Und in völliger Harmonie mit dieser Knechtschaftserklärung sind seine Waffen nicht das Wort Gottes, sondern der entwürdigende Gehorsam unter die kirchliche Autorität und die ebenso bibelferne, widernatürliche Askese.

III.

Der Jesuitenorden war gegründet; aber ausgebildet in Form und Gestalt war er noch keineswegs. Wir haben gesehen, daß mit der Entwicklung Loyolas von einem weltlichen Ritter zu einem fertigen Asketen, die Entwicklung des Jesuitenordens immer parallel ging. Dieses Verhältnis tritt auch in der dritten Periode hervor. In derselben erhielt der Orden seinen permanenten Charakter.

Zur festgesetzten Zeit, im Januar des Jahres 1537, sah Loyola seine Getreuen in Venedig um sich versammelt. Damals war aber gerade zwischen der Republik Venedig und der Türkei Krieg ausgebrochen, und infolgedessen war die Reise nach Jerusalem unmöglich geworden. Loyola hatte aber, wie oben bereits gesagt worden ist, schon in Paris für solche Eventualitäten Vorsorge getroffen. Er führte aber seine Genossen jetzt noch nicht nach Rom, sondern setzte fest, daß sie in Venedig ein Jahr auf günstigere Verhältnisse warten wollten, und erst nach Ablauf dieser Zeit eine endgiltige Entscheidung zu treffen.

Sie hatten in dem Kloster der Theatiner Aufenthalt genommen, und Loyola trat mit dem leitenden Geist dieser Vereinigung, dem Kardinal Caraffa und nachmaligen Papst Paul 4., bald in ein intimes Verhältnis. In dem Spital, das der letztere gegründet hatte, beteiligten sich die fremden Gäste mit der ihnen bereits zur zweiten Natur gewordenen selbstlosen Hingabe an der Pflege der Kranken.

Loyola erhielt einen tiefen Eindruck von den Tendenzen und der Tätigkeit der Theatiner; er hatte aber doch manches an ihrer Art auszusetzen, und er zögerte nicht, Caraffa darüber Vorstellungen zu machen. Der letztere war aber selber eine impulsive Herrschernatur und nicht gewillt, sich von einem unbekannten und einflußlosen Fremden Ratschläge erteilen zu lassen. Die anfängliche intime Freundschaft zwischen beiden ging denn daraufhin gleich wieder in die Brüche.

Es tritt hier zutage, was später und bis in die Neuzeit nicht nur außerhalb der katholischen Kirche, sondern auch innerhalb derselben den Jesuiten so viel Opposition und Feindschaft eingebracht hat. Es ist die Tendenz, sich in alle bestehenden Verhältnisse einzudrängen und einzumischen und dieselben nach ihren Ideen zu gestalten. Es sind das niemals die Eigenmächtigkeiten einzelner, sondern es handelt sich dabei stets um die Durchführung und Geltendmachung der Prinzipien des Ordens.

Nach dem Zerfall mit den Theatinern siedelte Loyola mit seinen Jüngern nach Vicenza über, und von hier sandte er alle Mitglieder der Vereinigung nach Rom, um den Papst des Gehorsams und der Ergebung zu versichern und dessen Erlaubnis zur Priesterweihe aller Mitglieder zu erwirken. Er selber zog vor, in Vicenza zu bleiben, weil er fürchtete, der Kardinal Caraffa möchte aus persönlicher Feindschaft gegen ihn den Zweck der Reise vereiteln.

Der Papst Paul 3. empfing indessen die Gesandschaft wohlwollend und gestatete ihnen bereitwillig, sich von irgend einem Bischof der katholischen Kirche zu Priestern weihen zu lassen.

Es ist darauf hinzuweisen, daß hier die päpstliche Erlaubnis gar nicht nötig gewesen wäre, da irgend ein Bischof Autorität hatte, über die Zulässigkeit zur Priesterweihe zu entscheiden. Daß Loyola trotzdem die Erlaubnis speziell vom Papste erwirkte, zeigt an, daß es seine bestimmte Absicht war, den Jesuitenorden für alle Zeiten der Autorität der Bischöfe zu entziehen und direkt unter die Autorität des Papstes zu stellen.

Als die Gesandtschaft mit dem günstigen Bericht und dem erwarteten Dokument zurückgekehrt war, säumte Loyola nicht länger, für sich und seine Getreuen die Priesterweihe zu erwerben. Auf die päpstliche Anweisung hin hatte es nun auch weiter keine Schwierigkeiten damit.

Nachdem dieses erreicht war bereiteten sie sich durch 40tägiges Fasten und Beten zu ihren priesterlichen Obliegenheiten vor. Hierauf begannen sie in der Stadt öffentlich zu predigen.

An demselben Tage und zu derselben Stunde traten sie an verschiedenen Plätzen auf, stiegen auf Steine oder Karren, schwenkten die Hüte, und lenkten mit schreiender Stimme die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich.

Die äußerliche Erscheinung dieser Prediger und die Art und Weise, wie sie ihre Zuhörer zur Umkehr und Buße aufforderten, war ein ungewohntes Schauspiel in der Stadt. In Fetzen hingen ihnen die Kleider vom Leibe, ihre Angesichter waren vom vielen Fasten und Kasteien hager und eingefallen, und ihre Sprache bestand aus einem nahezu unverständlichen Gewälsch, aus Spanisch, Französisch und Italienisch gemischt.

Erreichten sie damit auch keine greifbaren Resultate, so lenkten sie doch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Mit Predigten, Krankenpflege und Unterrichten der Jugend verbrachten sie in Vicenza die vereinbarte Jahresfrist. Nach Ablauf derselben waren die politischen Verhältnisse im Orient immer noch so verwickelt, daß es auch jetzt noch ungeraten war, die Reise nach Jerusalem zu unternehmen. Sie nahmen von diesem Plan nun ganz Abstand und stellten sich gemäß des Vorbehaltes in ihrem Gelübdem dem Papste zur Verfügung.

Sie beschlossen, die Reise nach Rom auf verschiedenen Wegen zurückzulegen und trafen Vereinbarungen über ihr Verhalten, so lange sie voneinander abwesend sein würden. Diese Vereinbarungen hatten den

Zweck, ihre Lebensführung so einheitlich als möglich zu gestalten. Die Zeit zum Wandern, Essen, Ruhen und Beten sollte von allen auf die Minute eingehalten werden. Nächstdem wurde auch bestimmt, welche Antwort sie auf die Frage: wer sie seien, wohin sie wollten und was ihr Beruf sei, geben wollten. Die Antwort sollte lauten: Wir sind Soldaten des himmlischen Heerkönigs Christus, der auch der Befehlshaber unserer Kompagnie ist. Wir sind zum Kampf ausgezogen gegen die Heere des Satans, das ist: gegen Unglaube, Ketzerei und Laster."

In dem zerfallenen Heiligtum von Storia, etwa fünf Meilen von Rom entfernt, wo er rastete, hatte Loyola eine große Vision, in welcher, wie er behauptete, ein himmlischer Schutz zu allen seinen Unternehmungen zugesichert worden sei.

In Rom angekommen, schienen sich diese Verheißungen aber nicht im entferntesten erfüllen zu wollen. Alle Türen, an denen er anklopfte, blieben verschlossen. Dazu wurde er von einem „persönlichen Feinde," in welchem wohl kein Geringerer als der Kardinal Caraffa zu vermuten ist, der Ketzerei und Zauberei angeklagt. Es wurde ihm indessen nicht schwer, die Grundlosigkeit dieser Anklage zu beweisen; bedenklicher war der allgemeine Widerstand, auf den er überall stieß, und der von drei Kardinälen herrührte, die zu den einflußreichsten Beratern des Papstes zählten.

Ein Mann von geringerer Willenskraft und Ausdauer als Loyola hätte diesen Schwierigkeiten gegenüber die Aussichtslosigkeit seiner Pläne einsehen müssen. Loyola aber „setzte seine eindringlichen Vorstellungen beim Papste fort, und mit desto größerer Zuversicht betete er zu Gott, denn er zweifelte nicht an dem schließlichen Erfolg seiner Sache. Er gelobte Gottt, 3000 Messen zu lesen als Dank und Anerkennung für die Gnade, die er von seiner himmlischen Majestät zu erlangen hoffte."

Die in den germanischen Ländern fortwährend sich ausbreitende Reformation veranlaßte schließlich den Papst, den Vorstellungen Loyolas nachzugeben, und trotz des Widerstandes der drei Stimmen im Kardinalskollegium, am 27. September 1540, in einer Bulle (Regimini militantis ecclesiae) den neuen Orden, wie auch dessen Namen: „Gesellschaft Jesu," zu sanktionieren. Die Beschränkung, die in dieser Bulle noch enthalten war, nämlich, daß der Orden nie mehr als 60 Mitglieder zählen durfte, wurde schon nach drei Jahren wieder aufgehoben.

Der Orden war aber auch jetzt noch nicht vollständig; es fehlte ihm noch das organische Haupt. Um dieses zu schaffen, traten die sechs ursprünglichen Mitglieder zusammen. Sie entwarfen zunächst eine Konstitution, in welcher die Machtbefugnisse des „Generals," wie in Anlehnung an die Idee einer militärischen Organisation, der Präsident der Gesellschaft genannt wurde, niedergelegt waren. Wie absolut und weitgehnd diese Machtbefugnisse gedacht waren, läßt sich daraus ersehen, daß der „General" von allen Mitgliedern so geachtet und geehrt werden sollte, als ob Christus selber in seiner Person gegenwärtig sei.

Diese Konstitution wurde vom Papst anerkannt.

Nun wurde zur Wahl geschritten. Dieselbe fiel einstimmig auf Loyola. Einer der älteren Mitglieder, Salmeron, begründete seine Entscheidung auf seinem Stimmzelttel mit folgenden Worten: „— denn er hat uns alle in Christo gezeugt und mit seiner Milch als Kindlein gesäugt, und so wird er uns auch jetzt mit der festen Speise des Gehorsams erziehen und zu den fetten Wiesen des Paradieses geleiten."

Loyola weigerte sich anfangs, die Ehre anzunehmen; aber nachdem auch eine zweite Wahl dasselbe einstimmige Resultat ergeben hattte, und sein Beichtvater, der Franziskaner Theodorus in ihn drang, „dem Ruf Gottes nicht zu widerstehen," fügte er sich.

Dem Papst wurde es bald offenkundig, welch eine gewaltige Macht ihm durch den Jesuitenorden zur Seite getreten war. Er war daher auch immer sehr freigebig mit besonderen Privilegien an denselben. In einer Bulle vom Jahre 1545 erteilte er ihm das Recht, überall zu predigen, Beichte zu hören und alle Sakramente zu verwalten; und wieder in einer Bulle vom Jahre 1549 befreite er ihn von aller Autorität der Bischöfe, und gab ihm die Erlaubnis, selbst mit kirchlich Gebannten zu verkehren. Von den Entscheidungen des Ordens sollten keine Appellationen an irgend eine Instanz, nicht einmal an den Papst Geltung haben.

An diesen unerhörten Privilegien ist zu ersehen, daß auch die höchstfliegenden Pläne, die je in dem phantastischen Geiste des 1521 bei Pampeluna zum Krüppel geschossenen Junkers Loyola entstanden waren, noch bei dessen Lebzeiten sich allumfassend verwirklichten.

Bis zu seinem Tode, der am 31. Juli 1556 eintrat, beschäftigte sich Loyola mit der Vervollkommnung der Ordensregeln, der Ausbildung seiner „Geistlichen Uebungen" (Exercitia Spiritualia) und den Vorschriften für die Inquisition zur Ausrottung der Ketzer. Ausschließlich zur Bekämpfung der deutschen Reformation hatte er das „Collegium Germanicum" in Rom gegründet. Seine Gebeine ruhen in der Hauptkirche des Ordens in Rom. Er wurde 1605 selig und 1622 heilig gesprochen.

Als Loyola starb, erstreckte sich der Jesuitenorden bereits über dreizehn Provinzen und zählte mehr als tausend Mitglieder.

Stellen wir nun noch einmal die beiden großen Heroen des Reformationszeitalters einander gegenüber und überschauen ihre Lebenswerke, wie sie in vollendeter Gestalt in die Geschichte übergegangen sind, so tritt uns zunächst in Luther der Genius des deutschen Volkes entgegen, in seiner furchtlosen Kühnheit, in seiner warmen Gemütstiefe, und in seinem mächtigen Freiheitsdrang. Aber das religiöse Moment ist nicht weniger gewaltig und wuchtig in ihm. Der Christus des Evangeliums und der Schrift überhaupt ist Kern und Wesen seines Glaubens, Hoffens und Wirkens. Darum zerschlägt er mit vernichtenden Streichen alles, was die Papstkirche im Laufe der Jahrhunderte aus unheiligen Beweggründen an die Stelle des Wortes Gottes gesetzt hatte. Was

Paulus als das Fundament des Christentums ergriffen und gelehrt hatte, nämlich: der Gerechte lebet seines Glaubens, das ist auch in Luthers innerstem Bewußtsein das Fundament und der Schlußstein der Kirche; und einer ganzen Menschheit hat er den Weg zu diesem Glauben wieder Bahn geschaffen.

In Loyola, dem zum Romanen gewordenen Spanier, tritt uns anderseits ein Prinzip entgegen, das in seiner grimmigen Feindschaft gegen jeden freiheitlichen Gedanken und gegen das Recht der Individualität, dem germanischen Geiste absolut fremd ist. Loyolas Frömmigkeit ist finsteres Asketentum, seine Mildtätigkeit, so großartig sie sich auch entfaltet, geistliche Lohnsucht und Werkgerechtigkeit, und sein Eifer ist Fanatismus der gefährlichsten und brutalsten Art.

Wir haben gesehen, wie schnell der Papst die gewaltige Bedeutung des Jesuitenordens für das Papsttum selber erkannte, und wie er darum zum geheimen Verdruß vieler Bischöfe demselben ein Privilegium nach dem andern verlieh. Noch zu seinen Lebzeiten konnte Loyola sehen, wie Schritt für Schrittt sein Prinzip in der katholischen Kirche das herrschende wurde.

Schon auf dem Konzil zu Trient trat zutage, daß zwischen dem grausamen Verfechter der Inquisition, Caraffa, und den Jesuiten das vollkommenste Einvernehmen wieder hergestellt war. Wohnte auch Loyola selber dem Konzil nicht bei, so hatte er doch in Lainez und Salmeron Vertreter da, die seine Gedanken so gut an den Mann brachten, wie er es in eigener Person nicht besser hätte tun können. Der Ausgang des Konzils trägt denn auch in deutlicher Prägung den Stempel des Geistes Loyolas.

Mögen die Jesuiten nun auch aus diesem oder jenem Lande ausgewiesen werden, ja sollte es noch einmal zur Aufhebung des Ordens überhaupt kommen, so wird damit wenig erreicht werden; denn die ganze Papstkirche ist von dem Geiste Loyalas durchbrungen, und dieser Geist läßt sich weder ausweisen noch aufheben.

Predigtentwürfe für die Fastenzeit.

Pastor G. Fr. Schuetze.

Vorbemerkung. Für die Fastenpredigten sind eigentlich und naturgemäß Betrachtungen über das Leiden unseres Herrn das Angenehmste und Gegebene. Da jedoch die Gefahr vorliegt, wenn man sich immer nur auf die Leidensgeschichte beschränken wollte, sehr bald sich auszupredigen und flach zu werden, so ist es empfehlenswert, auch zuweilen andere Reihen von Texten zu behandeln, vorausgesetzt, daß der Mittelpunkt aller Predigt stets das Kreuz Christi bleibe.

Von diesem Standpunkt aus wollen auch diese nachfolgenden Entwürfe aufgefaßt sein, die wir zusammenfassen könnten unter das gemeinsame Thema:

Der Christ und das Kreuz.

Invocavit.

Matth. 26, 16.

A. Beginn der Fastenzeit. „Das tat ich für dich! Was tust du für mich?" Daß die Antwort nur nicht heiße, wie bei Belsazar: „Mene, mene, tekel, upharsin!", sondern Freude über einen Sünder, der Buße tut. Das ist der Zweck der Predigt aus den Weltkindern und Namenchristen Gotteskinder und wahre Christen zu machen. Zwar die Predigt allein tut es nicht; denn sonst würde Judas nicht drei Jahre bei Jesu gewesen sein und doch verloren gegangen sein. Er sei uns ein Beispiel.

B. **Daß der Christ noch unter dem Kreuz verloren gehen kann.**

I. Was ging in Judas Herzen vor?

a) Aus dem Leben des Judas ist uns nur wenig bekannt. Er war Simons Sohn aus Karioth in Judäa, ein Geschäft-, Bank- oder Handelsmann, der mit Geld umzugehen wußte, weshalb ihn auch Jesus zum Schatzmeister seiner kleinen Gemeinde machte. Er murrte in Bethania über die Verschwendung der Salbe, verriet den Heiland für 30 Silberlinge, nahm nicht am hl. Abendmahl teil, warf den Hohenpriestern das Blutgeld vor die Füße und erhängte sich.

b) Dennoch muß Judas kein schlechter oder auch nur unbedeutender Mensch gewesen sein, sonst hätte ihm Jesus nicht den wichtigen Posten des Schatzmeisters anvertraut. Jesus kannte ihn wohl und wußte, daß in dem Geld für Judas eine Gefahr lag, aber er wollte ihn lehren, daß das Geld in Gottes Reich nichts ist; wo hätte Judas das können besser lernen, als bei dem, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte? Judas sollte auch lernen, wie viel Gutes mit dem Gelde getan werden konnte.

c) Das ist eben der Punkt, an dem sein Lebensschiff scheitert. Er ist nur dem Namen nach Christ, im Herzen sitzt ihm noch die Fleischeslust und Augenlust. Die kann er nicht bändigen. Mit unsrer Macht ist nichts getan. Aber er will auch nicht. Muß er denn alle unschuldigen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens aufgeben, weil Jesus so lebte? Man könnte ja doch wohl auch ein Christ sein, ohne alle Entbehrungen auf sich zu nehmen, so denkt Judas.

d) Dazu kommt noch das hoffärtige Wesen. Das Reich Gottes denkt Judas als ein weltliches Reich, in dem doch für die Jünger, und besonders für ihn große Ehrenstellen offen stehen würden. So will er Jesus zwingen, sein Reich und seine Herrlichkeit zu offenbaren. Aber Gott läßt sich nicht zwingen.

e) „Ja und nein ist eine schlechte Theologie," auch bei Judas. Nicht wollen, was Jesus will, und selbst etwas wollen, das führt zum Verderben. Judas wollte etwas selbst sein, und in Jesu Reich ist das Kreuz alles, und die Menschen nur insoweit etwas, als das Kreuz in ihren Herzen steht, als Jesus an ihren Herzen Frucht gefunden hat.

II. Was hat denn Jesus für Judas und an Judas getan?

a) Er hat ihn gewarnt in den wiederholten Leidensverkündigungen. Wir gehen hinauf gen Jerusalem, so fängt der Heiland seine Arbeit an Judas an, und so wiederholt der Herr es immer wieder: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden, bis zu jener letzten Mahnung: Einer unter euch wird mich verraten. Mußte ihn das nicht mahnen: Judas, bedenke, was du tust! Caesar rief seinem Brutus zu, als dessen Dolch ihn durchbohrte: Auch du, mein Sohn?! Jesus ruft seinem Judas zu: Mein Freund, warum bist du gekommen?

b) Die persönlichen Warnungen, die der Heiland ihm hat zuteil werden lassen, sollten ihm sagen, daß er auf dem Wege des Verderbens wandele, und ihn bitten, umzukehren. In Bethanien: Lasset sie in Frieden. Was ist das Geld, wenn es sich um Jesus handelt? Judas, bedenke, was sind 30 Silberlinge, wo deine Seele in Gefahr steht! Was du tust, das tue bald! Aber bedenke, daß es demselbigen Menschen besser wäre, er wäre nie geboren. Judas, das verlorne Schaf, dem der gute Hirte treulich nachgeht, während er die 99 in der Wüste läßt.

c) Endlich Jesu Leiden selbst; das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, ist so voll erbarmender Liebe, daß er auch einen Judas nicht hinausgestoßen hätte, wenn er zu ihm gekommen wäre. Wie Petrus noch Erbarmen fand, so wäre auch Judas der Brunnen des Lebens nicht verschlossen gewesen. Jesus ist für alle, für Johannes, wie für Judas, für dich, wie für mich gestorben.

d) Und doch: Judas bleibt ein Weltkind und geht verloren. Er wollte, das seine Sünde. Er suchte ihn zu verraten. Und nachher: Er wollte nicht. Er wollte nicht um Gnade bitten. So ging er hin und hängte sich. Ein erschütterndes Bild davon, wie weit es mit einem Menschen kommen kann, der sich dem Willen Gottes und dem Kreuz entziehen will.

III. Kennst du den Mann?

a) Gibt es auch heute noch Judasse? Judas ist ein Schimpfname geworden. Und doch ist er noch viel besser als mancher, der verächtlich den Namen Judas ausspricht. Noch heute geht so manches Weltkind verloren trotz aller Fastenzeit und aller Fastengottesdienste. So mancher Christ bleibt in seinem Herzen ein Weltkind trotz aller äußerlichen Form.

b) Die Judassünde, die Fleischeslust, ist noch wie vor 1900 Jahren eine Macht, die bekämpft werden muß, weil sie sonst in das ewige Verderben führt. Sie ist noch immer eine von Satans Fallstricken. Die Fleischeslust ist in so manchem Menschen so groß, daß er den Namen Christ trägt und doch verloren geht. Mit „Herr, Herr!" sagen wird das Reich Gottes nicht gewonnen, sondern mit dem Glauben an die Kraft des Blutes Jesu und mit dem Jagen nach der Heiligung, ohne welche niemand kann Gott sehen.

c) Ein Bild des modernen Judas: Die Fleischeslust: Für sich und sein Behagen und Vergnügen ist immer Geld vorhanden. Fastenzeit? Wer fragt heute noch danach! Die öffentlichen Vergnügungsorte sind gerade soweit offen in der Fastenzeit als sonst. Der Ruf der Fasten: Kreuzige dein Fleisch und folge mir nach! verhallt ungehört. Sodann die Hoffart. Man will etwas sein und will etwas zu sagen haben! Und geht es nicht nach dem eigenen Kopfe, dann verläßt man Gemeinde und Kirche und sucht Gelegenheit, daß man Jesum verrate.

d) Bist du solch ein Mann? Gewiß nicht, hoffe ich, sonst wärst du nicht heut hier! Aber wärest du auch zu 99% gut, es fehlt dir doch die große Eins, die dich vollkommen macht, das Kreuz unseres Heilandes. An uns und unserm Leben ist nichts, sondern das Blut Jesu macht uns rein von aller Sünde.

e) Kennst du den Judas? Schaue dich nicht um nach rechts oder links, sondern schaue einwärts, ob da nicht des Judas Fleischeslust und hoffärtiges Leben verborgen ist. Bitte deinen Heiland, daß die Kraft seines Kreuzes auch in dir in dieser Fastenzeit mächtig werde, daß du noch Zeit zur Buße findest, damit dein Ende nicht das Ende des Judas werde.

C. Heut ist der Tag des Heils, jetzt ist die angenehme Zeit. Lasse sie nicht vergeblich dir angeboten werden!

Reminiscere.

Lukas 22, 62.

A. Der heutige Text bietet das Gegenspiel des Vorigen. Sahen wir heute vor acht Tagen das Wunder, daß der Mensch trotz Jesu Nähe verloren werden kann, so dürfen wir heute ein noch viel größeres Wunder schauen, nämlich, wie das Herz, das trotzige und verzagte Ding, sich unter dem Kreuze bekehrt und selig wird. Der Jünger, an dem wir dieses Wunder erleben und betrachten, ist Petrus.

B. **Wie der Christ sich unter dem Kreuz bekehrt und gerettet wird.**

I. Wie der Heiland seine Bekehrung anfängt.

a) Petrus schon drei Jahre ein Apostel und doch noch nicht bekehrt, sondern eigentlich noch ein echtes Weltkind (cf. V. 32). Das zeigt auch der Rangstreit der Jünger und Petri stolze Vermessenheit, daß er mit Jesu in den Tod gehen wolle. Dagegen sein Schwertschlag, sein Nachfolgen in die Höhle des Löwen, den Hohenpriesterpalast scheint doch für eine echte Liebe zu Jesu zu sprechen. Doch es ist nur selbstgerechte Sicherheit, ein übermütiges Spielen mit der Gefahr. Was kann ihm schaden? Ist er nicht Petrus, der Felsenmann? Und doch eine Magd, ein gewöhnlicher Soldat, ein armseliger Sklave, bringen ihn zur Verleugnung. Wie ist das nur möglich? Seine schwache Seite heißt: Moralische Feigheit. Es gibt verschiedenen Mut: Agag, der Amalekiter, der lachend in den Tod geht, und Jesus (Lukas 12, 50), das sind große Gegensätze. Der rechte Mut, der Seelenmut, fehlt Petrus. Die Men-

schenzunge schlägt scharf, und Petrus hat noch nicht gelernt zu gehen durch gute Gerüchte und böse Gerüchte.

b) Was hat nun Jesus getan zu seiner Bekehrung? Wie Kinder nach ihrer Eigenart verschieden müssen erzogen werden, so hat Jesus den Stab Sanft und den Stab Wehe. Für Judas hat Jesus anscheinend viel mehr getan als für Petrus, und doch für Petrus auch genug, um in ihm das Werk der Bekehrung anzufangen. Mit dem einen Blick ist das Werk der Bekehrung erst angefangen, noch nicht fertig. Ein Irrtum, sich auf Pauli Bekehrung vor Damaskus zu berufen, um die plötzliche Bekehrung zu beweisen. Paulus war erst drei Tage blind, ehe Ananias ihn taufen konnte, und Petri Bekehrung sehen wir erst am Ostersonntag. Wo war er die beiden ganzen Tage? Niemand hat es gesehen, er war in der Einsamkeit; wie Jesus in Gethsemane, auf den Knieen mit bitteren Tränen. Die Bekehrung soll wohl einmal fertig werden, aber nicht in einer Minute. Bei Petrus nahm es zwei Tage, aber welche Tage! Und das alles durch einen Blick Jesu.

c) Was sagte ihm Jesu Blick? Mehr als 1000 Predigten. Er sagt: O Petrus, bist du doch gefallen! Nicht das höhnische: Ich habe es ja gesagt!, sondern der tiefste Schmerz, verbunden mit dem innigsten Erbarmen. Kein Vorwurf, kein Scheltwort, sondern der Trost: Fürchte dich nicht, auch für dich gehe ich zum Kreuze. So selig erkoren, so schmählich verloren, sollst du doch noch Rettung finden.

d) Das ist Jesu Botschaft auch für dich in dieser Stunde: Fürchte dich nicht! Glaube nur! Auch für dich steht das Kreuz auf Golgatha.

II. Was folgt nun auf diesen Anfang?

a) Petrus geht hinaus, in die Einsamkeit, nicht in das Gewühl der Welt, wie Judas zu den Hohenpriestern. Warum? Es bildet ein Talent sich in der Stille, und wir dürfen sagen, auch ein Gotteskind. Das Reich Gottes wächst wie ein Samenkorn, daß niemand es sieht. Darum ist Fastenzeit stille Zeit, damit der Mensch Zeit gewinnt zu stiller Einkehr in sich selbst. Im Lärm des Lebens hat man keine Zeit zu stillen Tränen, wie Petrus sie geweint hat.

b) Petrus weinte. Warum? Vielerlei Tränen! Goethes: Wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmelischen Mächte! Reue, Wut, Scham, Schmerz, — was war es bei Petrus? Echte, tiefe, ehrliche Reue! Weh mir, ich bin ein sündiger Mensch! Was habe ich getan? Ich habe mich selbst vermessen in meiner Sicherheit und nun bin ich nichts! — Aber gerade damit ist er dahin gekommen, daß etwas aus ihm wurde und werden konnte. Nun war der alte Mensch, Simon, gekreuzigt und das Kreuz Jesu in seinem Herzen aufgerichtet. Dadurch aber erstand in ihm der neue Mensch, der Kephas, auf dem Jesus konnte seine Gemeinde bauen.

c) O verachte Petri Tränen nicht und schäme dich auch nicht deiner eigenen Tränen. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Selig sind, die da noch weinen können; sie sind noch nicht ganz verhärtet.

Die Träne gleicht dem Frühlingssturme, der die Eisrinde um das harte Herz schmilzt. Die Träne lob ich, die in Schmerzen des Erdenpilgers Wange näßt; Zwar fließt sie herb aus wundem Herzen, von Leid und Kummer ausgepreßt. Doch, wenn im Lenz die Rebe tränet, regt sich in ihr der edle Saft, und wenn ein Mensch vor Jammer stöhnet, erwacht in ihm die beste Kraft. (Gerok.)

C. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden; aber ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder.

Oculi.

2. Tim. 4, 10.

A. Vor acht Tagen die Bekehrung Petri; hier auch eine Bekehrung, aber von Gott ab, zur Welt zurück. Traurig, wenn ein Gotteskind die Welt wieder lieb gewinnt, wie Demas. Wer war Demas? Nach den spärlichen Nachrichten der Bibel ein Gehilfe Pauli, der mit ihm in Kolossae und Laodicaea gearbeitet hat und in weiteren Kreisen Asiens gut bekannt, auch in der Hausgemeinde des Philemon. In den genannten Gemeinden steht er in gutem Andenken; und nun auf einmal die Klage: Demas hat mich verlassen. Aus dem Gotteskind ist wieder ein Weltkind geworden und ist verloren gegangen.

B. **Wie kann ein Christ, trotz des Kreuzes, verloren gehen?**

I. Wie geschieht das?

a) Demas hat den Herrn nicht mit Leibesaugen gesehen, sondern ist durch Paulus bekehrt worden. Aber das ist keine Entschuldigung; denn zuletzt mit Leibesaugen sah ihn Paulus. Diese Entschuldigung hätte noch heute jeder Sünder und Ungläubige. Aber hat Jesus nicht sein Wort hinterlassen, das Evangelium von dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt? Das ist genügend; wie Paulus sagt (Röm. 1, 16): Nicht der Umgang des Leibes mit Christo, sondern das Evangelium von Christo ist eine Kraft Gottes, selig zu machen.

b) Zur Entschuldigung des Demas laßt uns aber auch bedenken, daß Demas, wenn auch ein Kind Gottes, doch kein Engel war. Die treu gebliebenen Engel können nicht mehr sündigen, bei uns Menschen heißt es: Der Gerechte fällt siebenmal und kein Mensch ist so gerecht, daß er nicht sündige, sondern vielmehr: So wir sagen: Wir haben keine Sünde, so ist die Wahrheit nicht in uns. Gerade die Frommen sind viel mehr den Versuchungen des bösen Feindes ausgesetzt als die Bösewichter; denn wer viel hat, von dem wird viel gefordert. Eine starke Festung muß ernstlicher bestürmt werden als eine offene Stadt. So auch Demas vielen Anläufen des Teufels ausgesetzt, und zuletzt gefallen. Woran hat es gefehlt?

c) Am Wachen und Beten. Ob es bei ihm fleischliche Sicherheit oder sträflicher Hochmut, oder Leichtsinn, oder nur ein Augenblick unbewachter Schwachheit war, was seinen ersten Fall verursachte, darüber

sagt die Bibel nichts. Genug, er ist einmal gefallen. Aber das heißt noch nicht: Verloren sein. Vielleicht war ihm die Versuchung auch zu stark geworden; denn der Satan tut gern nach Lukas 11, 25 und dann fällt der Mensch immer tiefer.

d) Es ist nur der erste Schritt, der Mühe macht. Ein Stein, der vom Gipfel des Berges erst einmal gelöst ist, rollt ganz von selber und fällt immer tiefer. Dann geht es nach Eph. 4, 22: eine ewige Kette; zuerst kommt die böse Lust, der Fall; dann kommt der Irrtum, es darf kein Gericht geben, um meiner Sünde willen; gibt es aber kein Gericht, so sündigt der Mensch ungescheut wieder. So sinkt der Mensch immer tiefer, bis er zuletzt dahin kommt, daß er die Welt wieder lieb hat, bis er sagt: Es gibt keinen Gott. Ohne einen Gott kann der Mensch aber nicht sein. So macht er die Welt, den Bauch zu seinem Gott, und von denen sagt Paulus: Welcher Ende ist die Verdammnis.

e) Dann kommen Satans Einflüsterungen: Deine Sünde ist größer, als daß sie dir könnte vergeben werden. Damit kommt die Verzweiflung, die ihn festhält. „Nun ist es zu spät." Um den Stachel des Gewissens zu übertäuben, ergibt er sich der Welt und ihrer Lust, dem Saufen und Schwelgen, nur um nicht erinnert zu werden, um nicht denken zu müssen an seine Sünde.

f) Und damit ist der letzte Schritt getan: Er gewinnt die Welt wieder lieb und ist damit aus der Gnade gefallen. Er hat nach dem Rat von Hiobs Frau getan, hat Gott ins Angesicht gesegnet, d. h. den Abschied gegeben, trotzdem er gerade in Pauli Schule gehört haben mußte, daß auch für den größten Sünder bei Jesu noch Gnade ist.

g) Dafür ist ja Christus gestorben, damit er jeden aus den Wellen der Sünde herausreißen kann, wie einst den sinkenden Petrus. Er gibt ein Bild: Ein Kreuz in tobender Meeresflut; ein Mensch hat es umklammert und ist gerettet. Eine Hand aber sieht man aus dem Wasser herausgreifen in die leere Luft und wieder versinken. Darum: Du und ich, wir beide wollen nach dem Kreuze greifen, da ist für uns die Rettung. (Vgl. die eherne Schlange.)

II. Wie kann das verhütet werden?

a) Wir selbst können uns nicht bewahren davor, daß wir die Welt nicht wieder lieb gewinnen; denn wir haben zu kämpfen mit den Fürsten und Gewaltigen, den bösen Geistern. Die sind uns zu stark, die bösen Geister der Eigenliebe, der schlimmen Lust, der Verführung. Aber du brauchst auch den großen Kampf nicht allein zu kämpfen, sondern

b) Der in dir angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden auf den Tag Jesu Christi. Im Kampfe sucht man gerne Verbündete, besonders wenn man gegen übermächtige Feinde zu kämpfen hat. Auch unsere Feinde sind zahlreich, der Teufel, die Hölle, der Tod, die Sünde, die Lüge, die Welt, unser Fleisch; gewiß ein furchtbares Bündnis! Gott sei aber Dank, daß wir, wie der alte Ziethen: Wir haben einen Alliierten, der alte Gott lebet noch!

c) Darum gab er ja seinen Sohn in Leiden und Tod, um uns beistehen zu können. Durch Christi Tod ist uns die Waffenrüstung gegeben, die Eph. 6 beschrieben ist. Ist uns die Rüstung zu schwer, so ist, wie Siegfried in der Tarnkappe dem König Gunther beistand, Christus uns unsichtbar zur Seite. Er führt den Kampf; Gott wird für euch streiten und ihr werdet stille sein. Nur mir nach, spricht Christus, unser Held.

d) Aber können wir selbst denn gar nichts tun? Demas hat mich verlassen! Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen, sondern treu bleiben dem Worte Gottes und der Kirche Jesu Christi. Laßt uns treu bleiben bis in den Tod, treu bleiben in der Apostellehre, der Gemeinschaft, dem Brotbrechen, dem Gebet. Apg. 2, 42. Diese vier Punkte sind wichtig, damit nicht das Böse über uns Gewalt gewinnt und wir trotz des Kreuzes nicht verloren gehen.

e) Und hat die Welt lieb gewonnen. Stellt euch nicht dieser Welt gleich, Röm. 12, 2; 2. Petri 1, 4; 1. Joh. 5, 4. Leget den vorigen eitlen Wandel ab. Schauet an das Leiden unseres Heilandes und stärkt damit das andere, das sterben will. So werden wir den Sieg behalten, ob wir gleich angefochten werden.

C. Die Hauptsache aber ist und bleibt das Gebet. Gott ist getreu, der macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnt ertragen und nicht wie Demas verloren geht.

Lätare.

Joh. 19, 26.

A. Ganz anders als die drei vorhergehenden Predigten stehen wir heute vor unserm Text. Wir sahen zwei Weltkinder, einer ging verloren, der andere ward gerettet, wir sahen auch ein Gotteskind verloren gehen. Heute sehen wir ein Gotteskind, das am Kreuze nun den Grund gefunden, der seinen Anker ewig hält.

B. Wie steht ein geretteter Christ unter Jesu Kreuz?

I. Ein begnadeter Sünder. Als

a) Jesu sah Johannes unter seinem Kreuze. Das Auge der Liebe sieht scharf. Er sah den Nathanael unter dem Feigenbaum, den Zachäus auf dem Maulbeerbaum, den Petrus im Hofe des Hannas. Er sieht jeden, der sich von ihm sehen lassen will. Wie sollte er Johannes nicht sehen, der als der einzige Jünger neben den Frauen Jesu bis unter das Kreuz nachfolgt?

b) Wie kommt es, daß Johannes der einzige Jünger auf Golgatha ist, wo Petrus sich verbirgt und alle andern spurlos verschwunden sind? Weil er ein Gotteskind geworden ist, der sein Heil in Jesu allein sucht. Das war nicht immer so. Noch als Apostel war er ein Weltkind, der Feuer und Schwefel wollte auf das Dorf in Samaria regnen lassen, das Jesus nicht aufnehmen wollte. Auch seine Bitte um die Eh=

renstelle zur Rechten Jesu, die seine Mutter von Jesus erbitten mußte, zeigt noch den alten Menschen.

c) Aber unter dem Kreuze ist das Alte vergangen. Wann seine Bekehrung erfolgt ist, wer weiß es? Jedenfalls steht er hier unter dem Kreuz als ein neuer Mensch, ein Wiedergeborener oder Bekehrter. Wie sah es wohl in seiner Seele aus?

d) Bittere, ernste Reue darüber, daß seine Sünde mitgeholfen hatte, Jesum in den Tod zu bringen. Da hängt das Lamm Gottes am Kreuze und darunter stand er, für den das Blut floß. Sein Herz voll Pein, voll Selbstvorwürfe, voll Schmerz, daß er Jesus so oft betrübt, so spät geliebt. Aber auch voll gläubigen Dankes: Tausend Dank sei dir, du treues Herz der Herzen.

e) Und nun die Hauptsache: Ist Johannes hier dein Bild oder ist es ein Fremder? Wie stehst du unter Jesu Kreuz? Denke zurück an irgend ein Sterbebett, an dem du gestanden. Wie oft hört man nicht den schweren Seufzer: Ach, wenn ich doch gut machen könnte, wie wollte ich lieben! Und nun nimm an, du hast irgendwie, durch ein Versehen, durch eine Sorglosigkeit, durch ein Unglück Schuld an dem Tode deines Lieben, wie viel bitterer da der Schmerz!

f) So aber stehst du unter dem Kreuze. Du bist der Mann! Ich bin's, ich sollte büßen! Unerträglich wäre der Gedanke, wenn nicht Jesu Erbarmen das Wort gesprochen: Vater, vergib! Aber das ist die Seligkeit, die ein Christ unter dem Kreuz finden kann, daß er der Vergebung seiner Sünde gewiß wird. Nicht mehr ein ungewisses Glauben und Schwanken, nein, hier sehe ich, daß Gnade und Heil auch für den ärgsten Sünder noch vorhanden.

g) Und darum: Wie kann ich genug danken? Alles, was ich tun kann, ist doch so gering, so südig. Nur eins willst du haben, und das will ich dir geben: Hier ist mein Herz! O nimm es gnädig an!

II. Als ein Geliebter Jesu Christi.

a) Nur von fünf Personen wird gesagt, daß Jesus sie liebte, der reiche Jüngling, Lazarus und seine Schwestern und hier Johannes. Warum hat ihn Jesus besonders lieb? Wir Menschen lieben oft nur, wer uns ähnlich in Wesen und Willen, d. h. eigentlich nur uns selbst im andern, oder unsere Liebe ist Gegenliebe.

b) Ist das erstere auch hier der Fall? Kaum! Jesu Liebe ist die erste, die einzige, die große, die alles vermag, auch das trotzige und verzagte Herz zur Gegenliebe zu bringen. In Jesu keine Gestalt noch Schöne, nichts, das unseren Augen gefallen hätte, seine Rede eine harte Rede; wie hätte da Johannes ihn lieben sollen? Wenn das möglich wäre, warum lieben wir Menschen im 20. Jahrhundert nicht mehr, nicht heißer? Nein, Jesus hat Johannes zuerst geliebt, und das hat sein Herz ergriffen, daß er dadurch ein Apostel der Liebe ward. Bekannt ist, daß er im höchsten Alter nur noch das Eine gepredigt: Kindlein, liebet einander!

c) Aber das beantwortet die Frage nicht: Warum hat Jesus den Johannes geliebt? Oder allgemein: Warum hat Jesus uns Menschen überhaupt lieb? Göttlich großes Geheimnis, das wir Menschen nicht ergrübeln können und nicht sollen, das wir aber predigen und glauben wollen, besonders in dieser Fastenzeit, das: Also hat Gott die Welt geliebt. Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde; Christ aber ist für uns gestorben, da wir noch Sünder waren.

d) Und nun die Fastenfrage: Kann Gott dich lieb haben? Den Johannes machte Gottes Liebe im besten Sinne des Wortes liebenswürdig; wie steht es bei uns? Laßt uns doch nicht immer vom Glauben reden, sondern laßt uns Werke haben, d. h. Liebe in der Tat und Wahrheit. Mitleidig, brüderlich, freundlich, sanftmütig, barmherzig, das sind Eigenschaften, die machen uns den Mensch lieb und Gott angenehm. Ein Geliebter Jesu muß auch in seinem Leben Liebe üben.

C. Laßt uns von Christo Liebe lernen, dann treten wir als Gotteskinder an das Kreuz und können sprechen: Liebe, dir ergeb ich mich!

Judica.

5. Mose 18, 15.

A. Die ersten vier Predigten zeigten uns den Menschen unter dem Kreuz, die letzten drei sollen den Blick hinauf lenken zu dem Heiland am Kreuz. Zuerst: Wir schauten hinauf; nun: Was schaut zu uns hernieder?

B. **Christus, der Prophet.**

I. Wie er sich den Menschen als solchen erwiesen.

a) Was ist ein Prophet? Die Weissagungen machen es nicht allein, obwohl sie auch zum Propheten gehören. Jesu Weissagungen sind noch alle wahr geworden. Also auch darin ist er den größten Propheten an die Seite zu stellen. Was hat Mose denn geweissagt in solche Fernen, wie Jesus es tat? Also Jesus nicht nur wie Mose, sondern über Mose. Das Hauptamt des Propheten ist die Erleuchtung, die Verkündigung des Willens Gottes.

b) Seine Leidensverkündigungen: Siehe wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird erfüllet werden alles, was geschrieben ist von den Propheten von des Menschen Sohn. Das erkennt und predigt Jesus als den Willen Gottes zu deinem Heil. Jes. 53. Wer ist dieser Knecht Gottes? Jesus erkennt es, er ist es, der auch diesen Willen Gottes erfüllen muß und soll. Das hat er darum auch den Jüngern vor seinem Leiden immer wiederholt und sich so als den Propheten erwiesen, aber nicht als den trotzigen Propheten, wie Jonas, nicht als den zagenden, wie Elias unter dem Wachholder, sondern schlicht und einfach wie etwas selbstverständliches verkündigt er Gottes Liebeswillen, sein Leiden und Sterben.

c) Dazu kommt noch, worin er alle Propheten übertrifft, die vollkommene Erfüllung des Willens Gottes. Ein Lamm soll sterben für die Sünde der Welt, und Jesus spricht: Ja, Vater, ja, von Herzen gern. Und so geht er dahin, wird matt und krank etc. Damit erweist er sich als den vollkommenen Propheten; denn damit zeigt er uns den Weg, wie wir Sünder aus unserem verlorenen Zustande erlöst werden können und sollen.

d) Endlich auch darin zeigt sich der Heiland als der Prophet, daß er für Wahrheit und Recht bis zum Ende eintritt. Man denke an Johannes den Täufer vor Herodes Antipas, an Jeremias vor König Jojakim. Wie müssen sich da die Großen dieser Welt klein und erbärmlich vorkommen vor der göttlichen Wahrheit. So muß Jesus auch einem Großen, zwar nicht in dieser Welt, aber doch in Gottes Reich, dem Petrus ernst und klar die Wahrheit sagen. Als Petrus ihn vom Leiden abreden will, da muß er es hören: Du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Wie stürzte da Petrus aus allen Himmeln! So soll Jesu Leiden auch uns zu unserer Demütigung dienen, daß wir herunter steigen von unserem hohen Pferde und uns erleuchten lassen von dem Propheten, daß wir erkennen unseren sündigen Zustand, da wir schuldig sind an Jesu Blut.

II. Wie sollen sich die Menschen gegen ihn erweisen?

a) Unser Text sagt: Den sollt ihr hören! Darin liegt alles. Darum:

b) Nicht ihn gleichgültig vorbeigehen lassen. Der Blinde, Bartimäus von Jericho, sei uns darin Vorbild. Er hält an mit Rufen: Jesu, erbarme dich meiner! So auch wir: Jesu, gehe nicht vorbei! Herr, daß ich sehen möge! Oeffne mir die Augen, daß ich erkenne meine Schuld und mein Heil!

c) Auch nicht verachten. Herodes und sein Hofgesinde betrachten Jesus nur als einen neuen, angenehmen Zeitvertreib. Die Kriegsknechte spotten sein: Weissage uns, Christe. Hohepriester und Schriftgelehrte w o l l e n ihn nicht hören und ihm nicht glauben. Sie w o l l e n es nicht merken, daß sie verloren sind, wenn Christi Blut nicht für sie eintritt. Und du? Nein, nicht so! Laß vielmehr die Leidenszeit dir ein Wegweiser sein. Das Strafamt (strafen = überzeugen) zeige dir, daß in keinem anderen Heil.

d) Auch nicht meistern. Petrus will dem Herren das Leiden verwehren aus Liebe; heutzutage mancher aber aus Furcht und Trotz. Weil man den gerechten Willen Gottes fürchten muß, will man auch von dem Liebeswillen Gottes nichts wissen. Menschliche Eitelkeit, Ehrsucht, Fleischeslust opponiert dem Leiden Jesu.

C. Wie aber soll es sein? So, wie die Verse sagen: Marter Christi, wer kann dein vergessen? und: Die wir uns allhier beisammen finden.

Palmarum.

Hebr. 4, 15; 7, 26.

A. Was ist ein Priester? Hebr. 8, 3: Der zwischen Gott und den Menschen steht, der Gott opfert und den Menschen Gaben bringt. Ein solcher ist, wie kein anderer, nach der Weise Melchisedeks, unser Heiland.

B. **Christus, der rechte Hohepriester.**

I. Der Opfernde.

a) Ein Hoherpriester, ein Mittler zwischen Gott und den Menschen. Um aber vermitteln zu können, muß er in derselben Lage gewesen sein, vgl. Madame de Stael: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Was täte ein Priester gut, der nicht wüßte, wie so einem armen Menschen in Versuchung zu Mute ist. Beispiel: Maria Antoinette konnte nicht begreifen, weshalb die Leute nach Brot schrieen, wo man doch für einen Frank so schöne Kuchen kaufen könnte. Wo das Verständnis fehlt, kann nicht die Rede sein von gerechter Vertretung, wie z. B. ein Seemann nicht die Interessen der Farmer vertreten könnte. So aber ist Christus nicht! Sondern allenthalben versucht gleich wie wir. Des Teufels Wege sind immer die alten, Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Wesen. Damit hat er Eva betört, damit betört er uns, damit wollte er auch Jesum betören in der Wüste. Aber da kommt der Unterschied: Doch ohne Sünde. Es gelang ihm nicht; Jesus blieb der Heilige.

b) Doch kann er Mitleiden mit uns haben, weil er in derselben Versuchung gewesen. Wie muß es sein heiliges Herz geschmerzt haben, daß ihn Satan mit solchen Dingen wie das Sorgen um Essen und Trinken versuchen durfte. Aber darum kann er jetzt auch den Armen zurufen: Sorget nicht, alle eure Sorge werfet auf ihn! Oder sehen wir sein schier übermenschliches Seelenleiden in Gethsemane, wo selbst ihn ein Engel stärken mußte, damit er nicht erläge. Darum weiß er, wie es dem Menschen zu Mut ist, der so furchtbar schwer gegen die Versuchung ankämpft und ihr zuletzt doch unterliegt. Darum kann er als der Mittler für uns zum Vater sprechen: Vergib, Vater, den armen Menschen; sie wissen ja nicht, was sie tun; sie sind ja nicht sündlos wie ich.

c) Ja, sündlos ist unser Hohepriester, nicht wie die des alten Bundes nach 7, 27, auch nicht nach 9, 25 f. ein jährlicher Opferer, weil man nie wußte und sicher sein konnte, ob die Erlösung auch wirklich vollbracht sei, sondern einmal in das Allerheiligste gegangen, hat er eine ewige Erlösung gefunden. Im Alten Testament oft der Priester schlechter, als die, welche er vertrat. Im Neuen Testament aber tritt für uns ein der reinste Mensch, den je die Sonne beschienen, denn er war Gott und Mensch.

d) Und darum konnte er auch für uns leiden. Wenn ein Uebeltäter, zu denen Jesus gezählt ist (Jes. 53, 12) gelitten hätte, dann hieße es mit Recht: Er muß leiden, was seine Taten wert sind! Dann: Er

muß für sich selbst leiden und kann nicht für uns leiden. Aber wie steht es mit Jesu: viermal (Luk. 23, 4. 14. 15. 22) wird er in der Gerichtsverhandlung ausdrücklich als frei von aller Schuld erklärt und doch verurteilt. Immer wieder wird Zeugnis abgelegt für Jesus, der Schächer am Kreuz, Pilatus Weib, die Aeltesten, die da spotten: Andern hat er geholfen und kann sich selbst nicht helfen! Aber damit legen sie Zeugnis ab, auch wider ihren Willen, dafür: Einen solchen Hohenpriester sollten wir haben, der alles frei dahin gibt, der aus Liebe sogar wird:

II. Das Opferlamm.

a) Der Priester zugleich das Lamm. Erhaben dünkt uns Abrahams Opfer seines Sohnes, bewunderungswürdig das Selbstopfer des Römischen Konsuls Decius; aber wie viel heiliger ist Jesu Opfer! (Röm. 5, 7—8.) Heilig war sein Leben, heilig ist sein Tod! Was heißt heilig? Was von Gott kommt, zu Gott geht, zu Gott führt. Gewiß ist Jesu Leiden heilig, es kommt von Gott (vgl. Jesu Beten in Gethsemane); es geht zu Gott (vgl. sein letztes Wort: In deine Hände befehle etc.); es führt zu Gott (vgl. das Blut Jesu Christi etc. 1. Joh. 1, 7).

b) Das Lamm ist nicht nur heilig, auch unschuldig, auch darin getreu dem Vorbild des Alten Testaments 2. Mose 12, 5 heißt es: Ein Lamm, da kein Fehl an ist; so auch bei Jesu: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Gewiß, hätten sie es nur vermocht, sie hätten es getan. Trotz der Worte auf der Hochzeit zu Kana, trotz der Verfluchung des Feigenbaumes, trotz der Geißel der Tempelreinigung, müssen sie es zähneknirschend eingestehen: Er hat doch immer recht gehandelt. Auch heute noch, wo die Christusfeindschaft so groß ist, wie je zuvor, das eine wird auch von seinen Feinden noch jetzt anerkannt: Ohne Sünde.

c) Unbefleckt. Man mag innerlich rein sein, aber von außen kann man befleckt werden. Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Bei Jesu aber heißt es: Sie suchten falsch Zeugnis wider ihn, aber sie fanden keins. Ihr Zeugnis stimmte nicht überein. Wie ein Schwan, der mit Schmutz beworfen, untertaucht und in reiner Weiße wieder glänzt, so auch Jesus.

d) Und darum ist er von den Sündern abgesondert und höher denn der Himmel ist. Im Himmel und auf Erden ist nichts zu erdenken, was mit Jesu Opfer zu vergleichen. Jesu Lehre ist groß und herrlich, macht aber nicht selig. Jesu Leben das vollendetste Vorbild alles Menschlichen und Göttlichen, und doch nicht hinreichend zur Erlösung. Jesu Opfertod aber der vermag dich zu erlösen von Sünde, Tod und Hölle.

C. Und das tat er für dich. Verachte nicht die herrliche Gabe, die Gott grade dir gibt, die Erlösung durch sein Blut.

Karfreitag.

Matth. 27, 37.

A. Jesus von Nazareth, der Juden König, nein, nicht also! Sondern dein, mein, aller Welt König! Es sieht nicht so aus, wie er hier als der Allverachtetste und Unwerteste am Kreuz hängt; und doch: Den König hat mein Herz gefunden, wo anders als auf Golgatha? Gegrüßet seist du, o Haupt voll Blut und Wunden. In aller deiner Schmach doch jeder Zoll ein König (König Lear), mein König, "Regem habemus." Ist er auch dein König? Ja gewiß, heut am Karfreitag bekennen wir alle von ganzem Herzen:

B. **Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott und auch wahrhaftiger Mensch, sei mein Herr und König!**

I. Er ist herrlich geschmückt.

a) Jes. 53, 2—3. Beinahe könnte man den Priestern Recht geben, wenn sie spotten: Ein schöner König. Und doch wie herrlich ist er geschmückt. Eine Krone hat er nicht; statt dessen den Dornenkranz; einen Königspurpur hat er nicht; statt dessen einen alten roten Soldatenmantel; statt des Herrscherstabes ein Rohr. Wahrlich, herrlich geschmückt!

b) Und doch: Der Mensch sieht, was vor Augen ist, aber Gott sieht das Herz an. Der edelste Schmuck sitzt nicht außen. 1. Petri 3, 3. Im Krieg ist der schönste Schmuck, den ein deutscher Soldat sich erwerben kann, ein schlichtes eisernes Kreuz. Die Witwe am Gotteskasten hat ja auch des Heilandes Lob erhalten. Sempronia, die Mutter der Gracchen wies auf ihre Söhne als ihren schönsten Schmuck, der Bischof Laurentius von Rom bezeichnete die Armen der Gemeinde als seine köstlichsten Edelsteine.

c) Aller dieser Leute Schmuck ist deshalb so herrlich, weil er ist ein Abglanz der Herrlichkeit Jesu. Das ist aber die Liebe. Kein höherer Ruhmestitel für Jesus als das: Alles für andere, für sich selbst nichts. Das ist Jesu Königsschmuck. Mancher König trägt eine Krone, voll blitzender Diamanten, aber vor Gott sind sie blutrot; denn es klebt an ihnen Sünde, Ungerechtigkeit, Mord. Jesu Dornenkrone hat keine edlen Steine, doch ist sie rot von dem edelsten Blut, von dem jeder Tropfen kostbarer ist als alle Diamanten der Welt; denn jeder davon ist vergossen die ganze Welt zu kaufen, nämlich loszukaufen von dem Tod und der Hölle. Mancher Königsmantel bedeckt ein böses sündiges Herz, aber Jesu alter Soldatenrock legt sich über ein Herz, das die ganze Welt mit aller ihrer Not und Sünde in sich trägt, ein Herz, in dem nichts Böses und Schlechtes zu finden ist. Sein Szepter ist nur ein altes Rohr, aber siehe in seiner Hand wandelt es sich zum Hirtenstabe, mit dem er seine Schäflein weidet und sie zum Wasser des ewigen Lebens führt. Möchten wir den Heiland wohl anders geschmückt sehen? Soll er tragen den Schlangenhelm des Hasses und Mordes, oder eine Krone, die glänzt von den Tränen der Witwen, Waisen und Unterdrückten? Oder möchten

wir in seiner Hand sehen ein Schwert, unter dem die Völker sich verbluten, oder die Geißel des Sklaventreibers? Nein, das sei ferne! In aller Leidensarmseligkeit: Der Herr ist König und herrlich geschmücket.

d) Ihr aber seid Gottes Kinder (1. Petri 2, 9) und als Königskinder müßt ihr auch Königsschmuck tragen. Euer Haupt trage eine dreifache Krone, als Abglanz der Dornenkrone, die alle diese drei Kronen in sich schließt, nämlich Licht, Leben, Liebe. Eure Schultern zwar nicht, aber eure Herzen seien gekleidet in Mitleid und herzlichem Erbarmen. Eure Hände nicht fertig zum Schwert, sondern ausgerüstet mit dem Stab des Glaubens, des Friedens, der Demut. Das ist der Schmuck, den ein Christ am Karfreitag von seinem Heiland geerbt haben muß.

II. Er hat ein Reich angefangen, so weit die Welt ist.

a) Von wenigen Königreichen in der Welt läßt sich ihr Anfang klar und deutlich nachweisen, wie bei Nimrod, dessen Reiches Anfang war Babel. Entweder der Anfang in Märchen und Sagen versteckt, wie bei dem alten Rom, oder wir finden gleich zu Anfang ein geordnetes Staatswesen, wie in Aegypten. Anders aber ist es in dem Reiche, das anders ist als alle Reiche, weil es nicht von dieser Welt ist, dem Himmelreich.

b) Psalm 93, 1 weissagt von dem Anfang dieses Reiches, wie die ganze Geschichte des Alten Testaments nur eine Vorbereitung auf dieses Reiches Kommen ist. Schon in der ersten Weissagung auf Christus, dem Evangelium vom Schlangentreter, erkennen wir eine Vorbereitung auf die Gründung des Reiches, die wir heute erleben dürfen. Ja noch eher, ehe denn die Berge worden, hat Gott von Ewigkeit her beschlossen, das gefallene Menschengeschlecht durch seinen eingebornen Sohn zu erlösen.

c) Und heute sehen wir die Königskrönung in diesem Gottesreiche. Das Wort: Es ist vollbracht! bedeutet die Gründung des neuen Reiches; denn heute hat er die Verheißung erfüllt, der Schlange den Kopf zertreten und den Eckstein zu dem neuen Bau gelegt. Scheinbar verloren und auf immer beseitigt, erringt er doch den herrlichsten Sieg. Noch denselben Tag, wo er am Kreuze hängt, hat er die Seile seines Reiches weiter gestreckt und in dem römischen Hauptmann, der ihn bewachte, nach der Sage ein Deutscher, den Erstling aus den Heiden gewonnen.

d) Das war der Anfang des, was die Schrift sagt: ein Reich soweit die Welt ist. So weit die Welt ist, sind ja auch Menschen, die der Erlösung bedürfen. Fürwahr, ein großes Reich, das keine Grenzen kennt außer seiner Liebe. Seine Liebe hat aber keinerlei Grenzen und Schranken (Eph. 3, 18). Die Breite seines Reiches die Enden der Erde, die Länge die Fülle der Zeiten, die Tiefe der tiefste Abgrund der Hölle, in den Jesu Liebe hinabreicht, die Höhe die Höhe der Himmel, von der sie herab sich neigt. Das ist das Reich, das wir heute entstehen sehen. Das ist unser König, dessen Untertanen wir sind. Jesus Christus

herrscht als König; a l l e s ist ihm untertänig. Es ist viel schöner, daß wir sagen können: Wir sind Christi Leute, als zu rühmen: Ich bin Amerikaner oder ich bin Deutscher. Wir sind Gottes, und ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?

e) Noch größer ist seine Macht. Nicht nur alles, was auf Erden ist, sondern auch, was unter der Erde und über der Erde ist, soll in dem Namen Jesu die Kniee beugen. Willst du allein dich ausschließen? Komm mit und beuge dein Haupt und deine Kniee vor unserem König, begrüße mit uns heute das Haupt so hoch gekrönt mit höchster Ehr und Zier, der Dornenkrone.

III. S e i n R e i c h b l e i b e t e w i g l i c h.

a) Nebukadnezars Gesicht von den vier Weltreichen und dem kleinen Stein aus der Höhe. Dieser Stein ist das Himmelreich. Alle diese Reiche vergingen, und alle Reiche vergehen. Wir sind in diesen Tagen Zeugen, wie noch mehr als ein Weltreich mag in Trümmer gehen. Aber das Reich Gottes kann und wird nie untergehen. Weshalb?

b) Sein Reich ist nicht von dieser Welt, sein Reich ist die Wahrheit. Joh. 18, 37. Die Wahrheit ist von Gott, aber der Teufel ist der Vater der Lüge. Darum kann die Lüge nicht bestehen. Lincoln sagt: Man kann nicht alle Leute auf immer betrügen. Lügen haben schnelle Beine, aber auch nur kurze Beine. Die Wahrheit dagegen braucht lange Zeit, sich durchzusetzen, aber dann bleibt sie auch ewig.

c) Darum muß auch Christi Reich ewig bleiben; denn wer kann Gott einer Lüge zeihen? Und Gott hat von seinem Sohn geweissagt: Du bist ein Priester ewiglich (vgl. 1. Kön. 2, 45; 9, 5; Luk. 1, 33). So wird es auch noch wahr werden: Alles legt ihm Gott zu Fuß. Heute am Karfreitag erleben wir den Anfang dieser Verheißung; einst an einem seligen Ostermorgen dürfen die Gläubigen und Seligen es in der Stadt der goldnen Gassen schauen, wie die Verheißung wird vollendet werden.

C. Du aber sollst ein Bürger sein dieses Reiches, unser Wandel (d. h. Heimat und Bürgerrecht) ist in dem Himmel. Darum wandelt würdig eurem Berufe, damit wenn einst euer Stündlein kommt, ihr seufzen könnt: Wenn ich einmal soll scheiden und Erscheine mir zum Schilde. Dann wird sich auch einmal für euch euer Karfreitag verwandeln in den hellen Ostermorgen, wenn euch in den Perlentoren das Lamm begrüßen wird: Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Königs Freude. Amen.

S c h l u ß w o r t: In dem Alten Testament sind für die meisten Ereignisse des Neuen Testaments Typen zu finden; so könnte diese Gedankenreihe auch an Beispielen des Alten Testaments ausgeführt werden. So ist Saul ein Vorbild des Judas, Simson des Petrus, Lot oder Eli das des Demas, Abraham oder Noah das des Johannes, während das Prophetentum Jesu an Mose, sein Priestertum an Melchisedek, sein Königreich an Salomo geschildert werden könnte.

The Preacher and his Books.

By a Friend of the Editor's

In discussing the subject of the Preacher in relation to his books, I think I might first of all speak a few words concerning the time element in the preacher's studies. There are so many demands on a pastor that it seems to be well nigh impossible for him to do much reading. And yet he must read or fall into a rut in his preaching. The rut is to be dreaded like a pestilence for it is very near to the dead line, no matter what the age of the preacher may be. He is beset by at least three sources of waste.

1. The waste occasioned by the congregation's lack of conscience on the subject of the value of the minister's time as a student.

2. The waste thru routine duties, some of which make great demands upon his time, and yield very meager results.

3. The minister's own waste of his time.

The first of these sources of waste is well known to every pastor. Many congregations know that the minister is a very busy man on Sunday, but they do not seem to be aware of the fact that he ought to be a busy man thru the week. (This is particularly true of village and rural congregations). Even intelligent people seem to sanction the old fling that the preacher loafs thru the week and labors on Sunday; that while most men work six days and rest on the seventh, he labors on the seventh and rests during the six. In some sections of the country, time is not money at all; the preacher is regarded as a gentleman of leisure, ready to respond to almost any call which might be properly directed to a social entertainer. The genius of the preacher, according to the untutored mind, is that he can preach well without study, that time enters not into his wisdom at all, that one text has no more difficulties for him than another; that all difficulties go down before his ability in the pulpit like wooden soldiers in a row. If he makes a call in a store or in a home he finds difficulty in taking his departure with propriety when entangled in the toils of polite admonition not to be in a hurry, tho he has not been.

The kindness of friends is not to be disregarded; it is the smoothness that dissolves the grit which invades every relationship of life. But for all that the kindness is sometimes of the mistaken variety, and where any mistakes occur in this world there are set thrones for judgment. And we believe the average parishioner thinks his pastor the best hustler who is seen more often on the streets than the one who conserves his time and tries to follow out a plan of study.

But we are all under the dominion of law, and if there is no conscience in the congregation on the subject of the minister's time, he will find himself in the midst of difficulties from which he may

long to seek safety in flight. And there ought to be a conscience on the minister's part to use his time in study to the best advantage when a congregation agrees that such time shall not be invaded by those who have no special reason for so doing.

2. The loss of time thru fruitless duties.

I am sure that we all like to visit and to be visited; that because a friend desires to see us is the best reason why we should desire to see him. Every normal man is a lover of his kind, and a lover of companionship. Some of the most profitable hours of our lives are those spent in the society of our friends and in the home of our people. Society, rather than solitude, is the proper condition for the average man. A glance at the cities will tell us more of the value of society, no matter what poets and philosophers may say of the value of solitude. Not to know and to love man is to set one's self down as a boor and a nuisance. Every Philistine boast of the worthlessness of the masses only reveals that the boaster is proclaiming his own superiority, and all sensible people will set him down as a consummate egotist. So I am sure that live ministers are agreed that there are times when visiting and companionships are means of grace.

But there are other kinds of visiting of which this cannot be said, and in this class I would place what is popularly known as pastoral calls. I am a firm believer in pastoral visiting as revealed in the New Testament. I try to do my share of it. I heartily believe that a pastor should be willing to spend and be spent in the service of his people; that is why he preaches, that is what he is paid for, that is why he lives the simple life, so that he may ever be ready to respond. He avoids every entanglement that will hinder him from making full proof of his ministry.

But many pastoral calls ought not to be dignified with such a name. The office that includes them should be known as peripatetic jollying, or promiscuous door-bell ringing, or any name that will describe the aimlessness and the uselessness of such a mission.

Why any congregation should expect its pastor to make a cycle of visits month in and month out, with apparently no other object than to keep his parishioners in good humor, is more than can be accounted for by stalwart flesh and blood. It is the merest child's play; the attempt to keep up what was once a noble work out of which, in our time, the bottom has completely dropped. To many preachers there is no phase of their ministry more irritating or galling than this. It is the basis of more petulance, misunderstandings and dissatisfaction than any other portion of their ministerial labors.

A recent writer in one of the greatest periodicals of the Episcopal Church dubs the pastoral call as a pastoral "cackle."

Many a pastor, yielding to the desires of his congregation, takes up his burden of visits and bears it with a smile on his face and an ache in his heart. Some of the members are likely to say to the minister, "Pastor, you haven't been to see us for a long time." Suppose the pastor should say, "I should be glad to come if there is anything I can do for you." I think in many cases the answer would be, "Oh, no, there is nothing, only our ministers have always called frequently to see us." If a man is not at all interested in "giving attention to reading," if he cares for neither the books nor the parchments, he might as well be going from house to house aimlessly as in doing anything else; but for those who believe that the preacher's time can be spent to better advantage, there is a duty incumbent upon them to help to abolish a system that persists in surviving after its day of usefulness has passed. How much better for us all if the burden of pastoral visiting could be laid upon the congregation and, as in the case of the physician, when the pastor is needed let him be summoned.

Instead of making the push on the door-bell the test of the pastor's interest in the congregation, the ringing of his telephone bell would test the interest of the congregation in him.

There are men who can transform the results of these social calls into sermons; by all means let such calls continue. But for most men they will not contribute anything to his development or to the upbuilding of his parish.

There is legitimate pastoral visiting, let me repeat, and every preacher should do his full share of it; there is a counterfeit pastoral call which should have no recognition in the pastor's calendar.

3. The minister's waste of time.

Here is where he will be his own unsparing accuser. The sins which the parish visit upon his head he can forgive more easily than he can this one. "Redeeming the time," should not only be a sign to the eye, but a challenge to his love of ease. When men under the whip and spur of money-making keep on their desks the sign, "Get Busy," surely the minister without such immediate incentive should gird himself anew every day to follow such a suggestion.

If he is not an early riser, and is where the morning papers are easily accessible the best hours of the morning will soon slip away, and nothing be accomplished. He may make some compensation for this loss by laboring far into the night, but he loses nevertheless.

The candle should be lighted before daylight for the best results. if one be a strenuous student, and never be burned after midnight, so the wise men tell us. The time gets away from us, no matter how great our care.

Of all men the minister should guard his hours with miser care. No man has such an opportunity to soldier his way thru life or to

make every year count, if he is so disposed. If he yields to the attractions rather than to the duties of the hour he will suffer loss.

While he is grappling with the problems of the times he must also be in a contest with his own inertia. Unless we hold ourselves to the high demands of conscience, we shall fail to do what God meant for us to do.

So when we think of the minister as a student and his desire for systematic study, we also think of the many enemies that lie in wait to destroy his noblest resolutions.

Nothing can defeat him so completely or help him forward to an enviable success, as his prodigality or his parsimony in the use of every day.

A very striking instance of what can be done by devoting an hour a day to reading is given in the case of a Rev. Mr. Miller, and reported in a recent issue of one of our preacher journals. The story is best told in Mr. Miller's own words:

"Early last year I resolved to try an experiment of a systematic course of general reading requiring an hour a day during the year. I chose the Bible first, because it is the world's greatest literary classic. I found by reading it ten minutes a day I could go thru it in a year. I found I could read from thirty to forty pages an hour in the ordinary sized volume. Thirty pages a day make 11,000 pages, or 35 volumes of 300 pages each, in a year. Forty pages a day makes 14,000 pages, or 48 volumes of 300 pages each in a year. I chose the latter. I next selected Nicolay and Hay's "Life of Lincoln—ten volumes, that averaged about 475 pages each. By 20 minutes reading a day I have been able to go thru this masterpiece of political biography and statesmanship. A half hour's reading a day was left. Here my professional bias somewhat influenced me. However, I did not decide upon the complete list at the beginning of the year. Here is the list of books (36) including the Bible read during the year on the one hour a day plan:

The Bible.
Life of Lincoln, 10 volumes—Nicolay and Hay.
Critique of Pure Reason—Kant.
The Law of Psychic Phenomena—Hudson.
Our Own and Other Worlds—Hamilton.
Christian Faith in an Age of Science—Rice.
The Crisis—Churchill.
A Moral Antipathy—Holmes.
The Light of the World—Phillips Brooks.
Sermons—Roberston.
Extemporaneous Oratory—Buckley.
A Preacher's Story of His Work—Rainsford.
Jesus Christ and the Social Question—Peabody.

The Christian Ministry—Lyman Abbot.
The Atonement and Modern Mind—Denney.
Sunrise in the Sunrise Kingdom—De Forest.
Quiet Talks on Power—S. D. Gordon.
Quiet Talks on Prayer—S. D. Gordon.
Musical Ministries—Pratt.
Goethe's Faust.
The Working Man and Social Problems—Stelzle.
Ethics of the Dust—Ruskin.
How to Master the English Bible—Gray.
How to Bring Men to Christ—Torrey.
The Christian Faith—Curtis.

This course has revealed to me how little time I ordinarily give to general reading, aside from specific "pulpit preparation."

Books are pretty much like people; some bore you; some merely interest, some repel, a few we admire but never quite understand, while others attract from the first and grow in esteem the longer we know them. As there is an "inner circle" among one's acquaintances so also is there among the books one possesses. In my own library there are some books that I love; books that I am wedded to; books that I should feel lonely and undone without. I hope that I may not tire you as I name a few of these, and briefly touch upon their helpful contents.

"The Incarnate Saviour," by W. R. Nicoll, is a member of my "Inner Circle." When as a student, preparing for the ministry, this book was highly recommended by the professor in homiletics, I jotted down the title on the fly leaf of my "Preparation and Delivery of Sermons," and then and there resolved to own a copy. I carried out that resolution and have found no life of Christ comparable to this. I still go to it for side lights on the "Crises of the Christ," such as "The Temptation," "The Transfiguration," etc., and I am never disappointed. It is quite amazing how very much there is in the way of suggestions, homiletic hints, and interesting comments in each of the 23 chapters of this book. There is a charm, too, in the author's style that I am sensible of every time I read him.

"Men and Books," by Austin Phelps. There are a few authors who always write well. Their name on a title page of a book suffices, and is of itself the best recommendation. In this class of writers Prof. Phelps is a shining mark. Everything he wrote is of peculiar worth-whileness to the preacher. And I think by quite general consent "Men and Books" is held to be his masterpiece. It was surely a very great privilege to have heard these lectures as they were delivered in the author's class room. The pupils who sat under this man were most graciously blest. "Men and Books" is literally crammed full of that quality of reading that is of great inspirational

value to the preacher. In these days when there is a tendency to make an ecclesiastical floor-walker out of the minister it is good to open these pages which at every turn exalt the preaching function and point the road to the truest and most lasting success. Only the highest ideals of sermonic and pastoral duties are to be found in this book. Austin Phelps was of a rare and sensitive nature. The exquisite taste, the gentleness and genuineness of the man give an atmosphere to the book that to me is quite irresistible. Sometimes when I am conscious of a lowering of the standards or a disposition to view with complacence slip-shod ministerial methods, I like to open this volume and permit its atmosphere to pervade me to the end that I may become a "workman who needeth not to be ashamed."

"Yale Lectures on Preaching" (First and Second Series), by Henry Ward Beecher. It is probably true that of the long list of eminent men who have lectured in the Lyman Beecher Course at Yale, the Plymouth preacher has been surpassed in literary polish and scholarly finish and in the niceties of acedemic discourse, but in rare extemporaneous and spontaneous conversational oratory, great power of heart and that touch of nature that makes the whole world kin, the Henry Ward Beecher lectures stand alone and are supreme. I find myself wondering sometimes if there ever lived a man who understood human nature so consummately as did this "Shakespeare of the Pulpit." How thoroly he understood a preacher's problems; every preacher's problems. And how he is able to suggest a solution or point the way out!

"Sermons by Frederick W. Robertson." I made the acquaintance of this work several years before I had a copy of my own. I borrowed the book at various times and from the first it fascinated and influenced me as no other volume of sermons. For lucidity of style, expository value and power of analysis, Robertson's sermons have never been excelled and only rarely equaled. In these days, when the market is crowded with books of sermons largely filled with illustrative material and of the essay, popular platform style, it is worth the preacher's while to study these pages. The perfect genius of the author for outlining or dividing a sermon is not an unqualified blessing to the ministry since the temptation to use them has not always been resisted. Nevertheless I think everyone might greatly profit from a study of the sermons of this master.

"Sermons and Addresses," by John A. Broadus, D. D., L. L. D. John A. Broadus was a great preacher, so great that he very narrowly escaped being one of America's greatest preachers, if indeed he was not such despite the fact that he spent most of his life in a professor's chair. There are nine sermons in this book and seven addresses. On page 85 is a sermon on "Let us have Peace with God," based on Romans 5: 1. It is a good example of Dr. Broadus'

ability to take a doctrinal subject and preach a sermon delightfully simple, practical and entirely free from anything akin to dullness.

"The Habit of Thankfulness," page 45, is a model of pulpit discourse which both instructs and entertains.

I think it was Prof. W. C. Wilkinson who called attention to that quality of "Winningness" in the pulpit style of Dr. Broadus. The pages of this volume reveal that luminous quality and particularly so in the introduction to the various sermons and addresses.

"Recollections of a Long Life," by Theodore L. Cuyler, D. D. I am passionately fond of biography and my library contains a number of treasured volumes of this kind.

These "Recollections" by Doctor Cuyler are charmingly written. I presume most, or perhaps all you have read the volume. I have read it thru several times and every once in a while I pick it up again and read a chapter with as much interest as when I just opened it for the first time.

This book has been a constant inspiration to me in my work as a minister. The author's experience as a young preacher, the description of his travels, the recollections of eminent ministers, such as Beecher, Storrs, Moody, Spurgeon, Guthrie, Newman, Hall and others are peculiarly facinating. The last chapter is the sermon preached by Dr. Cuyler on resigning the pulpit of the LaFayette avenue Presbyterian Church, Brooklyn, after a 30 years' pastorate. The sermon is a fitting close to a book that has not a dull page in it and is as wholesome as it is interesting.

"An Outline of Christian Theology," by William Newton Clark, D. D. When I first read it I experienced a feeling of soul expansion, I fancy somewhat like that Keats felt when he opened Chapman's Homer. Here is a book that one cannot skim over nor race thru. There is gold on every page. There are jewels in every sentence. I confess to much help from this book. It has given me a new insight into some of the deepest themes of the Bible, it has strengthened my faith and illumined some of the dark sayings of Holy Writ. Few ministers, particularly busy city pastors, have the time for reflection and research such as the reverent scholar has, hence the necessity that a great, devout and scholarly work like Dr. Clark's be in every preacher's library.

"The Ministry of the Spirit," by Dr. A. J. Gordon. This doubtless is the most popular book written on the subject, at least none more popular are known to me. Its author was a choice character. His was a Spirit-filled life. For many years this beloved pastor sought with success to impress on his congregation the fact that the Holy Spirit dwells literally in the Christian and that He is ready if he finds a willing people, to oversee and administer all that pertains to the affairs of the body of Christ.

There have been wealthier churches than Dr. Gordon's, churches larger numerically and with statelier edifices perhaps, but it is doubtful if there has been anywhere in modern times a church so intensely spiritual, so genuinely worshipful, and so free from occasions of crticism as was his. The secret of it all was simply this: Dr. Gordon and his congregation looked to God not only for salvation but also for power thru his spirit. Such a man and such a church commend the book, to say nothing of the intrinsic worth of its ten chapters.

Within the confines of a single paragraph, I wish to note now a number of books that I have found exceedingly helpful, books to which I go again and again. Farrar's lives of "Christ" and "Paul." Andrew's "Life of Our Lord." McGiffert's "Apostolic Age." "Self Culture," by J. F. Clarke. "My Study," by Phelps. Chadwick's "Humanity and God." "A Study of Christian Missions," by Clarke. "Where the Book Speaks," by McLean. "Epoch Makers of Modern Missions," by the same author. "The Theory of Preaching," by Phelps. "The Philosophy of the Christian Religion," by Fairbairn. "St. Paul the Traveler," by Ramsey. "History of Christian Doctrine," by Fisher. "The Man in the Book," by Lobingier. The best set of books I have added to my library within a year are the seven volumes of essays by J. B. Brierley, published by the Pilgrim Press of Boston. I give you the titles of the volumes that you may get an idea of their scope:

"The Eternal Religion."

"Our City of God."

"Problems of Living."

"Studies of the Soul."

"Religion and Experience."

"The Common Life."

"Ourselves and the Universe."

The price is 50 cents each, and I unhesitatingly commend them to you as a good investment.

No mention of the Bible has been made, it being assumed that of all books it comes first in the preacher's affections as well as in his program of study. However, this splendid tribute from Henry Ward Beecher may well close this paper: "I owe more to Acts of the Apostles than to all other books put together. I was sent into the wilderness of Indiana to preach among the poor and ignorant, and I lived in my saddle. My library was my saddle bags. I went from camp meeting to camp meeting and from log hut to log hut. I took my New Testament and from it I got that which has been the very secret of any success that I may have had in the Christian ministry."

Editorielle Aeußerungen.

Bitte des Redakteurs.

Es sei dem Redakteur gestattet, hier zunächst eine Vorbemerkung und Bitte auszusprechen. Es fehlt uns augenblicklich nicht an deutschen Arbeiten für das „Magazin" — obwohl auch davon nie zu viel einlaufen — aber sehr an englischem Material. Die Leser wissen, was unsere Absicht in dieser Beziehung ist, und was auch die Generalsynode beschlossen hat. Es ist aber unmöglich, englische Aufsätze zu bringen, wenn die Brüder nicht sich der Mühe unterziehen wollen, sie zu schreiben.

Darum bitten wir an dieser Stelle nochmals dringend, daß Brüder, die schon für andere Zwecke, z. B. Ministerial Associations, englische Referate geschrieben haben, uns solche, wenn passend, zur Verfügung stellen mit der gefl. Angabe, wo sie schon Verwendung gefunden. Aber auch sonst möchten wir bei möglichst vielen wiederholt anregen, daß sie sich darauf prüfen, ob sie nicht etwas Annehmbares in englischer Sprache für das „Magazin" liefern können. Auch würde es uns lieb sein, wenn uns von kompetenter Seite die Namen solcher eingesandt würden, die sie für leistungsfähige Mitarbeiter halten. Und nun ans Werk, und laßt bald die Brieftauben fliegen mit willkommenen Gaben im Schnabel!

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on December 28th, 1917, as required by the Act of October 6th, 1917.

Ist die Feder immer noch mächtiger als das Schwert?

Die Vereinigten Staaten haben das Schwert gezogen und die Feder beiseite gelegt. Man wird an das Wort Mühlenbergs erinnert, der beim Ausbruch des Revolutionskrieges vor seiner Gemeinde den Talar ablegte und unter ihnen stand mit der Uniform eines Offiziers der Vereinigten Staaaten bekleidet. Er sagte: „Es gibt eine Zeit zu predigen (und zu schreiben) und eine Zeit zu streiten. Die Zeit des Predigens ist vorüber, die Zeit des Kämpfens ist gekommen." Eine solche Zeit ist die, in der wir leben. In hunderten von Fabriken wird das Schwert geschliffen, und in 18 großen Armeelagern werden die Hände gelehrt, dieses Schwert zu gebrauchen. Dennoch würde man fehl gehen in der Meinung, daß selbst in dieser Zeit die Macht der Feder, d. i. die Macht des ausgesprochenen Gedankens, auch nur im geringsten abgenommen habe. Man braucht nur an die tägliche und periodische Presse zu denken, deren Hilfe in der Kriegsführung unter keinen Umständen entbehrt werden kann. Ihr Einfluß war groß vor und bei der Kriegserklärung, und ihr täglicher Einfluß ist eben so groß zu dieser Zeit, wo es gilt, den Kriegseifer rege zu erhalten.

Auch ist es nicht zu viel gesagt, daß z. B. die Botschaften und Aeußerungen des Präsidenten, wie sie je und je der Oeffentlichkeit übergeben werden, der Sache der Alliierten so viel wert sind wie manch ein Armeekorps.

Der Geist ist eben stärker als der Körper, er ist die Seele, die ihn

bewegt, und in dem ausgesprochenen Wort tritt der Geist in Tätigkeit. Die Reformatoren haben das wohl gewußt, und Luther insonderheit. Als Franz von Sickingen ihm in schwerer Not im Namen der deutschen Ritterschaft sein gutes Schwert zur Hilfe anbot, wies er es zurück mit der Bemerkung: „Das Wort hat die Kirche erzeugt, das Wort muß sie auch erhalten.“ Seine Schriften: „An den Adel der deutschen Nation“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ haben der Sache des Evangeliums bessere Bahn gebrochen, als die Schwerter aller deutschen Ritter hätten tun können.

Es kam freilich eine Zeit, wo politische und militärische Tätigkeit an die Stelle des Wortes oder der Feder traten. Die protestantischen Fürsten schlossen miteinander den „Schmalkaldischen Bund“ zur Verteidigung der evangelischen Sache sowohl wie ihrer eigenen Länder. Geistiges und Weltliches vermischt sich auf Erden so, daß man nicht immer nur mit geistigen Waffen auskommen kann. Aber das tut der Tatsache keinen Abbruch, daß der Geist höher und stärker ist als der Leib, die Feder mächtiger als das Schwert, Ueberzeugung und Beredung besser als Gewalt. Die streitenden Völker werden alle von der Gewißheit beseelt, daß sie nicht nur um ökonomische und äußere Ziele kämpfen, sondern auch um höhere und geistige, und der Krieg wird nur geführt aus vorübergehender Notwendigkeit, damit nachher das Schwert niedergelegt und die Feder, vernünftige Gründe, moralische Beweggründe und Ziele wieder in ihre Recht treten. Hoffen wir zu Gott, daß das bald sein möge, und daß für lange, lange Zeit die Feder ihre Uebermacht über das Schwert behaupte.

Die Zeit auskaufen.

Der Apostel Paulus gibt den Ephesern (Kap. 5, 16) den Rat, die Zeit auszukaufen und fügt hinzu: Denn es ist böse Zeit. Luther hat übersetzt „schicket euch in die Zeit,“ aber „auskaufen“ gibt den Sinn des Grundtextes besser. Weil es böse Zeit ist, ist es besonders notwendig sie auszunützen. Sie war sehr böse, denn der Apostel ist in Banden und die Kirche geht Gerichten entgegen. In solchen Tagen ist kein Platz für Müßiggänger, in solcher Zeit soll man geistliche Stärkung suchen, wo immer sie zu finden ist. Er führt nicht weiter aus, wie er sich das Auskaufen denckt, aber sein Leben, das vor uns liegt wie das keines andern Apostels, liefert selbst die Illustration dazu. An Leiden und Enttäuschungen war es reich. Das schwere Kreuz seines Lebens war die Verblendung Israels, seines eigenen geliebten Volkes. Dem gegenüber fand er Ruhe nur in dem rastlosen Eifer, das Evangelium des Friedens zu treiben. Der Herr Christus hatte sein Herz so gefangen genommen, daß er mit erhabener Einseitigkeit „nur eine Passion hatte, und die war er“ (Zinzendorf). Hier liegt auch, glauben wir, die Erklärung, warum die ersten Christen jüdischer Nation die furchtbare Katestrophe der Zerstörung Jerusalems und der Vernichtung ihres Staates so mannhaft überstanden. Es war der Triumph des Glaubensgeistes über den Verlust dessen, was dem natürlichen Menschen am teuersten ist.

Demnach scheint das „Auskaufen“ der bösen Zeit dem Apostel darin zu liegen, daß man das Feuer der Trübsal das Gold des Glaubens läutern lassen und sich gegenüber dem Widerstand der Welt umsomehr mit der Waffenrüstung des Geistes umgürte.

Das Wort des Apostels aus der römischen Gefangenschaft ist ein guter Rat für diese Zeit. Sie liegt mit schwerem Druck auf den Völkern. Wo ist Ruhe und Gleichgewicht der Seele zu finden, wie kann man die herzzermürbenden Ereignisse und Gedanken, die auf uns einstürmen, für das innere Leben fruchtbar machen? Des Apostels Rat würde sein: Pflegt euer geistliches Leben wie nie zuvor. Forschet in der Schrift nach Licht gerade für solche Wüstenwanderungen. Gedenket der Propheten, die gerade dann erstanden, wann die Wogen brandeten und die Nationen in Stücke zu gehen drohten, und lernt von der Geschichte der Kirche unter dem Kreuz, und Glaube und Geduld der Heiligen wird euer Teil sein.

Das würde Pauli Rat sein, und wir tun wohl, uns ihn ganz zu Nutze zu machen. Aber dann wollen wir doch bedenken, daß wir nicht ganz so geistlich sind wie der Apostel. Dabei erinnern wir uns auch, daß Paulus dem Timotheus nicht nur empfiehlt nach der Gottseligkeit zu trachten, denn sie sei zu allen Dingen nütze, sondern auch einen so praktisch menschlichen Rat gibt wie den, daß er nicht Wasser allein trinken solle, sondern ein wenig Wein brauchen. Demgemäß ist unser Rat für das Auskaufen der gegenwärtigen, bösen Zeit neben dem Obengenannten folgendes: Erwähle dir einen Gegenstand zum besonderee Studium, etwa dort, wo dich deine Liebhaberei hinzieht, oder wo du Lücken fühlst, oder was augenblicklich besonders im Vordergrund steht, wie z. B. die Psychologie. Es sei was es sei, werde dir bald schlüssig, wähle gut und dann halte fest, ob die „Allies“ siegen oder die Deutschen! Dies gilt für die natürlich, die mit dem bloß praktischen Wirken nicht zufrieden sind. Der Rat ist probat, davon sind wir überzeugt, probiert's und laßt uns hören, wie es wirkt.

Herbstgedanken.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, wird es Winter sein, doch jetzt ist es Herbst. Der „Indian Summer“ ist bei uns. Wer jetzt nicht die Natur aufsucht, bei dem ist irgend etwas nicht in Ordnung. Der Mensch braucht Gemeinschaft mit „Mutter“ Natur zu allen Zeiten. Würde das beherzigt, so wäre die Menschheit gesünder, es gäbe mehr Poeten, mehr Sinnigkeit und Tiefe und weniger oberflächlichen Weltsinn. Wir sprechen von einem „Call of Nature,“ aber die meisten hören diesen Ruf nicht. Denn die Natur ist still, man hört in ihr zuweilen das Heulen des Sturmes, aber meist nur das stille, sanfte Säuseln.

Das ist der erste Eindruck, den man empfängt, dies Schweigen der vielfältigen Stimmen der Welt. Die nächste Folge davon ist, daß die Welt des Innern aufwacht, die Stimme des eigenen Herzens und Geistes läßt sich hören. Man beachte, daß auch der verlorene Sohn drau=

ßen im Felde war, als er in sich ging. Ist es nicht Tatsache, daß, wenn unsere Jugend und auch unser Volk überhaupt mehr Liebe zur Natur hätten, der seichte Alltagssinn und die Vergnügungssucht nicht so allgemein sein würden?

Freilich ist es nicht so leicht, der Natur beizukommen und ihre Sprache zu verstehen. Die Spezialisten, wie Botaniker und Ornithologen, haben es da leichter: Pflanzen und Vögel wenigstens, ein wichtiger Teil der Natur, ziehen ihre verständnisvolle Aufmerksamkeit an. Doch wenige von uns sind solche Spezialisten, und gerade jetzt in der Zeit des Indianersommers ist die Zeit der Pflanzen und Vögel vorüber. Die Farbenpracht von Wald und Feld ist ausgelöscht, die Vögel sind fort. Schon vor Wochen konnte man wahrnehmen, daß wichtige Ereignisse in der Vogelwelt sich vorbereiteten. Nie war z. B. vorher solches Leben unter den Staren, wenn sie sich abends in den Stadtparks einfanden. An ihren hundertfältigen Stimmen und ihrer unerhörten Schwatzhaftigkeit ließ sich bemerken, daß sie mit großen Plänen umgingen. Und so war es. Bald kam die Zeit, wo große Schaaren über unser Haupt flogen von Norden her, schließlich schlossen auch unsere gefiederten Freunde sich an. Wir sahen sie mit Wehmut nach dem warmen Süden ziehen. Auch wir wären ihnen gern gefolgt, aber wir sind keine Zugvögel. Wir können nicht bloß natürlichen Trieben folgen, Pflicht und Notwendigkeit halten uns, wenn Natur und Neigung wohl anders wollten. "Brighten the Corner Where You Are" heißt es in einem englischen Lied, tief ist es nicht, aber es ist verständiger Rat darin. Wer ist glücklicher, die, welchen ihr Geldbeutel erlaubt, im Winter nach Florida oder Californien zu ziehen, oder die beim Lampenschein der langen Winterabende Geistesreisen machen, von denen sie eine reiche Fracht mit nach Hause bringen?

Solche Gedanken geben uns die wandernden Vögel. Doch worin liegt der geheimnisvolle Reiz der Natur als solcher? Wir gehen am Fluß dahin, die Bäume an seinen Ufern sind alle kahl, unser Fuß schreitet über das rasselnde, welke Laub. Zur Seite liegen die Felder, da steht das Korn in Pyramiden aufgeschichtet. Die Arbeit der Natur ist getan, sie rastet und rüstet sich wieder für kommende Aufgaben. Sie nimmt sich lange Zeit dazu, man kann sie nicht treiben und forcieren. Alles geht seinen gesetzlichen Gang, nach dem Gesetz des Wachstums des organischen Lebens. Hier, meine Brüder, ist das reizvolle Geheimnis! Wir stehen vor dem Gesetz des Wachstums, erst das Saatkorn, dann der Halm, dann die Aehre, dann der volle Weizen darin. Sagt nicht unser Herr, so wird es auch im Reich Gottes? Treiben und Drängen hilft nichts, es geht nach dem Gesetz alles Lebens. Das ist Labsal für den müden Geist, das ist frohe Botschaft in dieser hastigen, vorübereilenden, sich keine Zeit gebenden Welt. Eifer ist gut, aber das Naturgesetz herrscht auch in der Geisteswelt, gib dich damit zufrieden. Wenn man so einen Gedanken mitbringt von dem Gang in die Herbstlandschaft, haben wir nicht Gott in seine Werkstatt geschaut?

Kirchliche Rundschau.

Ein Gebet Luthers, als das Schifflein mit Wellen bedeckt war.

Gebetet in der Nacht vor dem Bekenntnis auf dem Reichstag zu Worms.

„Allmächtiger, ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperret sie den Leuten die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Weltweisen. Wie zieht sie so bald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle zu, da die Gottlosen hin gehören, und siehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus; die Glocke ist schon gegossen und das Urteil gefällt. Ach Gott! Ach Gott! O du, mein Gott! Du, mein Gott, stehe du mir bei wider alle Welt, Vernunft und Weisheit. Tue du es; du mußt es tun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu tun. Wollte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist. Stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was fleischlich ist und nach Fleisch schmeckt. O Gott, o Gott! hörst du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgest dich allein. Hast du mich dazu erwählet? Ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß, ei, so walt es Gott; denn ich mein Lebenlang nie wider solche Herren gedacht zu sein, habe mir es auch nicht vorgenommen. Ei, Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, der meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines Heiligen Geistes. Herr, wo bleibest du? Du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein; so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in Gottes Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre; und sollte mein Leib, der doch deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zugrunde und Boden, a zu Trümmern gehen; dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist. Und ist auch nur um den Leib zu tun; die Seele ist dein und gehört dir zu und bleibet auch bei dir ewig, Amen. Gott helfe mir. Amen."

Tragende Hände.

Luther verwendete ganze Stunden zur Fürbitte. Spener betete morgens von 5 bis 6 Uhr und hatte sich hierzu einzelne Personen, Gemeinden, Anstalten vorgemerkt. Oberlin hatte die Namen derer, für die er flehte, an seine Kammertür geschrieben und stellte sich davor. Theodor Fliedner hatte bei seinem oft stundenlangen Gebet einen Papierstreifen um den Finger gewickelt, um keinen Namen zu übersehen. Georg Müller in Bristol erzählte: er habe für einzelne schon 30 Jahre angehalten, aber endlich kam der Erfolg.

Spurgeon hatte in seinem Gebetbuch einen Mann eingezeichnet, für den er 36 Jahre anhielt mit Flehen. Die streng katholische Königin Maria von Schottland sagte: Ich fürchte die Gebete des Johann Knox — des schottischen Reformators — mehr als 10,000 Mann. Scriver erzählt: Seine fromme Mutter habe morgens für ihre Kinder allein, aber laut gebetet; innig gerade auch für ihn, daß Gott sein Studium segnen, ihn behüten und zum Werkzeug seiner Gnade bereiten wolle. Graf H. kehrte abends von auswärts in die Stadt zurück; er war junger Leutnant, ging aber in Zivil. Er holte einen alten Mann ein, der mühsam seinen Schubkarren mit Holz beladen schob. „Ist wohl sehr schwer?" — fragte der vornehme junge Herr. Der Greis wußte nicht, wie ihm geschah — der junge Herr schob die ungewohnte Last im Abenddunkel bis ans Stadttor, gab dem Greis noch ein Geldstück und verschwand. Der Greis hatte ihn aber erkannt. Da erhielt das Bataillon den Befehl zum Ausmarsch gegen den Aufstand der Polen. Bei dem Ausmarsch ritt er als Adjutant neben dem Oberst, sah den Greis und dieser sagte zu ihm: „Herr Leutnant, Sie wird keine Kugel treffen, der alte Kaspar betet für Sie." Unverletzt kehrte der Offizier heim; nach langem Dienst trat er als General in den Ruhestand. („D. Luth.")

Luther's Mother.

Aubertine Woodward Moore writes about Luther's mother in *The Christian Register:*

"The Luther festival of the present year makes timely the mention of the Reformer's mother, a woman of sterling qualities.

"Margaretha Luther was born in Eisenach and was a member of the widely known Lindemann family. From her excellent parents she had received thoro training in the religious and domestic duties regarded essential in her day. Other dower they had none to bestow upon her, as their means barely sufficed for their daily needs.

"She was married in 1479 to Hans Luther, son of a respectable peasant family, who took his young wife to his home village, Möhra, on the northwestern slope of the Thuringian forest. Here the Luthers had been settled for many generations chiefly employed as tillers of the soil. Hans had chosen mining for his means of livelihood, and, finding it less productive in Möhra than farming, soon removed his home to the town of Eisleben.

"Here was born to the young couple November 10, 1483, a son who was christened Martin. Other children followed, and a large family filled the sturdy miner's home. Altho very poor at first, the parents were strong and courageous. Hans faced the dangers and hardships of his calling with a determined spirit, while Margaretha, with stout heart and willing hands, practiced every possible form of industry and economy. Martin remembered seeing her, when he was a small child, carrying fagots home from the woods on her back to make fire for cooking and warmth.

"Margaretha Luther was a person of vivid imagination and keen sensitiveness, the prey to manifold conflicting emotions. Luckily for her, she had a lively sense of humor, which prevented her from being seriously oppressed by sundry superstitions which assailed her from time to time. It was her wont to seek the bright side of life, and meet

her hardest experiences with a smile. A favorite saying of hers, which her son Martin often repeated, was 'If the world smiles not on you and me, the fault is our own.'

"A devoted mother and extremely conscientious in dealing with her children, she had, perhaps, the strongest leaning to her son Martin, whom she called her 'dependable boy.' She agreed with her husband in the exercise of stern discipline in the family, but was as strict with herself as with those for whose welfare she felt responsible. The severity he encountered at home and at school inclined Martin to morbidness in the early stages of his career, for he was as sensitive as his mother. Later he was thankful that rigorous discipline had taught him to put the curb-bit on his passionate temperament. He gives testimony to his love of his parents by using their names in the marriage formula of his service book, namely, 'Hans, wilt thou have Gretchen to be thy wedded wife?' It caused him profound joy when he succeeded in winning their sympathy for his work of reformation.

"Thru the purifying influences of rightly accepted experience, Margaretha Luther grew in strength and wisdom day by day. Moreover, from dire poverty she was gradually lifted into comfortable circumstances. In Mansfeld, where the family had moved from Eisleben, Hans Luther, thru his integrity and good sense, had won the confidence of the community and was appointed to an honorable official position.

"Dame Margaretha henceforth lived a life of comparative ease, enjoying her children and grandchildren. Hans, her faithful life companion, went to his long rest May 29, 1530. Chroniclers narrate how deeply Martin Luther grieved over the loss of his father, but fail to dwell on the sorrow of the loving wife. Facts, however, speak for themselves. Little more than a year after her husband had passed onward, June 31, 1531, she joined him in the great beyond.

"During her last illness matters of serious import kept her son Martin from her side, but his thoughts and feelings at the time are expressed in an affectionate letter he wrote her, commending her to the 'Father and Lord of all consolation,' and assuring her that all her children loved her and prayed for her. It was dated the Saturday after Ascension, 1531.

"When the four hundredth anniversary of Martin Luther's birth was celebrated, a portrait of Margaretha Luther was given to the press, copied from a mezzo-tint in some eighteenth-century volume. The resemblance between this noble woman and her son Martin is very marked. There is firmness and resolution about the lips, rare understanding about the eyes, a certain stubborn look about the inflated nostrils, and love of life about the softly rounded chin. Respect should be paid her memory while honor is being showered upon the memory of her illustrious son, Dr. Martin Luther."

Biography of Dr. Walther, Founder of Missouri Synod.

"Dr. Carl F. W. Walther," by the Rev. D. H. Steffens, Pastor of the Martine Evangelical Lutheran Church, Baltimore. Philadelphia: The Lutheran Publication Society. 1917. Pp. 401.

"This little book," says the author, "can hardly be called a biography. It is but an attempt to say in English what has been said so much better in German by Guenther, Koestring, Hochstetter and Graebner. Whatever merit it may possess belongs to them rather than to this author. The desire to make Walther known to English readers it both the apology for and the justification of its having been written. May it inspire the prompt publication of a real biography of the most commanding figure in the Lutheran Church of America during the Nineteenth Century."

If biography is the history of an individual, presenting a complete picture in bold outline with details and graphic incidents, making the life depicted stand out clear and distinct, we should unhesitatingly speak of the Baltimore pastor's book on Walther as an example of good biographical writing.

From birth to the shadows of death, the long and active life of Dr. Walther is traced sympathetically, faithfully and lovingly. The one strong impression left by the perusal of the book is that Dr. Walther was a giant in Israel, an instrument of God to plant the Church of the Reformation in the German pioneer settlements of the Mississippi valley, to guard its doctrine and precious heritage for the salvation of countless souls who, directly and indirectly, have been led and kept in the faith as once delivered to the saints.

At a distance we are sometimes inclined to forget the tribulations of those who have wrought mightily in positions of leadership in Church and State. We see their labors crowned with God's wonderful blessing and the glory that attaches to their name absorbs whatever of darkness, temptation and other ordeals there may have been in their lives.

Dr. Walther, as every man whose labors have been acknowledged of God as salutary in the Church and beyond the confines of the visible Church, left his impress not only upon the Synodical Conference which he helped to organize, but upon the entire Lutheran Church of America —and who shall say how far beyond its borders? His impress bears the stamp of "Thus saith the Lord." His teaching, preaching and writing are based upon the infallible Word of God. From it he would not depart one hair's breadth, even tho it cost him unpopularity, aspersions and the love of friends. Nothing counted in faith and doctrine but the written Word of God. Like Luther, his prototype, Walther's conscience was bound and held fast with hooks of steel to the teachings of God's Word. Reason, science falsely so-called, public opinion, worldly consideration and intellectual definitions were swept aside before the supreme validity of the Scriptures and the Confessions of the Church of the Reformation.

If anything seems lacking in Pastor Steffen's book, it is the account of Dr. Walther's determinative influence upon the hundreds of students of theology who during the years were privileged to attend his lectures. The mere mention of "Baieri Compendium" conjures up visions of memory to Dr. Walther's numerous students, which vividly recall the lecture room, the fellow-students and the magnetic personality of "Little Walther" himself as the central figure. In his students, Dr. Walther's spirit was faithfully conserved. Thruout the length and breadth of the Synodical Conference, his personal influence has increased with the

passing years, always within the compass of vital orthodoxy and faithfulness to the Confessions of the Church.

If the Lutheran Church of America is democratic everywhere, it owes its spirit of democracy largely to Dr. Walther. For, as Pastor Steffens explains, there were powerful influences at work in the pioneer days to construct an ecclesiasticism, which he restricted successfully and completely overthrew. The doctrine of the priesthood of all believers found in Walther its protagonist in the form of the congregational and synodical organization which he, with his faithful colaborers, established upon American soil. The result of his labors in this direction is that no other branch of the Church of Christ in America is more truly democratic in its organization and methods of government and operation than is the Lutheran Church.

The Rev. Steffen's book is as fascinating, even to the casual reader, as it is well authenticated in its statements and assertions. Walther's life, as thus presented, cannot fail to serve as an inspiration to pastors and people alike and to incline all Christians to honor those who have suffered much for the Lord's sake and wrought valiantly for His Kingdom against the powers of darkness and error even within the Church itself and cause them more zealously to follow their steps. The Rev. Steffens has done a good work in thus faithfully portraying the life of one of God's great servants in such form and with such wealth of detail that Lutherans everywhere will appreciate it with much gratefulness to the modest author.—*G. T. Rygh.*

---

† Professor Georg Heinrich Schodde, Ph. D., D. D. †

Ein langjähriger Lehrer unserer Anstalt in Columbus ist von seiner Arbeit abberufen worden. Herr D. Schodde schloß seinen irdischen Lebenslauf am Samstag, dem 15. September 1917. Er war am 15. April 1854 als Sohn aus Deutschland eingewanderter Eltern in Pittsburgh, Pa., geboren, besuchte als Knabe die Schulen seiner Vaterstand, sodann die Anstalt der Ohio-Synode in Columbus, Ohio, von der er im Jahre 1875 als Kandidat der Theologie entlassen wurde. Da Gott ihm treffliche Gaben verliehen hatte und er das Bedürfnis fühlte, seine Kenntnisse zum Nutzen der lutherischen Kirche, der er als ihr treuer Sohn dienen wollte, nach Vermögen zu vermehren, ging er noch auf zwei Jahre nach Deutschland, wo er auf den Universitäten zu Leipzig und Tübingen seine Studien mit Fleiß und Erfolg fortsetzte und sich namentlich den zum wissenschaftlichen Verständnis der Heiligen Schrift dienlichen alten Sprachen widmete. Von Leipzig, wo er sich besonders der Gunst des bekannten Franz Delitzsch erfreute, brachte er den durch fleißige Arbeit erworbenen Grad eines Doktors der Philosophie heim, weswegen er seitdem innerhalb und außerhalb unserer Synode unter dem Namen Dr. Schodde allgemein bekannt war. Sein erstes Arbeitsfeld fand er in Martins Ferry, Ohio, von wo er im Jahre 1880 als Professor an die Anstalt zu Columbus, Ohio, berufen wurde. Hier wirkte er zunächst als Lehrer der klassischen Sprachen, bis er im Jahre 1896 zugleich zum Professor der Theologie in das theologische Seminar berufen wurde. In diesem Doppelamt hat er dann bis zu seinem Ende mit gewohntem Fleiß treulich dem Herrn und seiner Kirche gedient. Er war von Jugend auf ein äußerst strebsamer und tätiger Mensch, stets bereit, wo es galt, eine der Kirche irgendwie dien-

liche Arbeit zu tun. Bald nach seiner Rückkehr von Deutschland konnte man von ihm Artikel über allerlei theologische, namentlich biblische Gegenstände in verschiedenen Zeitschriften, in der Regel in der englischen Sprache, lesen, und seine Artikel fanden Anklang, vermittelten sie doch Amerikanern, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, gar manches Wissenswerte, was ihnen sonst mehr oder minder unzugänglich geblieben wäre. Er wurde infolgedessen außerhalb unserer Synode gar vielen vorteilhaft bekannt, und zwar dies in höherem Grade als irgend ein anderes Glied unserer Synode. Der Name Dr. Schodde hatte überall einen guten und bekannten Klang, besonders unter den konservativ gerichteten Gliedern anderer kirchlichen Körperschaften, die sich seiner geschickten Angriffe auf die moderne Theologie, die auch bei ihnen Eingang gewann, freuten. Namentlich bekämpfte er die sogenannte höhere Bibelkritik, die er gründlich kannte. In unserer Synode war er jahrelang Mitredakteur am „Lutheran Standard“ und an unserer theologischen Zeitschrift „Zeitblätter — Magazine.“ Besonderen Beifall fand seine im Jahre 1903 erschienene Schrift: “The Protestant Church in Germany.” Er war der Uebersetzer mehrerer semitischen und deutschen Schriften und Mitarbeiter an größeren Werken. Bemerkenswert war an ihm eine ungewöhnliche Rührigkeit und Arbeitsamkeit. Lesen und studieren, unterrichten und schreiben füllten seine Zeit aus. Für seinen Unterricht im College und Seminar suchte er fortwährend neuen, interessanten und nützlichen Stoff zu gewinnen, um seine Schüler möglichst gut für ihren zukünftigen Beruf vorbereiten zu helfen. Wo er einem strebsamen Studenten mit Rat oder Tat dienen konnte, war er nicht nur stets bereit, sondern es gewährte ihm besondere Freude. Einem jungen Menschen die nötigen Elementarkenntnisse einzuprägen hatte er aber weniger Begabung und Lust; ebenso war die Handhabung der Disziplin nicht seine starke Seite. Wer etwas Gründliches lernen wollte, konnte es bei ihm finden; bei wem das nicht der Fall war, der konnte ohne besonderen Nutzen durch seine Klassen gehen. Aber die Treue in seiner Arbeit in der Anstalt, ggen seine Kirche und die ihr anvertraute Wahrheit trotz seiner Abneigung gegen Dogmatik, gegen seine Kollegen und Freunde, sowie gegen seine Familie ist ein Schmuck unsers Dr. Schodde, der ihn mehr ziert als seine bedeutende Gelehrsamkeit und die Ehrentitel, die ihm zuteil wurden; nachdem er 1885 den ihm angebotenen Grad eines Doktors der Theologie aus ehrenhaften Gründen abgelehnt hatte, erhielt er denselben im Juni d. J. vom Mhlenberg College und seiner eigenen Alma Mater. („Theol. Zeitblätter.“)

Ueber die Beiträge der Lutheraner in Amerika für Heidenmission stellt „The Foreign Missionary“ folgende Statistik auf: Wir gruppieren die verschiedenen Synoden nach ihren naturgemäßen Abteilung und klassifizieren sie nach ihren Beiträgen für Heidenmission.

Die erste Gruppe ist die der norwegischen Lutheraner, die die Vereinigten Norweger, die Hauge-Synode, Norwegische Synode und die Norwegische Freikirche einschließen. Sie repräsentieren 335,000 Glieder mit einem Beitrag für Heidenmission von fast $200,000. Der jährliche Durchschnittsbeitrag für Heidenmission für jedes konfirmierte Glied beträgt 58 Cents.

Nicht weit hinter den Norwegern, obwohl an Zahl viel geringer, stehen die dänischen Lutheraner in ihrem Missionseifer. Bei einer Gliederzahl von 15,000 beträgt der jährliche Beitrag pro Glied 55 Cents.

Es folgt dann die verhältnismäßig kleine Vereinigte Synode des Südens (52,000 Glieder) mit einem Durchschnittsbeitrag von jährlich 36 Cents, die große General-Synode (350,000) Glieder) mit 33 Cents und das größere General-Konzil (500,000 Glieder) mit 24 Cents. Die Vereinigte Synode von Ohio mit einem Durchschnitt von 11 Cents wird in der Liste bald höher hinaufkommen, da sie an der Erhaltung der lutherischen Synoden in Indien ein großes Interesse nimmt. Die Synodal-Konferenz, der größte Körper der Lutheraner in diesem Lande (820,000 Glieder), zahlt nur 6 Cents als jährlichen Durchschnitt pro Glied.

In der gesamten Lutherischen Kirche in Amerika (2,500,000 Glieder) beträgt der jährliche Durchschnitt pro Glied 23 Cents, weniger als eine Zwei-Cent-Marke pro Monat! Ein trauriges Bild! Jämmerlich lau ist unsere Lutherische Kirche in ihrer Arbeit der Heidenmission. Gleichwohl ist der Fortschritt in den letzten Jahren ermutigend. Vor 10 Jahren betrug der jährliche Durchschnitt etwa halb so viel als jetzt.

Wir müssen mehr tun für die Ausbreitung des Reiches Christi unter den Nichtchristen. Wir können mehr tun. Ich will keine gehässigen Vergleiche ziehen zwischen unserer Kirche als einer Missionskirche und andern protestantischen Kirchen; aber ich möchte mich an alle guten und loyalen Lutheraner in Amerika wenden, besonders in diesen Zeiten der Not und Entscheidung, an einem höheren Missionsbeitrag-Durchschitt zu arbeiten und dafür zu werben. und einzutreten für ein intensiveres und ausgedehnteres Wirken auf dem Gebiet der Heidenmission. („D. Lutheraner.")

Eine Vorlesung über praktische Theologie

ist, wie ein alter Pastor erzählt, ihm einmal von einem Schafhirten seiner Gemeinde gehalten worden, aus der er mehr für Amt und Leben gelernt hat, als aus den Vorlesungen mancher hochgelehrten Professoren. „Herr Pastor," hatte der Hirt erklärt, „mit Se und mit de Gemeind is dat just so as mit mi und min Skap." Die wüßten, so führte er weiter aus, ganz genau, ob sie auf eine nahe oder ferne Weide geführt würden, und richteten sich sehr genau danach. Wenn der Hirt mit bedächtigen Schritten langsam vor der Herde hergeht, dann denken die Schafe: „He hett Tiet, so hebbt wie ok Tiet; wi känt holl mal daalbieten." Gemächlich fangen sie dann an hier und da ein Maul voll Gras zu nehmen. Allmählich löst sich die anfangs geschlossene Herde auf. Hier bleibt ein Tier zurück, dort ein anderes, hier biegt eins zur Rechten, da ein anderes zur Linken aus dem Wege, um sich Weide zu suchen. Ganz anders aber ist's, wenn der Hirt mit festem, schnellem Schritt vor der Herde hergeht. Dann denken die Schafe: „He hett keen Tiet, so hebbt wi ok keen Tiet, wi därft nich daalbieten." Dann machen die meisten Tiere gar nicht den Versuch, unterwegs zu weiden, sondern folgen eng geschlossen dem Hirten nach. Wenn sich aber ja eins versucht fühlt, ein Maul voll Gras zu nehmen, dann läuft es sofort im Trabe der Herde nach, weil es nicht allein zurückbleiben will. So, meinte der alte Hirte, mache es die Gemeinde auch. Wenn der Pastor langsam und zögernd auf dem Wege wandle, der zu Gott führt, dann sage sich jedes Gemeindeglied: „Er hat Zeit, also haben wir auch Zeit. Wir können wohl ein wenig die Welt genießen." Und dann geht der eine hin auf seinen Acker, der andere an seine Hantierung, die Mehrzahl aber geht der Augenlust und Fleischeslust nach. Die Gemeinde löst sich auf und gleicht bald der Herde, die keinen Hirten hat. Die Gemeindeglieder

gehen nach einiger Zeit alle in der Irre wie Schafe, ein jeder sieht auf seinen Weg. Wenn aber der Pastor mit festem Schritt und eilendem Fuß vorwärts geht auf dem Wege des Lebens, dann denken die Gemeindeglieder: „e hett keen Tiet, so hebbt wi ok keen Tiet. Wie därft nich daalbieten." Wenn aber doch hier und da ein Gemeindeglied sich von den Lüsten des Fleisches und den Freuden der Welt verlocken läßt, Halt zu machen und aus der Bahn zu weichen, dann wird ihm bald bange, daß er allein zurückbleibt, während die andern alle voran kommen. Drum wird er sich beeilen, daß er nachkommt. Auch trifft das nicht allein für den Pastor zu, sondern für den Lehrer, den Hausvater, den Lehr- und Brotherrn nicht minder. Wenn du, Hausvater, du, Familienmutter, mit zaudernden Schritten den Weg des Heils gehst, wundre dich nicht, daß deine Kinder denken: „Es eilt nicht so sehr mit dem Seligwerden. Wir haben Zeit, denn Vater und Mutter haben ja Zeit." Je entschiedener du aber vergißt, was dahinten ist und dich streckst nach dem, was droben ist, um so mehr gewinnen andere, die auf dich als ihr Vorbild schauen, den Eindruck: Hier gilt kein Versäumen. Wer das Kleinod will erlangen, der muß laufen, was er kann. („Apol.")

Ein freimütiges Wort.

(Von Rev. J. A. Diekmann, D. D.)

Nur ungern setze ich die Feder zu den folgenden Zeilen an. Ich weiß nur zu gut, wie leicht ich mich durch dieselben dem Verdachte der Engherzigkeit aussetze. Indes, durch aufrichtige Ueberzeugung dazu veranlaßt, will ich es wagen, sie zu schreiben, und ich bin dabei der guten Zuversicht, daß die werten Leser des „Apologeten" sie in demselben Sinne auffassen werden, in dem ich sie gebe.

In der gegenwärtigen Zeit müssen wir Deutsche uns leider mancherlei Verunglimpfung seitens unserer englischen Freunde gefallen lassen. Die säkulare englische Presse führt eine wahre Hetzjagd auf alles, was deutsch ist. In Bausch und Bogen werden die Bürger deutscher Zunge der Unloyalität, der „Kaiserfreundschaft" und dergleichen mehr verdächtigt. Sie machen die unzartesten Angriffe auf Dinge, die uns teuer und heilig sind. Die deutsche Sprache muß jetzt mit Stumpf und Stiel aus der öffentlichen Schule ausgerottet werden. Immer dreister treten die Versuche auf, die deutsche Presse gesetzlich zu verbieten. Selbst der deutschen Kirche erdreisten sie sich, Seitenhiebe zu versetzen und sie in einem verdächtigen Lichte erscheinen zu lassen.

Dies alles, wie ungerecht es auch ist, könnte man sich noch gefallen lassen. Dieser Geist ist eben aus Ungunst, Vorurteil und Haß geboren. Zudem ist es ja bekannt, wie sehr die säkulare englische Presse heute unter fremdländischem Solde steht, gerade diese Poltertirade gegen alles Deutsche zu führen. Was uns indes näher geht und auch viel unangenehmer berührt, ist der Umstand, daß auch unsere englische kirchliche Presse diese lieblose Stellung gegen uns Deutsche vielfach einnimmt. So haben in den letzten Monaten unsere „Advocates" und Monatshefte von hochstehenden kirchlichen Beamten Artikel gebracht, die unserer deutschen Methodistenkirche für die Zukunft wenig Gutes versprechen. Aus diesen geht nur zu klar hervor, wie diese Männer die Ansicht hegen, daß unsere deutsche Kirche die Zeit ihrer Nützlichkeit überlebt habe, daß unsere deutschen Konferenzen deshalb aufgelöst und unsere Gemeinden in die englische Kirche aufgenommen werden

sollten. Jedermann, der aber mit dem Wesen unsers deutschen Werkes auch nur ein wenig bekannt ist, weiß, wie dieses Vorgehen dasselbe schleunigst untergraben würde. Kurz, die Mehrzahl selbst unserer englischen kirchlichen Freunde haben weder für uns als Deutsche, noch für unser deutsches Werk ein sympathisches Verständnis. Und von der englischen Kanzel herab werden, wenn dieselben in der Montagmorgenzeitung recht zitiert sind, über uns als Deutsche Dinge gesagt, die man für unglaublich halten sollte. Habe ich doch mit eigenen Ohren einen hochstehenden englischen Prediger am Ostersonntagmorgen beten (lästern) hören: „O Gott, erhebe deinen Zornesarm und vernichte dieses Barbarenvolk, dem nichts mehr heilig ist, weder Weib, noch Kind, noch Gotteshaus!“

Indes, angesichts all dieser lieblosen Stellung fällt es uns auf, daß die englischen Sekretäre, Anstaltsvertreter und Agenten an unsern Konferenzen und Konventionen, denen sie anwohnen, uns nach wie vor hurtig den „Brei um den Mund schmieren.“ Da loben sie uns und sagen es frei heraus, daß „unsere deutsche Kirche den besten Typus des Methodismus bewahrt habe.“ Aber wie stimmt denn das? Wie kann denn so süß und bitter Wasser aus derselben Quelle quillen? „Man merkt die Absicht und ist verstimmt.“ Wenn sie unsere Konferenzen besuchen, da wollen sie für ihre Intersssen sich den Eingang in unsere Gemeinden verschaffen und sich unsere liberalen Kollekten sichern. Denn, wenn wir Deutschen jetzt auch Hunnen und Kaiserfreunde sind, unser Geld ist immer noch 100 Cents zum Dollar wert. Ich weiß, das ist derb geredet, aber, die Wahrheit muß man hie und da sagen, selbst wenn sie fast lieblos klingt.

Nun scheint es uns, daß im Lichte der obigen Verhältnisse es nicht nur erlaubt, sondern geradezu geraten wäre, wenn unsere deutschen Gemeinden für die Gegenwart ihre Wohltätigkeitskollekten unsern eigenen deutschen Instituten zuwenden würden. Das Sprüchwort findet hier seine Anwendung: „Das Hemd ist näher als der Rock.“ Da sind unsere deutschen Lehranstalten, Altenheimaten, Waisenheimaten und unsere Holspitäler, die wir selber errichtet haben, die wir selber betreiben und die es vor allen andern Anstalten verdienen, von unsern deutschen Gemeinden unterstützt zu werden.

Besonders die Vertreter der englischen Methodisten-Hospitäler in den verschiedenen Teilen unsers Landes besuchen unsere Konferenzen und versuchen sich den Eingang in unsere Gemeinden dadurch zu verschaffen, daß sie auf ihren Boards einige unserer deutschen Prediger als Trustees erwählen lassen. Aber da sollte es nicht vergessen wrden, daß diese Hospitäler, so herrlich auch ihre Arbeit sein mag, das ganze große englische Publikum als Gönner haben, hingegen unsere deutschen Wohltätigkeitsanstalten in dieser Zeit des Vorurteils und des Hasses gegen uns fast ausschließlich auf die engen Grenzen unserer eigenen deutschen Kirche angewiesen sind. So haben z. B. viele englische Freunde, die früher unser Bethesda-Hospital in Cincinnati, Ohio, am Gabentag und anderweitig biberag unterstützt haben, uns ihre Gaben in den letzten Jahren geschmälert, allerdings unter dem Vorwand, daß es jetzt so viel Kriegsnot gibt, wo man aushelfen müsse; aber wir haben die Ueberzeugung, daß auch die Antipathie gegen eine deutsche Institution hier stark mitredet.

Unser Gedanke ist also dieser: Wo wir als Deutsche in dieser bösen Zeit seitens der englischen Mitbürger uns so viele ungerechte Verunglimpfungen gefallen lassen müssen und sie uns auch vielfach ihre frühere Unterstützung

vorenthalten, da wird es zur Selbsterhaltungspflicht, daß wir als Deutsche in erster Linie ebenfalls unsere deutschen Lehr- und Wohltätigkeitsanstalten versorgen. Was wir dann noch übrig haben, kann ja gerne den viele Bittstellern aus dem englischen Lager zugewenden werden.

(„Der Apologete.")

Eine gesegnete Propaganda.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft (London) brauchte für ihren Jahresbericht von 1911—1912 einen Band von 800 Seiten. Das beweist, daß die Verbreitung der Bibel, wie sie nur von dieser einen Bibelgesellschaft betrieben wird, eine außerordntlich Ausdehnung hat. Die „Britische" verbreitet jetzt die Bibel in 440 Sprachen und Dialekten mit 60 verschiedenen Alphabeten. Es wurden im Berichtsjahr 968,377 vollständige Bibeln, 1, 584,262 Neue Testamente, 4,841,884 Exemplare getrennter Teile der Bibel (Evangelien, Psalmen u. s. w.), also im ganzen 7,394,523 Exemplare verkauft. In Deutschland, so lesen wir in einem deutschen Blatt, wurden davon 369,362 Exemplare abgesetzt, der dritte Teil in den katholischen Gegenden des Rheinlandes, Westfalens, Schlesiens, Bayerns und des Elsaß. Es ist daher wahrscheinlich, daß ein großer Teil dieser Bibeln auch in die Hände nicht nur der deutschen Katholiken, sondern auch in die Hände der Katholiken anderer Länder gelangt ist. Unter den in Deutschland verkauften Bibeln waren 31,000 in deutscher Sprache, aber nach Uebersetzung katholischer Autoren, 2536 in französischer, 3181 in tschechischer, 4069 in italienischer, 25,568 in polnischer und 6480 in litauischer Sprache abgefaßt. Gerade unter den katholischen Arbeitern finden die Sendboten der Bibelgesellschaft ihre besten Abnehmer. In Italien wurden 108,972 Exemplare verkauft, während es im vorhergehenden Jahre 91,329 und 1908 nur 76,315 Exemplare waren. Die ultramontane Presse ist darüber ungehalten, daß in katholischen Ländern so viele Heilige Schriften durch die Vermittlung der protestantischen Bibelgesellschaft gekauft werden, trotzdem es doch solche sind, deren Uebersetzung von katholischen Autoren stammt. Aber noch jüngst wurde von katholischer Seite selbst geklagt, daß es nicht einmal eine billige katholische Ausgabe des Neuen Testaments gebe; es ist daher kein Wunder, daß Katholiken nach der Ausgabe der Bibelgesellschaft greifen. (Wbl.)

IN MEMORIAM.

An American-German.

We hear much in these days of German-Americans, seldom of an American-German. Professor Casper René Gregory, who was killed early in April on the Western front by a shell, was an American-German, widely known in this country, and in several ways his death is of very unusual interest.

He was, to begin with, of French extraction. René Grégoire, a French officer, came to America with Lafayette, and Caspar René Gregory was a descendant of his. In the second place Professor Gregory was of American birth, and very few native Americans have fought on the German side. Like his father before him, he was born in Philadelphia and educated at the University of Pennsylvania. His college days fell in the Civil War, and he took an active part in the mili-

tary training then provided by the university, being assigned to the ordnance corps. So his manhood began and closed in the atmosphere of arms. He afterward belonged to the First Regiment of Pennsylvania Gray Reserves, Company A, and all this early interest in military training takes on a tragic meaning, as we view it now.

Gregory was, further, the first man of American birth to be appointed professor in a German university. After an extended theological course at Princeton he went abroad in 1873 to continue his studies at Leipzig. There he was asked to complete Tischendorf's great edition of the New Testament, and thenceforth he made Leipzig his home. In 1884 he became a docent and in 1889 a professor in the University of Leipzig. Meantime he was becoming more and more identified with German ways and ideals, and at length became a naturalized German citizen. In recent years his American friends have observed in his letters and conversation a growing enthusiasm for German method, organization, and efficiency, which the observation of our American wastefulness and laxity only intensified.

Again, the fact that Gregory was a university professor and a theologian makes the manner of his death the more strange. Most German university men of professorial rank seem to be serving the German cause in capacities other than military. But this distinguished New Testament professor chose the most direct and dangerous course. At the outbreak of the war he came forward as a volunteer, his physical condition was such that he was accepted, and by the end of 1915 Professor Deissmann reported that Gregory was fighting in the trenches on the Western front. A postcard to an American friend some months later was dated, "With the German armies, but in France." He was recalled to Leipzig for some months of lecturing, but this winter saw him again a sergeant on the Western front, there to give the last full measure of devotion to the country of his adoption.

But perhaps the most extraordinary thing in it all was Professor Gregory's age. He was seventy years old last November and must have been accepted as a volunteer shortly before his sixty-eighth birthday. I do not know how many Germans of professorial rank have fallen in the present war, nor how many men over seventy years of age have died at the front for Germany. At least our American-German Gregory, of Leipzig, took refuge behind neither age nor class nor scruple, but threw himself with all the boyish energy we remember so well into a course he believed in, tho we think it false and lost, and so tragically died in the land of his forefathers, but with the army of its foes.

All together, his French ancestry, his American birth, his German adoption, his humane and democratic sympathies, his reputation among scholars the world over, his wide circle of personal friends in a dozen lands, his age, extraordinary for a soldier, and his death on French soil as an unwitting instrument of Prussian aggression make him a unique figure even in this extraordinary war.—*The Biblical World.*

Insurance Money for Soldiers.

The War Risk Insurance bill, carrying an appropriation of $176,-000,000 and providing allotments for soldiers' families, compensation for

injuries and comprehensive insurance, was passed by the House September 13. Only five Representatives among 324 present, failed to vote for the bill that is to supplant the old pension system in this war. These five answered "present" on roll call.

Platt, of New York and Hersey of Maine at first voted "no," but both later changed their votes. Platt switched to "present," and Hersey to "aye."

The bill was passed after a stormy parliamentary battle between Representatives Adamson and Rayburn, in charge of the bill, and Representative Madden, of Illinois. For a time it appeared that Madden might muster enough support to endanger the bill's passage, but differences were ironed out.

Several changes were made in the bill during the week and others are likely when it reaches the Senate. As it stands now, however, the measure designed to take care of Uncle Sam's fighting men may be summed up as follows:

Every enlisted man in the military and naval forces shall allot part of his pay to his wife, or his former wife if she has not remarried, or to his child or children. Not more than half his pay, nor less than $15 monthly, may be so allotted.

Allowances may be obtained for his family on written application, the sum not to exceed $50 monthly. The family allowances are as follows:

If there be a wife only—$15 monthly.
If there be a wife and a child—$25.
If there be a wife and two children—$32.50.
For each additional child—$5 monthly.

For death in the course of service in the line of duty, the United States will pay:

For a widow—$35 monthly.
For a widow and a child—$45.
For a widow and two children—$52.50.
For each additional child—$5 monthly.
If there be no widow, for one child—$20 monthly.
For two children—$35.
For three children $45 and $10 for each additional child.
For a widowed mother—$30.

For disability, the United States will pay the soldiers:

If he has neither wife nor child—$40 monthly.
If he has a wife—$55.
If he has a wife and child—$65.
If he has a wife and two or more children—$75.

A totally disabled soldier may draw $20 additional for a nurse or attendant. The soldier who loses both eyes, both hands or both legs shall receive $100 monthly.

To give every commissioned officer and enlisted man protection for themselves and their dependents the United States will grant insurance against death or total disability. This insurance may be in multiples of $500, but not to exceed $10,000.

The maximum was set at $10,000 on request of President Wilson, after it had first been set at that figure and then cut to $5,000 by the Interstate and Foreign Commerce committee. The cost ranges from 65 cents monthly at the age of 21 to $1.20 monthly at the age of 51, for each $1,000 of insurance.—*American Lutheran Survey.*

Theologenmangel.

Sämtliche theologischen Anstalten in Amerika und Europa zeigen eine merkliche Abnahme ihrer Studenten. Viele Studierende verließen die Seminare bereits am Schluß des vorigen Jahres oder früher. Um die durch den Tod entstandenen Lücken zu füllen und neue Gebiete in Amerika zu besetzen, braucht man jährlich 3800 Prediger. Seit Jahren hat keine so große Zahl Studenten theologische Schulen absolviert. Für den Bedarf waren schon in den letzten Jahren nur 3200 bis 3500 Kandidaten verfügbar. Das Frühjahr von 1917 wies die geringste Zahl seit zwölf Jahren auf. Die sich in diesem Spätjahr meldende Zahl theologischer Studenten beträgt weniger als die Hälfte der gewöhnlichen Registration. Manche Anstalten wurden noch härter betroffen. Aus diesem Grund wurden theologische Studenten von der Soldatenregistration entschuldigt.

Das allgemeine Seminar der Episkopalkirche in New York hat eine Klasse von 35 Neueingetretenen, statt 55 in andern Jahren, und eine Gesamtstudentenschaft von 80. während es sonst 115—120 waren. Das McCormick-Seminar in Chicago, die bedeutendste theologische Schule der Presbyterianer, weist 40—45, statt 60—75 in früheren Jahren auf. Das unabhängige Union-Seminar in New York hat eine eintretende Klasse von 25, genau die Hälfte anderer Jahre. Nächstes Frühjahr wird es eine große Klasse entlassen, obwohl es schon 15 Studierende, meist von der graduierenden Klasse, in den Krieg ziehen ließ. Das Südliche Seminar der Baptisten in Louisville, ist stark in Mitleidenschaft gezogen und hat 50 Prozent Studierende weniger als sonst. Im Princeton Seminar und in der theologischen Fakultät von Yale beträgt die Abnahme 30 bis 35 Prozent, und zwar sind die oberen Klassen betroffen. Diese Theologen gehen keineswegs als Feldkapläne, sondern als Gemeine mit der Waffe. In England sind die Seminare fast leer, und manche derselben mußten wegen Studentenmangels geschlossen werden. Die katholischen Bischöfe mahnen zum Patriotismus, aber auch zur Aufrechterhaltung der Zahl der angehenden Geistlichen. Trotzdem leiden auch die katholischen Priesterschulen, denn auch ihre Studierenden folgen dem Ruf zur Fahne. („Christl. Botschafter.")

The Mayo Brothers Make a Large Donation.

The donation of more than one and a half million dollars to the University of Minnesota by Dr. Will J. Mayo and Dr. Charles M. Mayo, the celebrated surgeons at Rochester, Minnesota, for the furtherance of medical investigation and research, is another splendid example of the recognition of the stewardship of wealth. Again and again, and be it said to the honor of our people, wealthy men in large donations to the State express their acknowledgement of success to the people who have made them wealthy, and their consequent obligation to turn back their emoluments to the State for the benefit of humanity.

At a meeting of the Board of Regents of the State University of Minnesota on September 13, Dr. Will J. Mayo, who is a member of the Board, said:

"We turn over as an outright gift to the regents the bulk of our savings of a generation. The money came from the people and we feel it should be returned to the people. It is our wish that the fund shall serve the State for generations in the furtherance of medical investigations and research. All humanity, we hope, will be benefitted by the work which we expect the fund to enable scientists to carry on."

The regents accepted the gift by unanimous vote and agreed to dedicate it perpetually to the use of medical investigation, research and higher education. The total amount turned over by the two celebrated physicians is $1,630,344. It is invested in securities. The acceptance by the University of the fund means the taking over by the institution of the Mayo foundation at Rochester, Minnesota.—*Lutheran Survey.*

Reicher Erntesegen.

Die diesjährige Ernte, die „Kriegs-Ernte," ist zwar infolge ungünstiger Wetterverhältnisse der letzten Wochen um ein Geringes hinter den Voranschlägen des Landwirtschaftlichen Departments zurückgeblieben, übertrifft aber dem heutigen offiziellen Bericht desselben Departments zufolge die vorjährige Ernte um ganz kolossale Beträge. Am schwersten hat unter der jüngsten ungünstigen Witterung der Weizen gelitten, da gegen die Voranschläge der Sommerweizen um fast 9,000,000 Buschel zurückgegangen ist. Mais ist zwar gegen die Voranschläge um 36,717,000 Buschel zurückgeblieben, repräsentiert jedoch mit 3,210,795,000 Buschel trotzdem die größte Mais-Ernte, welche die Ver. Staaten je gehabt haben. Der Rückgang von den Voranschlägen wird dadurch erklärt, daß die Berichte gegen Schluß der Ernte die genaue Lage besser schildern können, als die Voranschläge. Die letztjährige Mais-Ernte betrug 2,583,241,000 Buschel.

Die andern Hauptprodukte unserer Farmen stellen sich den bis zum 1. Oktober reichenden Berichten zufolge folgendermaßen dar: Sommerweizen 242,400,000 Buschel oder mit dem Winterweizen zusammen 659,000,000 Buschel. Hafer 1,580,714,000 Buschel, seit 1. September eine Zunahme von 47,382,000 Buschel. Gerste 201,659,000 Buschel, Abnahme 2,180,000 Buschel. Buchweizen 17,895,000 Buschel, Aunahme 2,331,000. Weiße Kartoffeln 452,923,000 Buschel, Abnahme 8,985,000. Süß Kartoffeln 87,244,000 Buschel, Abnahme 907,000. Leinsamen 11,325,000 Buschel, Zunahme 378,000. Reis 33,256,000 Buschel, Zunahme 1,019,000. Tabak 1,243,023,000 Pfund, Zunahme 21,837 Pfund. Baumwolle 12,047,000 Ballen, Abnahme 452,000 Ballen. Birnen 10,848,000 Buschel, Zunahme 7000 Buschel. Aepfel 176,620,000 Buschel, Abnahme 537,000. Zuckerrüben 7,832,000 Tonnen, Abnahme 113,000 Tonnen. Fohnen 15,814,000 Buschel Abnahme 4,155,000.

Zunahme der Katholiken.

Laut dem im Verlag der P. J. Kennedy & Sons, Barclay St., New York, erschienenen „Official Catholic Directory" für das laufende Jahr befinden sich 17,022,879 Katholiken in den Vereinigten Staaten, eine Zunahme von 458,770 gegen das Vorjahr. In 64 Erzdiözesen und Diözesen waren wäh-

rend des Jahres Zunahmen zu verzeichnen, in vier Abnahmen und in 33 Erzdiözesen und Diözesen blieb der Status unverändert. In den Kolonieen der Ver. Staaten, mit Ausnahme der erst kürzlich erworbenen Westindischen Inseln befinden sich 8,413,257 Katholiken, so daß die Gesamtzahl der Katholiken unter dem Sternenbanner sich auf 25,436,136 beläuft.

Die katholische Geistlichkeit im Lande setzt sich wie folgt zusammen: 14 Erzbischöfe, 96 Bischöfe und 19,983 Priester. Von diesen Priestern sind 14,602 Weltpriester und 5381 Ordenspriester. Im Vergleich zum vorigen Jahr hat die Zahl der Geistlichen um 411 zugenommen. Eigene Pfarrer haben 15,520 Gemeinden, während 5330 Gemeinden Missionsgemeinden sind. Mit den betreffenden Zahlen des verflossenen Jahres verglichen hat die Zahl der Gemeinden um 357 während des Jahres zugenommen.

Die 27 Staaten, die eine katholische Bevölkerung von 100,000 Seelen und darüber besitzen, sind:

1.	New York	2,962,971
2.	Pennsylvania	1,865,000
3.	Illinois	1,482,587
4.	Massachusetts	1,406,913
5.	Ohio	838,894
6.	New Jersey	712,000
7.	Michigan	631,000
8.	Wisconsin	586,857
9.	Louisiana	549,700
10.	Missouri	531,000
11.	California	524,233
12.	Connecticut	508,498
13.	Minnesota	478,335
14.	Texas	411,700
15.	Maryland (einschl. Distrikt Columbia)	278,000
16.	Rhode Island	275,000
17.	Iowa	263,431
18.	Indiana	255,255
19.	Kentucky	181,686
20.	New Mexico	150,573
21.	Nnw Hampshtre	134,009
22.	Maine	133,627
23.	Kansas	131,138
24.	Nebraska	115,433
25.	Colorado	110,987
26.	North Dakota	104,371
27.	Montana	109,200

(„D. Luth.")

Die erste deutsche Zeitung in Amerika.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die erste deutsche Zeitung auf amerikanischem Boden nicht von einem Deutschen gegründet und herausgegeben wurde, sondern von einem Amerikaner; von einem hochangesehenen, klugen und berühmten Amerikaner sogar, nämlich von Benjamin Franklin. Die erste deutsche Einwanderung im Staate Pennsylvania und die

Gründung der von Philadelphia, der Stadt der Bruderliebe, gelegenen Vorstadt Germantown gehen bis auf das Jahr 1683 zurück. Aber erst Benjamin Franklin, der genioe Erfinder und große Staatsmann, wagte im Jahre 1782 den Versuch, eine deutsche Zeitung herauszugeben, die erste in Pennsylvania und die erste in den Ver. Staaten. Sie führte den Titel: Philadelphia Zeitung oder Newspaper in High Dutch." Die erste Nummer erschien am 6. Mai 1782. Interessant ist die Abonnementseinladung, die Franklin auf der Titelseite erscheinen ließ. Sie lautet:

„An alle teutschen Einwohner der Provinz Pennsylvanien. Nachdem ich von verschiedenen teutschen Einwohner dieses Landes bin ersuchet worden, eine teutsche Zeitung ausgeben zu lassen und ihnn darinne das fürehmste und merkwürdigste neues, so hier und in Europa vorfallen möchte, zu communiciren; doch aber hierzu viele mühe, große correspondentz und auch Unkosten erfordert werden: Also habe ich mich entschlossen, denen teutschen zu lieb, gegenwärtiges Spezimen davon heraus zu geben, und ihnen dabey die Conditiones, welche nothwendig zu der continuation derselben erfordert werden, bekannt zu machen. Erstlich müssen zum wenigsten, um die unkosten, die darauf lauffen, gut zu machen, 300 stücks können gedruckt und debitiret werden, und müste in jeder Township dazu ein mann ausgemachet werden, welcher mir wissen liesse, wie viel Zeitungen jedes mahl an ihn müsten gesandt werden, und der dan weiters einen jeglichen zustelln und die bezahlung einfordern müste.

Vor jede Zeitung muß jährlich 10 Shillinge erleget, und alle quartal 2 sh. 6d. bezahlet werden. Dagegen verspreche ich auf meiner seite, durch gute Correspondentz die ich in England und Holland habe alle zeit das merckwürdigste und neueste so in Europa und auch hier passiret, alle woche einmahl, nehmlich Sonnabends in gegenwärtiger form einer Zeitung, nebst den schiffen so hier abgehen und ankommen, und auch das steigen und fallen des Preisses der Güter, und was sonst zu wissen dienlich bekandt zu machen. Advertissemente oder Bekanntmachungen, welche man an mich schicken möchte, sollen das erste mahl vor 3 shill., 3 mahl aber vor 5 shill. hinein gesetzt werden. Und weil ich nützlich erachte die gantze Beschreibung der aufrichtig dieser provintz, mit allen derselben privilegien, rechten und gesetzen, bei ermangelung genugsamer Neuigkeiten, darinnen bekandt zu machen, sollte nicht undienlich seyn, daß ein jeder, zumahl wer kinder hat, diese Zeitungen wohl bewahre, und am ende des jahres an einander heffte; zumahl da solche dann gleichsam als eine Chronicle dienen können, die vorige Geschichte daraus zu ersehen, und die folgende desto besser zu verstehrn. Auch wird anbey zu bedenken gegeben, ob es nicht ratsam wäre, in jeder großen Township einen reitenden Boten zu bestellen, welcher alle woche einmahl nach der stadt reiten und was ein jeder da zu bestellen hat, mit nehmen könnte."

(„Sendbote.")

Die Dauer der Ueberfahrt von Europa nach Amerika

hat sich im Laufe eines Jahrhunderts folgendermaßen verringert: Im Jahre 1801 stellte der einer Hamburger Reederei gehörige Dreimaster „Hoffnung" mit der Reisedauer von 30 Tagen einen Rekord auf. Bis dahin hatten Segelschiffe im Durchschnitt 33 Tage zum Kreuzen des Ozeans gebraucht. Bereits 18 Jahre später, 1819, brauchte als erster Ozeandampfer die „Savannah" zur Ueberfahrt nur noch 25 Tage, obgleich das Fahrzeug äußerst plump

konstruiert war und wegen Raummangels nicht genügend Kohlen für die ganze Reise mitnehmen konnte. 1830 wurde dann von dem Engländer Cunard, nach dem die Reederei noch heute ihren Namen führt, die erste regelmäßige Dampferverbindung zwischen den beiden Kontinenten eingerichtet. Die Cunardschiffe, ebenfalls Raddampfer, legten die Strecke bereits in 18 Tagen zurück. 1848 wurde der bisherige Rekord dann durch die „Britannia" gedrückt, die nur 14 Tage bis New York gebrauchte. Bereits acht Jahre später, 1856, brachte es die mit Maschinen von 3600 Pferdestärken ausgestattete „Persia" auf neun Tage. Mit der Einführung der Schiffsschraube für die Ozeandampfer und des Stahls als Baumaterial gelang dann eine weitere Verkürzung der Reisedauer. 1860 sehen wir den ersten Schraubendampfer, den „Excelsior," den Ozean in acht Tagen kreuzen. 1862 brauchte der Hamburger Dampfer „Prussia" nur noch sieben Tage. 1887 erreichte die in Deutschland erbaute „Lahn" ihr Ziel in sechs Tagen. Die heutigen erstklassigen Ozeanriesen legen die Reise in durchschnittlich fünf Tagen zurück. Damit dürfte aber auch die Mindestzahl der Reisetage so ziemlich erreicht sein, nicht etwa, weil man nicht noch schnellere Schiffe bauen könnte, sondern weil diese sich infolge der allzu viel Platz beanspruchenden Maschinenanlagen nicht mehr rentieren würden. („Luth.")

Das dunkelste London.

Zentrum des Lasters — offene Kloaken-Bilder der ungeheuerlichsten Unmoral — das sind einige der schmeichelhaften Bemerkungen, die die Londoner Presse über London macht. Die moralischen Zustände in den breiten Schichten der Londoner Bevölkerung haben sich im Verlauf des Krieges dermaßen verschlechtert, daß die englischen Blätter sich nunmehr veranlaßt sehen, den Finger auf die Wunde zu legen. Sie brandmarken ohne jegliche Rücksicht diese nachgerade unhaltbar gewordenen Zustände.

Man mag über die englische Presse in England denken, wie man will, man darf ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie die Schäden im eigenen Lande und die Schwären am eigenen Leibe rücksichtslos aufdeckt, rücksichtsloser als die Presse irgend eines andern Landes das tun würde. Der große Skandal: „Jungfrauentribut im modernen Babel," bei dem man einen König und einen Kronprinzen so offen der gemeinsten Verbrechen beschuldigte, daß sie beinahe vor Gericht zitiert wurden — die Aufdeckung dieses Skandals war das große Verdienst der „Pall Mall Gazette." Der bekannte Baccarat-Skandal, in dem derselbe Kronprinz wieder eine wenig beneidenswerte Rolle spielte, der Oskar Wilde-Skandal, in dem — zum dritten Mal — derselbe Prinz erscheint, das sind nur einige der hauptsächlichsten Skandale, die von der Londoner Presse aufgegriffen und durchgehechelt wurden. Die Presse ist im eigenen Lande unbarmherzig wahr und ehrlich.

Die Presse hat nun den Kampf gegen das Laster begonnen. Wie einem „Das Zentrum des Lasters" überschriebenen Artikel der „Times" zu entnehmen ist, gibt es besonders im östlichen London bestimmte Distrikte, in denen Raub und Trunksucht zu den Selbstverständlichkeiten gehören. Am schlimmsten scheint das Treiben in der Waterloo Road zu sein, die von einem Mitarbeiter des Londoner Blattes als eine „offene Kloake" bezeichnet wird. Flüchtige Untersuchungen haben ergeben, daß die Zustände dieser Gegend auch nur den geringsten Ansprüchen europäischer Gesittung geradezu Hohn

sprechen. In der abenteuerlichsten Hafenstadt eines von Farbigen bewohnten Landes könne man nicht so furchtbare Bilder der Unmoral vereinigt sehen. Der Abschaum der Menschheit ergeht sich auf dem Pflaster der Waterloo Road, und das schlimmste ist, daß die beurlaubten Soldaten in großer Zahl mit ihrem Willen und häufig sogar gegen denselben in dieses Treiben hineingezogen werden. Man stellte eine ganz organisierte Bande von Frauen und Mädchen bis herab zum zartesten Alter fest, deren Beruf es ist, den Soldaten ihre Löhnung und alles, was sie an Geldeswert bei sich tragen, zu stehlen. Wie die Behörden neuerdings feststellten, sind die beurlaubten Tommies vielfach an diesen Vorgängen mitschuldig, weil sie sich in den trotz aller Polizeimaßnahmen geöffneten Schnapsläden so sinnlos betrinken, daß sie dann nicht mehr wissen, was mit ihnen recht geschieht. Neben den Schnapsläden ist übrigens auch der private Alkoholverkauf auf verwerflichste Weise im Schwung. Er wird meist von alten Weibern betrieben, die ihre Kinder als Lockmittel und Agenten auf die Straße schicken. Die Kinder verkaufen Postkarten und Zigaretten, um bei dieser Gelegenheit jedem Soldaten zuzuflüstern: „Wenn Sie Whisky oder Gin trinken wollen, so folgen Sie mir, bei meiner Mutter finden Sie die besten Sorten . . .“

Die Republik Rußland.

Rußland ist mehr als zweimal so groß wir die Ver. Staaten.

Es enthält ein Sechstel des ganzen Land-Areals der Welt.

Es hat eine Bevölkerungszahl von etwa 180,000,000.

Seine normale Bevölkerungs-Vermehrung ist etwa 17 per 1000.

Fünfundsiebzig Prozent des Volks von Rußland sind im Ackerbau beschäftigt.

Fünfzehn Prozent von Rußlands Bevölkerung leben in Städten. In den Ver. Staaten sind es beinahe 46 Prozent.

In 1913 wurden über 34,000 verschiedene Bücher publiziert (?); während desselben Jahres in den Ver. Staaten über 12,000.

Nur ein Sechstel von den Kindern in Rußland besuchen dessen Schulen.

Bewegliche Bilder haben in Rußland rasche Fortschritte gemacht; es gibt dort über 1500 von solchen Unterhaltungsplätzen.

Rußlands nationaler Reichtum wird auf fünfzig Billionen Dollars veranschlagt; es ist so mit die fünftreichste Nation.

Es gibt über zwei Millionen Einwohner in jeder von Rußlands zwei Hauptstädten, Petersburg und Moskau.

Von Rußlands 1231 Städten haben 1068 ihre Straßenbeleuchtung, 162 haben elektrisches Licht, 128 Gas, und die andern Kerosin.

Vierundfünfzig Städte haben Straßen-Eisenbahnen.

Die fünf größten Städte von Rußland (1913), mit deren Einwohnerzahl in runden Hunderttausenden, sind: Petersburg 2,100,000, Moskau 1,800,000, Warschau 700,000 Odessa 600,00, Kiew 600,000.

Rußland hat die längste Küstenlinie in der Welt; aber das meiste davon ist während eines guten Teils des Jahres durch Eis eingeschlossen.

Eine der auffallendsten Merkwürdigkeiten vom ökonomischen Leben Rußlands ist der Fortschritt der kooperativen Bewegung. Es gibt mehr als 37,00 kooperative Institutionen, mehr als in irgend einem andern Lande.

Rußland ist die wichtigste Getreide-Kammer der Welt. In 1910, als die Ernten überall normal waren, exportierte es über 23,000,000 Tonnen Weizen; die Ver. Staaten kamen zunächst mit 22,000,00; die Welternte war 96,000,000.

Die drei größten tabakproduzierenden Länder sind — in Millionen von Pfunden — die Ver. Staaten, 722; Britisch-Indien, 433; Rußland, 198.

Rußland züchtet mehr Pferde als irgend ein anderes Land.

Rußland liefert ungefähr ein Drittel von allen Pelzen in der Welt.

(„Menon. Rundschau.")

Eine entsetzliche Mäuseplage

herrscht in Australien und trifft auch unsere dortigen Glaubensgenossen, die ohnehin schon durch den Krieg schwer heimgesucht, und deren Gemeindeschulen in ihrem Fortbestehen sehr bedroht sind. Die folgende Schilderung ist einem aus Australien nach Amerika gerichteten Privatbrief entnommen, und der Einsender des Briefes an uns bemerkt zutreffend, daß die Schilderung unwillkürlich an die ägyptischen Plagen erinnere. Es heißt in dem Briefe: „Nun sind wir seit drei Wochen" — nach einer Abwesenheit von neun Wochen — „wieder zu Hause. Und was denkt ihr, das uns jetzt hier das Leben würzt? Wenn ihr es auch ratet, vorstellen könnt ihr euch das nicht — Mäuse! Mäuse!! Mäuse!!! Wo wir gehen und stehen, überall sind sie zu sehen! Wo man sie nicht sieht, fühlt man sie, indem man auf sie tritt. Zu Hunderten? Tausenden: Ach nein, Millionen und Billionen sind's. Wenn ihr es bezweifelt, so kommt heute abend mit in unsere „Chaff"-Kammer. Wie ein Bienenschwarm schwirren sie nach allen Seiten. Die Pferdekiste ist grau davon. Eine Kerosinkanne (4½ Gallonen) ist in drei bis vier Minuten drei Viertel voll (ungefähr 500 sind darin). Man merkt aber nicht, daß nun so viele weniger da sind. Nun heben wir den Deckel einer großen Kiste auf, wo sonst der Hafer sicher war — auch da sind jede Nacht zwei Eimer voll drin. An den Wänden und Zäunen rennen sie wie toll hin und her, wie sonst die Ameisen. Das arme Pferd kann den Häcksel kaum mehr fressen vor dem schlechten Geruch. Im Garten haben sie schon lange alles aufgefressen, was freßbar und eßbar ist. Im Hause? Ja, durchleben müssen wir es, aber beschreiben läßt es sich schlecht. Mein Mann hatte die Tierchen schon wochenlang vergiftet und manchen Morgen ein- bis zweitausend tote im Hause und auf der Veranda aufgelesen, aber ihre Zahl hat sich noch nicht vermindert. Als wir heimkamen und ich die Mäuse überall liegen sah, die Löcher in Vorhängen, Wänden u. s. w., den Schmutz überall in allen Zimmern, teure Bücher zerfressen, den Gestank noch drinnen und draußen, da wollte ich aus meinem alten Mantel, der an der Wand hing, ein Taschentuch holen, um mich erst auszuweinen. Statt des Sacktüchleins aber ergriff ich eine vermoderte Maus. Wie ich da erschrak! Bei der nächsten Mahlzeit hat niemand gegessen als mein Mann. Eine Woche harte Arbeit, und wir haben alles eingepackt und hoch gestellt, nachdem es gewaschen und rein gemacht war. So hausen wir nun dazwischen und die Mäuse auch. Alle Nächte vergiften, früh die Runde machen mit Besen und Schaufel, das ist alle Tage auf dem Programm. — In der Parochialversammlung vor zwei Wochen hat mein Mann diese Gruselgeschichten erzählt, und wir bekamen Erlaubnis, aus der Bude auszuziehen, und nach dem Krieg soll gebaut werden. Da aber alles so teuer ist,

werden sie wohl diese Wohnung niederreißen und alles, was noch gut ist, wieder gebrauchen. Nun sollen wir einstweilen umziehen, aber man findet jetzt kein Haus leer, das nicht ebenso schlecht wäre wie dieses. Da wissen wir nicht, was zu tun, und werden noch einige Wochen warten. Hier können wir wenigstens Tische und Betten von der Wand abschieben, in kleinen Häusern laufen die Biester über Betten und Tische. Dies ist in der Stadt. Auf dem Lande, wo man Heuschober auf dem Felde und Getreide in den Speichern hat, ist es noch viel schlimmer. Die Leute fangen sie in Kerosinkannen, Waschzubern und Badewannen, die mit Wasser angefüllt sind; die sind bis morgens oft drei Viertel voll. Sie fahren sie dann weg und graben sie ein. Eklige Arbeit! Mein Mann spuckt und würgt dabei und hat kaum noch einen Platz, wo nicht schon welche eingegraben sind. Bei vielen Farmern haben sie die lebendigen Schweine angefressen. Große, zum Schlachten gemästete Schweine haben wir selbst gesehen mit neun bis zehn Wunden, die die Mäuse gefressen hatten. Die Leute wissen keinen andern Rat, als die Tiere zu schlachten, aber wohin mit Fleisch und Wurst? Plätze, die sonst sicher waren, erreichen die Mäuse, man weiß nicht wie. In allen Buden auf dem Lande, wo Weizen sie zu Millionen hinzieht, müssen Mütter Licht anzünden, um kleine Kinder zu schützen. Respekt vor Menschen haben sie keinen mehr, sondern rennen am hellen Tage einem über die Füße und abends bei Licht auf den Schoß. Es wird den Farmern schwer werden, ihren Samenweizen zu retten. An den Stationen, wo der Weizen in Säcken liegt, ist die Verwüstung furchtbar. Es ist dies sicher ein Strafgericht Gottes. Es kann noch eine Hungersnot zur Folge haben, denn alle Pflanzen im Garten werden vernichtet. Wo die vielen bleiben, die nicht getötet werden, möchte ich wissen. Es scheint fast, als ob sie nachts vom Himmel gefallen wären, da sie so plötzlich und ohne Warnungszeichgen gekommen sind." — 2. Mos. 8.

(„Lutheraner.")

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)

Das Alte Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis. Herausgegeben von Pfarrer Lic. theol. Gottlob Mayer. Bd. I. Das erste Buch Mose vom Herausgeber. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1911.

In der Vorrede dieses Werkes spricht der Herausgeber zunächst seine Ueberzeugung aus, daß wir uns im Alten Testament auf dem Boden der heilsgeschichtlichen Offenbarungen bewegen. Wir sind dem werten Herausgeber für dies Zeugnis zu Dank verbunden, der noch stärker wird, wenn er sagt, daß „das geschichtliche Verständnis des Alten Testaments den göttlichen Charakter dieser Schriften nicht in Frage stellt, wohl aber ihren religiösen Erbauungswert steigert."

Der Zweck dieses Bibelwerks ist nun „religiöse Betrachtungen für das moderne Bedürfnis" zu bieten, d. h. die ewigen Wahrheiten, die von bleiben=

der Geltung auch für den Christen sind, in Beziehung zu setzen mit der Gegenwart, diese zu beleuchten und zu beurteilen im ganzen Umkreis des geistigen und praktischen Lebens. Der Verfasser setzt demgemäß „gebildete Leser" voraus. Ich muß gestehen, daß mich diese Forderung von vornherein abgestoßen hat; wie ich überhaupt ein Vorurteil habe gegen alle Schriften, die erbauen wollen und dabei einen andern Grund voraussetzen, als den der Apostel und Propheten. Paulus war gewiß ein gebildeter Mensch seiner Zeit, und doch hielt er nicht dafür, daß er etwas wüßte, ohne allein Christum, den Gekreuzigten. Nach diesem Prinzip handelt er auch, denn in seinen „Religiösen Betrachtungen," die er für so gebildete Leute, wie den König Agrippa und den Landpfleger Felix hielt, können wir keinen Unterschied merken von seiner Predigt, wie er sie vor dem gemeinen Volk gehalten hat. Aber immerhin, vielleicht denkt der Herausgeber den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche zu werden, daß er ihrer etliche für Christus gewönne. Mag es also sein, daß nur Christus gepredigt werde! Aber da scheint es mir zu fehlen. Ich meine, das Buch segelt unter falscher Flagge, es sind nicht religiöse Betrachtungen, sondern philosophische, die er anstellt, wenn auch christlich-philosophische. So ist z. B. gleich die erste, die 1. Mos. 1, 1—31 behandelt, mehr naturphilosophisch, die zweite über 1. Mos. 2, 1—3 sozial-politisch, die dritte 2 Mos. 4—25 sozial-ethisch. Um nicht zu ausgedehnt zu werden, will ich das nur an der ersten Betrachtung nachweisen. Ganz richtig stellt der Herausgeber als die drei religiösen Wahrheiten des ersten Kapitels der Genesis fest: 1. Die göttliche Urheberschaft des geschöpflichen Daseins; 2. das Grundgesetz der Entwicklung, und 3. die Einzigartigkeit des Menschen. Aber die erste Wahrheit, die Schöpfung aus dem Nichts erledigt er mit folgendem einen Satz: „Daß die sichtbare Welt aus dem Nichts in das Dasein gekommen ist und zwar durch den Allmachtswillen eines vor ihrem Dasein vorhandenen und außerhalb ihrer Existenz bestehenden intelligenten Wesens, ist gewiß ein Glaubensurteil, ein religiöses Dogma, aber doch ein solches, das selbst von der fortgeschrittensten Naturwissenschaft niemals widerlegt werden kann." Wer sich durch diesen Satz hat religiös erbauen lassen können, der wolle sich bitte melden. Mir fehlt es in diesem Satz durchaus an der religiösen Wärme, an dem durchaus nötigen ethischen Pathos. Wenn ich jeden Satz erst drei- bis viermal überlesen muß, um auszufinden, was der Verfasser eigentlich sagen will, dann geht die Erbaulichkeit verloren. Und das ist ein Fehler, an dem das ganze Buch leidet. Sehen wir uns z. B. einmal auf Seite 26 den Satz an: „Die Menschheitskultur erscheint somit im ersten Stadium ihrer Geschichte als die ausgesprochene Betätigung eines auf sich selbst angewiesenen, ohne Gott oder gegen Gott sich geltend machenden und seiner Selbstherrschaft sich bewußten Menschengeistes" u. s. w., so müssen wir doch sagen: Das ist nichts für unsere Kreise, selbst kaum für unsere Pastoren. Außerdem finde ich in dem Buch mancherlei auszusetzen, so die manchmal, wie soll ich sagen, gesucht originelle Themagebung, z. B. bei Jakobs Betrug seines Schwiegervaters Laban, die Ueberschrift: Ein unreeller Handelsjude! oder: Ein Realpolitiker, oder: Liebeshändel und ihre Folgen. Weiter bedauern wir die Leser, die in diesem Buch ihre religiösen Bedürfnisse befriedigt finden können; denn wenn zu 1. Mos. 38 von dem Rückenmarksleiden der Onanisten und vom Prozeß Eulenburg die Rede ist, so weiß ich nicht: Gehört die Homosexualität zu den ewigen Wahrheiten von bleibender Geltung in des Verfassers Augen, oder zu dem moder-

nen Bedürfnis der gebildeten Christen? Auch die Ersetzung des lieben alten Luthertextes durch das Calwer Bibelwerk will mir nicht gefallen. Summa Summarum: Nicht zu empfehlen.

F. Sch.

"Life in the Making," by *Wade Crawford Barclay* and others.

The greatest need of the Church today, for active and efficient service is leadership. Not so much a vision, as people trained to carry out the task. Every wide-awake church realizes its obligation, but who is able to shoulder, direct and complete the work to be done? The Church today must therefore devote much time to training men and women, boys and girls for the task.

To meet this need of training a series of text-books on "Training Courses for Leadership" is being prepared under direction of Henry H. Meyer and E. B. Chappell, both well-known in the world of religious education. The first of these text-books which is now ready is "Life in the Making" written by seven different leaders, such as Wade Crawford Barclay, all experts in the field of Christian training and education. In the words of the introduction this series "is intended to furnish necessary equipment for intelligent participation and leadership in the work of winning and training others for active membership in the Christian Church for the work of world evangelism."

"Life in the Making" in twenty-four chapters deals with life from birth and infancy to adult and old age, setting forth briefly the characteristics of each period, and pointing out carefully the needs of life in its various growing stages of development. Each chapter treats life in that particular period from the physical, moral, social and spiritual side, noting the things that are strongly pronounced in that particular age, than pointing out the treatment and training needed for a normal growth of life.

Methods and plans are offered the parent, teacher and leader for the teaching, training and guiding of life in every period of development. The play and game demands of the child are given careful attention. The mental and social requirements of the youth and older life are discussed and the treatment needed suggested.

Special attention is given the kind of equipment and organization that "life in the making" calls for on the part of the Church. The church school must provide rooms, furnishings, teaching material, lessons, and week-day activities adequate to the needs of the life in the various periods of growth. In all this the church school dare not be behind the public school.

The book is arranged for study classes and thus has a number of testing questions at the end of each chapter for discussion and review.

The subject matter of the book is arranged in a clear, concise manner making reading easy and study interesting. The principles set forth are sound. In all "Life in the Making" offers itself splendidly as a text book for training teachers and leaders of all ages of life within and without the church.

The price of the book is only sixty cents. Published by the *Methodist Book Concern*. To be had at Eden Publishing House.

H. L. Streich.

We have recently received a number of books from the *Abingdon Press:*

1. **"The Peaceful Life."** A Study in Spiritual Hygiene by *Oscar Kuhns*, Professor in Wesleyan University. 234 pages $1.00.

We count it a privilege to have read this book. The subject makes an appeal to every normal person which the character of these warlike times only accentuates. To point out wherein the secret of a serene life consists and the methods by which it may be attained, together with some of the hindrances that are in the way as well as the aids that may be applied, this is the object of the book. The author shows how man has forever striven after this goal, the ancient Stoic in his way and the medieval Christian in another way, and that it is still the end sought by the leaders in modern education. One of them says to Professor W. James, "the aim of all educations should be to preserve us from a discontented life. President Eliot declares "That the object of education is not to provide means of earning a livelihood, but to show the scholars how to live a happy life, inspired by ideals which exalt and dignify both labor and pleasure."

The two greatest examples of what can be done in the way of achieving a life of serenity are Socrates and Christ. He gives an appreciation of the work and life of Socrates which is sympathetic and well worth reading. He frequently refers to the man who transferred philosophy from the abstract heights of speculations and made it an affair of the practical life, showing thereby that the wise Athenian has a warm place in his heart. Yes, he marshalls a long list of teachers of the serene life. He is at home among the men of Attica and ancient Rome. Plato is the man of his love, and Marcus Aurelius, the philosopher on the throne is made to bear witness. Goethe, the man of the world, throws the weight of his experience and name on the scale of the inner world with its harmonies. Schiller, the poet of "Ideal und Leben," proclaims that there is strife and sorrow in the outer world, but harmony and reconciliation in the realm of the free and noble spirit, Emerson, the apostle of optimism, is on his side and ministers to his comfort. But the one great passion of his life (excepting of course the Son of Man) is Dante. He became acquainted with him when only sixteen years of age (a rare occurrence in America), and he chose him for his lifelong friend. From him and his Divine Comedy he has learned more than from any other man.

The author takes us freely into his confidence. He lets us look into his heart, he tells us about many intimate incidents of his inner life, he bares his personality with its weaknesses and its victories, its joys and battles, its development and successive stages of maturity.

The writer is well read along the lines of his subject. The preacher finds, in the chapter on Hygiene for instance, a wealth of quotations that he will want to use in his sermons. Here are a few: Lord Avebury: "A light stomach makes a glad heart and high living means low feeling." "There is no worse enemy to a peaceful life than dyspepsia." (Author). Emerson: "It is strange how painful is the actual world, the painful Kingdom of time and place. There dwelleth care and

canker and fever. With thought, with the ideal, is immortal hilarity, the Rose of Joy, round it the muses sing." The author is a man who, altho culling fruits of wisdom and goodness from many gardens, has found the great secret to a serene life in his Christian faith. But after that, nature, poetry, literature, history, have all contributed to the growth of the spiritual plant. He is a sweet-tempered, modest, wise guide whom one follows willingly and with increasing joy. Subject and author remind us of Hilty and his "Happiness." They are very different men but have very much in common, among other things their love for Dante and for the Mystics. We speak from experience when we say in closing, read the "Peaceful Life" and it will add to the serenity of your life. *H. K.*

2. **With the Children** in Lewis Carroll's Company by *William Valentine Kelley. Abingdon Press.* 139 pages. 75 cents.

Lewis Carroll is the pen name of Chas. L. Dodgson, the author of "Alice in Wonderland" and other wonder books. Dodgson was a professor of mathematics in Oxford University, the "shyest full-grown man I ever met" (Mark Twain), and yet one of the most successful writers of Children's books in the English language, certainly a strange combination. Kelley takes us into the children's land under his guidance, telling us a great deal about children, especially girls, their strange questions and answers, the whole delightful mystery of the child-soul. He draws from an inexhaustible source of anecdotes and one cannot but like the man as he chats along on his favorite subject. We are reminded of the word, "Except ye become like one of these little ones, ye cannot enter the kingdom of heaven." *H. K.*

3. **Soldier's Book of Worship.** The *Words of Jesus* chronologically arranged, with dates and places inserted. Compiled by *A. Hallett. Abingdon Press.* 25 cents.

This is one of the books for Bible study for the use of the soldier. There is also an identical edition for the "Sailor." It contains, as indicated in the title, the words of Jesus chronologically arranged. The book is of vest pocket size but in readable type. A collection of suitable prayers and hymns is added. *H. K.*

4. **The Church After the War,** by *Will O. Thompson.* Published by the *Abingdon Press.* 25 cents.

This is an address by the president of Ohio State University, held at the opening of the Ohio Annual Conference of the Methodist Episcopal Church, on September 26, 1917.

After stating that the World War was brought on by Germany, which in his opinion had prepared its people and armies for it for many years, he claims that this great catastrophe is the contest of the centuries for the supremacy between the forces of Christianity and of paganism. So it will be the duty of the Church after the war to proclaim that the world shall be ruled by the Christian philosophy and ethics and not by materialism. The Church will magnify the impor-

tance of the moral government of God in the world. It will put stress on the faith that God is a covenant keeping God, and that His world must be a covenant keeping world. The gigantic scale of human co-operation as seen in the war will teach the world the need of co-operation in the spiritual conquest of the world. Out of this war experience in co-operative effort there will come an increase of knowledge, our thinking will take on an international character. We will have church unity, a unified Christianity. To the church will come at the end of the war the hour of supreme opportunity. *H. K.*

5. The Possible You, by *Clara Ewing Espey.* Published by the *Abingdon Press.* 50 cents. 60 pages.

The book is about yourself, the author says, the *you* that can be. It is written for boys and girls and abounds in striking illustrations taken from all fields, from nature, the daily life, science, from biographies, fairy tales, the trades etc. Some of the subjects are: "How Thinking Starts," "The Way to Remember," "Facts About Habits," "Using Your Gray Matter," "What Feelings Do," "Steering Yourself," "Your Reason for Being."

She gives to each subject just two pages. In crisp, clear, practical language she makes each problem as clear as day, and always in the modern form of object lessons. To explain e. g., how thinking starts, she says: "Do you know that you 'take a kodak with you' wherever you go? Whenever you notice a thing, or receive an impression, it registers on your brain like a snap shot. The name of your kodak is 'Attention," and the pictures it makes are the mental impressions from which thinking starts. By paying attention to a thing you press the button of your camera. These mental photographs determine what you will become, for they go into the album of what you know and experience. By referring to them you think and compare and remember."

It is a remarkably clever book. If not all boys and girls like to read books like this, the teachers and parents of the boys and girls will gather a wealth of illustrations from it, which they can use with profit on many occasions. *H. K.*

6. "The Other Side of the Hill and Home Again," by *F. W. Boreham.* Published by the *Abingdon Press.* 274 pages. $1.25.

This is a book of talks on various subjects in a chatty style by a man from Melbourne, Australia. "In Australia," he says, "the first settlers occupied the east coast first, and looking west and seeing the great range of hills they wondered what was 'on the other side of the hill.' Finally the next generation set out to find out what it was and discovered a continent." He goes on to say that this same desire to see what was on the other side of the hill was back of the men and nations that set out to conquer the earth. It has made them exploring nations and such nations are bound to be great. The same is true in the intellectual and spiritual realm. Man's mind sees hills there that obstruct his vision. He starts out to overcome them and becomes a philosopher, a reformer, a scientist, a statesman. Oftentimes men are divided be-

cause they look at things from their own viewpoint. Could they come over to the other side of the hill and look out with the other man's eyes they would soon be at one.

In this informal, bright and happy style the author discourses on many interesting things. He likes a catchy, unusual title, such as "The Enchanted Boat," "I. O. U," "The Lattice Window," "The Scrap of Paper" (the inevitable one), "Maxims of the Mud," "Millions! Millions." *Apropos* of this last one you might perhaps suspect that here he would speak of the abominable craze after money, so prevalent now. Wide of the mark! It is an All Saints' Day reflection. He says: "On a wet Sunday a man went to church at 11 o'clock. Coming back he was asked by a weaker brother how many were there. He said: "We had all the Shining Ones there this morning." This reminds him of an old priest trudging home thru the deep snow after early mass on the morning of All Saints' Day, when a man stopped him to ask how many had been at his service. "Millions! Millions!" he replied. There we have the meaning of the title. He is thinking of the spiritual presence of those who once also fought in the arena of life but are now up in bliss and triumph. They look down, however, on the fighters as spectators, a "sky full of eyes." It is the "cloud of witnesses," the writer of Hebrews mentions in the eleventh chapter, which Jowett calls the "Westminster Abbey of the Bible." He has some other splendid illustrations along that line in the chapter, from the cricket field to Napoleon before the pyramids and his famous battle speech, "Soldiers, forty centuries look down upon you." After these specimens one has an idea of what a bright talker the author is. For helpful, natural, often admirable illustrations the preacher will find this book a veritable mine of precious material. *H. K.*

A History of the Reformation, by *Elias B. Sanford*, Honorary Secretary of the Federal Council. Published by *S. S. Scranton Co.* 287 pages. $1.25. 1917.

The Jubilee year of the Reformation is passed but it is not too late to review a new book on the Reformation which undoubtedly owes its appearance to this Jubilee. It covers the same ground as that by Lindsay on the "Reformation in Germany and Other Lands" (1916 Scribner's. 2 vols.), reviewed by us in a former issue. Sanford's book, however, also gives a brief account of the planting of the Protestant churches in America, which did not fall within the scope of Lindsay's, while Lindsay has a valuable section on the History of the Counter-Reformation, which Sanford omits. Then it ought to be said that Lindsay's work is not only much more voluminous but also more original, and in every way more weighty and superior in literary construction and skill. Nevertheless Sanford's "Reformation" is a very readable book. He does not lay any claim to original research, he quotes his sources, such as D'Aubignè, Lindsay, Seebohm and others liberally and frankly. His treatment of Luther is all that could be expected. The war has not influenced his estimation of Luther's work and greatness at all, in fact it is never mentioned, it is felt only occasionally in the emphasis he lays on the cause of Democracy, for which the Reformers

struck the first telling blows. Luther's development is well described. At times we hear a story or little incident which seems a little fantastical, as for instance the elector's dream a few days before the posting of the theses. "He saw the writing on the door of the church which he had built, in letters so large that he could read them in his palace, eighteen miles distant. He also saw the pen that Luther used grow longer and longer until at last it reached Rome and almost upset the Pope's triple crown. Stretching out his hand to save it from falling he awoke!" Of the contrast of the young emperor Charles, the personification of autocracy, and Luther, the champion of freedom of conscience, he says beautifully: "It is a picture which has hung in the gallery of the world's thought and imagination for four centuries. Its colors are mixed with the realities of eternal truth and will never fade."

Luther's part in the Peasants' War does not escape criticism but he lays the blame on the age, not so much on the man.

The Anabaptist and Socinian movements received no consideration.

Zwingli's and Calvin's lives are sympathetically treated. Servetus' execution, to mention just this one blot on Calvin's record, is not approved of course, but the spirit of the times is justly held more responsible for it than any vindictive feelings in Calvin's mind.

As a popular, brief and satisfactory text book on the Reformation the book fills a worthy place. Our church papers have advertised and commended it repeatedly. *H. K.*

"Cyclopedia of Temperance, Prohibition and Public Morals," by *Deets Pickett*, *Clarence True Wilson* and *Ernest Dailey Smith*. Published by *The Methodist Book Concern*, 1917. 50 cents. 406 pages.

Contains nearly all that is worth knowing about Temperance and kindred subjects. Arranging its titles alphabetically the book, a handy, strong and well bound volume, gives ready information on this great American movement, the laws of the different states concerning it, the attitude of the press, the trades and industries, public men and bodies, professional men and writers of various countries. Invaluable to one who wants to work along these lines. *H. K.*

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 20. Band. St. Louis, Mo. März 1918.

Wie steht es mit dem Gebäude deiner Theologie?

Von H. Kamphausen.

I.

Die Theologie war einst die Königin der Wissenschaften. In den Programmen der deutschen Universitäten stand sie stets an erster Stelle. Die theologischen Professoren rühmten mit Stolz, daß die Theologie eine selbständige Wissenschaft sei. Zwar operiere sie nicht „voraussetzungslos," wie das die Philosophie von sich aussage. Aber auch in der Philosophie gebe es gewisse Sätze, Axiome, deren Wahrheit nicht bewiesen werden könne, sondern die man als selbstverständlich annehmen müsse. In gewissem Betracht fehle also auch der Philosophie die gerühmte Voraussetzungslosigkeit.

In größerem Maße allerdings baue sich die Theologie auf einem Grundstock von Tatsachen auf, deren Wirklichkeit dem Verstand nicht zwingend erwiesen werden könne. Hier wären zu nennen das Dasein Gottes, die Tatsache der Offenbarung im biblischen Sinne, die Gottheit Christi, der Verkehr des Menschen mit Gott und dergl. mehr. Diese Dinge entzögen sich freilich den Methoden der gewöhnlichen Beweisführung, aber das hätten sie mit den sittlichen Wahrheiten gemein, von denen ein so unverfänglicher Zeuge wie der Altmeister Kant gezeigt habe, daß sie, obwohl zu den Dingen gehörend, die man unmöglich durch Erfahrung wissen könne, dennoch von der praktischen Vernunft als tatsächlich angenommen werden müßten. Auf diese Weise hatte er die sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen, — den kategorischen Imperativ — die sittliche Weltordnung, ja sogar die Unsterblichkeit und das Dasein Gottes als Dinge postuliert, ohne welche man im sittlichen Leben nicht auskommen könne. Wenn also so die Philosophie selbst ohne gewisse Postulate nicht fertig werden könne, wenn selbst sie nicht voraussetzungslos sei, so könne man es der Theologie noch weniger verargen, wenn sie von dem Grundsatz ausgehe, daß auf dem Gebiete der Religion es viele Dinge gäbe, von denen man sich nur durch den Glauben, nicht aber durchs Wissen überzeugen könne.

Auf diesem Grunde übersinnlicher Tatsachen aber erbaue der Theologe seine Weltanschauung in einem System, das so geschlossen, streng logisch, in sich zusammenhängend sei wie irgend ein anderes. So war die Stellung, so der Anspruch der theologischen Wissenschaft in der Vergangenheit. Seitdem ist vieles anders geworden. Zwar die erste Stelle in den Prospekten mag man ihr aus alter Sitte noch immer einräumen, aber es gibt wenig Nichttheologen, die vor ihrer Dogmatik, die doch die Citadelle ihres Aufbaues ist, allzugroßen Respekt haben.

In unserem Lande kommt dazu noch etwas anderes. Theologie wird hier meist nur in kirchlichen Seminarien gelehrt, von einigen großen Hochschulen abgesehen. Die theologischen Professoren machen meist nicht den Anspruch, sich mit den großen Capacitäten der reichfundierten Universitäten wissenschaftlich messen zu können. Ihr Absehen ist in erster Linie darauf gerichtet, ihren Studenten eine gute Ausrüstung fürs praktische Amt zu geben.

Ferner halte man sich gegenwärtig, was der geistige Charakter unserer Zeit ist, wohin die treibenden Tendenzen streben, worauf geistige Kraft sich heute und hier konzentriert. Es sind die materiellen Dinge, die im Vordergrund stehen, es sind praktische Fragen, die zu lösen sind. Die exakten Wissenschaften, die es mit der äußeren Natur und Beherrschung ihrer Kräfte zu tun haben, haben die Führerschaft. Auch im religiösen und kirchlichen Leben sind es nicht intellektuelle Dinge, die einen hervorragenden Platz einnehmen, sondern Aufgaben des praktischen Betriebes: Gemeindebildung, Sonntagschule, Jugendverein, Mission, Wohltätigkeit, Organisation. Diese Dinge, in Verbindung mit der Predigt, absorbieren die volle geistige und physische Kraft des Pastors.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn es mit seinem theologischen Studium im allgemeinen gar schwach bestellt ist, und er deshalb auf die Frage: Wie steht es mit dem Gebäude deiner Theologie? antworten müßte: Das Gebäude ist sehr baufällig und dem völligen Einsturz gar nahe. Noch kürzlich vertraute uns ein Bruder, der an einer großen Gemeinde steht, an, daß er früher jeden Morgen einige Stunden dem Studium gewidmet habe, daß dies aber bei seiner jetzigen Gemeinde völlig zum Stillstand gekommen sei. Nichtsdestoweniger hoffe er aber, daß bald die Zeit kommen werde, wo er jene ihm so liebgewordene Beschäftigung wieder aufnehmen könne.

Jawohl, wir verstehen diese Sehnsucht, sie ist im Menschengeist begründet. Sie kann durch Ungunst der Umstände lahm gelegt, unterdrückt werden und schließlich durch Atrophie völlig verkümmern, aber sie gehört trotzdem zur Ausstattung nicht nur eines normalen Theologen, sondern eines jeden denkenden Menschen. Warum schütten so viele unserer Millionäre, die selbst im Jagen nach dem Mammon nicht die Zeit zum Studium hatten, das Füllhorn ihrer Gaben auf die Erziehungs- und Bildungsanstalten des Landes aus, als weil sie fühlen,

wie viel, das zum wahren Menschenleben gehört, ihnen entgangen ist und es nun möglichst vielen ihrer weniger begüterten Mitmenschen zuteil werden lassen wollen. Es mag sein, daß hier und da einer unserer Leser auf dem Standpunkt mancher unserer Hörer in den Gottesdiensten angelangt ist, die wohl fühlen, daß sie nur in dem gelobten Land ihre Bestimmung erfüllen können, aber sich mittlerweile mit den Fleischtöpfen Aegyptens trösten oder dem Grundeigentum im Land Babylon. Nichtsdestoweniger wollen wir anhalten an unserem Werk, denn wir wissen, daß unsere Verkündigung frohe Botschaft ist.

Hier erinnere man sich jedoch, daß wir von einem „Gebäude der Theologie" gesprochen haben. Dies Wort haben wir mit voller Absichtlichkeit gewählt. Es kommt uns hier nicht darauf allein an, zum Studium im allgemeinen aufzumuntern, sondern in einer ganz bestimmten Richtung. Vielleicht die meisten Menschen verfahren in ihrem Lesen, Denken und Studieren planlos. Sie studieren bald Geschichte, bald Exegese, bald eine Sprache, bald Soziologie, oder dgl. Dabei lernen sie manches, aber sie haben das unbefriedigende Gefühl, daß ihren Bemühungen der Zusammenhang fehlt. Es ist ihnen unmittelbar klar, wenn sie sich auch nicht davon Rechenschaft geben, daß alles Wissen und Wissenwollen auf eine Einheit hinstrebt. Sie sind keine Künstler, aber sie können sich des dunklen Dranges nicht erwehren, daß, wie das sittliche Leben ein Kunstwerk sein sollte, eine ihrem Ideal entsprechende Wirklichkeit, so auch ihr geistiger Besitz sich zu einem mehr oder weniger vollendeten Ganzen gestalten und abrunden sollte. Welcher Art dieser geistige Besitz sein sollte, hängt von dem Beruf und vielleicht auch noch von der individuellen Neigung und Begabung ab. Beim Theologen scheint es uns natürlich, daß alles, was er weiß, lernt, denkt, liest, ihm Bausteine zur Errichtung seiner Theologie, seines theologischen Gedanken- und Ueberzeugungsgebäudes darreichen sollte. Wir haben Theologen gekannt, die ihr Hauptinteresse an Vögeln hatten, nicht an der Theologie, die besser Bescheid wußten in der Vogelwelt als in der Kirchengeschichte und in den Büchern der Schrift, aber das waren denn eigentlich und tatsächlich auch Ornithologen und nur dem Namen nach Theologen. So kannten wir auch Pastoren, die mehr Liebhaberei an Pferden — an deren Stelle heute die Automobile treten würden — als an Theologie oder Philosophie hatten, aber über diese Schwächen lassen wir den Mantel der Liebe fallen. Wir suchen hier geistliche Verbindung mit der ohne Zweifel großen Zahl derer, die da sagen: Ja, du hast recht. Es ist mein tiefstes Bedürfnis e i n e T h e o l o g i e zu haben, eine Theologie, die ganz mein eigen ist, nicht die von Professor B. oder Professor P., die ich auf dem Seminar hörte, sondern die ich mir selbst erstritten, erdacht, ersonnen, erbetet und erlebt habe. Welch köstlicher Besitz, im Laufe der Jahre und in den Stürmen der Zeit, in langem Studium allmählich, oder in einzelnen Perioden plötzlichen Fortschritts sprungweise, sich als Eigentümer eines Gedankengebäudes zu wissen,

in dem man zu Hause ist, nicht weil man es von den Vätern ererbt hat, sondern weil man selbst Stein um Stein zum Bau zusammengetragen! Sollte es unter unseren Lesern solche geben, die sich aus diesen geistigen Freuden und Gütern nichts machen, so würden uns solche schmerzlich an die erinnern, von welchen Scott sagt (mutatis mutandis):

"Lives there a man with soul so dead,
Who never to himself hath said,
This is my own, my spirit's land."

Wir sind gewiß, daß wir vielen aus der Seele sprechen, wenn wir sagen, ja es wäre eine herrliche Sache, wenn wir Ordnung, Klarheit und Selbständigkeit in unser theologisches Wissen und Denken bringen könnten. Sie haben nur das Bedenken, daß es ihnen vielleicht an Zeit fehle, oder an der Energie des Ausharrens, welche eine solche Aufgabe naturgemäß von der geistigen Bemühung fordert. Dazu sind sie sich bewußt, daß der Trieb zu solch fortdauernder Geistesarbeit meist oder völlig von ihnen selbst kommen müsse und nicht aus der äußeren Welt, denn die Atmosphäre, in der wir leben, ist solchem Plan und Streben nicht günstig. Ja, machen wir uns über dies letztere keine Illusionen. Es gab eine Zeit, wo man sagen konnte, daß katholische und protestantische Völker sich unter anderem dadurch unterschieden, daß die ersteren keine theologischen Interessen hätten, während bei den letzteren dieselben zum Teil recht kräftig und energisch sich geltend machten. Ein Beweis für das letztere seien z. B. die vielen kirchlichen Sektenbildungen, für welche in katholischen Ländern gar kein Boden vorhanden sei. Wie es in dieser Hinsicht z. B. bei den Italienern steht, sagen uns Beschreibungen dieses Landes und Volkes neuesten Datums. Dieselben sind darin einig, daß zwar im Volke unter allen Schichten große religiöse Gleichgültigkeit und viel Abfall von der herrschenden Kirche zu finden sei, aber fast gar keine Neigung zum protestantischen Glauben. Theologische Interessen, das Bedürfnis sich mit Dingen des religiösen Glaubens auseinanderzusetzen, seien fast völlig abwesend.

Dieselbe geistige Signatur findet man aber jetzt auch in protestantischen Ländern. An Stelle des theologischen Triebes ist hier der soziologische bei den besseren Elementen getreten, andere sind durch die materialistische und naturalistische Strömung der Zeit zum Indifferentismus geführt worden. So ist in der Tat der Zeitgeist unserer Aufgabe nicht günstig gestimmt.

Dazu kommt noch eine andere Schwierigkeit, noch ein anderes Bedenken. Theologische Systeme sind in der Vergangenheit stark durchsetzt gewesen mit abstrakten, philosophischen Gedankengängen. Es scheint, als wenn niemand das Zeug habe, sich selbst einen befriedigenden theologischen Besitz anzueignen, er sei denn philosophisch geschult. Diese innige Verbindung, dies Hand in Hand-Gehen von Theologie und Philosophie liegt in der Tat vor und kann historisch leicht nachgewiesen werden. Die christliche Kirche hat ihre erste theologische Periode im 4.

und 5. Jahrhundert durchgemacht. Die Kirche der Apostel hatte keine Theologie. Der Apostel, der dem Namen eines Theologen am nächsten kam, ist Paulus. Aber solange die Kirche in der Fülle geistigen Lebens stand, so lange man unter ihren Gliedern wenig Weise und Gebildete und viele Verachtete und kleine Leute zählte, so lange sie im Sturm der Verfolgung stand und in welterobernder Expansion, gab es keine Theologie. Erst als Männer, die in griechischen Philosophenschulen gebildet waren, gläubig wurden und ihren Glauben ihren Standesgenossen gegenüber dialektisch zu verteidigen begannen, fing die theologische Arbeit an. Die Bekenntnisschriften und Lehrstreitigkeiten der Kirche, in welchen sie sich auf ihren Glauben besann und demselben lehrhaften Ausdruck gab, sind der Niederschlag jener Gährung, die durch die Verbindung griechischer Philosophie mit kirchlichem Glauben entstand. In gleicher Weise waren die theologischen Systeme der großen Scholastiker des Mittelalters von Anselm bis Thomas von Aquino und Duns Scotus Produkte des Bundes, den der kirchliche Glaube mit der Philosophie des Aristoteles eingegangen war. Ebenso ist es eine Tatsache, die selbst dem theologischen Abc-Schützen so bekannt ist wie seine Westentasche, daß die ganze großartige Entwicklung der neueren Theologie im 19. Jahrhundert in engstem Zusammenhang steht mit der modernen Philosophie. Wir nennen Schleiermacher den Vater der neueren Theologie. Er empfand die ungebührliche Abhängigkeit der Theologie von der Philosophie so tief, daß sein Hauptstreben darauf gerichtet war, diese Sklaverei zu brechen und dem christlichen Glauben und der christlichen Theologie eine Stellung der Freiheit zu geben. Ohne Zweifel hat er auch einen verheißungsvollen Anfang gemacht, obwohl der pantheistische Einschlag in seinem System nicht zu verkennen ist. Jedenfalls dachte er nicht im Traume daran, das philosophische Denken oder die philosophische Kenntnis als für die Theologie unnötig zu erklären. Was seine Nachfolger anbelangt, so brauchen wir nur den Namen Hegel zu nennen und seinen Einfluß z. B. auf die große Tübinger Schule, oder den Namen Kant und seinen Einfluß auf Ritschl und viele andere, um zu zeigen, daß in vielen Fällen die Theologen nur Schüler der großen Philosophen waren und ihre Theologie nur Philosophie im theologischen Gewande. Wer sich darüber in Kürze informieren will, lese Franks „Geschichte der Theologie im 19. Jahrhundert."

Also es ist so, daß unsere namhaften Theologen durch die Schule der Philosophen gegangen sind, und daß Theologie und Philosophie tatsächlich zu allen Zeiten im engen Bunde zu finden waren. Darüber wolle sich auch niemand wundern und noch weniger ärgern. Der Theologe gibt eine christliche Weltanschauung und er muß sich mit der Weltanschauung der Führer im Reiche des Geistes auseinandersetzen. Er hat einen christlichen Gottesbegriff und muß aussagen, wie und warum derselbe von dem philosophischen Gottesgeist sich unterscheidet. Er hat eine christliche Anschauung von der Erlösung des Menschen und muß

dieselbe der philosophischen Idee von der Selbsterlösung gegenüber setzen. Der christliche Ethiker hat immer wieder Veranlassung, der philosophischen Ethik, die sich auf Wissen und Gewöhnung gründet, zu opponieren.

Aber, sagt einer, wenn es so ist, dann ist mein Bedenken nur gar zu begründet. Ich habe zur Philosophie weder Zeit, noch Lust, noch Befähigung. Ich möchte recht gern mir mein theologisches Lehrgebäude aus eigenen Mitteln errichten, aber verschone mich mit Kant und seiner Kritik der reinen Vernunft und noch mehr mit Hegel und dem „Absoluten." Nun, dem wollen wir Folgendes sagen. Erstens leben wir im 20. Jahrhundert und nicht im Anfang des 19. Die Wissenschaften, mit denen wir zu tun und zu streiten haben, sind die exakten, nicht die spekulativen. Unser Feind ist der Materialismus und Naturalismus, nicht der Idealismus der deutschen Philosophen. Der Zeitgeist unserer Tage predigt eine natürliche Erklärung der Welt, er ist dem Wunder abhold, er sieht das Heil in der Bildung, nicht in der Erlösung. Dem entgegenzutreten werden wir doch das Zeug haben und willens sein, uns all der Bildungsmittel zu bedienen, die zur Hand sind.

Ferner beherzige man, daß, was Schleiermacher angefangen, von andern fortgesetzt und vollendet worden ist, daß es heute eine Theologie gibt, die von der Philosophie unabhängig ist, die sich auf persönliche Heilserfahrung gründet, und der die Apostel und Propheten, und noch mehr Jesus, größere Autoritäten sind als Kant und Hegel in älterer Zeit und Darwin, Huxley und Haeckel in neuerer.

Endlich aber fügen wir noch hinzu, daß was an philosophischer Kenntnis, an logischem Denken, an allgemeinem Wissen nötig ist, nicht so sehr schwer zu erreichen ist. Philosophie flößt manchem Abscheu oder doch Abneigung ein, als wäre es eine Belastung für das Hirn und eine Vergeudung der Zeit. Doch bei Lichte betrachtet ist es nur das klare Denken über die Ursprünge und den Zusammenhang der Dinge. Darüber will der Mensch Klarheit haben zu einer Zeit oder der andern. Als Schreiber dieses 20 Jahre alt war, vertraute er einem geschätzten theologischen Professor an, daß er die Absicht habe, sich mit der Philosophie näher zu beschäftigen. Der Professor — es war Cremer — sagte: „Tun Sie es nicht, warten Sie, bis Sie 50 sind." Er meinte, mit dem reiferen Alter käme sowohl das Bedürfnis, als die Fähigkeit diesen Fragen nachzudenken. Jawohl, das ist wahr, aber bei manchen wartet der rege Geist nicht, bis sie 50 geworden.

Nachdem wir nun im Vorigen, wie wir hoffen, einer Reihe von Lesern Lust und Mut gemacht, wollen wir in der nächsten Nummer alsbald von dem theologischen Lehrgebäude reden, das uns vorschwebt, von seinem Fundament insonderheit und dann in allgemeinen Strichen andeuten, wie es etwa der Vollendung entgegengeführt werden könnte. Wir wollen unseren Lehrern der systematischen Theologie nicht ins Handwerk pfuschen. Wir wollen nicht ein Textbuch der systematischen

Theologie in Duodezformat bieten, sondern nur praktisch andeuten, wie einer sich sein eigenes Lehrgebäude errichtet, so daß er nachher drin zu Hause ist, mit allen seinen Teilen wohlvertraut, mit gewisser Selbstbefriedigung sagen kann: Ich habe es selbst gebaut, und was etwa hier oder da, in diesem oder jenem Zimmer, noch unvollendet ist, wird mit der Zeit noch die ausbauende Hand ersetzen.

Also darüber im schönen Monat Mai!

Der Zwischenzustand nach dem Tode.

Pastor G. Fr. Schütze, Tigerton, Wis.

In meiner Arbeit über die Wiederbringung aller Dinge, die im Novemberheft 1917 unseres Magazins erschien (S. 433, ff.), hatte ich ein Bestehen des Zwischenzustandes vorausgesetzt und gestreift, aber nicht ausführlicher behandelt. Unter Zwischenzustand verstehen wir den Zustand der Menschen, in den sie durch den Tod versetzt werden und bis zum jüngsten Gericht bleiben werden. Es sind mir nun über meine Arbeit mancherlei freundliche Kritiken zugegangen, die sich mit meinem Endergebnis, der e w i g e n Verdammnis, nicht einverstanden erklärten. Für diese wird ja auch die folgende Arbeit nichts Ueberzeugendes bieten können; es mag aber doch von Interesse sein, auch diese eschatologische Lehre einmal genauer und im Zusammenhang zu betrachten.

Das von der P r o f a n l i t e r a t u r, den LXX und auch dem Neuen Testament gebrauchte Wort für den Zustand nach dem Tode ist ᾍδης. Hades ist nun ursprünglich in der griechischen Mythologie der Name des Gottes des Todes, entsprechend dem lateinischen Pluto, wird aber oft in übertragener Bedeutung auch für das Reich des Hades, den Ort der Toten, gebraucht. Dieser Gebrauch liegt deutlich vor überall da, wo die Verbindung mit dem Genitiv, also ἐν, εἰς oder ἕως ᾍδου vorkommt (vgl. Matth. 11, 23). So wird Hades der Ort der Toten überhaupt, sodaß man die Präpositionen nicht mehr elliptisch mit dem Genitiv, sondern mit ihrem richtigen Kasus gebrauchte. So hat schon Homer Ἀΐδοςδε βέβηκεν, d. h. er ist in den Ort der Toten gegangen, gestorben. Auch etymologisch läßt sich diese Konstruktion erklären. Das Wort Hades, bei Homer noch öfters Aides, setzt sich zusammen aus dem Alpha privativum und dem Stamme ἰδεῖν, sehen; bezeichnet also einen unsichtbaren Ort. Dieselbe Anschauung finden wir in dem altgermanischen Worte: Hel. Hel ist die Todesgöttin, dann aber ihr Reich, die Hölle (ohne den christlichen Nebensinn des Strafortes). Auch hier ist der Wortstamm: hel, verbergen, wie wir es noch in „verhehlen" finden; also ist die Bedeutung auch hier: Das Totenreich, ein verborgener Ort. Es ist darum auch etymologisch unrichtig Hölle zu schreiben; sondern man sollte, wie noch Luther tat, Helle schreiben. Es tritt uns übrigens auch in der altgermanischen Mythologie die scharfe Trennung entgegen zwischen dem Ende des einzelnen und dem allgemeinen Weltende.

Nach der Sage gehen die Helden, die den Schlachtentod gefunden, in einen Ort der Seligkeit, Walhalla, wo sie als die Einheriar mit Wodan und den andern Göttern zechen und kämpfen, während die Feigen, die den Strohtod, also nicht in der Schlacht, gefunden, in das Reich der blassen oder auch dunklen Hel müssen. Aber dieser Zustand dauert nicht für immer, sondern zuletzt kommt Muspilli, die Götterdämmerung mit dem allgemeinen Weltenbrand.

Der Hades nun wird unter der Erde gedacht; entspricht also dem lateinischen Infernum, synonym zu Orcus. (Bei den LXX entspricht Hades dem hebräischen שְׁאוֹל) Es ist der Sammelplatz aller Toten, ohne Rücksicht auf ihr ethisches Wohlverhalten während ihres Erdenlebens. Er bietet seinen Einwohnern ein Dasein, das dem Erdenleben ähnlich ist, aber doch nur so, wie ein schlechter Oeldruck der Natur ähnlich ist, also ein im besten Falle traumhaftes Schattenleben. Doch finden wir in der heidnischen Mythologie, von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag, bei den Aegyptern, Persern, Griechen, Germanen u. s. w., fast ohne alle Ausnahme, die Vorstellung einer Zweiteilung der Toten, indem die der heidnischen Lebensnorm entsprechenden Toten in einen Ort ewiger Freuden eingehen, ob er nun Elysium, Walhalla, die glücklichen Jagdgründe oder sonstwie heiße. Die Untüchtigen dagegen finden wir in einem Orte der Freudlosigkeit gedacht, Tartarus, Hel, Niflheim etc. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet nur das Buddhistische System, in dem die Idee der Seelenwanderung und das Ideal der Seligkeit in der Nirwana diese Gedankenentwicklung nicht aufkommen ließ.

Die Anschauung des Alten Testaments setzt diese, wir wollen nicht sagen heidnische, sondern allgemein menschliche Lehre voraus, nicht als eine göttliche Offenbarung, sondern als selbstverständliches Allgemeingut aller Menschen. Sie unterscheidet sich eigentlich nur durch „ihre im Ernst des Monotheismus begründete keusche Nüchternheit.“ (Gueder in Herzogs Realencycl. V, 440 ff.) Nach alttestamentlicher Anschauung ist der Scheol (abgeleitet von שאל = fordern) der Ort, der alle fordert (Prov. 27, 20), der gemeinsame Ort des Aufenthaltes aller Abgeschiedenen (Gen. 37, 35; 42, 38; 1. Sam. 28, 19; 1. Kön. 2, 6. 9.; Ps. 89, 49; Hab. 2, 5). Es ist ein stiller (Ps. 94, 17; 115, 17) und finsterer Ort (Hi. 10, 21. 22) der Ruhe, in der Tiefe der Erde gelegen (Num. 16, 30. 33; Hi. 11, 8), wo ein freudeloses Schattenleben (רְפָאִים) des Menschen wartet (Ps. 6, 6; 88, 4—13; Koh. 9, 10; Hi. 3, 17—19; 14, 10 ff.; Jes. 14, 9 ff.). Er birgt in sich alles, was der Tod für den Menschen Schreckliches hat und bringt (2. Sam. 22, 6; Ps. 18, 5 ff.; 116, 3; Hi. 7, 9; 17, 13; Jes. 5, 14 ff.; 38, 10. 18), namentlich aber die Entfernung von dem lebendigen Gott (Ps. 36, 10; 115, 17). Der Scheol ist besonders der Ort, an den die Gottlosen gehören (Ps. 49, 13 ff.; Prov. 5, 5; 7, 27; 9, 18; 15, 11; Ps. 55, 16; Jes. 14, 9—15; 28, 15. 18; Hes. 32, 27; Num. 16, 30), weil in ihm der Zorn Gottes offenbar wird. Synonym mit Scheol

wird gebraucht אבדון = Ort des Untergangs, Abgrund in folgenden Stellen: Hi. 26, 6; 28, 22; Prov. 15, 11; Ps. 88, 12.

In den späteren Schriften des Kanons finden wir ganz deutlich erkennbar eine Fortbildung des allgemein menschlichen Hadesgedankens. In dem Maße nämlich, als der einzelne sich loslöst aus der Masse, als an die Stelle der theokratischen Heilsidee die persönliche tritt, d. h. also an die Stelle eines Zugehörens zum Volke Israel als höchstes Gut tritt das Zugehören zu Gott — in dem Maße sage ich, tritt immer bestimmter die Erwartung hervor, daß einst ein Erwachen aus dem Todesschlummer und ein Kommen zu Gott erfolgen werde. Damit ist ganz entschieden ein Fortschritt und Weiterbildung des alten Vorstellungskreises zu konstatieren. Doch ist es unmöglich eine genaue Scheidelinie zu ziehen und zu sagen, in welcher Zeit zuerst dieser Gedanke aufgetaucht sei; denn auch ältere Schriften haben diesen Gedanken ausgesprochen, wie z. B. 1. Sam. 2, 6. Man müsse sonst annehmen, daß in diesem Verse das „führt aus der Hölle heraus" nur um der Antithese in der hebräischen Poesie willen eingefügt sei. Und selbst dann muß dieser Gedanke doch vorhanden gewesen sein; denn sonst würde irgend eine andere Antithese gewählt worden sein. Ganz deutlich wird beim Propheten Daniel eine doppelte Auferstehung am Ende der Tage zum ewigen Leben und zur Schande geweissagt (Dan. 12, 2 ff.).

Wenden wir uns zu der apokryphischen Literatur des Alten Testaments, so finden wir bei dem Siraciden noch ganz die alte naive Auffassung der älteren Bücher des Kanons (Sir. 17, 25. 26. 29). Dagegen ist das zweite Makkabäerbuch von der vorgeschrittenen Erkenntnis erfüllt; denn es spricht die ganz unbedingte Auferstehungshoffnung für die Frommen aus (2. Makk. 2, 9 ff.; 12, 43 ff). Ebenso unterscheidet die Weisheit Salomonis entschieden das Ende der Frommen, die Seligkeit (2, 22; 3, 1. 18) von dem der Gottlosen, der ewigen Strafe (3, 10. 19; 5, 15). Man kann aber aus den Apokryphen keine klare Angabe entnehmen, in welchem Verhältnis der Hades zu dem einen wie dem andern Zustand (Seligkeit und Verdammung) steht, und wie die Auferstehung gedacht ist. Jedenfalls scheint Hades ganz allgemein den gesamten Umkreis der Dinge und Erscheinungen nach dem Tode zu bezeichnen. Vielleicht ist die ἀνάστασις (2. Makk. 12, 43) mit der ἀφθαρσία (Soph. 6, 19) = Unvergänglichkeit gleichbedeutend. Dann würde man darin einen Einschlag alexandrinisch-jüdischer Philosophie bemerken können; doch wie gesagt: Non liquet, Gewißheit haben wir nicht. Daß die Pharisäer im Gegensatz zu den Sadduzäern die Auferstehung von den Toten zu einem Partei-Schibboleth gemacht haben, ist uns von Josefus (Jos. Macc. 16) bezeugt und ja auch aus dem Neuen Testament aus verschiedenen Stellen, wie Luk. 20, 27 u. a. m. allgemein bekannt.

Jedoch nun entsteht die Frage: Was hat die Lehre Jesu Christi, was hat das Neue Testament aus dem vorhandenen

Material gemacht? Wir müssen gleich feststellen, daß wohl die Auferstehungshoffnung durch die Ereignisse des ersten Ostermorgens zu einer Auferstehungsgewißheit geworden ist, daß im übrigen aber eine wesentliche Weiterbildung und Entwicklung über den Anschauungskreis der Apokryphen nicht erfolgt ist.

Das Wort Hades erscheint im Neuen Testament zweimal als Uebersetzung des hebräischen Scheol (Act. 2, 27; 1. Kor. 15, 55); sonst findet es sich mit Ausnahme von Matth. 11, 23 und Parallelen nur in Verbindung mit *θάνατος*. Andere im Neuen Testament gebrauchte Synonyme für den Ort der Toten sind: *Πύλαι ᾅδου* (Matth. 16, 18), *Φυλακή* (1. Petri 3, 19; Apok. 20, 7), *Ἄβυσσος* (Röm. 10, 7), *Γέεννα* (Matth. 5, 22), *Κόλπος τοῦ Ἀβραάμ* (Luk. 16, 22) und *Παράδεισος* (Luk. 23, 43). Natürlich habe ich nicht alle Stellen hier angegeben, in denen diese Synonyme gebraucht werden, sondern zu jedem nur eine Belegstelle. Welches sind nun aber die besonderen Bedeutungen dieser Synonyme? Da haben wir zunächst Matth. 11, 23 zu besprechen, wo Hades (nach Gueder a. a. O., S. 442) „die metonymische Anzeige eines totalen Verkommens" bedeuten soll. Nach Zahn in seinem Kommentar zum Matthäusevangelium ist die bestbezeugte Lesart nicht die des Textus receptus: *ἡ ὑψωθεῖσα*, sondern: *μὴ ὑψωθήσῃ*." Auf die Frage des Herrn also an die Stadt Kapernaum, ob sie erwarte, für ihr Verhalten gen Himmel erhöht zu werden, gibt er selber die Antwort: „Ja, zum Hades wirst du hinabsteigen." Ich sehe nun garnicht ein, daß es nötig ist hier von dem Sprachgebrauch des ganzen übrigen Neuen Testaments abzuweichen und in der Bezeichnung Hades etwas anderes zu suchen, als Vernichtung, nicht Verkommenheit oder Verkommen. Das gegenübergestellte Beispiel von Sodom zeigt ja deutlich, was mit diesem Hades gemeint ist: Völlige Zerstörung. Es würde, auf den einzelnen Menschen angewandt, nicht viel anderes bedeuten als der Tod. Nichts wesentlich Verschiedenes haben wir uns unter den „Pforten der Hölle" zu denken, nämlich die Todesmacht, welche das Reich der Finsternis gegen die Kirche des Herrn in Bewegung setzt. Als Phylake wird der Hades bezeichnet, insofern als die Seelen in ihm bewahrt werden, sodaß sie nicht herauskönnen. Dieser Ort liegt in einem tiefen Abgrund, Abyssos, in Inneren der Erde, bezeichnet also auch nichts anderes als den Hades. Doch ist hier wohl zu beachten, daß sowohl Phylake (Apok. 20, 7) als auch namentlich Abyssos (Apok. 20, 1—3; 9, 2. 11; 17, 8; aber nicht in Luk. 8, 31) den Ort der Verdammnis bezeichnen. Ebenso zweifelhaft steht es mit *Γέεννα*; denn wenn auch in keiner Stelle, wo Geenna gebraucht ist, es unmöglich ist, den Hades darunter zu verstehen, so liegen doch eben auch Stellen vor, in denen gesagt wird, daß dort e w i g e s (die Apokatastasianer mögen verzeihen; aber es steht wirklich: ewiges) Feuer brennt (Mark. 9, 43 ff.; Matth. 18, 8 ff.), das dem Teufel und den Seinen bereitet ist (Matth. 25, 41. 46). Und wenn jemand sagen möchte, dieses *αἰώνιος* bezeichne nur diesen Aeon, nicht aber alle Aeonen, so muß

das in diesen Stellen in Verbindung mit Leben gebrauchte ewig dieselbe Bedeutung haben. Es würde also ein ewiges Leben bezeichnen, das nur in diesem Aeon währt. Da aber eine solche Begrenzung des Lebens und der Seligkeit gegen alle biblische Anschauung ist, so brauchen wir nicht weiter darauf einzugehen. Bedeutet αἰώνιος einmal das „ewig" in landläufigem Sinne, so muß es auch das andere Mal dasselbe meinen. Nach Matth. 18, 9 ist unter Geenna dasselbe zu verstehen, wie unter dem Feuerofen (Matth. 13, 42. 50). In diesen werden am Ende der Welt alle Gottlosen geworfen. Wir finden also, daß unbedenklich dieselbe Bezeichnung für den Zwischenort in diesem Aeon, wie für den ewigen Ort im kommenden Aeon gebraucht werden. Auf der anderen Seite müssen wir auch Abrahams Schoß uns innerhalb des Hades denken, obgleich er durch eine große Kluft von dem Orte der Qualen getrennt ist. Es ist der den Kindern Abrahams vorbehaltene Raum. Wenn wir nun aber Luk. 23, 43 mit Act. 2, 31 zusammenhalten, so werden wir in Paradies auch nichts anderes sehen, als einen anderen Namen für Abrahams Schoß. Doch haben wir hier auch wieder die Erscheinung festzustellen, daß mit dem Wort Paradies auch ein Ort oder Zustand der Seligkeit bezeichnet wird (2. Kor. 12, 4; Apok. 2, 7), daß also auch hier kein bestimmter, scharf ausgeprägter, etwa von der Profanliteratur sich scharf abtrennender, oder ihr auch unbedingt folgender, Sprachgebrauch sich feststellen läßt. Wir können nicht sagen: Hades bedeutet im Neuen Testament den Ort aller Toten, oder die ganze Zahl aller Toten, oder den Ort aller ungläubigen Toten; denn alle solche Stellen würden durch ebenso viele direkt entgegengesetzte widerlegt werden.

Halten wir aber nun zunächst fest, daß die Lehre der Apostel die Seele Christi ebenso wie die des reichen Mannnes ausdrücklich als in den Hades eingegangen annimmt. Nur ist eben der reiche Mann, sowie er in den Hades gelangt, in der Pein. Ueberall mit einer Ausnahme wird uns sodann ausdrücklich durch die Verbindung von Tod und Hades gezeigt, daß in dem Hades alle Verstorbenen zu suchen sein dürften. Nur die eine Stelle, Apok. 20, 13: „Das Meer gibt seine Toten wieder," bietet eine Schwierigkeit, die ich nicht auflösen kann. Sonst finden wir überall den Hades als den Ort aller Toten. In der Apok. (6, 8) folgt der Hades dem Reiter auf dem fahlen Pferde, dem Tode, unmittelbar nach, und zwar so, daß sie wie eine Einheit erscheinen, indem für den Hades kein besonderes Siegel aufgetan wird, und er auch nicht auf einem besonderen Rosse reitet. Das bedeutet also, ohne das poetische Bild, daß der Tod eine unmittelbare Versetzung in den Hades bedeutet. Zum Weltgerichte müssen Tod und Hades (und das Meer) ihre Opfer wieder hergeben. Dann werden Tod und Hades in den Feuerpfuhl geworfen, dort also vernichtet werden (1. Kor. 15, 26). Der Vernichter des Todes ist Christus, der die Schlüssel des Todes und des Hades hat (Apok. 1, 18). Seine Auferstehung wird bezeichnet als ein Auflösen

der Wehen des Todes (Act. 2, 24) oder als ein Hervorgehen des Heiligen aus dem Hades (Act. 2, 27. 31).

Diese Stellen aber reichen alle zusammen nicht aus, um behaupten zu können, daß im Neuen Testament ein fest gefügtes Lehrgebäude über den Zustand nach dem Tode gegeben sei, wie etwa über die Rechtfertigung durch den Glauben. Man begnügte sich damit unter und neben der Benutzung verschiedener Bilder an dem einen Hauptlehrsatz festzuhalten, daß Seligkeit und Verdammung durch die vorhandene oder fehlende Gemeinschaft mit Christo bedingt sei. Im großen und ganzen dürften wir wohl nicht weit aus dem Wege gehen, wenn wir behaupten, daß Hades im Neuen Testament ein sehr dehnbarer, unbestimmter Begriff der Gesamtverhältnisse nach dem Tode ist, ähnlich vielleicht unserem deutschen „das Jenseits." Wenn Kahnis (Die lutherische Dogmatik, Bd. II, § 23, S. 495) behauptet, daß „Das Dunkel, welches im Alten Bunde über den Zustand nach dem Tode im Scheol liegt, wird im Neuen Bunde kaum zur Dämmerung," dann müssen wir ihm Recht geben; denn wir finden dieselben Anschauungen, wie sie die Apokryphen des Alten Testaments pflegen, ebenso unklar und wenig bestimmt.

Als nun in der nachapostolischen Zeit die Parusiehoffnungen zurücktraten, und die religiöse Spekulation anfing sich zu regen, da mußte es naturgemäß auffallen, daß zwischen dem Worte Jesu Luk. 23, 43 und vielen anderen Worten des Herrn (z. B. Matth. 13, 49) ein anscheinend unüberwindbarer Widerspruch herrscht. Diesen suchten sich die Väter auf die mannigfachste Weise zu erklären, und so finden wir eine ganze Anzahl der verschiedensten Lehren. Justin der Märtyrer lehrt, daß die Seele unmittelbar nach dem Tode in einen Zwischenzustand versetzt werde, und zwar die der Guten in einen Freudenort, die der Bösen in einen Strafort (Dialogus cum Tryphone Judaeo, c. 5). Doch ist dies eben nur ein Zwischenzustand; denn a. a. O., c. 80 erklärt er die Ansicht für häretisch, daß die Seelen der Erlösten sofort in den Himmel eingehen. Dieselbe Ansicht finden wir vertreten bei Irenäus (V. 31, 2) und Tertullian (Adv. Marcionem IV. 34; De resurrectione, c. 43; De anima, c. 55). In dieser letzten Stelle spricht er aus omnem animam sequestrari apud inferos in diem Domini. Bei Cyprian läßt es sich nicht mit Gewißheit nachweisen, ob er einen Zwischenzustand gelehrt hat, oder nicht. Der Gnostizismus dagegen kennt, wie es bei dem Wesen der Gnosis auch nicht anders sein kann, keinen Zwischenzustand. In allen gnostischen Systemen, mögen auch die Namen und besonderen Modifikationen wechseln, ist die Geringschätzung und Verachtung der Erde als der Unterwelt, oder als des Geschöpfes der untersten Emanation der Gottheit eine so große, daß wir überall die Lehre finden, daß die Hyliker oder Weltmenschen sofort der Vernichtung anheimfallen, die Pneumatiker oder Geistmenschen dagegen sogleich nach ihrem Tode in das Pleroma versetzt werden.

Epochemachend in dieser Lehre, wie überall, wo er in der theologi-

schen Wissenschaft sich betätigt hat, ist Origenes geworden. Sein Vorgänger Clemens v. Alexandrien redet von einem geistigen Feuer, welches in uns schon in diesem Leben reinigend und läuternd brennt (Paed. III, p. 282; Strom. VII, p. 851). Dieses innerliche Feuer verlegt Origenes in das Jenseits (Hom. in Num. XXV. p. 369). Es ist ein Reinigungsfeuer, durch welches selbst Paulus und Petrus hindurchmüssen (Hom. in Ps. XXXVI. p. 664) zur Ausscheidung alles Sündigen. Die Guten gehen durch dies Feuer in das Paradies, wohin Auserwählte, namentlich Märtyrer, unmittelbar nach ihrem Tode gehen (Exhort. mart. p. 282); während die Bösen in diesem Feuer, das für sie die Hölle ist, bleiben, doch nicht auf ewig. Daneben hat sich Origenes auch polemisch mit unserem Thema beschäftigt, indem er um das Jahr 248 die arabische Sekte der Thnetopsychiten bekämpfte, die einen Seelenschlaf, ψυχοπαννύχια, lehrten. Vorgreifend sei hier erwähnt, daß wir die Lehre von einem Seelenschlaf auch 100 Jahre später bei einem Perser Aphraates finden, der ein traumhaftes Hindämmern der Seele bis an den Gerichtsmorgen annimmt (Vgl. Ryssel: Ein Brief Georgs, Bischofs der Araber u. s. w. Gotha, 1883, S. 47). Aber nicht nur polemisch abwehrend, sondern auch positiv anregend und befruchtend hat Origenes gewirkt. Von dem Origenistischen Gedanken ausgehend, daß der Teufel durch die Verführung der Menschen die Gewalt des Todes über die Menschen und damit auch die Herrschaft über das Totenreich gewonnen habe, aus welchem er die Toten nicht zu Gott kommen lasse, vollzog sich allmählich eine Umwertung der Hadesvorstellungen. Es entstand allmählich aus der Lehre vom Hades die landläufige Vorstellung von der Hölle, bei deren Schilderung man förmlich den Schwefel riechen kann. Die Origenistische Lehre vom Reinigungsfeuer hat im Abendland Augustin aufgenommen. Er hielt einen ignis purgatorius für nicht unmöglich oder unglaublich (Enchirid. ad Laur. c. 67; De civitate Dei XX, 18). Mit Anziehung von Matth. 12, 32 behauptet er es sei möglich, daß leichte Verschuldungen durch jenseitige, zeitliche Strafen abgebüßt werden könnten (venialia concremari, cf. Apol. Conf. Aug. 70, p. 497) und erwähnt auch 1. Kor. 3, 11 ff. als vielleicht hierher gehörig, ohne aber das Meßopfer für die Toten zu lehren. Diesen Mangel (???) hat Cäsarius von Arelate und noch viel entschiedener der Papst Gregor I. ergänzt. (Kurtz, Kirchengeschichte 58, 3.) Dieser bezog ganz entschieden die Korintherbriefstelle auf die leves culpae, s. peccata venialia und ließ die Reinigung im Jenseits bedingt sein durch vorangegangene gute Werke. In der Darbringung des Meßopfers für die Seelen sah er eine große Hilfe für ihre Reinigung im Purgatorium. So ist er der geistliche Vater zweier abgöttischer und seelenmörderischer Irrlehren geworden, des Fegfeuers und der Seelmessen. (Vgl. Herzog, Realenc. IV. s. v. Fegfeuer.) Durch die Scholastik des Mittelalters wurde die Lehre im hierarchischen Interesse ausgebaut, und zwar sind es besonders Petrus Lombardus

und Thomas von Aquino, die sich in dieser Richtung betätigt haben. Ueber die im Fegfeuer befindlichen Seelen lehrt der Lombarde: Orationibus sanctae ecclesiae et sacrificio salutari et eleemosynis quae pro eorum spiritibus offeruntur non est dubium mortuos adjuvari, ut cum iis misericordius agatur a Domino, quam eorum peccata meruerunt. (Sent. IV. dist. 45B.). Thomas von Aquino schreibt ähnlich: Statim ut anima absolvitur a corpore, vel in Infernum immergitur, vel ad Coelos evolat; nisi impediatur aliquo reatu, quo oporteat evolationem differri, ut prius anima purgetur (Thom. S. III. in suppl. qu. 69. art. 2). Sein Zeitgenosse endlich, der Franziskaner Bonaventura, gibt folgende Aussage über das Fegfeuer: Ignis purgatorius est ignis corporalis, quo tantum Spiritus justorum, qui in hac vita non impleverunt poenitentiam et satisfactionem condignam, affliguntur . . . secundum quod plus vel minus de cremabili secum ex hac vita traxerunt (Breviloq. VII. 2). Natürlich ging das nicht ohne heftige Kämpfe ab, von denen der folgende aus mehr als einem Grunde interessant ist. Papst Johann XXII. hatte in einer Predigt am ersten Advent 1331 in Avignon gelehrt, daß die selig Verstorbenen Gott nicht nach seinem Wesen schauten, noch vollkommen selig seien bis nach der Auferstehung des Leibes. (Quod animae decendentium in gratia non videant Deum per essentiam, nec sint perfecte beatae, nisi post resumtionem corporis.) Ein dagegen opponierender englischer Dominikaner wurde natürlich sofort ins Gefängnis gesteckt. Dagegen trat nun am 2. Januar 1333 die Fakultät der Pariser Sorbonne auf, und König Philipp VI. von Frankreich übersandte die Erklärung dem Papste mit der Forderung, er möge der Sentenz der Pariser Gelehrten zustimmen, *weil sie besser wüßten, was man im Glauben lehren und halten solle, als die Rechtsgelehrten und andere Kleriker, die wenig oder gar nichts von der Theologie verständen.* (Quatenus sententiam Magistrorum de Parisiis, qui melius sciant, quid debet teneri et credi in fide, quam Juristae et alii Clerici, qui parum aut nihil sciunt de theologia.) Man denke, eine solche Sprache eines simplen Königs gegen den heiligen Nachfolger Petri! Ja nach dem Zeugnis des Pierre d'Ailly soll der König dem Papste gedroht haben, er möge widerrufen, sonst würde er ihn verbrennen lassen (qu'il se revoquast, ou qu'il le feroit ardre) !!!

Durch den Einfluß des Aquinas und der ihm folgenden thomistischen Scholastik der Dominikaner wurde der Satz allmählich immer schärfer betont, daß der Ablaß der Kirche nicht nur gelte vor dem Gericht der Kirche, sondern auch vor dem Gerichte Gottes. (Non modum ad forum ecclesiae, sed etiam ad forum Dei.) So lehrte die Ablaßbulle des Papstes Sixtus IV. vom Jahre 1477, daß der kirchliche Sündenablaß direkt und unmittelbar auf die Seelen im Fegfeuer einwirke (per modum suffragii). Die amtliche, definitive Feststellung der Lehre

vom Fegfeuer geschah auf den Konzilien von Florenz (Sess. VI, 30) und Trient (Sess. XXV). Vgl. Professio fidei Tridentinae: Constanter teneo, purgatorium esse animasque ibi detentas fidelium suffragiis juvari. Siehe auch: Catechismus Romanus 102 & 104. Darnach gehen die in vollem Frieden mit der Kirche entschlafenden Seelen sofort in die himmlische Herrlichkeit ein (coelum, s. paradisus). Die Hölle (Infernus) dagegen ist offenbar für alle Nichtchristen, alle Häretiker, d. h. alle nichtkatholische Christen, (N. B. An jedem Gründonnerstag verflucht noch heute der Papst feierlich alle Protestanten!), alle Katholiken, die in ungebeichteten Todsünden absterben. Im Fegfeuer (ignis purgatorius, s. purgatorium) haben alle Katholiken Platz, die zwar gebeichtet, aber die ihnen aufgelegten Pönitenzen nicht mehr haben leisten können, sowie alle, deren Schwachheits- oder unbewußte Sünden (Peccata infirmitatis, ignorantiae) nicht mehr gesühnt werden konnten. Die Prüfungszeit dieser Seelen mag durch reichliches Messelesen abgekürzt werden (ein für den Clerus sehr einträgliches Geschäft, weshalb es auch mit großem Eifer betrieben wird). Außerdem bestehen noch zwei Seiten- oder Nebenabteilungen des Fegfeuers, der Limbus infantum, ein receptaculum, in das die Seele der ungetauft sterbenden Kinder eingehen, und der Limbus Patrum, der aber seit Christi Höllenfahrt leer steht, in dem die Patriarchen des Alten Testaments Aufnahme gefunden hatten. Ueber diese beiden Plätze vergleiche Catchismus Romanus I. 6, 3 & Bellarmin: De Christo 4, 10; De purgatorio 2. Irgend eine Wanderung durch eine Gemäldegallerie, in der alte Bilder aus der Zeit vor der Reformation aufbewahrt sind, kann uns zur Genüge überzeugen, zu welch entsetzlichen, phantastischen Monstrositäten (besonders die Bilder von Breughel) die Ausbildung dieser Lehre geführt hat. Und diesen scheußlichen Phantasiegebilden wurde R e a l i t ä t zugeschrieben.

In der orthodoxen Kirche des Morgenlandes wird das Fegfeuer abgelehnt. (Conf. orth. qu. 46: De purgatorio igne quid nobis judicandum? Resp.: Nihil usquam de eo in s. litteris traditur, quod temporaria poena, animorum expurgatrix, a morte existat). Doch gibt es einen Zwischenzustand δέσμα τοῦ Ἅδου in dem die Menschen der Züchtigung des Gewissens übergeben sind, der im übrigen aber dem Fegfeuer der abendländischen Kirche zum Verwechseln ähnlich ist.

Gegen diesen heillosen Unfug trat Luther ganz entschieden auf. Und wenn Dr. Luther kein anderes Verdienst gehabt hätte, als daß er uns von diesem Zwang der Priesterwillkür und Gewissensknechtung befreit hätte, so hätte er damit genug getan, um sich einen ewigen Ehrenplatz unter den größten Männern aller Jahrhunderte zu erwerben. Gegen die Lehre vom Fegfeuer hat er sich besonders in den Schmalkaldischen Artikeln ausgesprochen, wo er sagt: „Ueber das alles hat dieser Drachenschwanz, die Messe, viel Ungeziefers und Geschmeiß mancherlei Abgötterei gezeugt.“ (Luther Braunschweiger Ausgabe, Bd. III, S.

47). Darum ist das Fegfeuer mit allem seinem Gepränge, Gottesdienst und Gewerbe für ein lauteres Teufelgespenst zu achten. Denn es ist auch wider den Hauptartikel, daß allein Christus, und nicht Menschenwerk, den Seelen helfen soll; ohne daß auch sonst nichts von den Toten befohlen noch geboten ist." (S. 48.) Die Apologie der Augustana spricht sich ebenfalls mit erfrischender Deutlichkeit über die Verteidiger des Fegfeuers folgendermaßen aus: Wer hat denn diese Esel solche Dialektik gelehrt? (Apol. Art. VI. 26). In demselben Artikel. No. 70, heißt es: Wenn welche (scil. von den Kirchenvätern) das Fegfeuer erwähnt haben, dann erklären sie es nicht als eine Vergeltung anstatt der ewigen Strafen, sondern als eine Reinigung der unvollkommenen Seelen." Im Kleinen Katechismus ist zu beachten das Was ist das? zur siebten Bitte, in dem die Hoffnung ausgesprochen wird, nach der Erlösung von diesem Jammertal einzugehen in den Himmel. Er schweigt also gänzlich über den Zwischenzustand. Der große Katechismus weiter lehrt . . . in jenes Leben, da nicht mehr Vergebung wird sein, sondern ganz und gar reine und heilige Menschen, voller Frömmigkeit und Gerechtigkeit, entnommen und ledig von Sünde, Tod und allem Unglück, in einem neuen, unsterblichen und verklärten Leibe. (Luther a. a. O., S. 206.) Die Concordienformel endlich lehrt: Wie sie aber Gott von Angesicht zu Angesicht sehen werden, so werden sie auch kraft des in ihnen wohnenden Geistes Gottes freiwillig, ohne Zwang, frei von allen Hindernissen, durchaus rein und vollkommen, den Willen des himmlischen Vaters mit der größten Freude tun und sich an Gott in aller Ewigkeit erfreuen. (Solid. decl., Art. VI, 25.) Also auch hier ein absolutes Stillschweigen über den Zwischenzustand. Danach erscheint es, als ob Prof. Becker Recht habe mit seiner Behauptung: Die altprotestantische Kirche verwarf mit der Lehre vom Fegfeuer auch die von einem Zwischenzustand. (Evangelische Glaubenslehre, 124, S. 89.) Dennoch glaube ich, daß diese Behauptung so in ihrer Allgemeinheit nicht den Ansichten und Absichten der Reformatoren entspricht; denn mit Fleiß läßt Luther es unentschieden, wo die abgeschiedenen Heiligen bis zum jüngsten Gericht sein werden, „beide im Grabe und im Himmel" (Luther, Schmalkald. Art. a. a. O., S. 50). In der lateinischen Fassung der Artikel tritt diese beabsichtigte Unentschiedenheit noch deutlicher zu Tage. Da heißt es: Sive illi sint in sepulcris, sive in coelis. Auch Art. XVII der Augustana könnte hier angezogen werden; denn die dort gelehrte und betonte Wiederkehr Jesu zum Gericht wäre überflüssig, wenn sofort nach dem Tode ein endgiltiges Urteil über den Menschen gesprochen würde. Richtig ist dagegen, daß die altprotestantische Dogmatik mit dem Fegfeuer auch den Zwischenzustand ablehnt. So sagt Joh. Gerhard in seinen Loci: Talia receptacula scriptura enumerat tantum duo, quorum unum vocatur coelum, alterum infernus. Joh. Friedr. Koenig (gest. 1664) lehrt: Judicium particulare est, quod cuivis seorsim et in individuo subeundum est in mortis

agone. Terminus peremtorius gratiae citra nec ultra mortem. W. Baier endlich (gest. 1691) schreibt: Piorum animas statim, postquam a corporibus separatae sunt, essentialem consequi beatitudinem, impiorum vero animas damnationem suam subire, credimus. Erst in den letzten beiden Jahrhunderten ist das Interesse für den Zwischenzustand wieder lebhaft geworden. Besonders im 19. Jahrhundert sind es eine ganze Reihe positiv-evangelischer Dogmatiker, die den Zwischenzustand in ihr System aufgenommen haben. (Vgl. Martensen, Dogmatik 276, S. 513 ff.; Kliefoth, Liturg. Abhandl. I, S. 177 ff.; Thomasius, Christi Person und Werk III, 2. S. 437 ff.; Kahnis, Dogmatik II. 23, S. 498 ff.). Thomasius leugnet die Möglichkeit einer Fortentwicklung im Hades nicht, will aber nichts der Bekehrung ähnliches im Zwischenzustand geschehen lassen. Alle vier wollen das Recht für die Verstorbenen zu beten niemand nehmen. Kahnis fügt hinzu: „Sie wird in keinem Falle weder dem schaden, der da bittet, noch dem, für welchen man bittet. Nur muß die Kirche Bedenken tragen, sie zur Pflicht zu machen." Ich meine, der sonst so gesunde Theologe befindet sich hier doch auf einem gröblichen Holzwege. Bei einer Fürbitte handelt es sich doch nicht darum, ob sie jemand schadet, sondern ob sie jemand nützt. Und das bestreite ich ganz entschieden. Entweder ist der Mensch in einem solchen Zustand, daß er keine Fürbitte mehr braucht, oder aber er ist da, wo ihm keine Fürbitte die kleinste Linderung bereiten kann. Und was das zur Pflicht machen der Fürbitte für die Toten angeht, so muß die Kirche nicht nur dagegen Bedenken tragen, sondern vielmehr von Grund aus ablehnen; denn ein solches Gebet würde ein ganz entschiedener Rückschritt in der Richtung auf den Katholizismus und all seine Irrlehren hin bedeuten. Im übrigen nimmt Kahnis drei Orte an: den Strafort (Phylake), einen Mittelort der Entscheidung und Läuterung und den Freudenort (Paradies). Jeder dieser Orte hat seine Stufen. Im Straforte gibt es rettbare und unrettbare Sünder. Darnach scheint Kahnis auch diesen Strafort noch in diesen Aeon, in den Zwischenzustand zu legen; sonst vermeidet er vorsichtig eine bestimmte Angabe und redet nur von „jener Welt." Andere Dogmatiker, wie Frank in Erlangen, erklären nur so viel für gewiß, daß die im Glauben Gestorbenen in einem Zustand seliger Ruhe in unmittelbarer Gemeinschaft mit dem verklärten Erlöser leben, daß aber für die ungläubig oder unselig Verstorbenen keinerlei Bekehrungsmöglichkeit mehr bestehe und daher auch eine Fürbitte für die Toten unzulässig sei.

Ehe ich nunmehr selbst eine schriftgemäße Lehre von dem Hades und dem Zustand der Menschen nach ihrem Tode bis zum Aufhören dieses Aeons zu geben versuche, müssen wir noch erst einige Lehren als nicht schriftgemäß ausscheiden, die auch schon von älteren Theologen als unzulässig zurückgewiesen sind. Da ist zuerst die schon zur Zeit des Origenes (siehe oben) gelehrte Psychopannychie, oder Seelenschlaf. Nach dieser Theorie entschlafen die Menschen im Augenblick ihres Todes und

werden erst wieder aufwachen, wenn die Posaune zum letzten Endgericht ruft. Für eine solche Lehre könnte man sich auf Ps. 90, 4—5 berufen. Sie würde auch den bei oberflächlicher Betrachtung bestehenden Widerspruch zwischen Luk. 23, 43 und Matth. 24, 30; 25, 31 ff. ganz leicht lösen. Die Argumentation ist dann ungefähr folgende: Mit dem Tode versinkt für den Toten die Erdenzeit. So hört dann auch für ihn die Menschenuhr auf zu schlagen, und Gottes Zeit, die Ewigkeitsuhr, fängt nunmehr an. Was uns Menschen dann wie tausend Jahre vorkommen würde, ist aber vor Gott nur wie eine Nachtwache. Bei Matthäus habe der Heiland die menschliche Zeitrechnung im Auge gehabt, bei Lukas dagegen die göttliche. Dagegen ist einzuwenden, daß, so plausibel diese Meinung auch klingt, sie nicht den Stellen 1. Petr. 3, 19; 4, 6; Matth. 12, 32 gerecht wird. Einem Schlafenden kann man nicht predigen; und im Schlafe werden auch nicht die Sünden vergeben werden. Auch der angeblich sonst unlösbare Widerspruch zwischen Matthäus und Lukas löst sich, auch ohne Seelenschlaf, ganz von selbst, wenn man im Auge behält, daß das Paradies im Hades liegt, also noch in diesem Aeon. Dem „Heute noch im Hades sein" widerspricht das künftige Endgericht absolut nicht. Gegen diese Seelenschlaflehre ist schon Calvin in zwei Schriften über die Psychopannychie 1534 und 1545 aufgetreten. Er schreibt: „Wir wollen, daß man bekenne, daß unsere Seligkeit in einem beständigen Fluß ist bis zu jenem Tage, der allen Fluß schließen und enden wird." In seinen Institutionen (III, 25) sagt Calvin sodann: „Weiter über den Mittelzustand in Neugier zu forschen, ist weder recht, noch nützt es etwas. Viele quälen sich gar sehr, indem sie disputieren, wo sie bleiben werden und ob sie schon des Himmels Herrlichkeit genießen werden, oder nicht. Nun ist es aber doch töricht und frevelhaft, über die unbekannten Dinge weiter zu forschen, als Gott sie uns wissen läßt. Wo die Schrift sagt, daß Christus jenen gegenwärtig sei und sie in das Paradies aufnehme, daß sie getröstet werden, daß aber die Seelen der Gottlosen die verdienten Strafen erleiden, da geht sie in dieser Richtung nicht weiter. Welcher Lehrer oder Meister will uns nun offenbaren, was Gott verborgen hat?"

Andererseits ist absolut außer Frage stehend, weil auch nicht mit einem Schein von biblischer Begründung ausgerüstet, die Lehre von der Seelenwanderung, einem wiederholten Verleiblichtwerden des menschlichen Geistes. Eine Erinnerung an frühere Existenzen wird nicht angenommen. Diese Lehre finden wir bei den Gnostikern Basilides und Karpokrates, in der Geheimlehre der jüdischen Kabala, bei der mittelalterlichen Sekte der Katharer, bei den Drusen des Libanon und vor allem bei dem Buddhismus unter verschiedenen Namen, bald als Metempsychosis, bald als Metensomatosis, oder auch Reincarnatio genannt. Unter diesem letzten Titel spielt diese Lehre an den neuerdings so beliebten okkultistischen Systemen eine große Rolle.

Wollen wir nunmehr eine schriftgemäße Lehre von dem Zustand

der Seele nach dem Tode konstruieren, so müssen wir ausgehen von der Seele, über die uns Nachrichten nach dem Tode vorliegen, der Seele unseres Heilandes, und müssen zuerst die Hadesfahrt unseres Heilandes betrachten. Dieser Punkt, der nach dem Zeugnis des Rufin nicht in allen alten Symbolen zu finden ist, ist von der protestantischen Dogmatik allgemein angenommen als die erste Stufe der Erhöhung Jesu. Der Zweck der Höllenfahrt Jesu wird angegeben in der älteren lutherischen Dogmatik, wie z. B. in der Concordienformel, daß Christus nach seinem Begräbnis in den Hades hinabgestiegen, um den Satan zu besiegen, die Macht der Hölle zu brechen und dem Teufel alle Gewalt und Macht zu entreißen. Diese Aussage stützt sich auf Stellen wie Eph. 4, 8—10; Kol. 2, 15. So lehrt auch unser Katechismus in Frage 80: Christus hat auch der Hölle Macht überwunden und sich dort als Sieger über das Reich der Finsternis und als Erlöser der Menschen offenbart. Recht verstanden, bedeutet unser Katechismus hier einen großen Fortschritt gegen die altlutherische Dogmatik, welche, meines Erachtens, die Predigt im Gefängnis nicht voll ausprägt. Was war der Inhalt jener Hadespredigt? Etwa nur eine triumphierende Ankündigung des Sieges Christi über alle bösen Mächte der Finsternis? Hat Jesu Predigt nur seinen Worten an Jerusalem (Matthäus 23, 13—38) entsprochen, war also nur eine Praedicatio, non salutifera, sed legalis et damnatoria? Meiner Meinung nach würde eine solche Annahme nicht der Gerechtigkeit und vor allem nicht der Liebe Jesu Christi entsprechen. Sicher ist das auch ein Teil der Predigt Jesu gewesen, daß er sie hat schauen lassen, in welchen sie gestochen haben (Apok. 1, 8). Aber das ist sicher nicht seine ganze Predigt gewesen. Ueberlegen wir doch, wen wir in der Hölle zu jener Zeit zu suchen haben. Da waren Judas Ischarioth und etliche andere, für die es keine Vergebung gab und gibt (Markus 3, 29). Aber außerdem finden wir noch in der Hölle, d. h. dem Hades, die ganze Zahl aller Menschen, die vor Jesu gestorben waren, wir finden da einen Simeon und Hanna, Johannes den Täufer, und da wir für die katholische Erfindung von dem Limbus der Patriarchen keine Verwendung haben, auch einen Noah, Abraham, Isaak, Israel, Mose, Samuel, David, Salomo, Jesaja, Hiskia und wie die Frommen des Alten Testaments heißen mögen. Sie alle können noch nicht zur vollkommenen Seligkeit gelangt sein, weil diese doch abhängt von der Entscheidung über die Frage: Wie dünket euch von Christo? Sie können aber doch nicht verdammt sein, weil Gott ihnen in ihren Lebzeiten keine Gelegenheit gegeben hatte, diese Entscheidung zu treffen. Oder war es ihre Schuld, daß Gott sie nicht einige tausend Jahre später hat geboren werden lassen? Kann Gott sie nun aber strafen dafür, daß der Tod sie vor Jesu Erdenwallen hat weggerafft? Es mußte ihnen doch eine Gelegenheit gegeben werden, sich bewußt für oder gegen Christum zu entscheiden. Diese Gelegenheit ist ihnen nun, so meine ich, in und während Christi Hadesfahrt gegeben worden. Einen Beweis dafür

finden wir in der in diesem Zusammenhang durchaus nicht genügend gewürdigten Stelle Matth. 27, 52 ff.: „Und standen auf viel Leiber der Heiligen, die da schliefen, und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung.“ Diese, wenn ich so sagen darf, Massenauferstehung, die zeitlich mit dem Ende der Hadesfahrt Jesu zusammenfällt, ist auch kasual von ihr abhängig. Mit anderen Worten: Die Predigt im Hades war nicht nur ein triumphierendes Verkündigen seiner Macht und Herrlichkeit, sondern auch ein letztmaliges Anerbieten für die Entschlafenen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. So weit sind wir nun sicher auf biblischem Boden. Argumentieren wir nun weiter: Was soll mit jenen geschehen, die seit jenem ersten Karfreitag gestorben sind, aber doch in ihrem Leben niemals von dem Zimmermannssohn aus Nazareth, dem Gottmenschen Jesus Christus, gehört haben? Sollen sie alle darum verdammt sein, weil die Christenheit viele Jahrhunderte zu lässig war, ihre Missionspflicht und Jesu Testament zu erfüllen? Man möchte sagen, daß die Heiden gerichtet werden, je nachdem sie gestanden haben zu dem, was sie in ihrer heidnischen Erkenntnis für Gut oder Böse gehalten haben. Aber dieses Raisonnement stimmt doch auch nicht. Das ist ein Theorem, ohne Bibelbeweisstellen, dem wir unsere Theorie kühn entgegenstellen. Beweisen muß sich diese Stellung zu dem relativ Guten erst darin und daran, wie der Mensch dem absolut Guten gegenübertritt. Nein, ich behaupte energisch, daß den Heiden nach ihrem Tode eine Gelegenheit zur bewußten Entscheidung gegeben werden wird. Wohl weiß ich, daß die alte lutherische Dogmatik nichts davon wissen will und eine allgemeine Berufung annimmt. Vocatio est universalis quoad deum mandantem, fit autem particularis culpa hominum (Gerhard). Quod Deus miserricordissimus doctrinam evangelicam de obtinenda salute per fidem in Christum tam clare promulgaverit, ut omnes omnino homines ad eius notitiam pervenire possint (Hollaz). Das ist ein Postulat, das der Wirklichkeit widerspricht; denn das ist doch keine Berufung, wenn ein Chamar oder Hottentotte oder Chinese von der Ankunft eines christlichen Missionars hört und vielleicht auch einige dunkle und unverstandene Worte seiner Predigt vernimmt. Selbst wenn ihm Gottes Fügung ein Bibelblatt über den Weg weht, so ist das doch nicht genug, daß wir darauf hin fordern könnten, daß der Heide darauf hin alle seine bisherige Lebens- und Anschauungsweise fortwirft und zu Jesus kommt. 1. Tim. 2, 4 verlangt, daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Zur Erkenntnis kommen, dazu gehört aber mehr als ein- oder zweimal von einer Sache gehört haben. Sollten aber die Unzähligen, welche ohne die Kunde von Christo gestorben sind, weil vielleicht vor Jahrhunderten ihre Vorväter die Boten des Heils nicht angenommen haben, um der Schuld ihrer Väter willen, verdammt sein? Das sei ferne! Sondern der den frommen Noah selbacht aus dem Wasser, der den Lot aus dem

irdischen Feuer zu retten gewußt hat, der wird auch einen Weg wissen, die ungezählten Millionen von Heidenseelen, die ohne Christum lebten und starben, auch aus dem ewigen Feuer zu retten. Es steht uns nicht zu, über das Wie irgend welche Angaben zu machen, da die Schrift hierüber absolutes Stillschweigen bewahrt; aber ich meine doch, daß diese Hypothese auch auf gutem Bibelgrunde steht. Die *καταχθόνιοι* aus Phil. 2, 10 sind nämlich alle die Verstorbenen, die im Hades der Erfüllung des Heils entgegenharren. Vgl. Zahn: Kommentar zum Neuen Testament, Bd. XI. Ewald: Der Philipperbrief, S. 117, vgl. auch Mag. 1917, S. 440.

Nun aber entsteht weiter die sehr schwierige Frage: Wie steht es denn nun mit denen, die in diesem Leben alle Gelegenheit gehabt haben an Christum zu glauben? Da müssen wir zunächst nun unterscheiden zwischen den Gläubigen und den Ungläubigen. Nach den Aussagen des Heilandes über die Brüder des reichen Mannes (Luk. 16, 29—31), kann ich unbedingt nicht umhin, für solche eine qualvolle Erwartung des Endgerichts als ihren Zustand im Hades zu bezeichnen. Dabei muß ich ihnen nun ganz entschieden alle und jede Möglichkeit der Buße und endlichen Beseligung absprechen. Die verstorbenen Gläubigen dagegen denke ich mir in einem langen, langsam fortschreitenden Reifeprozeß zur Seligkeit. Ein Gebet für die Toten halte ich also für absolut ausgeschlossen, da sie entweder in einem Zustande sind, in dem alle Fürbitte nichts mehr hilft, oder aber in einem Zustand, in dem sie die Fürbitte der Lebendigen nicht mehr nötig haben. Nun aber ist, wie Dr. Zoeckler in seinem Handbuch der theologischen Wissenschaften (Bd. III, S. 193) es sehr richtig hervorhebt, es absolut unmöglich festzustellen, ob die Entscheidung der einzelnen für oder gegen Christum ausgefallen ist. Ferner müssen wir auch bedenken, daß kein Mensch durchaus gut oder durchaus schlecht ist. Der absolut schlechte Mensch, der Antichrist der Thessalonicherbriefe, ist noch nicht erschienen. Vielmehr müssen wir bei der überwiegend großen Menge auch der fromm Sterbenden feststellen, daß Christus nicht ganz ihr Leben, daß sie nicht völlig rein und fleckenlos sind. Wäscht nun der Tod, die Tatsache des Sterbens allein alle Flecken auf einmal ab? Wer vorher nicht völlig in der Liebe war, wird der dadurch, daß er die Strafe der Sünde, den Tod, erleidet, nun in einem Augenblick ganz mit der Liebe erfüllt? Die Bibel sagt nichts davon. Sondern es steht so, daß der sterbende Mensch weder ganz bereitet ist für die Seligkeit, noch auch ganz reif ist für die Verdammnis. Wenn also in dem toten Ungläubigen noch etwas Gutes, und in dem toten Gläubigen etwas Sündiges ist, was wird aus diesen, sagen wir, Rudimenten des Göttlichen im Bösen und des Satanischen im Frommen? Es steht nun fest, daß nichts Böses, nichts Unreines und nichts Gemeines in das Himmelreich des zukünftigen Aeon eingehen kann. So müssen wir auch die Konsequenz ziehen und behaupten, daß nichts Gutes, Reines und Göttliches in die ewige Qual kommen darf und

kann. Wo findet denn nun die Entwicklung statt, daß in dem Gläubigen der letzte böse Ueberrest getilgt wird und der Mensch zur Gottebenbildlichkeit wiederzurückgelangt? Und wo wird in dem Bösen die Sünde sich zur vollendeten Bosheit weiter entwickeln und der letzte Funke göttlichen Lichtes ausgelöscht werden? Das ist die große Kernfrage, die meines Erachtens die Annahme eines Zwischenzustandes erzwingt, heiße er nun Hades, Scheol, Unterwelt, Mittelort, Totenreich, oder was man ihm für einen Namen geben will. Dieses ist ja auch die Meinung unserer Synode, wenn anders ich Jrions Katechismuserklärung einen offiziellen Charakter geben darf. Er sagt auf S. 271: „Selbst die Gläubigen werden im Jenseits sich noch weiter entwickeln müssen . . . Auch im Mittelzustand zeigt sich schon das ewige Los, Seligkeit oder Verdammung. Vgl. Luk. 16, 23 ff. Er bedeutet einen Zustand innerer Entwicklung in das Wesen hinein, das der Mensch in Ewigkeit tragen wird." Bischof Dr. v. Scheele, der in Zoecklers Handbuch die Symbolik bearbeitet hat, will nun einen Zwiespalt zwischen der lutherischen und der reformierten Lehre konstruieren, indem nach seiner Aussage die lutherische Lehre „den Zwischenzustand als ein stilles Reifen der Seele, eine relative Ruhe, aufzufassen liebt." Die reformierte Kirche soll mehr darstellen „ein tätiges Seelenleben, in dem die Verdammten die ihnen einwohnende Bosheit kräftiger entwickeln und zu ihrem Höhepunkt steigern, während bei den Erwählten die Gerechtigkeit . . . sich fortentwickelt . . . bis zu ihrer gottbildlichen Vollendung." (Zoeckler, Handbuch II, S. 776.) Das ist aber offenbar nur eine theologische Haarspalterei. Nur den einen Unterschied könnte man zwischen diesen beiden Lehranschauungen ausgeprägt finden, daß dann in der reformierten Kirche ein Mitwirken der Seele, ein liberum arbitrium, angenommen zu sein scheint, was dann eben in der lutherischen Kirche nicht der Fall wäre. In Hinsicht aber, daß in der Bibel darüber keine Aussagen vorliegen, halte ich diese Unterscheidung für überflüssig. Im letzten Grunde kommen beide Meinungen auf dasselbe Ziel hinaus, nämlich auf eine Fortentwicklung auf das Endziel hin, und zwar so, daß die Bösen nicht besser werden können und die Gläubigen nicht schlechter. So glaube ich dann diese Scheidung ablehnen zu müssen und das im letzten Satze Gesagte als das auf biblischer Grundlage erreichbare Endresultat hinzustellen. Was darüber hinausgeht, ist Spekulation.

Fassen wir also noch einmal zusammen:

1. Gegenüber der altjüdischen und altheidnischen Anschauung vom Hades bedeutet die spätere Zeit des Alten Testaments eine bedeutende Fortentwicklung.

2. Das Neue Testament steht auf dem Boden der letzten 400 Jahre vor Christo und hat eine Weiterbildung (wie z. B. in der Logoslehre) in der Hadeslehre nicht gebracht.

3. Unbedingt abzuweisen sind alle Theorien, die gegen die Rechtfertigung aus dem Glauben streiten, also das Fegfeuer und alle seine Konsequenzen.

4. Festzuhalten ist dagegen, daß der Hades und Zwischenzustand diesem und nicht dem kommenden Aeon angehören.

5. In diesem Zwischenzustand erfolgt eine Weiterbildung der Gläubigen bis zur Gottebenbildlichkeit; der Ungläubigen dagegen bis zum Antichristentum.

Das sind die positiven Ergebnisse unserer Forschung. In allen anderen Punkten dagegen müssen wir zugestehen, daß bei dem Mangel an einschlägigen Bibelworten kein unangreifbares Resultat möglich ist, noch je, soweit ich sehen kann, möglich sein wird. Insbesondere sind die folgenden Fragen derartig in Dunkel gehüllt, daß auf sie das Dubois-Reymondsche Ignorabimus angewendet werden kann und muß, nämlich:

1. In wie weit hat der Mensch nach seinem Tode noch Willensfreiheit?

2. Hat der Mensch im Hades einen Leib, einen äußeren Organismus der Persönlichkeit?

3. Oder ist die Seele gänzlich entkleidet, sozusagen, nackt?

4. Ist es im Hades möglich, zu einem Zustand vollkommener Heiligkeit zu gelangen, wodurch nach Apok. 20, 4—5 eine sofortige Auferstehung und völlige Seligkeit im Himmel erfolgen würde?

5. Kann überhaupt in diesem Aeon schon eine Auferstehung erfolgen?

Wir wandeln im Glauben, und nicht im Schauen. Wenn einmal das Stückweise von uns abgefallen sein wird, dann werden wir auf diese Frage Antwort geben können. In diesem Leben glaube ich nicht, daß wir darauf eine sichere Antwort je finden werden. Um uns eine gewisse und zuverlässige Antwort zu geben, müßte jedenfalls ein bedeutend größerer und besserer Theologe sich mit der Frage beschäftigen, als es der Verfasser dieser Arbeit ist.

Zum Tragen der Schwachen.

Katech.-pädag. Beitrag von Pastor T. Kugler.

Weil man dem Zeitgeist Raum und Einlaß gewährt und auch den eigentümlich beschwerlichen Lebensverhältnissen unserer Zeit immer sorgsamer und ängstlicher Rechnung trägt, nimmt ja bekanntlich die Durchschnittszahl der Kinder pro Familie und damit auch die Schülerzahl in den christlichen Gemeinden stark ab. Dazu kommt noch, daß bei uns die Anforderungen der staatlichen — irreführend Freischule genannten — Anstalten immer höher geschraubt werden, so daß während deren Unterrichtszeit stets weniger Schüler für die etwa noch vorhandenen Gemeindeschulen zu erlangen sind.

Die viel reklamierte und immer komplizierter sich gestaltende Maschinerie der Sonntag- oder Bibelschule aber, samt dem vom Schulzaun gebrochenen Lückenbüßer der sog. Samstagschule, sind leider außer-

stande, einen geordneten Gemeindeschul- oder auch nur einigermaßen umfassenden Konfirmandenunterricht zu ersetzen. In Anbetracht dessen hat denn auch die letzte Generalsynode zu Pittsburgh mit allem Nachdruck den einzigen teilweisen Ersatz betont, den nämlich die Sommerschule tatsächlich zu bieten imstande ist. Letztere sollte aber nun auch wirklich als grundlegende Vorbereitung für einen wenigstens zweimal wöchentlich stattfindenden und womöglich halbtägigen Konfirmandenunterricht ausgenutzt werden. Die Sommerschule selbst sollte dann mindestens 2—3 Monate lang zu intensiver Unterweisung dienen. Diese einander ergänzende Einrichtung sollte unbedingt überall da zu finden sein, wo keine regelrechte Gemeindeschule durchführbar ist.

Dort aber, wo die einseitige Krücke des sonnabendlichen, mithin nur sporadischen Konfirmandenunterrichts besteht, dürfte ja diese — irrtümlich mit Samstag s ch u l e bezeichnete — Einrichtung, je nach Umständen und Bedürfnissen, dann entweder in Wegfall kommen, oder auch in Verbindung mit dem sommerlichen Vorunterricht und der sich diesem anschließenden Unterweisung an einem andern Wochentage weitergehen.

Die angeführten Umstände und Gründe — zumal die meist recht bescheidene Schülerzahl — ermöglichen nun auch, mehr als zuvor, eine größere Rücksichtnahme auf die Eigenart der einzelnen Schüler. Ja, von manchen Pädagogen wurde bereits eine derartig individualisierende Behandlung gefordert, daß eigentlich ein eingehendes Charakterstudium jedes einzelnen Pfleglings demnach allem Unterricht und jeglicher Erziehung vorausgehen müßte — um nur ja nicht gleich von vornherein alles zu verderben. Dieser moderne Anspruch nun, der ein Anpassen an den allerdings noch entwicklungsfähigen Charakter des Kindes gebietet, läuft — mutandis mutatis auch betreffs der Anforderungen, die an Aufmerksamkeit, Betragen und Fleiß der Schüler gestellt werden — auf jenes alte triviale Wort hinaus: Quod licet Jovi non licet bovi. Immerhin involviert aber jene Forderung doch auch das — eigentlich selbstverständliche — bekannte pädagogische Postulat, das Lernpensum mit dem Auffassungs- und Gedächtnisvermögen des Schülers möglichst im Einklang zu halten.

Wie das aber auch sonst zu gehen pflegt, wird auch mit dem strikten Individualisieren mehr gefordert, als namentlich beim Unterricht größerer Klassen streng durchführbar ist. Gesetze aufstellen, sowie Anordnen und Befehlen ist eben durchschnittlich leichter, als das Betreffende auch durchzuführen. Eines jedoch wird wohl jedem Einsichtigen sofort einleuchten, nämlich daß man tatsächlich nicht an alle Schüler die gleichen Ansprüche stellen oder — s. v. v. — sie alle über einen Kamm scheeren darf und kann. Eben daher soll nun im Folgenden für einen bestimmten Unterrichtszweig , der namentlich auch den Pastoren obliegt, eine Art Handhabe gewiesen werden, die zwar keineswegs als unfehlbar gelten soll, aber doch dazu dienen mag, sowohl dem Lehrer das Unter-

richten, als auch den schwächeren, unbegabten Schülern das Lernen zu erleichtern und also beiden Teilen die ihnen zufallende Arbeit ersprießlicher und erquicklicher zu gestalten.

Jede pädagogische Beschäftigung sollte dem Hirtenberuf gemäß gehandhabt werden. Bei diesem handelt es sich vor allem — nach dem heiligen Vorbilde in Jes. 40, 11 — entweder um ein Führen, Leiten und Antreiben, oder aber um ein Anleiten, Heben und Tragen. Das bedeutet also — auf das Gebiet oder die Weide unseres Katechismus angewandt — auch einen, den Kräften der Schüler angemessenen Unterricht und Lernstoff zu bieten. Denn wie alle rechten Pädagogen noch immer den Nachdruck auf das Verstehen und Begreifen des Memorierstoffes legten, so haben sie das notwendigerweise dem Gedächtnis Einzuprägende auch stets in leicht faßlicher und wohl auch möglichst knapper, prägnanter Form darzustellen sich bestrebt.

Wie nun Katecheten von längerer Erfahrung nur zu wohl bewußt sein wird, finden sich in dem Lehrbüchlein: Kleiner Evangelischer Katechismus genannt, namentlich auf Fragen aus dem dritten Artikel und dem dritten Hauptstück auch derartige, durchaus zutreffende Antworten, denen neben dogmatischer Ausführlichkeit leider auch damit verbundene Länglichkeit und eben dadurch Schwierigkeit für ein kindliches Auffassungs- und Gedächtnisvermögen nicht abzusprechen ist. Darum soll hier für die betreffenden, ausführlicheren, eine Probe oder Auswahl kürzerer Antworten geboten werden, zum eventuellen Gebrauch für solche Konfirmanden, deren Unterricht unter ungünstigen Umständen stattfindet. Denn ein Rücksichtnehmen auf die Unfähigeren oder ein Tragen der schwachen Schüler ist hier gewiß durchaus am Platze.

Man hat ja allerdings auch die Beobachtung und traurige Erfahrung gemacht, daß ein kritikloses Gewähren- und Sichgehenlassen schon bei manchem schwächlichen Kinde oder auch Krüppel gar schlimme Charakterresultate — wie Eigensinn und Rechthaberei erzielte. Doch darf ein derartiger Mißbrauch gutgemeinter Nachsicht und sonst durchaus wünschenswerten, wenn auch in diesem Falle unüberlegten und verkehrt angebrachten Mitleids sicher nicht den rechten Gebrauch aufheben. Dieser aber besteht in einem, dem Tatbestand entsprechenden, pädagogisch stärkenden und hirtenamtlich mit treuem und festem Herzen tragenden Behandeln der Schwachen.

Die im Weiteren gebotenen Kürzungen für Antworten bestimmter Abschnitte unseres Katechismus dürften wohl auch eine Anleitung bieten für eine prägnantere Fassung auch sonst noch sich findender längerer Erklärungen oder Antworten, die den wenigen begabten oder gar ganz schwachen Kindern, die fleißig sind und auch gern antworten möchten, viel Leid und Kummer bereiten und trostlose Zähren rinnen machen; ja ihnen schließlich alle Freudigkeit zum Lernen rauben und bei ihnen gar gänzliche Mutlosigkeit erzeugen mögen. Obwohl also im „Magazin“ und auch sonst der schon länger angeregten, verschieden beurteilten

und schließlich ad acta gelegten Katechismusrevision bereits ein breiterer Raum gestattet wurde, vermeint Schreiber dieses mit seinen Ausführungen dennoch jenen Brüdern einen vielleicht brauchbaren und praktischen Fingerzeig geben zu dürfen, die den oben angezeigten Verhältnissen gegenüberstehen.

Während ja für einen regelmäßigen zweijährigen Kursus des Konfirmandenunterrichts das volle Pensum unseres Katechismus — namentlich im Vergleich zu anderen, ausführlicheren — ein durchaus bescheidenes ist, so herrschen eben doch stellenweise derart abnorme Umstände vor, daß, selbst noch ganz abgesehen von schwach- und unbegabten Kindern, selbst die geringen Ansprüche desselben noch über das Maß des Erreichbaren hinausgehen. Mit den gegebenen Tatsachen ist aber zu rechnen und nachstehende bedauerliche Verhältnisse sind es, die zu ausnahmsweiser Verringerung des Lernpensums Anlaß bieten:

1. Abgesehen von einzelnen ganz unbegabten und fast schwachsinnigen Kindern, denen etwa nur der Wortlaut der Gebote, das Bekenntnis und Unservater mühsam eingeprägt werden können, steht doch so mancher Katechet auch sonst noch solchen Katechumenen gegenüber, welche die deutsche Sprache, resp. Hochdeutsch nur mangelhaft verstehen — etwa infolge eines allzu dürftigen Unterrichts darin — die nun aber doch ihren Konfirmandenunterricht in derselben erhalten sollen.

2. Dazu kommt noch, daß an manchem Orte der ganze Unterricht auf ein halbes Jahr; oder nur etliche, wenn nicht gar nur eine Stunde wöchentlich beschränkt ist.

3. Ferner sind immer wieder schwächere oder unbegabtere Schüler vorhanden, denen selbst bei zweijährigem Unterricht das volle Pensum die Kräfte übersteigt.

Namentlich in den angeführten Fällen sind öfter abgekürzte, möglichst einfach gestaltete und zugleich zusammenfassende Antworten berechtigt und wünschenswert. Ja, dieselben werden dort zur Notwendigkeit, wo der volle Wortlaut ganz offenbar über das Fassungsvermögen des Schülers hinausgeht. Zudem verleiht nur eine runde und glatte Antwort — wenn auch in kürzerer und dadurch behältlicherer Form — auch dem schwächeren Kinde die erwünschte Festigkeit und nötige Freudigkeit zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihm ist. Schreiber dieser Zeilen hat die weiter nachstehend vorgeschlagenen kürzeren Antworten und Erklärungen bereits selbst, beim Unterricht vorerwähnter schwacher Schüler, einer mehrmaligen Probe unterworfen und damit günstige Resultate erzielt. Er diktierte die kürzere Form und riet den begabteren Schülern beide Antwortweisen zu memorieren und ließ letztere ausdrücklich neben der vollen Antwort mitunter auch diejenigen in gekürzter Form geben. Solches geschah, damit kein zu greller Unterschied in der Behandlung der verschieden begabten Schüler stattfand. Die schwächeren Konfirmanden durften dann ohne besondere Bemerkung einfach die kürzer gefaßte Antwort hersagen.

Enthält nun unser Katechismus tatsächlich unser evangelisches Bekenntnis, so verdient auch die möglichst gründliche Erfassung seines Inhalts vonseiten unserer Konfirmanden unser ernstliches Bemühen. Zur Vorarbeit auf ein rechtes Bekennen hin, genügt aber durchaus nicht ein wenn auch noch so entschiedenes Bestehen auf das glatte Hersagen auswendig gelernter Antworten für bestimmte Katechismusfragen, Frage 54 miteingeschlossen. Dazu gehören vielmehr auch die schon von den jüngeren, heranwachsenden Christen einigermaßen selbst überlegten und aufgrund der im Unterricht gebotenen sorgsamen Erklärungen auch verstandenen Antworten freierer und möglichst selbständiger Art auf die Fragen aus den betreffenden Haupt- und Lehrstücken, sowie auch aus einschlägigen, dort nicht ausdrücklich behandelten Gegenständen biblischen Glaubens und Wissens. Da ferner der religiöse Unterricht auch mit einer öffentlichen Prüfung abzuschließen ist, sind schon mit Rücksicht auf jene namhaft gemachten Schülergruppen für die zu schwierig sich erweisenden Antworten möglichst prägnante Substitute durchaus empfehlenswert.

Am idealsten wäre ja freilich eine derartige freie Prüfung, wo neben einer geordneten Auswahl möglichst zusammenhängender Fragen aus dem gesamten Memorierstoff auch in denselben unerwähnte Gegenstände zur Sprache kämen, die natürlich zuvor während des Unterrichts bereits gründlich erörtert und beantwortet sein sollen. Diese wären allerdings nur in Form ganz kurzer Fragen zu behandeln, die auf richtige Beantwortung möglichst selbständiger Art vonseiten der begabteren Schüler hinzielen müßten. Bei den schwächeren Zöglingen jedoch würde sich der Katechet auch hier möglichst auf die leichteren Fragen und diesen entsprechenden kurzen Antworten zu beschränken haben. Denn nicht die Länge der Antwort oder die Masse des auswendig Gelernten, sondern das rechte Verständnis und eine dementsprechende sichere Antwort ist hier das einzig Erstrebenswerte und Ausschlaggebende. Natürlich dürften dann bei der Prüfung gerade auch an die Unbegabteren am passenden Ort auch einzelne derartige Fragen gerichtet werden, die einem auch über den knappen Rahmen des Katechismus hinausgehende Bekanntschaft mit dem Worte Gottes, vor allem mit den Geschichten der Bibel bekunden. Denn neben den im Katechismus sich findenden Bibelsprüchen und außer geistlichen Kernliedern sollte doch selbst für den kurzbemessensten Konfirmandenunterricht immer noch wenigstens ein Erlernen der biblischen Geschichte und bestimmter Schriftabschnitte, wie etliche Psalmen, Bergpredigt, und eine Auswahl sonstiger neutestamentlicher Stellen, nach wie vor zum eisernen Inventar gehören.

Wenn nun im Vorstehenden auch manches Erwähnung fand, was vielleicht nicht direkt auf den Endzweck vorliegender Arbeit hinauslief, so war es doch immerhin derartig, daß es wohl im breiteren Rahmen unseres Themas eine Art Asylrecht finden durfte.

Doch jetzt sollen die bereits mehrfach erwähnten kürzeren Antwor-

ten endlich folgen. Dieselben beziehen sich, wie ersichtlich, auf Fragen, die dem dritten Artikel und dem dritten Hauptstück entnommen sind.

92. Die Berufung in Gottes Reich ergeht so an alle Menschen, daß jeder sie entweder annehmen oder verwerfen muß.

101. Die Heiligung ist das Gnadenwerk des Heiligen Geistes, wodurch der ganze Mensch Gott wohlgefällig umgestaltet und täglich erneuert wird.

105. „Allgemein?“ — Weil in die christliche Kirche jeder Sünder aufgenommen werden soll und in ihr jeder findet, was ihm fehlt.

108. Die Gemeinschaft der Heiligen besteht darin, daß alle Christen in der Liebe alle geistigen Güter gemein haben sollen zum völligen Wachstum in der Heiligung.

109. Die Vergebung der Sünden ist für alle Menschen in Christo vorhanden und soll durch den Heiligen Geist jedem Menschen zuteil werden.

110. „Auferstehung des Leibes?“ — Christus wird am jüngsten Tage alle Toten auferwecken, die Seinen zum Leben, die Gottlosen zur Verdammnis.

111. „Ewiges Leben?“ — Die in Christo Vollendeten werden eingehen in die ewige Seligkeit und Herrlichkeit.

115. Unser Vater im Himmel? — Gott will, daß wir getrost zu ihm beten als rechte Kinder und gewiß sein sollen, daß er uns erhören will und kann.

116. Geheiligt werde dein Name? — Solches geschieht dadurch, daß wir heilig als Gottes Kinder nach seinem Worte leben.

117. Dein Reich komme? — Wir bitten in diesem Gebet, daß alle Menschen mögen Teil haben an Gottes Reich und daß dasselbe auch vollendet werde.

118. Dein Wille u. s. w.? — Wir bitten in diesem Gebet, daß jeder Mensch den Willen Gottes ebenso freudig vollbringt, wie die heiligen Engel im Himmel.

119. Unser täglich Brot u. s. w.? — Wir bitten in diesem Gebet, daß wir mit Danksagung empfangen alles, was wir täglich für Leib und Seele nötig haben.

120. Vergib uns u. s. w.? — Wir bitten in diesem Gebet, der Vater im Himmel wolle uns die Vergebung aller Sünden nicht versagen, so wollen wir wiederum auch herzlich vergeben denen, die sich an uns versündigen.

121. Führe uns nicht u. s. w.? — Gott versucht zwar niemand, aber wir bitten in diesem Gebet, daß uns Gott wolle behüten, damit, wenn wir angefochten werden, wir doch endlich den Sieg behalten.

122. Sondern erlöse uns von dem Uebel? — Wir bitten in diesem Gebet, daß uns der Vater im Himmel erlöse, uns ein seliges Ende beschere und zu sich nehme in den Himmel.

Schließlich läßt sich auch noch die Antwort auf Frage 123 ähn-

lich kürzen; vor allem aber dadurch halbieren, daß nach der Bedeutung des „Amen" besonders gefragt wird.

Wie dem Kundigen aus der im vorstehenden gebotenen Probe und Anleitung wohl schon ersichtlich ist, bedarf es bei den derart hergestellten Verkürzungen eigentlich nur einer Unterstreichung der betreffenden Worte, die schon im längeren Texte mitenthalten sind und fast ausnahmslos dort einander auch in derselben Ordnung folgen. Nur hier und da ist etwa ein kurzes, einzelnes Wort einzufügen.

Abschließend sei nur noch daran erinnert, daß die vorstehend und probeweise gebotenen Verkürzungen unter Umständen — etwa bei ganz schwachen und doch lerneifrigen Kindern — einer noch größeren Kondensierung leicht unterworfen werden können. Stets mit dem einen Endzweck im Auge, auch dem schwächsten Kinde „das sonst garnicht mitgehen könnte," wenn eben noch möglich, doch auch noch eine abgerundete Antwort zu bieten. Möchte doch diese anspruchslose Arbeit dazu beitragen, schwachen Schülern den Unterricht zu erleichtern, und denselben sowohl für Katecheten wie Konfirmanden erfreulicher, ja gewinn- und segenbringender gestalten helfen! Dann sähe sich der Verfasser dieses für seine geringe Mühe reichlich belohnt.

Resurgam—"I Shall Rise Again."

BY A CLASSMATE OF THE EDITOR'S.

The Rev. Dr. William Hiram Foulkes, secretary of the Board of Ministerial Relief and Sustentation of the Presbyterian Church, secretary also of the National Service Commission and interested in the Stony Brook (L. I.) Assembly, preached in St. Paul's Presbyterian Church, Philadelphia. His subject was "Resurgam—'I Shall Rise Again.'" His text was from Job 14:14: "If a man die, shall he live again?' Dr. Foulkes said:

It is worth while to think, for a brief but mighty moment, upon the most absorbing of all subjects—immortality. From the primitive savage to the university professor, men have always been asking Job's questions, "If a man die, shall he live again?" This does not mean that every individual or that all races have a clear belief in immortality, for such is not the case. It is true, however, that the races lowest down in the scale of intelligence, as well as the most ignorant individuals of civilized peoples have natures which respond to the idea of immortality and have minds which are always asking Job's questions. No matter how we dull our consciences with the opiates of unbelief that delude us into thinking that this life is all, we are sooner or later aroused from our stupor and confront the reality with quickened rather than diminished concern.

It is not a question of the battlefield alone; altho in these trying days, men in the camps and on the firing line, whether on

land or sea, are asking the question for themselves with new and deep interest. The question of immortality concerns every man, rich or poor, high or low, wise or ignorant, black or white, male or female, good or bad. It compels the general and the admiral to stand attention and to salute, none the less than the private in the ranks or the ordinary seaman before the mast. It is your question and mine. Ask it for yourself again, putting your own name in the place of that of "a man." "If William Hiram Foulkes die, shall he live again?" That question concerns me and I most eagerly desire to know the truth.

There are several suggestive answers. One is that of science. Does science say anything about immortality, you may ask, lifting your eye-brows with a bit of incredulity. Wait. Listen to the answer that science gives: "He may live again." If I were not afraid of technical words I would have to say that science is agnostic about immortality; that is to say, it does not know. It has no means of knowing, for immortality is outside of its sphere, beyond its range. All that science can say is "Man may live again, he may not; you may take your choice."

Now, when we press science a little closer, it answers a little more in detail. "Yes, it is true that a grain of wheat falls into the ground and dies—and then lives again. Wheat that has been taken from one of the royal sarcophagi in Egypt, where it had lain for thousands of years, has lived again. There is a continuity of life in Nature which death does not break down; but as to man, my noblest creature, my greatest mystery, my taskmaster as well as my child, I do not know. He may—beyond that I cannot see or say."

Then comes philosophy, with another answer. Philosophy takes up the subject where science lays it down. Science says, "What are the facts?" Philosophy asks, "What is the essential meaning of the facts?' Science arranges and classifies them; philosophy explains them and shows their relation to the universe, of which they form a part. So philosophy is not afraid to answer Job's question, "If a man die, shall he live again?" "He wants to live again." That is the answer of philosophy. I do not mean any particular kind of philosophy, but the fair interpretation of all philosophy is just this—immortality is a persistent hope of the human heart. Men are not satisfied with the answer of science, "he may or he may not." They want immortality, whether or no. So they go on hoping for it, desiring for it, trying to picture it and to make it real. Philosophy just takes these common desires and aspirations and says they are no accident but are a vital part of the human mind that conceives them. Further, philosophy says that since Nature has provided fishes with gills and birds with wings, air for the lungs and light for the eyes, it is quite probable that she has created

somewhere that which will satisfy man's deepest cravings. If she abundantly satisfies the temporary desires of man, will she not minister to his eternal needs? Now that is a good conclusion so far as it goes, and it goes a long way. Its lack, however, is that of finality. It is immortality with an "if." "If" Nature is consistent; "if" there is progress in the universe; "if" the good, the beautiful and the true are some day to come to their own—if, if, if! Cannot we get rid of that troublesome "if" that promises to be a fly in our pot of ointment?

Well, let us listen to another answer, that of conscience, "he ought to live again." There are too many wrongs unrighted in this life; too many inequalities; too many failures just short of the goal; there are too many unfinished lives; too many blunted souls; too many songs unsung, pictures unpainted, lives as yet unlived, for one brief world hour to compass them all. Conscience says that Kipling is right in his "L'Envoi" and that one day we must

> Splash at a ten league canvas
> With brushes of comet's hair.

Why I read just yesterday from the pen of an honorable judge in New York City that not 10 per cent of over 4,000 burglaries which took place in a very few months had been brought to the bar of justice. On the other hand, not a thousandth part of the kindness and self-sacrificing love of human hearts ever finds full expression or satisfaction in this life.

But, Conscience, some of us do not like the word "ought." It seems so harsh and despotic. It is like a drill master putting us thru our paces and we are in the awkward squad. It seems to have no mercy and is forever cracking the whip. Then Conscience answers, "I know that I am not popular. A great philosopher once tried to destroy men, and so, after he had used every kind of a weapon, he made a final charge upon me, saying, 'The word "ought" ought not to be in the dictionary.' Folks are not yet thru laughing at that foolish philosopher."

Did you ever hear people say "If there isn't a hell, there ought to be?" That is just one way of saying that man ought to live again. Conscience is right; but will man live again? Is there anything else, anything more, anything final?

There is one other answer. It is the word of Jesus Christ: "If a man die he shall live again." Oh, that is what we have been waiting for! We wanted the word of authority. Is Jesus Christ an authority upon this subject? It is well to consult experts and to listen to them in their own sphere. Jesus claimed to be an expert on the human soul and its destiny. He said that He knew about God and heaven, the forgiveness of sins, and peace and joy and everlasting life. Did He tell the truth?

Now suppose, for instance, I were to say "If a man die he shall live again," you would look me up and down, take my measure and reply, "Who are you to know so much?" Suppose Napoleon had said it or Socrates or Plato or Homer? Would we heed their words as we heed the words of Jesus? Suppose that the President of the United States of America or the King of England were to issue an official decree of immortality, would we believe it just because they said it?

There was something about Jesus, however, that made His words take hold of men. Read them for yourselves. The fourteenth chapter of the Gospel according to St. John has had more persuading power than all the philosophical essays on immortality ever written. Jesus said it; therefore we believe it.

Now we have the record of Jesus' sayings and His doings in certain books that we call the Gospels. They were written by different people, at different times and with different purposes. Are they true records? Were the witnesses whose words they report trustworthy? Did they have any plausible reason for not telling the truth? Can we depend upon them in this important case wherein you and I are the plaintiffs and Death and the Grave are the defendants?

There have been many attempts to brush away the testimony of these witnesses. Some have even tried to laugh them out of court, but they have found that mankind does not care to have his deepest desires trifled with. One pleader against the claims of Jesus to be the resurrection and the life uses the word "fabrication." The Gospel records are false, he says, and the men who wrote them were liars. The best answer to this charge is just to state it clearly. Honest men will do the rest. What motives did the disciples have to induce them to lie? What was the use of fraud when they could so soon be exposed? Were they the kind of men who would or could fabricate such a story? Would they ever have lifted their voices at all, if they did not believe that Jesus had risen from the dead? Is it reasonable to suppose that out of the false witness of perjurers the world's highest hopes have sprung forth?

There is another word that is used. It is "hallucination." The witnesses were not frauds; they were fools. They did not try to deceive others; they were self-deceived. They were honest, hair-brained men who saw a ghost. The story grew—and grew and soon they believed that they had seen Jesus alive.

Remember, however, that the disciples did not expect Jesus to reappear. "Slow of heart," He called them. They were too much discouraged to have been moved by mere fancy. In any event, too many of them saw Jesus alive after His passion. He appeared to the ten and then to the eleven; to the two and to the seven; to the

women and to over five hundred at once. Even doubting Thomas had his doubts resolved and could only exclaim, "My Lord and my God!" If, therefore, the witnesses were neither knaves nor fools, and if their testimony is creditable, we see how Jesus Christ has demonstrated His right to answer Job's question for us. He knows because He did.

There is also another proof of His authority to tell us about immortality. It is what is called the congruity of His witness. That means that Jesus is the sort of a person whom God would have raised from the dead if He ever raised anybody.

Huxley once asked, "If I should lead a centaur trotting down Regent street would that be a proof of my divinity?" Not at all, for a centaur trotting down a London street at the heels of Huxley, coming from nowhere, going nowhere, with no moral character involved and no moral or eternal issues involved would not prove anything. But Jesus Christ, the finest flower of the human race, the one representative, ideal man, "the crystal Christ," as Sidney Lanier called Him, rising from the dead and bringing "life and immortality to light thru His Gospel," means something, means everything.

Suppose that it had been Nero that had been raised from the dead, or Alexander the Great, or even Moses or David. The world would not fasten its faith to their resurrection the way it has clung to the fact of the risen Jesus. So, in the words of the argument from congruity; if anyone ever was raised from the dead it must have been such a man as Jesus.

There is one final sort of proof. It is what we call the witness of Christian experience. This does not mean merely yours and mine, but it includes the experience of Saul, the persecutor, who became Paul the apostle, because he saw the risen Christ in the Damascus way; it includes all the early Christians and all the later testimony. It creates our sublimest art and literature. It writes itself into our laws and marks the time on our calendar. It is the very cornerstone of our Christian civilization. It is the guiding star of patriotism and the well-spring of self-sacrificing devotion to others. More than all this, it is the home of the individual heart who faces Job's question for himself. The soldier on the battlefield and the sailor in peril on the sea, none the less than those in the ordinary places and pursuits of life, may have the proof of Christ's power over death in their own hearts if they will only let Him come in as their Divine Saviour and Friend.

With His testimony hidden in our hearts, away from the careless gaze of friends and the probing search of enemies, we may face life and death with equal courage and confidence, because Christ has given us "the power of an endless life." We can say with Job again, "But as for me I know that my Redeemer liveth, and at last

He will stand up upon the earth; and after my skin even this body is destroyed, then without my flesh shall I see God; whom I, even I, shall see, on my side, and mine eyes shall behold and not as a stranger." We can pray with Martha of Bethany, whose brother Lazarus was dead, "I know that I (he) shall rise again in the resurrection at the last day." We can declare with Paul, "We know that if the earthly house of our tabernacle be dissolved, we have a building from God, a house not made with hands, eternal, in the heavens." We can say with Tennyson:

Sunset and evening star,
And one clear call for me,
And may there be no moaning of the bar
When I put out to sea.

We can sing with the blind poet Matheson:

I lay in dust life's glory dead,
And from the ground there blossoms red
Life that shall endless be.

We can exult with the Psalmist, "Surely goodness and loving-kindness shall follow me all the days of my life; and I shall dwell in the house of Jehovah forever."

Will you say it, Oh, immortal hearer of the Word, and do you believe it? Will you take the Lord Jesus Christ as your "light" and your "salvation?" Will you confess your sins and yield your soul to Him? Then when the bivouac becomes the battlefield and the placid sea becomes incarnadine with blood, you will go forth undaunted, with the light of hope in your face and the glory of immortality in your heart.

Resurgam! I shall rise again!

From Babylon to Zion.

By H. J. Leemhuis, Pastor of Salem Church, Quincy, Ill.

Copyright 1915

Psalm 122: 1, 2, 6, 7. *"Let us go into the house of the Lord! Our feet shall stand within thy gates, O Jerusalem. Pray for the peace of Jerusalem: They shall prosper that love thee. Peace be within thy walls and prosperity within thy palaces."*

This psalm was extensively used by the Jews on their journey back from the Babylonian captivity. It is a pilgrim's song, a hymn in which poetical and prophetical utterance is given to the dreams and thoughts and hopes of homesick hearts. Between the lines of this psalm I read the story of a prolonged abode in a foreign country, of a weary march thru forest and desert, of foot-sore wanderers' sufferings and disappointments. But their leader knows the way;

he is certain of his destination; and heark, suddenly the anticipations of his heart are bursting from his lips in sweet sounding song: "I was glad when they said unto me, Let us go into the house of the Lord!" And immediately a current of new vigor is running thru the columns of tired pilgrims; jubilantly the young people begin to shout; with tears of joy old men and women take up the refrain; and in distant hills the echo is chiming and booming and tolling a triumphant chorus: "Our feet shall stand within thy gates, O Jerusalem!" Thus the Jewish congregations were marching—

FROM BABYLON TO ZION.

And this, dear members of the Salem Cross and Crown League, is your marching order which you have received in Holy Baptism and to which you have freely given your consent on the day of your Confirmation: From slavery into liberty, from Satan's dominion into God's kingdom, from worldly pleasures into the Master's family circle—from Babylon to Zion. Our annual reunion is nothing but a camping-point, at which a review of the pilgrim's army takes place. Looking into the eyes of one another we ask: "Are you still on the march? What progress have you made? Have you kept the faith?" And then we shake hands and wish one another God-speed for the rest of the journey.

I.

Listening to the pilgrim's song I hear it strike a note of

CHEERFUL OPTIMISM.

There is no "If," no "Perhaps," no doubt or fear whatever. Tho dangers and obstacles may lurk between the pilgrim and his destination, his faith lends inspiration to his vision and he sees right thru the darkest cloud the spotless beauty of God's sunshine and the certain fulfillment of God's promise: "Our feet shall stand within thy gates, O Jerusalem!"

Optimism! I prescribe it to you, my friends, as a tonic. Some of you do not look as fresh and happy as they might. They need a stimulant, a draught of something warm and strong and invigorating. No, the fountains of this world cannot supply such a spring-medicine; but, praise the Lord, you have access to the river of life which springs from the Rock of Ages, and the water of that river is mighty to effect the most wonderful cure. Take it, drink it, not in homeopathic doses as tho it might harm you, but in mighty quaffs that fully satisfy. Strengthened by God's promises you can say to your fears: Down, down; and to your hopes: Up up; and to your whole spiritual self: On, on! The glory will go to the man of hope and the man of courage. The goal will be reached not by the cowards who have deserted, not by the weak ones who have fallen by the way, not by the dupes and dolts who have been enticed and seduced, but by those who have marched forward and done their duty without fear of anything or anybody. Brethren, we are on our

way to heaven, and we are going to get there! Let all the music of this glorious reunion sound forth the thrills and sensations and emotions of cheerful optimism.

II.

The optimist, however, will become a Utopian who childishly chases the will-o'-the-wisp, unless his anticipations are lifted out of the realms of extravagant and phantastic dreams, and supported by something exceedingly firm and honest and solid. Those Jewish pilgrims had glorious traditions; they knew what the Holy City had meant to their fathers; and during all the dreary years of their captivity they had never given up the firm conviction that Jerusalem belong to them, and that they belonged to Jerusalem. Babylon had treated them well; great and rich and beautiful, she had generously imparted her gifts to the thrifty and intelligent among them. But in the midst of all seductive surroundings they had firmly held to their simple but all-powerful conviction: There is only one Holy City, and that city is our home; there is only one temple, and that temple is our church; there is only one God, and He is the God of our people. Thus their jubilant song received a note of

ABSOLUTE LOYALTY:

"Pray for the peace of Jerusalem: They shall prosper that love thee."

O, my friends, does not the Christian religion with all its wonderful traditions and promises have the right to demand of you such absolute loyalty? And is not the Evangelical Church by reason of her unequaled liberty and liberality worthy of receiving such loyalty? And has not your own Salem Church given you a thousand blessings in exchange for such loyalty? Salem is not a speculation; she is not a disappointment; she never has dealt and never will deal in anything that is not absolutely solid and substantial and honest. She has been engaged in battle, and she has won the victory. Storms have threatened her, and she has remained unharmed. Devilish ingenuity has been employed for her destruction, but the gates of hell have not overcome her. Dear old Salem! Mighty old Salem! Glorious old Salem! May the temples of Babylon open wide their gates of lure and invitation: We know where we belong, we go where we have our home, we remain where our hearts are engaged with every throbbing fiber: "Our feet shall stand within thy gates, O Jerusalem!"

Remember, tho, that true loyalty will express itself in action. Salem needs loyal hearts to love her, but Salem also needs loyal hands to work for her, loyal shoulders to carry her burden, loyal purses to pay her bills. Those pilgrim Jews, when they arrived in Jerusalem, began work immediately, and unless you imitate them in their activity, you will never resemble them in their loyalty. The ideal church members are not the critical ones, nor the sentimental

ones, but the busy ones who know their duty and do it without bragging or complaining.

III.

It seems to me, however, that the dominant note of our pilgrims' song is that of

INTENSE LONGING.

After their national disasters, after their abode in belligerent Babylon, after the exciting experiences of their journey, they wanted peace, the peace of the sanctuary, the peace of Solomon who was their prince of peace: "Peace be within thy walls and prosperity within thy palaces!"

And this, dear friends, is after all, the one great desire of every human heart. Our optimism will help us to overcome difficulties; our loyalty will lead us to success and victory, but our hearts will remain restless until they rest in God. We must have the assurance that at last all strife and labor and worry will cease. As the toiler of the factory or the mine looks forward to the Sabbath with its cessation of work and its helpful, healing recreations, so our hopes look up to the eternal Sabbath, which promises to our weary limbs complete rest, to our longing hearts complete content, to our ambitious spirit complete satisfaction, to all our concentrated energies a field of active rest and restful activity.

Listen, my friends; this is not mere oratory! This is the plain statement of a fact absolutely verified: There is a heaven and a home where all the desires and hopes and longings and dreams of honest Christians are realized. The threads of life cannot be cut off by death. Beyond the laughing and the weeping of our earthly circle of existence there are larger spheres, unbounded dimensions, which open a view into the worlds more complete and less complex than our present surroundings. Jesus, the Prince of Peace, has opened a territory somewhere, in which He gathers immigrants fit to become subjects and citizens. Peace, absolute peace is the atmosphere of that country. The Bible calls it

SALEM,

the realm of peace. O, dear friends, what a reunion it will be when we meet within those blessed surroundings! The march ended; the battle over; the crown won! Come, my friends, let us start for heaven tonight! Pastor Kuhlenhoelter is there now, waiting and watching for some of you. Pastor von Rague is there, expecting those whom he has confirmed to join him in glory. And all the young men and women in Salem know that Jesus has prepared a place for them. Forward, comrades, forward. Let nothing hinder you! Sin, world, devil—in vain you try to stop us. We are going on, On, ON! TO HEAVEN! "My feet shall stand within thy gates, O Jerusalem!" Amen.

Die Schwierigkeiten des erbaulichen Bibellesens.

Von J. Biegeleisen, Ben Arnold, Tex.

Jedes echt christliche Leben wird seine Nahrung aus Gottes Wort holen, wie es aus Gottes Wort entstanden ist. Einer Frömmigkeit, die zu ihren Bestandteilen die Bibel nicht nötig hat, werden wir immer mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen.

Meistens wird eine solche Frömmigkeit aus einigen selbstzurechtgelegten Anschauungsgedanken bestehen, mit denen man sich oberflächlich über die Probleme des Lebens hinwegsetzt. Mit Recht wird man immer darauf dringen, daß man sich viel mit seiner Bibel persönlich zur eigenen Erbauung beschäftige, und eine Frömmigkeit, die mit diesem Trieb nicht verbunden ist, für nicht gesund erachte. Die Bibel muß nicht in Theorie, sondern in Wirklichkeit das Buch sein, mit dem der Christ am liebsten sich beschäftigt.

Leider ist diese Forderung ein Ideal, von deren Verwirklichung wir noch weit entfernt sind. Es wäre aber falsch, die Ursache hierfür in dem kraftlosen und bösen Willen zu suchen: denn solche Vorwürfe hört man oft in Predigten, daß die Sattheit der Leute getadelt wird, und daß man für Zeitungslesen und Romane Zeit genug übrig habe und für das Bibellesen keine Zeit finde. Auch wird vielfach behauptet, daß da, wo Hunger ist, die Nahrung aus der Bibel zu holen sei. Gewiß das ist richtig. Aber wenn manches fromme Gemüt lieber zum Gesang- und Gebetbuch greift, als zur Bibel, wie es mir oft in frommen Kreisen entgegengetreten ist, und ich dadurch zum Nachdenken über diesen Gegenstand angeregt wurde, so liegt es doch da offenbar nicht an dem Hunger nach Gottes Wort, denn der ist da, sondern wir müssen die Ursache hierfür anderswo suchen.

In der Tat bieten sich für das erbauliche Bibellesen Schwierigkeiten, die nicht zu unterschätzen sind. Gewiß können alle Schwierigkeiten, wenn der gute Wille nur da ist, überwunden werden. Aber man muß doch immer bedenken, daß das erbauliche Lesen der Heiligen Schrift unendlich weit schwieriger ist, als das Lesen eines Romans, und man muß für diese Schwierigkeit Verständnis haben, wenn man drängen oder raten will zu der erbaulichen Beschäftigung mit der Bibel.

Zum erbaulichen Lesen der Bibel ist nötig: I. Gewisse historische Kenntnisse. Die Offenbarung Gottes ist nun einmal an Geschichte gebunden. Will man sie von der Geschichte loslösen, so wird man sie nie recht verstehen. Darum muß man mit gewissen historischen Voraussetzungen bekannt werden, denn diese tragen ungemein viel zum Verständnis der Heiligen Schrift bei. Und dieses wird unser Verständnis nach zwei Seiten hin stärken.

1. Wir werden den Zusammenhang der gelesenen Worte verstehen.

2. Bekommen wir Verständnis für die Entwicklung in der Geschichte des Reiches Gottes.

Wo dieses Verständnis fehlt, wird man z. B. Geschichten, in denen uns die Frommen des alten Testaments in wenig sympathischem Lichte geschildert werden, nur mit peinlichen Gefühlen lesen. Nur dann, wenn man Verständnis dafür hat, daß echte Frömmigkeit, weder heute noch zu den Zeiten des Alten Testaments mit ethischer Vollkommenheit zu vergleichen ist, nur dann wird man solche Geschichten zu seiner Erbauung lesen können.

Das Verständnis ist also die erste Bedingung des erbaulichen Bibellesens.

II. Gehört zum erbaulichen Bibellesen die Einfühlung, d. h. das sich in die Sache Hineindenken.

Letzteres ist hauptsächlich beim Genuß des Schönen, z. B. eines Gemäldes, oder eines Romans, oder eines Dramas, unbedingt notwendig. Weil der Genuß bei solchen Dingen erst dann da ist, wenn man sich den Helden, mit dem man es zu tun hat, recht vor Augen malen, wenn wir uns in die Situation, in der er uns gezeigt wird, hineingefühlt haben. Die Gefühlswelt muß in Bewegung gesetzt werden. Gefühle wie die der Bewunderung, des Mitleids, des Abscheus, der Empörung, müssen in uns wach gerufen werden durch das, was wir im Drama oder Roman sehen und hören; sonst ist der Genuß des Schönen gar nicht möglich. Diesen Vorgang in unserem Inneren, wenn wir etwas ansehen oder hören oder lesen, bezeichnet man mit dem Ausdruck „Einfühlung."

Diese Fähigkeit zur Einfühlung muß auch beim erbaulichen Bibellesen vorhanden sein, obgleich niemals zu vergessen ist, daß zwischen einem ästhetischen Genusse und religiöser Erbauung ein himmelweiter Unterschied vorhanden ist. Man wird sich z. B. bei einer Geschichte wie der Berufung Abrahams nicht erbauen können, wenn man sich nicht in die Größe der Aufgabe hineinversenkt, was diese Aufgabe für den Abraham bedeutet, und was für ein Kampf in seinem Inneren vorgekommen sein mag, und hieraus dann die Entsagung versteht, die in seinem Gehorsam gegen Gottes Wort liegt.

Nun ist es aber die Eigenschaft der Heiligen Schrift, daß sie den Lesern keinerlei Anregung zur Einfühlung, weder in den geschichtlichen, noch in den Lehrabschnitten, gibt. (Eine einzige Ausnahme scheint mir 2. Sam. 15, 30 zu sein.) Ebenso die Reden Jesu nach den Synoptikern; sie bedürfen alle der Einfühlung, und die Berichterstatter tun auch nicht das Geringste dazu, die Einfühlung aus dem Leser herauszulocken.

Hier liegt ein großer Unterschied zwischen der Bibel und moderner Literatur, welche meistens den Lesern die Einfühlung sehr leicht macht. Gehört auch im Anfang eine kleine Anstrengung des Willens dazu, einen Roman oder ein Drama zu lesen, bald aber sind wir gefaßt und haben uns mit einer solchen Lebhaftigkeit in die verschiedenen Situationen und Menschen eingelebt, daß wir uns kaum davon losreißen können. Man lese dagegen etwa Lukas 23, 33. Dort heißt es: „Und als sie kamen an

die Stätte, die da heißt Schädelstätte, kreuzigten sie ihn daselbst und die Uebeltäter mit ihm, den einen zur Rechten, den andern zur Linken."

Mit diesen kurzen Worten erzählt uns die Bibel den entscheidendsten Augenblick der Weltgeschichte. Und doch kann einer, dem Einfühlung fehlt, diese bedeutendsten Worte der Heiligen Schrift lesen, und es wird auf ihn dieselbe Einwirkung haben, als wenn wir in der Weltgeschichte lesen, daß in einer Schlacht 10,000 Mann gefallen sind.

Die Bibel tut selbst an einer solchen Stelle auch nicht das Geringste um auf die Gefühlswelt einzuwirken. Unterbleibt aber beim Lesen dieser Stelle jede Einfühlung, so ist auch irgend welche Erbauung undenkbar.

III. Ist die Bedingung zum erbaulichen Bibellesen die Herstellung einer ethischen oder religiösen Beziehung zwischen den betreffenden Bibelstellen und dem Leser.

Und das geschieht, indem man sich fragt: Was hat diese Bibelstelle mir zu sagen? Oder, was kann ich für mein inneres oder äußeres Leben aus dieser Bibelstelle entnehmen? Dieses sind also Gefühle, die imstande sind, den Willen zu beeinflussen.

Bei nicht geschichtlichen Stellen von mehr allgemeiner Bedeutung wird diese Beziehung sich ziemlich unmittelbar herstellen lassen. Wenn der Apostel Paulus schreibt: „Lasset uns nicht eitler Ehre teilhaftig werden," so wird der Leser ein solches direkt auf sich beziehen und als ein an ihn gerichtetes empfinden.

Zum großen Teil werden die persönlichen Beziehungen von dem Gelesenen mittelbar hergestellt. Denn ein jeder Mensch hat seine Lebenserfahrungen, mit denen er viele Bibelstellen in Beziehung bringen kann. Besonders aber bei geschichtlichen Abschnitten. Wenn einer z. B. die Geschichte Abrahams mit Lot liest, wird er für gewöhnlich denken an seine eigenen Streitigkeiten, die er hier und da gehabt hat. Beim Lesen der Geschichte Hiobs wird man gewöhnlich an sein eigenes Leid und Elend, an seine eigenen Verluste, die man im Leben gehabt und erlebt hat, denken. Diese in verschiedenen Richtungen sich erstreckenden Lebenserfahrungen, deren mit jedem Tag mehr werden, tragen ungemein viel dazu bei, daß man seine Bibel immer wieder zu seiner Erbauung lesen kann und immer wieder etwas neues darin findet, weil von der Bibel aus immer wieder neues Licht auf die immer reicher werdenden Lebenserfahrungen fallen wird.

Das Mittel, durch welches die Beziehung von Bibelabschnitt und Leser hergestellt wird, ist und bleibt das Denken. Denn nur auf dem Wege des Denkens werden die Gefühle der Einfühlung zu reellen Gefühlen und diese wieder Triebfedern des Willens. Das zuletzt Gesagte braucht keiner weiteren Ausführung, denn es kann wohl ein jeder verstehen, daß ohne Denken kein erbauliches Bibellesen möglich sein wird, weil sonst die Beziehung zwischen Leser und Bibel nicht hergestellt wird; und daß dieses Denken meistens ein ungezwungenes Denken sein wird, geht schon

aus der Sache selbst hervor, weil alle Fäden sich hier nach dem Leser selbst hinziehen.

Also Verständnis, Einfühlung, ungezwungenes Denken sind demnach die Voraussetzungen des erbaulichen Bibellesens, die bei einem jeden Bibelleser, wenn auch nicht bei jedem im selben Maße, da sein müssen.

Hieraus ergeben sich aber auch die Schwierigkeiten, die besonders dem einfachen Bibelleser entgegentreten, bei dem das, was bisher gesagt wurde, nicht vorhanden ist. Ganz besonders mangelt es da an historischen Kenntnissen, und darum auch an Verständnis. Jedoch, das kann niemand leugnen, daß man auch bei dem Mangel an historischen Kenntnissen ein erbauliches Bibellesen treiben kann, aber dann wird das Bibellesen zu einem Lesen von Sprüchen. Besonders werden dann die fettgedruckten Bibelstellen zur Erbauung dienen müssen. Und dies ist auch ganz gut möglich, weil diese Sprüche eine allgemeine Bedeutung haben und werden, selbst wenn man sie dem historischen Grund entreißt, verständlich sein. Zweifellos werden auch viele Christen, wie jemand einmal gesagt hat, durch die fettgedruckten Stellen der Heiligen Schrift selig. Und ein treuer Bibelleser wird nicht nur bei den fettgedruckten Bibelstellen stehen bleiben, sondern auch noch andere Bibelstellen suchen, die eine solche allgemeine Färbung haben, oder ihnen künstlich eine solche geben, ohne Rücksicht auf den historischen Zusammenhang. Es erzählte einmal ein gläubiger Christ, er hätte seine Bibel aufgeschlagen und traf auf die Stelle: „Und es kam alles." (Josua 23, 14.) Da habe er nicht weiter gelesen, sondern habe sein Leben vor sich vorübergehen lassen im Geist, und sei beim Lesen dieser vier Wörtlein warm geworden. Dieser Christ wollte darum auch die langen Geschlechtsregister des Alten Testaments gelesen wissen, weil auch dort, meinte er, ein Wort stehen könne, durch das der Leser gesegnet werden könne. Selbst Leute, denen es an historischen Kenntnissen nicht fehlt, lesen die Bibel in eben geschilderter Weise und haben ihre Erbauung daran. So hörte ich vor einigen Jahren eine Leichenpredigt über den Text 1. Moses 24, 56. Dort spricht Elieser, der Knecht Abrahams, zu den Eltern Rebekkas: „Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reise, laßt mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe."

Wenn wir diesen Text im Zusammenhang betrachten, dann werden wir wohl lächeln über die Wahl des Textes für eine Beerdigung, und doch ist die Wahl des Textes so unschuldig, wie sie nur sein kann. Es ist freilich nicht schlimm, die Bibel in solcher Weise, besonders bei Predigten, zu behandeln, aber was die Prediger der rationalistischen Zeit bei der Behandlung der Heiligen Schrift in dieser Weise geleistet haben, ist jedem bekannt, der sich nur einigermaßen mit der Art der Predigt in jenem Zeitalter bekannt gemacht hat. Man kann gerne zugeben, daß ein so betriebenes Bibellesen von großem Segen sein kann, aber als Ideal kann und darf man es nicht ansehen, sondern als einen Notbehelf. Schon darum kann es nicht ideal sein, weil es häufig zu üblen Mißver-

ständnissen führt. Mancher wunderliche Heilige würde nüchterner sein, so manchem Irrtum wäre die christliche Kirche aus dem Wege gegangen. — Hier ist an die Kindertaufe und an das Mahl des Herrn zu denken, die der Kirche Christi viel Kampf verursacht und viel Spaltereien gebracht haben — so mancher Sekte wäre die Wurzel ihrer Entstehung abgeschnitten, wenn man die geschichtlichen Voraussetzungen dieses oder jenes Schriftwortes besser gekannt und beachtet hätte.

Aber auch abgesehen von solchen Mißverständnissen befriedigt ein derartiges Bibellesen nur, wo die Frömmigkeit auf einem starken religiösen Erleben beruht, so daß dagegen das Verlangen nach historischer Wahrheit zurücktritt. Wo aber die Frömmigkeit hauptsächlich auf Reflektion oder gar auf Tradition beruht, so daß das religiöse Erleben mehr zurücktritt, da wird ein derartiges Bibellesen nie befriedigen, man will dann auch historische Wahrheit. Denn bei den meisten Lesern der Heiligen Schrift stellen sich Zweifel ein, und das religiöse Leben, das nur Reflektion oder Tradition ist, ist nicht imstande, aus diesem Zweifel herauszuhelfen. So erschlafft der Wille, denn er ist nicht fähig, die kurzausgedrückten Stellen der Heiligen Schrift, die manchesmal sehr verschiedene Gedanken enthalten, längere Zeit zu lesen, ohne zu ermüden.

Außerdem wird ein großer Teil des erbaulichen Reichtums, den die Bibel enthält, dem verloren gehen, dem jedes historische Verständnis der Bibel fehlt.

Zweiter Teil.

Ehe wir zur weiteren Ausführung dieses Themas übergehen, greifen wir noch einmal auf das erste zurück, nämlich auf die Einfühlung. Möchte hierzu noch bemerken, daß selbst Leuten höherer Bildung bei mangelhafter Befähigung zur Einfühlung dieselben Schwierigkeiten im Wege liegen. Auch sollten die Grundvoraussetzungen zur Einfühlung beim Lesen der Hl. Schrift als selbstverständlich vorauszusetzen sein, nämlich das, was man als religiöse Geistesverwandtschaft bezeichnen könnte. So wird sich in die inneren Kämpfe des Heilandes oder des Apostels Paulus der nie hineinfühlen und sie verstehen können, dem es vollständig fern liegt, sein eigenes Leben und seine Lebenserfahrung an religiösen Gesichtspunkten zu orientieren, d. h. dem jede religiöse Geistesverwandtschaft fehlt.

Und nun komme ich zu einem weiteren Punkt, der für das erbauliche Bibellesen bedeutsam ist, nämlich unserer Phantasie. Die Funktion unseres Geistes wirkt ungemein viel auf das Einfühlungsvermögen ein.

Es gibt Menschen, deren Phantasie auf die geringste Anregung reagiert, wie wenn ein Funke in ein Pulverfaß fällt.

Bei manchen Menschen ist die Phantasie langsam, schleppend, sie reagiert kaum auf Anregung. Und doch ist eine gewisse Lebendigkeit beim Lesen der Hl. Schrift notwendig, namentlich bei geschichtlichen Abschnitten. Besonders ist sie notwendig, wo die Analogie der eigenen Erfahrung fehlt. So wird ein Vater, der bereits selbst ein Kind verloren

hat, den Abschnitt 2. Sam. 12, 15—25, der uns das Beten und Ringen Davids um das Leben des Kindes der Bath=Seba erzählt, mit größerer Erbauung lesen, als ein jugendlicher, unerfahrener Mensch. Aber auch ein junger Mensch wird sich daran erbauen können, wenn ihm die nötige Phantasie nicht fehlt, um sich in die Erzählung einzufühlen, und so mit dem trauernden David mitfühlen zu können.

Die Bibel ist ein Buch, welches gerade der Phantasie ein wunderbares Operationsfeld darbietet, wie kein anderes. Diesen Mangel an Phantasie, welche zur Einfühlung nötig ist, findet man bei manchen Predigern, deren Predigten dann immer ein trockenes, doktrinäres Gepräge haben, wiewohl zugestanden sei, daß die Phantasie auch manchen Prediger über das rechte Maß hinauszugehen veranlassen kann.

Das Versagen der Phantasie ist doch mitunter peinlich. So habe ich einmal eine Predigt über die Steinigung des Stephanus gehört. Der dritte Teil bestand darin, daß der Prediger mit unheimlicher Trokkenheit aus dem Gebet des Stephanus die Nutzanwendung zog, man müsse auch für seine Feinde beten. Wenn dies auch bei der praktischen Anwendung des Textes in Betracht käme, so liegt doch in erster Linie ein tieferer Gegenstand auf der Hand, der zur Erbauung dienen könnte. Wenn der betreffende Prediger auch noch nicht aus eigener Erfahrung wußte, was es bedeutet, unter Todesgefahr und unter dem Gefühl, Hunderte von haßglühenden Augen auf sich gerichtet zu sehen, für seinen Heiland einzutreten, er hätte doch müssen ein Gefühl dafür haben, daß das innerliche Leben hier einen Höhepunkt erreichte, der dem ganzen Alten Testament fremd ist, und daß es unendlich schwer ist, selbst zu diesem Höhepunkt zu gelangen. Aber die Phantasie versagte vollständig, und so zog dieser Abschnitt an dem Geiste der Zuhörer vorüber, ohne große Erbauung gebracht zu haben. Ob bei einer solchen Behandlung der Steinigung des Stephanus irgend jemand bewogen worden ist, die Geschichte nachher zur stillen Erbauung im Kämmerlein zu lesen, erscheint zweifelhaft.

Ungeheuer schwer ist es oft beim erbaulichen Bibellesen, die Beziehung von dem ebengelesenen Text zu sich selbst herzustellen, da das nur mit Hilfe des Denkens geschehen kann. Denn auch die Gedankenquelle sprudelt bei den verschiedenen Menschen verschieden, bei dem einen lebhafter, bei dem andern langsamer und bei dem dritten nur nach kraftvollen Anstrengungen. Man merkt es sofort, wenn man bei den verschiedenen Menschen auf den Ertrag ihrer Reisen achtet. Die einen wissen von einer kurzen Reise viel zu erzählen von dem, was sie erlebt haben, die andern erleben selbst auf einer längeren Reise nichts. Der Grund dafür liegt offenbar darin, daß bei dem einen Menschen bei oft geringfügigen Anläßen die Gedankenwelt lebhaft erregt wird, während bei andern, selbst bei auffallenden Ereignissen, diese Anregung der Gedankenwelt vollständig ausbleibt.

Auch das Lesen der Bibel kann man mit einer solchen Reise ver=

gleichen, die man in diesem Buche ausführt, und auf der die einen viel erleben, die anderen aber nichts, weil sich eben die Gedanken nicht regen. Wenn man also beim Lesen der Hl. Schrift nicht zum Denken angeregt wird, so wird man sehr oft selbst vor solchen Bibelstellen vorbeigehen, die bei näherem Nachdenken sehr gut auf uns passen und unserer eigenen Erfahrung entsprechen. Es wird gar nicht so selten sein, daß jemand das Gleichnis vom Schalksknecht liest (Matth. 18, 23—), ohne daß ihm, nicht aus böser Absicht, sondern aus Gedankenlosigkeit, der Gedanke kommt, wie das Urteil des Herrn dort auch auf ihn und sein Verhalten in den etwaigen Streitigkeiten seines Lebens Anwendung findet. Vollends werden die Gedanken da versagen, wo zum Zweck der Erbauung irgend ein Ereignis auf das geistliche Gebiet übertragen werden soll, wie z. B. die Zerstörung Sodoms und die Rettung Lots auf das jüngste Gericht und auf den jüngsten Tag und die Notwendigkeit der Rettung der Seele; oder der Gang Petri auf dem Meere auf den Gang durch das Leben und durch den leiblichen Tod hindurch.

Anders liegt die Sache, wenn irgend eine Veranlassung zu bewußter Reflektion vorhanden ist, z. B. bei Berufsarbeitern, wie Predigern, die sich auf eine Predigt oder Bibelstunde vorbereiten. Es dürfte viele Prediger geben, die in ihrer Offenheit eingestehen, daß sie durch derartige Rückbeziehungen, bezw. Nachdenken, den erbaulichen Reichtum der Hl. Schrift kennen gelernt haben, während er ihnen sonst vielleicht verborgen geblieben wäre. Aber für den schlichten Leser liegt zu einer derartigen Reflektion gar keine Veranlassung vor, und daraus erklärt es sich, wenn ihm nur wenig der erbauliche Reichtum der Hl. Schrift sich aufdeckt.

Daß diese Schwierigkeiten für das erbauliche Lesen der Hl. Schrift nicht die einzigen sind, ist selbstverständlich. Es gibt auch Schwierigkeiten, die mehr auf ethischem Gebiet liegen. Wenn man z. B. nicht die Energie hat, sich die nötige Zeit zum Lesen der Hl. Schrift zu verschaffen, oder wenn man die Beziehungen der betreffenden Bibelstellen auf das eigene Gewissen mehr oder weniger abbiegt und sich ihren Erbauungsinhalt mehr mit Hilfe dessen, was man an anderen erlebt hat, anzueignen sucht.

Aber es ist falsch, wenn man die lose Stellung, die manche Christen zur Hl. Schrift haben, nur durch ethische Mängel veranlaßt sieht. Die bisher gezeichneten Schwierigkeiten spielen eine viel größere Rolle, als manche, besonders Prediger, denken. Daß wir das Bibellesen zu einem Opus operatum, d. h. zu einem gedankenlosen Werk machen, das geht doch nicht an; das könnte in der katholischen Kirche höchstens geschehen, aber nicht da, wo vorgegeben wird, den Geist der Schrift richtig erfaßt zu haben.

Wir sollen die Bibel lesen, weil wir ethisches und religiöses Interesse darin haben, und weil ihr Inhalt uns Nahrung für unser inneres Leben gibt. Darum müssen wir auch Verständnis dafür haben,

wenn Schwierigkeiten vorhanden sind, die das Entstehen eines solchen Interesses hemmen und zwar auch da, wo es an religiösem Leben nicht fehlt.

Denken wir zunächst an unsere Durchschnittschristen, die noch verhältnismäßig einen fleißigen Kirchenbesuch pflegen. Man kann doch kaum sagen, daß sie keine Spur von Gottes Geich verspürt hätten?

Und doch, wie wenig gebrauchen sie die Bibel! Was ihnen fehlt, sind weniger die zum Lesen notwendigen historischen Kenntnisse, als die Befähigung zur Einfühlung und die Kraft des Denkens, das sich auf sich selbst besinnt. Mit Bewunderung hören sie vielleicht Gottes Wort und von der Kraft desselben, eifrig wollen sie in Zukunft die Bibel lesen, aber wenn sie im Hause nach der Bibel greifen, kommen sie sich vor wie Leute, denen man gesagt hat, sie werden auf einem Felde Diamanten finden, und die dann nur Steine finden können; werden sie nicht durch die traditionelle Pietät gegen das heilige Buch zurückgehalten, so werden sie vielleicht mit dem Bekenntnis herauskommen, daß die Bibel, besonders die Geschichten derselben, höchst langweilig seien.

So kommt es dann, daß die Bibel ungelesen bleibt. Ebenso wird es verständlich, warum so viele Christen, die über das Bedürfnis nach stiller Erbauung nicht einfach zur Tagesordnung übergehen, lieber zum Gesangbuch und zum Gebetbuch, höchstens zu den Psalmen greifen. Es bleibt hierbei die Anstrengung der Einfühlung erspart. Ohne Schwierigkeit schweigen die Gefühle, die schweigen müssen, um das Bedürfnis nach Trost zu stillen.

Ist es doch jeder echten Kunst, wie sie in den Gesangbüchern auch vorhanden ist, eigentümlich, daß sie ohne Schwierigkeiten dieselben Gefühle, welche den Dichter getrieben haben, in dem Leser oder Hörer auch wach rufen. Nicht minder wird verständlich, warum manche Christen bei aller Hochschätzung der Bibel für ihren praktischen Bedarf doch das Andachtsbuch vorziehen. Die Gedanken, die beim Lesen eines biblischen Abschnittes sich von selbst loslösen sollten, wenn auch ungeordnet und ineinandergreifend, erhält man beim Lesen eines Andachtsbuches gleich schön geordnet und so zurechtgestutzt vorgesetzt, daß man des eigenen Denkens vollständig enthoben wird. Aus demselben Grunde hören viele Christen wohl eine Predigt, aber daß sie daheim zur stillen Erbauung die Bibel lesen, darf man deshalb von ihnen nicht erwarten.

Blicken wir tiefer, so könnte man denken, ob nicht eine persönliche Schuld vorliegt, wenn man jene Schwierigkeiten so hemmend findet, und ob nicht auch in dem Geist unserer Zeit eine gewisse Schuld liegt, indem das Uebermaß an Literatur, die uns geboten wird, die Phantasie erschlafft und das Denken lähmt, weil beiden hierdurch eine gesunde Selbstbetätigung genommen wird, die zu einer normalen Entwicklung notwendig ist. Doch das würde uns hier zuweit führen.

Jedenfalls ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß viele schlichte, einfache Christen, die von Bildung sehr wenig zu sagen wissen, von der

man in unserer Zeit soviel spricht, sich an ihrer Bibel erbaut und die Nahrung für ihr inneres Leben gefunden haben. Es ist mitunter interessant, zugleich aber auch beschämend, wie die Herren Theologen oft von einfachen schlichten Laien in der Fähigkeit, die Bibel erbaulich zu lesen, übertroffen werden. Und das liegt einfach daran, weil der Theologe durch sein allgemeines Wissen vom eigentlichen Kern der Hl. Schrift abgelenkt wird. Er hält sich manchmal so lange bei der Geschichte und der Kritik des Textes auf, daß ihm schließlich jeder heilige Strahl der Schrift verschwindet, während der Laie gleich in die Tiefen des Reichtums, den die Hl. Schrift enthält, hineindringt und somit gleich auf das Zentrum der Sache stößt.

Hier wird es uns klar, daß man die Mahnung des Apostels Paulus, Gal. 3, 16, nicht genug wiederholen kann; diese soll womöglich hell erschallen, damit man sich mehr an das Wort der Weisheit heran mache.

Aber wenn man Verständnis für die Schwierigkeiten des erbaulichen Bibellesens hat, dann dürfte diese Forderung eine andere Färbung annehmen, indem man nicht immer von der Voraussetzung ausgeht, daß Leichtsinn, Oberflächlichkeit, geistliche Sattheit und Mangel an Energie die einzigen Ursachen seien, weshalb das erbauliche Bibellesen ausbleibt.

Für Prediger liegt nun ein anderes Hindernis vor, das ihm im Wege liegt beim Lesen der Hl. Schrift zur eigenen Erbauung, nämlich das Hindernis, das auch gleichsam eine Gefahr ist, daß er beim Nachdenken über irgend einen Text gleich das Nützliche für seine Berufsausübung sucht, indem er denkt, wie kann ich diese Bibelstelle für eine Bibelstunde oder Predigt verwenden? Die Gefahr besteht in diesem Falle darin, daß er mehr daran denkt, anderen durch dies Bibellesen etwas zu sagen, als sich selbst. Wenn er eine Ermahnung liest, denkt er, die Ermahnung paßt gerade für eine Predigt, in der den Leuten die Wahrheit gesagt wird, während der betreffende Prediger vielleicht diese Ermahnung ebenso notwendig braucht.

Schließlich muß noch das betont werden, daß Schwierigkeiten nur dazu da sind, überwunden zu werden. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe nachzuweisen, welche Hilfsmittel am geeignetsten sind, um die Schwierigkeiten zu überwinden. Es sind wohl viele Ueberwindungsmittel geschaffen worden, wie man sie bei der Katechese wahrnehmen kann. Auch Analyse jedes einzelnen Textes kann ein gutes Mittel zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten werden. Aber alle diese Mittel reichen doch nicht aus, um die Schwierigkeiten, die dem einzelnen entgegentreten, zu überwinden.

Am besten wird es freilich bleiben, wenn man die Schwierigkeiten des erbaulichen Bibellesens kennt und sich bemüht, dieselben zu überwinden. Für den, der sie überwinden will, weil ihn der geistliche Hunger treibt, gibt es Mittel genug.

Um nur einige bekannte, aber wenig angewandte Mittel zu nennen, wären da:

1. Das Gebet, das uns gleichsam zur Sammlung unserer Gedanken verhilft, und da das Beten ein Wollen ist, so wird sich unsere ganze Willenskraft konzentrieren und uns helfen, das zu erlangen, was wir beim Lesen der Hl. Schrift zu gewinnen wünschen.

2. Der Heilige Geist, der ebenfalls erbeten sein muß. Letzterer wird uns, wie uns verheißen wurde, in alle Wahrheit leiten, auch in die Wahrheiten der Heiligen Schrift. Beim Gebrauch dieser zuletzt genannten Mittel wird man imstande sein, ein gewichtiges Teil der Schwierigkeiten zu überwinden. Und nur auf diesem Wege wird man es erlangen können, daß die Bibel nicht nur für die Kirche, sondern auch für den einzelnen Christen das eigentliche Erbauungs- und Andachtsbuch werden wird.

Daß damit die Mittel zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, die besprochen wurden, noch nicht erschöpft sind, ist selbstverständlich. Ich wiederhole deswegen noch einmal, daß es sich sehr lohnen würde, die Aufgabe zu stellen und weitere Mittel zur Ueberwindung der Schwierigkeiten im erbaulichen Lesen der Heiligen Schrift zu suchen und aufzuzeigen.

Editorielle Aeußerungen

Evangelistische Versammlungen oder Katechismusunterricht.

Schon auf der Generalkonferenz zu Pittsburgh wurde die Angelegenheit evangelistischer Predigten und Versammlungen besprochen und ein Beschluß darüber gefaßt. Derselbe besagt im wesentlichen, daß „die Konferenz solche Predigten und Veranstaltungen von Herzen billige, wenn im evangelischen Geist unternommen und ausgeführt, und daß für dieselben die Passionszeit sich am besten eigne." In einer der letzten Nummern des „Evangelical Herald" nimmt der Editor zu der Sache Stellung und bringt auch in einem Symposium eine Reihe von Artikeln meist evangelischer Pastoren, die sich über den Gegenstand sympathisch und zustimmend äußern. Das ist uns eine Veranlassung, über diese wichtige Sache auch ein kurzes Wort zu sagen, trotzdem wir wohl wissen, daß sich das im Rahmen einer editoriellen Aeußerung nur andeutungsweise tun läßt.

Zunächst wäre der Begriff „evangelistische" Predigten festzustellen. Im Deutschen könnte man dafür den Ausdruck „Erweckungs"-Predigten setzen, englisch revival sermons and services. Der Evangelist des

Neuen Testaments ist derjenige, welcher die Gabe hat, das Evangelium erwecklich zu verkündigen und dadurch Glauben hervorzurufen, den Anfang christlichen Lebens zu begründen. Der moderne Evangelist ist im wesentlichen dasselbe. Es wird von ihm erwartet, daß er die Leute zur Bekehrung führt, d. h. solche, die noch nicht Christen sind. Daß er nebenbei auch Kirchenglieder in ihrem Glaubensleben fördert, wird selbstverständlich vorausgesetzt, ist aber mehr ein "by-product."

Wir stehen nun nicht an, uns ohne Vorbehalt dafür zu erklären, daß der Predigt keines Pastors dies erweckliche Element fehlen solle, und daß es ferner eine gute und wünschenswerte Sache sei, wenn er zu passenden Zeiten entweder Sonntag für Sonntag, oder Tag um Tag, falls sich dies tun läßt, Predigten dieser Art hält. Denn Funke hat recht, wenn er in einem seiner Bücher einmal sagt: Wir Evangelische singen immer: „Fahre fort!" Wir sollten auch mitunter singen und predigen: „Fange an!" Wir nehmen immer an, schon Christen vor uns zu haben, während das doch nicht der Fall ist, und viele unserer Zuhörer die Bekehrung ebenso nötig haben, wie ehemals die Heiden und Juden. So weit, denken wir, stimmen wir alle überein.

Die Frage ist nun: Empfiehlt es sich, eine Reihe von Versammlungen zu halten, bei welchen dieser evangelistische oder erweckliche Zweck der leitende Gedanke und Charakter ist? Diese Frage wird von vielen unserer Brüder von Herzen bejaht, und wir könnten nicht das geringste dagegen einwenden. Die ersten Christen hatten solche Versammlungen (Acta 1 und 2, siehe 2, 42), und sie sind in der Geschichte der Kirche leicht nachzuweisen. Man denke an die Erweckungspredigten und Erweckungszeiten der Kirchengeschichte, ganz abgesehen vom Methodismus. Man erinnere sich z. B. an die Erweckungsprediger vor der Reformation, und an Spener und Francke.

Was die Zeit solcher Versammlungen anbetrifft, so scheint die Passionszeit allgemein für besonders günstig gehalten zu werden. Das dürfte auch so sein, doch sollten es nicht die gewöhnlichen Passionsgottesdienste sein, denn in denen sollte das Leiden Jesu besprochen werden. Für evangelistische Predigten aber empfehlen sich andere Texte, wie kurze Worte aus dem Alten und Neuen Testament. Drei Wochen vor Ostern, glauben wir, wäre eine besonders günstige Zeit für fortlaufende Versammlungen. Die Karwoche würde dann für die vorhergehende zweiwöchentliche Periode der Erweckungsversammlungen die natürliche Klimax abgeben.

Der Pastor loci könnte für diese Versammlungen einen besonders dazu befähigten Bruder unserer Evangelischen Kirche einladen. Einen gewöhnlichen Evangelisten aus dem englischen Lager würden wir unter keinen Umständen berufen, denn ein solcher würde die bekannten Methoden mitbringen, deren Mangelhaftigkeit sich von Jahr zu Jahr mehr herausstellt. Wir haben Chapman gehört, einen der besten. Auch er will die Resultate gleich feststellen, z. B. die unbedingte Uebergabe.

Viele sind dazu unter dem Eindruck seiner ernsten Persönlichkeit bereit, aber es hilft zu nichts. Man hat das Gefühl, daß man irgend etwas Greifbares an direkten Erfolgen haben wolle. Versuche man das nicht. Es war Schlümbach, der gesagt hat: Die Statistik ist der Krebsschaden der methodistischen Kirche. Wir sagen: Die Statistik ist das Unheil der Erweckungsversammlungen. Wir haben den Predigten des Evangelisten Schrenk beigewohnt. Sie waren packend, ernst, machtvoll, aber es war da keine Statistik.

Als Ort würden wir die Kirche vorschlagen, oder eine große Sonntagschulhalle, kein öffentliches Gebäude, und noch weniger ein „Tabernacle."

Wer sich nicht entschließen kann, von dem Buchführen über Bekehrungen abzusehen, der denke an Billy Sundays Kampagne in New York und die Mitteilungen des presbyterianischen Pastors Dr. Martin über den wirklichen Erfolg derselben. Ihm waren 273 Karten von Bekehrten übergeben, denen er sich annehmen sollte. Er suchte sie alle auf. Was war das Resultat? Vier neue Glieder! (Siehe den Artikel in der „Rundschau.")

Selbstverständlich machen evangelistische Versammlungen den Konfirmandenunterricht nicht weniger wichtig. Im Gegenteil, je mehr wir die modernen Erweckungsmethoden beobachten, um so mehr sind wir der Ueberzeugung, daß wir an unserm Katechismusunterricht etwas haben, das wir auf alle mögliche Weise zu halten und zu heben trachten sollten. Auch die Sonntagschule kann ihre Stelle mit nichten einnehmen oder ausfüllen. Nur sollte das Bemühen nicht allein in der Aneignung des Memorierstoffs bestehen, sondern Herzens- und Gewissensanfassung sollte unser Absehen sein. Unser Thema hätte also auch formuliert werden können: „Evangelistische Versammlungen und Katechismusunterricht." Die ganze Frage ist wichtig und tiefgreifend. Wir haben in der Sache erfahrene Brüder gebeten, uns im nächsten Heft ihre Meinungen und Vorschläge mitzuteilen.

Die Kanzel in der Kriegszeit.

Es wäre unnatürlich, wenn der Pastor auf der Kanzel in dieser Zeit so reden und sich geben wollte, als gäbe es für ihn und seine Gemeinde gar keinen Krieg. Wenn das Herz des Predigers nicht der Resonanzboden ist, der alle die Töne verstärkt wieder gibt, welche Gott und Welt gerade zu seiner Zeit anschlagen, so taugt er nicht auf die Kanzel. Aber er soll sie doch nicht so wiedergeben, wie die wilde Leidenschaft sie angeschlagen. Man braucht nur die Predigten zu lesen, die ein Dr. Hillis in Brooklyn hält, und sie der Brooklyn „Daily Eagle" in seiner „Monday Sermon Edition" uns mitteilt, oder was Mr. Sunday über den Krieg zu sagen hat, um sofort unfehlbar gewiß zu sein, daß hier nicht ein Diener Christi redet. Aehnliche Predigten müssen

auch wohl anderwärts gehalten werden, denn man rufe sich nur ins Gedächtnis zurück, was die Gräfin Warwick von der Kriegskanzel der anglikanischen Kirche sagt. Sie klagt sie schwer an, daß sie ihre Pflicht falsch aufgefaßt und die Bedürfnisse ihrer Hörer gröblich enttäuscht habe. Nur die Freikirche habe nach der richtigen Ueberzeugung gehandelt, daß es gerade jetzt mehr nötig sei zu trösten und aufzurichten, als in die Kriegstrompete zu stoßen. Wir denken, da hat sie Recht gehabt. Nachdem wir sechs Tage von Krieg, Kriegsleiden, Kriegszerstörungen, Kriegshaß und Kriegszielen gehört, wollen wir am Sabbat die Stille und Leidenschaftslosigkeit des Heiligtums genießen. Wenn eine Leidenschaft gepredigt werden soll, dann soll es heilige, heilende, selbstüberwindende und aufopfernde Liebe sein. Der Menschensohn, der allein den Frieden uns bewahren kann in der kriegsbeschwerten Zeit, ist es, zu dem wir unsere Gemeinden führen müssen.

Wenn wir Vorbilder suchen, so finden wir sie im Neuen Testament nicht, wohl aber im Alten. Die Propheten, viele derselben, waren Kriegsprediger. Jeremia besonders; er hat Invasion, Belagerung und Zerstörung erlebt. Er hat sein Volk Buße gelehrt oder wenigstens solches verkündigt, nicht Haß gegen den Feind. Wir wollen nicht sagen, daß wir ihn kopieren können, denn seine Aufgabe war eine andere als unsere. Aber in den wesentlichen Dingen ist er uns der Kriegsprediger, wie er sein soll. Der Krieg ist selbst ein Bußprediger. Er deckt auf, wie viel Selbstsucht im einzelnen und im Volke ist. Er zeigt, was für ein Unterschied zwischen dem selbstzufriedenen, weltgenießenden Durchschnittsleben der Alltagswelt ist und dem Kriegszustand, wo auf Schritt und Tritt Entbehrungen, Opfer, Selbstverleugnung gefordert werden. Das Lebensprinzip des Menschensohnes, der kam zu dienen und sein Kreuz auf sich zu nehmen bis zur Hingabe des eigenen Lebens für die Sache, erfährt eine wunderbare Beleuchtung.

Aber mehr noch als Buße. Auch die Prüfungen des Glaubens erfährt der Kriegsprediger und soll er seiner Gemeinde in das Licht des Heiligtums stellen. Auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen; der trotzige Glaube des 2. Psalms: „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer u. s. w.; der Herr machet zu nichte der Völker Rat, aber seinen Rat führt er herrlich hinaus; wir leben im Glauben nicht im Schauen; ich weiß wohl was ich für Gedanken über euch habe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides.“ Diese Schriftworte nennen die Probleme und deuten ihre Lösung an, mit denen der Christ und der Kriegsprediger in diesen Tagen zu ringen hat. Sie werden ihn auf den Weg weisen, auf dem er seine schwere und wichtige Aufgabe zu erfüllen lernen kann.

Kirchliche Rundschau.

Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.

Im Musiksaal des Dresdener Schlosses ist eine glänzende Hofgesellschaft versammelt. August der Starke, jener bekannte, sittenlose sächsische Kurfürst, will sich und seine Umgebung durch ein Abendkonzert zerstreuen. Er hat zu diesem Zweck einen damals sehr berühmten Musiker an seinen Hof geladen, der an diesem Abend eine Probe seiner Kunst geben soll. Im prunkvollen Saale ordnet sich die Zuhörerschaft um das kostbare Instrument, vor dem ein einfacher, unscheinbarer Mann sitzt, in armseligem Rocke, der wundersam genug gegen den kurfürstlichen Luxus absticht. Die Haltung des Mannes ist aber keineswegs schüchtern; auf seiner Stirn ist ein edles Selbstbewußtsein ausgeprägt, ein Adel, der höher ist als Kurfürstenadel. August der Starke steht, unverwandt seinen Gast betrachtend, dicht neben den Tasten und gibt nun das Zeichen zum Beginn des Konzerts. Alles lauschte in atemloser Stille. Was wird man zu hören bekommen? Gewiß fröhliche Weisen, vielleicht eine Tanzmelodie! Man erwartet gar nichts anderes. Aber der seltsame Mann dort am Instrument ist von anderer Musik erfüllt. Es hat ihn plötzlich so unendliches Mitleid ergriffen mit allen denen, die da im Kreise um ihn sitzen, Mitleid besonders mit dem, der dicht neben ihm steht und dessen Gesicht eine deutliche Sprache spricht von Lebensgenuß; der nur gewohnt ist, andern zu befehlen, der aber nie sich selbst befiehlt. Und da will er nun durch seine Kunst zu ihm sprechen, zu ihnen allen, auf Gnade und Ungnade hin. Er will ein Stück Passionszeit hereintragen in diesen Prunksaal, in die Herzen dieser oberflächlichen, nur Vergnügungen heischenden Weltmenschen; er will sie, wenn auch nur für Augenblicke, weg- und emporziehen vom Erdenstaub nach Golgathas Höhen. Und langsam, feierlich und leise tönt es durch den Saal: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld." Lautlos und wie gebannt horchen alle auf; lautlos wie vom Donner gerührt steht der Kurfürst und kann auch nicht durch eine einzige Gebärde seinen Unwillen ausdrücken über solche nie gehörte, ungewohnte Musik. Und immer voller, herzandringender schweben die Akkorde daher: „Es geht und büßet mit Geduld, die Sünden aller Sünder." So etwas hatte man nicht erwartet. Da versinkt ja auf einmal die ganze Kurfürstenherrlichkeit; da erscheint ja alle Pracht wie eitel elendes Flitterwerk. Und August der Starke, der unbeweglich den fremden Tönen lauschte, fühlt sich plötzlich so schwach, arm und klein. Er empfindet die heilige Nähe dessen, vor dem seine Seele in den Staub sinken muß, der aber auch ihn will teilnehmen lassen an der Erlösung von Golgatha. Und wie mit einem Jubelruf opferfreudigster Hingabe schließt jetzt der Choral: „Ich will's gern leiden! Für dich will ich's gern leiden."

Und dann Totenstille. Das Konzert ist beendet, und des einsamen Mannes Blick dort am Instrument haftet noch immer schweigend und sinnend auf den Tasten, wie wenn sein Geist weit und fern weilte: auf Golgathas Hügel, wo das Lämmlein der Welt Sünde trägt. Und nun erwachte der Kurfürst aus seiner Erstarrung. Er eilt auf den Musiker zu, ergreift seine beiden Hände und sagt in unendlicher Ergriffenheit: „Ich bitt Ihn! Woher

kennt Er mich so genau? Und woher hat Er die Musik?" Da sieht ihm jener unerschrocken und frei ins Auge und erwidert: „Ich aus mir selbst vermag gar nichts, Euer Gnaden, sondern ich samt meiner Kunst sind dem höchsten König eigen, dem da droben im Himmel. Und der führt meine Hände, so daß ich gar nichts anders spielen kann, als was er will." Und dann zieht der Kurfürst seinen kostbaren Ring vom Finger und steckt ihn Johann Sebastian Bach (denn er war der Meister) an die Hand und sagt: „Trag Er meinen Ring zum Andenken an diese Stunde und als Zeichen, daß ich Ihm lebenslang verbunden bin in Dankbarkeit und Freundschaft. Er hat mir an diesem Abend viel gegeben, mehr, als er ahnt. Durch sein Lied hat Er zu mir geredet, wie noch keiner es vermocht hat. Ich dank Ihm!" Und da hat sich Bach in Demut vor dem Kurfürsten geneigt: „Möge das Lied, das ich vorgetragen habe, bei Euer Gnaden unvergessen bleiben! Eines andern Dankes bedarf es nicht." (Wechselblatt.)

A Theology for the Social Gospel.

Unter obigem Titel hat unser Professor Walter Rauschenbusch sein dreizehntes Buch veröffentlicht. Sechs deutsche und sieben englische Bücher, nebst der ungeheuren Zahl von schriftlichen Beiträgen in amerikanischen und europäischen Zeitschriften und Sammelwerken sind aus der gewandten Feder dieses fruchtbaren Schreibers geflossen. Einige seiner Werke sind in ausländische Sprachen übertragen worden. So erschien kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges eine französische Uebersetzung der Gebete für die soziale Erweckung: "For God and the People," und in norwegischer Sprache eine Uebersetzung seines epochemachenden Werkes: "Christianity and the Social Crisis," während andere Uebersetzungen seiner Sachen ins Finnische, Französische und Deutsche in Angriff genommen worden waren. Tausende von dankbaren Lesern empfingen ihre Anregung zum Kampf gegen gesellige und wirtschaftliche Mißstände aus der zündenden Botschaft dieses reichbegabten Verkünders des sozialen Evangeliums. Und es steht zu erwarten, daß auch dieses neue Werk mit glühendem Interesse begrüßt werden wird von einem begierigen Leserkreise — wenn nicht das gegenwärtige Kriegsgetöse alle Sinne abgestumpft hat für die zarteren Töne des Gottesreichs.

Das Buch stellt sich ebenbürtig den beiden andern sozial-ethischen Hauptwerken: "Christianity and the Social Crisis," und "Christianizing the Social Order," an die Seite. Es verdankt seine unmittelbare Entstehung einer Reihe von vier Vorträgen, welche der Verfasser letzten April unter der sogenannten Nathaniel W. Taylor Foundation for Doctrinal Theology an der Yale Universität hielt. Diese sehr beifällig aufgenommenen Vorträge sind sorgsam ausgearbeitet und bedeutend erweitert worden. Man fühlt ihnen das Ringen eines ernsten Geistes mit den gewaltigsten Fragen und Aufgaben des menschlichen Lebens ab. Sie atmen Zuversicht. Das soziale Evangelium gilt dem Verfasser als erprobt und orthodox. Es ist ihm mit der gesichertste Bestandteil der Gottesbotschaft für die Gegenwart. Allein die kirchliche Glaubenslehre unserer Zeit scheint ihm noch immer auf dem individualistischen Standpunkt der Vergangenheit zu verharren, ohne dem Streben nach sozialer Gerechtigkeit den erforderlichen Halt und religiösen Sporn zu verleihen. Er möchte nicht die kirchliche Glaubenslehre als Hemmschuh und Hindernis der sozialen Bewegung sich erweisen sehen. Er

glaubt an den Bund von Theologie und Sozial-Ethik, von christlicher Lehre und volkswirtschaftlichem Heil. Und daher legt er seinen tadelnden Finger nur auf solche kirchlichen Anschauungen, die ihm den geistigen und geselligen Fortschritt zu hemmen scheinen, während er auf der andern Hand mit Mut und Glut hervorzuheben sucht, wie durch das soziale Evangelium die christliche Glaubenslehre vertieft, verdeutlicht, verstärkt werden kann.

Eine Theologie für das soziale Evangelium — wie der Titel des Buches besagt — ist des Schreibers Parole. Mit dem Doppelzweck der Sozialisierung der Glaubenslehre und der Christianisierung der sozialen Bewegung vor Augen, macht er sich an die Aufgabe, in 19 inhaltsreichen Kapiteln die Umgestaltung der kirchlichen Lehre durch den sozialen Gedanken klar zu legen. Im ersten Kapitel weist er auf die Aufforderung des sozialen Evangeliums an die Theologie hin. Das soziale Evangelium fordere einen größeren, nicht einen geringeren Glauben. Es bezwecke ein gründlicheres, ein dauerndes Heil. Kirchenentfremdete Zuhörer lauschen bereitwillig religiösen Erörterungen, wenn diese auf soziale Fragen eingehen. Eine Theologie groß genug, das soziale Evangelium einzuschließen, und lebendig und fruchtbar genug, es nicht zu hindern in seinem Siegeslauf, sei daher erwünscht. Kapitel 2 beschäftigt sich mit den Schwierigkeiten der theologischen Anpassung. Die hergebrachte Theologie sei bekanntermaßen den religiösen Neuerungen abgeneigt. Aber trotzdem könne sie nur gewinnen durch Aufnahme des prophetischen Elementes der Betonung der geselligen Gerechtigkeit. Und Kapitel 3 erläutert, daß die soziale Botschaft weder etwas Neues, noch dem Evangelium des Reiches Gottes Fremdes sei. Es sei in der Tat das alte Evangelium der Apostel und Propheten. Neuerdings sei dieses alte Evangelium nur wieder zur Geltung gekommen, und es müsse sich unbedingt einen Platz in der lehrhaften Darstellung der christlichen Glaubenssätze sichern.

So viel als Einleitung. In der Reihe von folgenden Kapiteln hebt dann der Schreiber mit der ihm eigenen Genialität hervor, wie unsere Begriffe von Sünde und vom Uebel und vom Heil und vom Gottesreich und vom Stifter des Gottesreiches und von Gott und vom Heiligen Geist und von der Offenbarung und von der Inspiration und von der Prophetie und von der Taufe und vom Abendmahl und von der Lehre von den letzten Dingen und endlich von der Versöhnung durch die neuere Betrachtung im Strahle des sozialen Evangeliums verklärt würden und klarer und überzeugungsfreudiger erfaßt werden könnten vom modernen Christen.

Ganz besonders wichtig sind mir die Kapitel über die Erweiterung und Vertiefung des Sündenbegriffs und über die Verstärkung und Verwirklichung des Heilsgedankens im Lichte der sozialen Auffassung geworden. Auch die in Kapitel 15 enthaltene Theodicee oder Rechtfertigung Gottes gegenüber dem Uebel schien mir von einzigartiger Kraft und Klarheit zu sein. Andern Lesern dürften andere Abschnitte wichtiger und anregender vorkommen. Keiner wird ohne mächtige innere Anregung empfangen zu haben, das wertvolle Buch niederlegen. Es ist ein mit gewaltigen Kräften geladenes Werk.

(F. W. C. Meyer in „Sendbote.")

Results of "Billy" Sunday's Campaigns.

Current Opinion for November publishes an article under the title "Disappointing Results of the Billy Sunday Campaign in New York"

which contains the story of the "follow up" work of one of the prominent New York churches. We quote the following:

"The first church in New York to complete this 'follow up' work was the one nearest the Sunday tabernacle—the Fort Washington Presbyterian Church, of which the Rev. Dr. Daniel Hoffmann Martin is minister. Dr. Martin has made an effort to see, or has seen, all card-signers of his district. He has had the assistance of Dr. John S. Allen, formerly of the Marble Collegiate Church in New York. Dr. Allen is recognized as an expert in church work, and he undertook to systematize the results of 'follow up' work in connection with 273 cases. He claims that the district he covered is 'thoroly typical' of New York as a whole, and he is qouted in the *Times* as saying:

" 'Of the 273 cards that I investigated, 20 signers were out, tho in each instance I called two or three times, or they had moved away and left no address. As we do not know what their attitude is, this 20 should be eliminated from our calculations, reducing our basic figure to 253.

" 'Of this 253 I found that 174, or more than 68 per cent, were church members, regularly attending religious service. Many of these people said that they had enjoyed the Tabernacle services, but of course they could not be considered as "results" of the Sunday campaign.

" 'The next largest numerical division of the card signers I investigated is represented by those who were not known at the address given, or who had obviously given a fictitious address. There were 19 "not known" (tho I made earnest effort in each instance, inquiring of superintendent, janitor, and tenants), and 12 who unquestionably gave fictitious addresses. One of these addresses, for instance, was a storehouse, another was a Catholic church, others were vacant lots, or street and avenue numbers that do not exist. This class of card signers, therefore, represents over 12 per cent of the total.

" 'I found 8 who were connected with Sunday schools and attending regularly.

" 'I have now accounted for more than 84 per cent of the card signers that I "followed up," and it is not until now that I come to the actual results of the Sunday campaign.

" 'There were eleven who were church members, but who, because they had moved from their home town or for some other reason, had fallen off in church attendance. All of these promised to send for their letters and to become active church members in the fall. These eleven cannot be considered as "converts," but it was the Sunday campaign that gave us their names and that enabled us to bring them back into the church.

" 'There were twelve who were non-church members, but who had attended church services more or less frequently. Three of these gave definite promises to join the church. The remaining nine shaded in their attitude from the woman who said, "I believe every one should have a church connection—I'll talk to my husband about it," to the woman who said, "I never signed a card at the Billy Sunday meetings. I must have been impersonated."

"'But of people who had never been to church, who have never felt any religious influence, there were just seventeen, or 7 per cent of the total. Of these, four promised to join the church, six promised to come to "some service,' four were non-committal, and of the three remaining, one said, "I signed the card simply as a courtesy to Billy Sunday"; another, "I didn't know the object of signing the card," and the last, "I am not a church member and have no wish to become one."

"'In my entire work I did not come across a single case of a person leading, or who had been leading, a vicious life. No woman told me of a husband or son who was leading such a life. If Billy Sunday succeeded in reaching and awakening to a "new life" any of the "booze fighters," gamblers, and other bad characters that he so often exhorted, they signed no card that passed thru my hands.'"

Kirchenmänner im Kongreß der Ver. Staaten.

Nach zuverlässigen Angaben verteilen sich 301 Mitglieder unsers Repräsentantenhauses auf folgende Kirchen mit folgendem Prozentsatz. Es sind:

Mitglieder.		Prozent.
82	Methodisten	27
57	Presbyterianer	19
31	Episkopale	10
26	Baptisten	9
24	Katholiken	8
20	Kongregationalisten	7
21	Christians	7
7	Lutheraner	2
4	Unitarier	1
4	Holländisch Reformierte	1
3	Protestantisch Episkopale	1
3	Juden	1
2	Quäker	—
2	Norwegische Lutheraner	—
1	True Life Kirchler	—
1	Mennonit	—
1	von der Ver. Brüderkirche	—
1	Christlicher Scientist	—
10	sind ohne kirchliche Verbindung	3

(„D. Luth.")

Statistik des General-Konzils.

Aus dem Bericht des Komitees für Statistik entnehmen wir folgende Zahlen: Es gehören zum General-Konzil 14 Synoden mit 1680 Pastoren und 2564 Gemeinden. In diesen Gemeinden befinden sich 782,960 getaufte und 524,259 konfirmierte Mitglieder. Der Wert des Kircheneigentums wird auf $37,216,849 geschätzt. Für Gemeindezwecke wurden $4,759,252.71, für Missions- und Wohltätigkeitszwecke $961,848.91 berichtet. Es gibt innerhalb des General-Konzils noch 586 Gemeindeschulen mit 842 Lehrern und 24,312 Schülern. Die 2537 Sonntagschulen werden von 298,798 Kindern besucht. Die Zahl der Lehrer und Beamten beträgt 32,286 u. s. w. Wäre die „Ver-

einige Lutherische Kirche in Amerika" in ihrer vorläufig durch Zusammenschluß des General-Konzils, der General-Synode und der Vereinigten Synode des Südens ins Auge gefaßten Gestalt schon zur Tatsache geworden, so würde sich folgendes Zahlenverhältnis ergeben: 46 Synoden, 3359 Pastoren, 4902 Gemeinden, 1,329,953 getaufte und 939,743 konfirmierte Glieder. Kircheneigentum im Wert von $65,830,033 und Missions- und Wohltätigkeitsgaben von über $1,805,000. Es wird vielleicht den Leser interessieren, wenn wir über den Rahmen des offiziellen Bericht hinausgehen und aus dem "Lutheran Church Year Book for 1918" noch einige Zahlen hinzufügen. Darnach zählt die ganze lutherische Kirche in Nord-Amerika 9788 Pastoren, 15,266 Gemeinden, 3,639,208 getaufte und 2,448,412 konfirmierte Glieder. Das Kircheneigentum hat einen Wert von $119,990,293. Es wurden im letzten Jahre 195 neue Kirchen gebaut. Für Gemeindezwecke wurden $17,090,970, für Wohltätigkeitszwecke $4,274,569 verausgabt. Man zählt in Europa 58,106,319 Lutheraner, in Asien 355,580, in Afrika 384,566, in Ozeanien 200,372, in Süd-Amerika 622,000, in Zentral-Amerika 1000, in Nord-Amerika, einschließlich Mexiko und Grönland 11,730,016, in der ganzen Welt 71,399,852. („D. Luth.")

Konfessionelle Statistik.

Nach einer Berechnung, die teils auf statistischen Zählungen, teils, für die außereuropäischen Erdteile, auf Schätzungen beruht, gibt es zurzeit auf der Erde etwa 202 Millionen Protestanten und 290 Millionen Katholiken. In Amerika (Nord- und Süd-Amerika) halten sich die beiden Konfessionen ungefähr die Wage: 83 Millionen Protestanten, 87 Millionen Katholiken. Europa zählt 109,7 Millionen Protestanten und 191,8 Millionen Katholiken. Ein Vergleich mit den entsprechenden Zahlen des Jahres 1872 zeigt, daß sich das zahlenmäßige Verhältnis der beiden Konfessionen sehr zugunsten der Protestanten verändert hat. Damals gab es in Europa 70,8 Millionen Protestanten; die Katholiken zählten mit 147,8 Millionen über das Doppelte, was heute bei weitem nicht mehr der Fall ist. Eine Hauptursache dieser Verschiebung des Verhältnisses liegt darin, daß das katholische Frankreich so gut wie keine Bevölkerungszunahme aufzuweisen hat, und daß in Großbritannien infolge der Auswanderung aus dem katholischen Irland die Zunahme der Katholiken verschwindend klein ist; sie beträgt seit 1872 0,1 Million, während gleichzeitig die Zahl der Protestanten um 14,7 Millionen gewachsen ist. Dadurch wird für Europa die relativ stärkere Vermehrung der Katholiken in manchen Ländern, unter anderm auch in Deutschland, mehr als ausgeglichen. Der Anteil an der Gesamtbevölkerung der Erde belief sich schätzungsweise für die Protestanten um 1870 auf 7,9, um 1910 auf 11,7 v. H., für die Katholiken auf 13,6 und 16,7 v. H.

Wie viele Bekenner des Islams gibt es?

Seitdem die Germanen Seite an Seite mit den Türken kämpfen, seitdem der heilige Krieg erklärt ist, hat die Frage, wie viel Mohammedaner gibt es, erhöhte Bedeutung. Allein sie ist nicht leicht zu beantworten. Ein gründlicher Kenner der Verhältnisse, Davis Trietsch (Berlin), beschäftigt sich mit ihr in der neugegründeten, von Scheich Abdul Azis Schauisch und Abdul Malik Hamsa Bey herausgegebenen Zeitschrift „Die Islamische Welt,"

die in Berlin im gleichnamigen Verlag zu erscheinen beginnt. So weit es sich um die Türkei handelt, stehen sichere Zahlen zur Verfügung, allein während für Marokko bis vor Kurzem noch eine Einwohnerzahl zwischen 8 und 26 Millionen angenommen wurde, haben neuere, anscheinend sorgfältige Schätzungen nur gegen 3½ Millionen ergeben, und anderseits ist die Einwohnerzahl Afghanistans und die Bevölkerung Süd-Arabiens stark unterschätzt worden. Es kommt hinzu, daß man bei Afrika über die Gesamtbevölkerungszahl und die Ausbreitung und Vermehrung des Islams auf Zahlen angewiesen ist, die um viele Millionen schwanken. Nach den Angaben des englischen Missions-Blaubuchs für 1907 hat Afrika eine Bevölkerung von (abgerundet) 158 Millionen, darunter 51 Millionen Bekenner des Islams, und die Gesamtzahl der Moslems beträgt nach dieser Quelle 217 Millionen. Davis Trietsch kommt zu etwas höheren Zahlen; für 1914 gibt er an: für Afrika wenigstens 53 Millionen, höchstens 100 Millionen; für Amerika 108,000; für Asien wenigstens 173, höchstens 210 Millionen; für Australien und Ozeanien 20,000; für Europa 9,145,000. Das macht zusammen wenigstens 245 Millionen, höchstens 319 Millionen. W.

What the Real War Issue Is.

The Bishop's College of the Methodist Church South holds forth about this as follows:

"In order that the Church may in the prosecution of this work more fully realize its duties and privileges, it is necessary to glance at the issues involved. The rationale of any situation or process is by far the most important element in its consideration. The rationale of this world upheaval is complex in the extreme. It embraces every domain of human interest. It is world-wide, but it has other dimensions; it is as high and as deep as the range of human thinking can carry. But there are in it certain simple and fundamental elements which it is not so difficult to see and measure.

"The question has been asked: Is this a religious war? Technically and avowedly, no; truly and essentially, yes. This has been true of many of the great wars of the past, but of none perhaps so much as of this. In truth, rationalism as a form of belief is, more than anything else, the source of all this trouble. Rationalism is the most occult and insidious form of unbelief the Christian Church has ever had to encounter. It has gained the adherence of the controlling number of the ablest and most learned of the German teachers, preachers, philosophers, statesmen, and rulers until it has dominated the life of Germany and is now tugging at the very foundations of the world in this titanic struggle for supremacy. While the agnostic is a sort of honorary member of this same cult, he is at bottom nothing more than a common atheist turned coward and running for coverture. The rationalist, on the other hand, stands boldly forth clad in a coat of impenetrable egotism and challenges all the faith of mankind; and rationalism as a religious cult has so little to lose that it can afford to occupy any form of religious organization as the organ of its hypocrisy in order to gain the ends at which it aims. Its aim, in short, is to establish a kingdom of man in the earth instead of a kingdom of God. This

is the real issue which is now being fought out on the fields of Europe and Asia. But rationalism given, materialism follows as inevitably as any other effect follows its cause. Materialism is a form of philosophy which locates the causation and processes of this earthly life in the forms and forces of matter, in what Christianity calls the creature instead of in God the Creator. It is easy to see that materialism calls for militarism. If these earthly resources are to be controlled, they must be controlled by men; and if so, the men must be controlled. And the best instrument by which to control men, says this heartless system, is the gun. It becomes, then, a question only of the best gun in the hands of the equal or superior man. In short, the gospel of materialism is the gospel of saltpeter and gun-cotton, of which the Kaiser and Krupp are just now the chief apostles. It requires no strain of logic to see that out of these preceding causes comes a state which can best be described as sheer diabolism. The world saw and was horrified by it at the beginning and is seeing more and more of it with the progress of events. This diabolism has revealed itself in the mutilation and crucifixion of babes, the torturing and slaying of decrepit old men, the wanton murder of devoted nurses, the outraging of girls and women by thousands, the sending of other thousands into a permanent state of enforced white slavery, the subjection of noncombatants to the labors and hardships of galley slaves, the murder on the high seas of thousands of innocent victims, including helpless women and children, the subjection of other thousands to suffering and death in the open boats regardless of the weather and the running of the seas, the butchery of millions on the field of battle, the mutilation for life of many more millions, the killing of many innocent and helpless citizens by bombs dropped without military aim or justification, the dastardly and treacherous betrayal of relations of friendship and trust, and the filling of all lands with a system of espionage and incendiarism, and the constant practicing of forms of official infidelity and falsehood hitherto undreamed of in the lives of savage men. Already a verified record of outrages committed in one land alone fills a volume. When the full record is written the world will stand aghast, and all men will see what it means for the German people to make and sing the 'hymn of hate.'

"Rationalism, materialism, militarism, diabolism—this is the quartet of inevitables born out of unbelief and tending toward destruction of all human civilization.' "

General John J. Pershing.

(Von Rev. J. H. Pershing, D. D.)

General Pershing, der in Frankreich, in der alten Heimat seiner Vorfahren, den Oberbefehl über die amerikanischen Truppen inne hat, erhielt in der Taufe die Namen John und Joseph nach seinem Vater und Großvater. Die Pershings waren Hugenotten, die aus dem Elsaß (Frankreich) nach Amerika auswanderten. Frederick Pershing und John Pershing verließen Elsaß, damals noch eine Provinz Frankreichs, im Jahre 1749, und landeten nach einer Seefahrt von ungefähr fünf Monaten mit dem Segelschiff „Jacob" in Baltimore.

Diese hugenottischen Einwanderer lebten für eine kurze Zeit in Fredrick, Maryland, worauf sie sich dann im westlichen Pennsylvania, in der Nähe von Greensburg, angesiedelt hatten.

Das Herz dieser eingewanderten Hugenotten ist schon zu jener Zeit von der demokratischen Idee erfüllt gewesen. John Pershing war einer jener Pioniere, die die Unabhängigkeits-Erklärung von Hannastown unterschrieben haben. Hannastown ist nicht nur eine der ersten Ansiedlungen westlich der Allegheny-Gebirge gewesen, sondern es wurde auch zum ersten Countysitz in jener Gegend. Am 16. Mai 1775, ein Jahr ehe am 4. Juli 1776 das historische Ereignis in Philadelphia stattgefunden, hat John Pershing im Verein mit andern bereits eine Unabhängigkeits-Erklärung unterschrieben. Er war einer jener 94 Patrioten, die sich verpflichtet hatten, ein Regiment zu bilden. Dieses Regiment, mit seinem historisch berühmten Klapperschlangen-Banner, bildete hernach den Kern der unter Führung des Obersten Proctor erstandenen „Westmoreland Provincials."

Frederick Pershing war der Vorfahre des gegenwärtigen Kriegshelden. Sein Vater, John Pershing, sein Großvater, Joseph Pershing, und sein Urgroßvater, Daniel Pershing, sind an jener Stelle geboren worden, wo sich heute der kleine Ort Bradenville, Westmoreland County, in Pennsylvania, befindet.

Im Jahre 1855 zog John Pershing nach dem Westen, lebte für eine Zeit in den Staaten Iowa und Kansas, um sich schließlich in Laclede, Lynn County, Mo., niederzulassen. Hier wurde im Jahre 1860 General Pershing geboren. Wenn die Franzosen erfahren werden, daß sein Geburtsort einen französischen Namen führt, werden sie sich zu dem General, der, nebenbei bemerkt, sechs Sprachen bemeistert, noch mehr hingezogen fühlen.

Nach dem Berühmtwerden des Generals Pershing sind verschiedene Ortschaften — New Florence, Pa., Springfield, Ind., und Warsaw, Ind. — als sein Geburtsort bezeichnet worden, doch kann darüber, daß er vor 57 Jahren in Laclede, Mo., geboren wurde, kein Zweifel obwalten.

Obwohl General Pershing einer Linie von Pionier-Patrioten entstammt, zählt er auch streitbare Prediger unter seinen Vorfahren. Sein Vater war Mitglied einer Missouri-Konferenz der Bischöflichen Methodisten-Kirche, sein Großvater Mitglied der Pittsburgh, Pa., Konferenz derselben Benennung, und sein Urgroßvater wurde der „fahrende Prediger" genannt. Der General selbst ist Mitglied der Episkopalischen Kirche.

Während seiner Knabenzeit führte er den Spitznamen „Tow-head," jetzt wird er im vertraulichen Wege „Jack" — „Fighting Jack" — geheißen. „Er war nicht töricht oder wild, wie die meisten andern Knaben," sagte über ihn einer seiner gewesenen Schulkameraden, der später im Geschäft des älteren Pershing angestellt war. „John hat sich niemals für das Geschäft interessiert, da er fast seine ganze Zeit dem Studium widmete. Einer seiner Schulkameraden gibt über ihn die folgende Schilderung: „In vielen Nächten hat er, als ich um 10 Uhr meine Bücher zugeklappt habe, oft bis Mitternacht über ein Problem gegrübelt, und war dieses ein besonders schwieriges, so hielt er nicht eher inne, bis er die Lösung gefunden hatte." Er machte seine Arbeiten stets selbständig und nahm niemals fremde Hilfe in Anspruch. — Nach seiner Graduierung, die in Kirksville erfolgte, unterrichtete John Pershing in einer Schule. Als er sich um die Lehrerstelle in Prairie Mound, unweit von Laclede, bewarb, ersuchte er Dr. Spurgeon um ein Empfehlungs-

schreiben, welches ihm auch bereitwilligst gegeben wurde. Als dann der junge Pershing im Begriff stand, dem Präsidenten der Schulbehörde seine Aufwartung zu machen, riet ihm Dr. Spurgeon, sich der Handschuhe, die er trug, zu entledigen. Der junge Mann beherzigte die Ermahnung und der Empfehlungsbrief wurde mit unbehandschuhten Händen überreicht. Er erhielt die Stelle und der Direktor erwähnte, daß ein gut empfohlener junger Mann sich vor einer Woche ebenfalls um die Stelle beworben hatte. „Aber," sagte er, „der Geck hatte Handschuhe an. Handschuhe im Juni! Was halten Sie davon?"

Während er seines Amtes waltete, hatte der junge Pershing eine stürmische Affäre mit einem erzürnten Vater. Eines Tages kam ein urwüchsiger Farmer, zu Pferd und Revolver in Hand, zum Schulhaus, um mit dem Lehrer abzurechnen, der eines seiner Kinder gezüchtigt hatte. Der junge Pershing trat an den Mann heran, hieß ihn seine Waffe einzustecken, vom Pferde zu steigen und zu kämpfen, wie es einem Mann geziemt. Der Farmer stieg vom Pferd, „Jack" Pershing entledigte sich seines Rockes und — der Junge von bloß 18 Jahren verhaute den Farmer.

Eines Tages las der junge Pershing in einer Zeitung die Anzeige, daß eine Konkurrenz-Prüfung für eine Kadettenstelle in West Point abgehalten werden würde. Er war stets vom Wunsch beseelt, eine gute Ausbildung zu erhalten, und hier bot sich ihm eine gute Gelegenheit dazu. Ohne irgend welche Protektion und ohne Empfehlung fuhr Pershing nach Trenton, dem Orte, wo die Prüfung stattfinden sollte, und erhielt nach wohlbestandener Prüfung, im Wettbewerb mit etwa einem Dutzend von Aspiranten, die Bestallung. Nach eifrigem und gewissenhaftem Studium in West Point wurde er graduiert.

Zur selben Zeit wurden ernstliche Ausschreitungen der Indianer des Südwestens gemeldet und Pershing, beim 6. Kavallerie-Regiment, erteilte Geronimo eine gehörige Lektion. Einige Jahre hernach, als Pershing Kommandant einer Truppenabteilung in Fort Wingate war, ritt er mit zehn Mann aus, um einige Pferdediebe und Cowboys aus den Händen der etwa 100 Mann starken, wohlbewaffneten und ungemein kampfbegierigen Zuni-Indianer zu befreien. Mit Gewandtheit gepaarter Kühnheit gelang es Pershing, die Bande der Indianer zu zersprengen, die Cowboys zu befreien und die Roßdiebe ins Gefängnis abzuliefern.

Dann kam die Sioux-Kampagne. Nachher wurde Pershing zum Militär-Instruktor an der Universität in Nebraska ernannt. Als der Spanisch-amerikanische Krieg begann, war Rittmeister Pershing militärischer Instruktor in West Point, doch erwirkte er seine Enthebung von dieser Stelle und verrichtete als Rittmeister der 10. Kavallerie gute Arbeit in El Caney.

Nach dem Spanisch-amerikanischen Krieg wurden die Moros der Philippinen-Inseln unruhig, und man hielt Pershing für den berufenen Mann, die Schwierigkeiten zu beseitigen. Takt, Diplomatie und Gerechtigkeitssinn, welche er als Militär-Gouverneur eines Distrikts in den Philippinen an den Tag legte, haben seinen Einfluß und sein Ansehen sehr erhöht. Als Villa die mexikanische Grenze bei Columbus überschritt, war es wieder Pershing, der nach Mexiko gesandt wurde, um die Autorität Onkel Sams nachdrücklich geltend zu machen.

John Pershing prahlte niemals damit, was er in Mexiko zu tun gedenke und ebenso wenig verkündet er jetzt in prahlerischen Worten die Ab-

sichten, die er in Frankreich auszuführen gedenkt. Einer seiner Jugendfreunde charakterisierte ihn in folgender Weise: „Du wirst niemals hören, daß John Pershing einer Person mitteilt, was er zu tun beabsichtigt. Hat er was im Sinn, so wirst du die erste Nachricht darüber erst dann hören, nachdem es vollbracht ist."

General Pershing ist von Jugend auf ein Kletterer gewesen. Sein Aufstieg an der Leiter des militärischen Ruhmes ist ein Beweis bemerkenswerter Kletterkunst. Bei seiner Rückkehr aus den Philippinen wurde er mit Umgehung von 862 höheren Offizieren zum Brigadier-General ernannt, was in der Armee allenfalls als Rekord-Sprung gelten mag.

Man behauptet, daß das Geheimnis seines Erfolgs inbezug auf die Behandlung der Leute läge, in seinem Mitgefühl für dieselben. Der bescheidenste Soldat in Reih und Glied kann auf General Pershing rechnen, wenn er von Mißgeschick betroffen wurde oder ihm Ungerechtigkeit widerfahren ist. Er ist stets für eine rechtliche Behandlung eingetreten. Auf dem weißen Blatt der unter den Soldaten zur Verteilung kommenden Bibeln ist eine Widmung des Generals Pershing eingeschrieben, in welcher er den hohen Wert des heiligen Buches preist, ihnen empfiehlt, Jesu Christo, dem Erlöser, treu zu bleiben. Sie ist ein sprechender Beweis für die religiöse Erziehung, welche dem General im elterlichen Hause zuteil geworden.

In der Knabenzeit des Generals hat sich an einem Sonntag ein Fall ereignet, in dem es sich um einen auf einen Pfirsichgarten unternommenen feindlichen Ueberfall handelt, in welchem auch die Brüder John und James Pershing aktive Teilnehmer waren. Der Eigentümer des Obstgartens überraschte die Knaben, doch es gelang diesen, zu entfliehen. John und sein Bruder hielten eine Beratung, in welcher sie beschlossen, die Sache ihrem Vater zu erzählen und die Prügel in Empfang zu nehmen. Der alte Herr hörte die Beichte Johns an und sagte:

„Hast du von seinen Pfirsichen genommen, John?"

„Nein, Vater, wir mußten uns zu schnell davonmachen."

„Wohlan, sollte Herr Margrove fragen, ob du und Jim an der Sache teilgenommen hättet, sage ihm die Wahrheit. Ich denke, der liebe Gott weiß es, welch große Versuchung ein Obstgarten oder ein Melonenfeld für Knaben sein mag, doch," sagte er, "he won't stand for lying."

(„The Watchword.")

Theorie und Praxis in der Schlacht.

In der Schlacht bei Ceva in Ober-Italien, die Napoleon am 20. April 1796 gegen die Italiener gewann, fiel ihm auch eine Anzahl von piemontesischen Offizieren in die Hände. Mit gesenkten Häuptern saßen die Gefangenen da. Nur ein alter Oberst schien sich absolut nicht beruhigen zu können; er stand aufrecht da, redete aufgeregt auf seine Kameraden ein und gestikulierte dabei aufs heftigste.

Dies fiel Napoleon auf; er sagte zu einem Adjutanten: „Ich muß doch sehen, was der Mensch eigentlich will," und trat leise an das Wachtfeuer, um das sich die gefangenen Offiziere gelagert hatten. Da hörte er, wie der alte Oberst wütend sagte: „Wenn er noch wenigstens verstände, der Knirps, der Bonaparte! Aber er hat ja von nichts 'ne Ahnung! Weder von Taktik noch von Strategie! Was hat er heute für Fehler gemacht! Wenn einer

meiner Kadetten sich solche Blößen geben sollte, nie würde ich ihn zum Offizier befördern."

Da mußte Napoleon so laut lachen, daß der zornige alte Oberst sich verdutzt umdrehte. Als er nun den jungen General, den er eben noch heftig geschmäht hatte, so unvermutet vor sich stehen sah, wurde er kreidebleich, dachte er doch, daß er sich eben um seinen Kopf geredet hätte. Doch Napoleon schüttelte ihm freundlich die Hand und sagte nur: „Ich hoffe, daß meine Zeit es mir bald erlauben wird, Unterricht in Taktik und Strategie bei Ihnen zu nehmen." Am andern Tage schon ließ er ihn frei und sagte dabei zu seinem Adjutanten: „Solche Feinde sind mir lieb und wert. Je sattelfester sie in der Theorie ihrer Taktik und Strategie sind, desto leichter werde ich sie schlagen." („Am. Botschafter.")

Leon Trotsky.

A well known member of the Socalist party in New York City and an intimate friend of the President of the Executive Committee of the new Government of Russia, Leon Trotsky, has given an account of the Russian leader which we hereby reproduce:

"Leon Trotsky in January and February of the present year addressed forty Socialist assemblies in the German language which he speaks quite as fluently as he does Russian.

"Trotsky has resided for years in Berlin and Vienna. In Vienna he studied national economics. In the year 1904 he returned home from Vienna and took a prominent part in the Revolution. He was for a short time, president of the Workmen's and Soldier's Council in St. Petersburg. He was arrested and sent to Siberia for life. After three years, he succeeded in escaping and came eventually over Japan to Germany where he settled in Berlin.

"From Berlin he was expelled as a 'conspirator from Russia.' Trotsky returned to Vienna, but he did not remain long. Three days after the declaration of war, he was forced to leave Vienna. Now he took refuge in Switzerland, where he established a Socialist weekly which appeared in both the German and the Russian languages.

"Thereupon he made his way to Paris where is issued a Russian daily, the *Free World*. This publication carried on an agitation against the war and in favor of peace, even after the other journals in Paris had been forced into silence. But finally Trotsky was also ordered out of Paris.

"Now he planned to go back to Switzerland, but upon the instigation of the Government of the Czar, he was not permitted to remain there. Trotsky turned to Spain. There he was arrested in Cadiz and placed on board a vessel to be transported to Habana. The energetic protest of the French Radical Socialist, however, had the result that the transportation did no take place and Trotsky came to America.

"In New York from January to March of last year, he made addresses in about forty Socialist meetings in the German language. He also established the Russian Socialist daily paper *Noy Mir* which still exists today. He wrote articles for the *Volkszeitung* and other Socialist papers.

"In April, he desired to return to Russia, but was taken off the ship in Halifax by the British and placed in a concentration camp. In this camp, he founded a German Socialist Workingmen's Educational Society which is prospering to this day."—*American Lutheran Survey.*

Fritz Kreisler about Himself.

There have been continuous statements in Pittsburgh papers designed to prejudice and arouse public opinion against me. It has been said that I am an Austrian officer on furlough and that my funds were sent abroad to give comfort to enemy arms. In this morning's papers these statements are intensified by positive and violent accusations to that effect.

These statements are utterly baseless and untrue.

I am not on furlough here. At the outbreak of the war in July, 1914, I served for six weeks as a reserve officer of the Austrian army on the Russian front, and, after receiving a wound, was pronounced an invalid and honorably discharged from any further service. There has been no attempt whatever by my government to recall me into service.

It is true that I sent money to Austria.

I have sent a small monthly allowance to my father, a medical doctor and professor of zoology, who had lost everything during the Russian invasion of Austrian territory in October, 1914, and has been prevented by a subsequent paralytic stroke from exercising his profession. He is seventy-four years old.

I have sent monthly allowances to the orphan children of some artists, personal friends of mine, who fell in the war.

In fulfilment of a pledge undertaken by my wife, at the death-bed of some Russian and Servian wounded prisoners whom she nursed during my stay at the front, I have sent eleven individual monthly allowances to their destitute orphans in Russia and Servia thru the medium of the Red Cross in Berne, Switzerland.

The bulk of my earnings, however, has gone to the Brotherhood of Artists, founded by me for the purpose of extending help to stranded artists and their dependents regardless of their nationality. For fully three years my contributions were the sole and unique support of seventeen British, Russian, French and Italian artists and their entire families who found themselves stranded and utterly destitute in Austria at the outbreak of the war.

I have been bitterly and violently attacked by chauvinists in Vienna for diverting my earnings to that channel. On the other hand, I am honor bound to state that I have never been rebuked for my actions by any official of my government.

I have not sent a penny to Austria since the entrance of the United States into the war, and I have not had a word from abroad for fully eight months.

The ironical aspect of the situation is that some three-score of British, French, Russian and Italian children may now be actually dying of want because I, technically their enemy, am prevented by the laws of this country, their friend and ally, from saving them.

During every minute of my three years' stay in this country I have been conscious of my duty to it in return for its hospitality. I have obeyed its laws in letter and in spirit, and I have not done anything that might be construed in the least as being detrimental to it. Not a penny of my earnings has ever, nor will it ever, contribute to the purchase of rifles and ammunition, no matter where and in whatsoever cause. The violent political issues over the world have not for an instant beclouded my fervent belief in true art as the dead center of all passions and strife, as the sublime God-inspired level of things, as the ultimate repacifier, rehumanizer and rebuilder of destroyed bridges of understanding between nations.

It is to the cause of crystallizing and purifying this true vocation of art and to the preservation and marshalling of its forces, the priesthood of artists all over the world, against the coming day of their mission, that every penny of my earnings has been and shall be devoted as long as I shall be permitted to exercise my profession. No sordid consideration of my material welfare enters for a moment into my mind. After four years' successful tour of this country, I have less money to my name than many a prosperous bank clerk. I have no personal interests at stake. I shall serve the cause I am devoted to undismayed by personal attacks as long as I shall be permitted to and so long as the deep sentiment and feeling I bear this country will not be thrown into conflict with the fundamental and unalterable principles of my honor as a man and artist. I make no appeal for sympathy, but for justice and respect.

But come what may, my deep gratitude for past kindness, hospitality and love shown me by the American public will be forever engraved in my heart.—*Issues and Events.*

Tätigkeit des Roten Kreuzes.

Im ganzen Lande fand vorige Woche der Feldzug für das Rote Kreuz statt. Durch diesen sollen der Vereinigung zehn Millionen neuer Mitglieder zugeführt werden, davon in unserer Waldstadt 250,000. Es ist zurzeit da wir dieses schreiben, die beste Aussicht vorhanden, daß dieses Ziel erreicht werden wird. Zurzeit zählt das amerikanische Rote Kreuz 5,000,000 Mitglieder. Nach einem Bericht des aus sieben Mitgliedern bestehenden Kriegsrats wurden für den Kriegsfonds des Roten Kreuzes während des verflossenen Sommers $100,000,000 gezeichnet. Von dieser Summe sind bisher $85,000,000 kollektiert und $40,000,000 für Kriegshilfszwecke bewilligt worden, hiervon ungefähr die Hälfte für Frankreich. Zur Verwendung in andern auswärtigen Ländern sind $7,000,000 angewiesen worden. Verschiedenen Kapiteln des Roten Kreuzes sind $3,300,000 behufs Ankaufs von Materialien zur Verfügung gestellt und weitere $7,659,000 für den gleichen Zweck krediert worden. Der erwähnte Bericht deckt die Zeit vom 10. Mai bis zum 1. November, „und bei der gegenwärtigen Höhe der Ausgaben," heißt es, „dürften die $100,000,000 kaum viel weiter als bis zum Ende des nächsten Frühlings reichen.

Dem umfangreichen Bericht können wir nur einige der wissenswertesten Angaben entnehmen, die uns einigermaßen kund tun, was bisher für die

Armee und Flotte geleistet worden ist. Innerhalb von vierzehn Tagen, wird in dem Bericht mitgeteilt, nachdem die Ver. Staaten in den Krieg eingetreten, waren die erforderlichen Korps für sechs Zentralhospitäler mobilisiert, deren jedes aus 22 Aerzten und Wundärzten, 2 Zahnärzten, 65 Rote Kreuz-Krankenpflegerinnen und 152 Angehörigen des Reservekorps besteht. Zurzeit kontrolliert das amerikanische Rote Kreuz 49 derartige Hospitäler, über ein Dutzend solcher in Frankreich, und einige von ihnen haben Vorkehrungen für 500 Betten. Für das „Army Medical Corps" wurden 45 Ambulanzkompagnien organisiert, eine jede von 124 Mann, alle gründlich ausgebildet, und die meisten von ihnen bereits in aktivem Dienst. Der Flotte sind fünf „Hospitaleinheiten" zur Verfügung gestellt worden, von welchen sich bereits zwei in Europa befinden; außerdem acht „Hospitaleinheiten" für Flottenstationen. Ferner seien erwähnt: das Rote Kreuz-Hospital in Philadelphia, das von der Flotte benutzt wird; dann sind vier transportierbare Laboratorium-„Einheiten" für unvorhergesehene Fälle vorhanden; ein Büro für Sanitätsdienst unterstützt die staatlichen und lokalen Behörden in der Sicherung sanitärer Verhältnisse nahe den Uebungslagern und den Flottenstationen; das Büro für Dienst in Uebungslagern sorgt in ausgiebiger Weise für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Soldaten und Seeleute; ein Zweig für allgemeine Angelegenheiten nimmt sich ihrer Korrespondenz, ihrer Telegramme und Geldanweisungen an.

Weiter sagte der Bericht, daß über 3000 Krankenpflegerinnen des Roten Kreuzes soweit bereits tätig sind, hiervon allein 2000 im Ausland, und 14,000 stehen in den Listen verzeichnet. Ueber 1000 melden sich jeden Monat freiwillig. Diese Krankenpflegerinnen verrichten eine höchst anerkennenswerte Arbeit und verdienen großes Lob. Während der letzten sieben Monate sind über 13,000,000 besondere Artikel nach auswärts gesandt worden, hauptsächlich Verbandstoffe, Hospitalausrüstungsgegenstände, Kleider u. s. w., ungerechnet die große Menge, welche amerikanischen Feld- und Uebungslagern zugewiesen wurde.

Unter der Tätigkeit des amerikanischen Roten Kreuzes zeichnet sich besonders die in Frankreich aus. Eine nicht ganz vollständige Zusammenstellung zählt vier (bald fünf) militärische Hospitäler, 20 Hilfshospitäler im Bereich der dort weilenden amerikanischen Armee, eine zahnärztliche Ambulanz und einen Krankenpflegerdienst für amerikanische Soldaten und Seeleute ein; eine Gabe von $1,000,000 für arme, kranke oder verwundete französische Soldaten und ihre Familien; die Versorgung von französischen Militärhospitälern, Kantinen für an der Schlachtfront dienende Franzosen, Kantinen an den großen Eisenbahnzentren, welche täglich 30,000 Soldaten bedienen, ein transportierbares Hospital, eine Fabrik künstlicher Gliedmaßen, eine Ausruhestation und Erholungslager für unsere Soldaten, ein Gesundheitslager für französische Flüchtlinge, Hilfskräfte für den Wiederaufbau verwüsteter Orte, ein Zufluchtsort für Kinder, ein Kinderhospital, Hilfshospitäler, ein Säuglings-Wohlfahrtsbüro, ein großes Unternehmen zur Bekämpfung der Schwindsucht, Baracken und landwirtschaftliche Lehrbetriebe für kampfunfähige französische Soldaten. Und ähnlich wie in Frankreich ist das Rote Kreuz in andern Ländern tätig, und bringt Hilfe nach Belgien, Italien, den Balkanstaaten und Rußland. W.

The Bible about War and the Christian's Attitude in the Present Crisis.

Dr. J. M. Gray of the Moody Bible Institute erpresses himself in the *Christian Workers' Magazine* about this momentous subject. He lays down the following principles:

1. *War is a consequence of sin.* Where there is no sin there would be no war, but so long as sin exists war must be expected. All the peace palaces ever built, all the leagues to enforce peace ever formed, all the international treaties ever signed can not make it otherwise.

2. *War is a divine punishment for sin.* Man is ever shedding man's blood, and God is ever requiring it at his hands. When our own Ulysses S. Grant said that our Civil War was a divine penalty for our earlier treatment of Mexico, he was only pointing to another illustration of this principle.

3. *Nations, under God, have magisterial functions to perform in declaring and conducting war.* Assyria was the rod of God's anger and the staff of His indignation against Israel. The inspired Isaiah tells us so. Nebuchadnezzar, king of Babylon, was His servant to subjugate all the nations of his day, including Judah. Jeremiah is authority for that. Jerusalem was trodden down of the Gentiles because "they walked not in My statutes, and despised My judgments." So says Ezekiel speaking for Jehovah. The moral depravity of Greece and Rome brought down upon them the barbarians of the North. Historians are a unit as to this. Germany is now the scourge of half the nations of the earth. Belgium, whose sorrows we deplore, is reaping what she sowed in the atrocities of the Congo. Bleeding France, whose wounds we fain would heal in reciprocity of love, is paying the penalty of her atheism. Russia is receiving of the Lord's hand for her persecution of the Jew, and Turkey for her treatment of the Armenian. Great Britain has been mocking God as a Christian nation while fostering, for commercial gain, the rank heathenism of India. And the United States? Is there any nation on the earth today, more proud, more worldly-minded, more self-contained, more needing a humbling at the hand of God in the experiences of a distressing war?

4. *Finally, it sometimes becomes the duty of nations to declare war.* If Israel had not done so, more than once, she would have defied God and suffered the penalty of His broken law. If Charles Martel, the grandfather of Charlemagne, had not fought and defeated the Saracens in the eighth century, all Eurpoe, and perhaps America, now would have been Mohammedan. Few will deny that the victory of Wellington at Waterloo was a gracious act of God. And the American Revolution? What if the "embattled farmers" at Concord Bridge had never "fired the shot heard round the world?" And the Civil War? Should not we have freed the slaves? And Cuba and the Philippines? Does not their condition today as compared with that prior to the battle of Manila Bay, prove the altruistic character of our war with Spain? And last of all, what of the earnest words of our chief magistrate in the present crisis? Addressing Congress on April 2, he said: "It will be all the easier for us to conduct ourselves as belligerents in

a spirit of right and fairness, because we act not in enmity towards a people or with a desire to bring any injury or disadvantage upon them, but only in opposition to an irresponsible government which has thrown aside all considerations of humanity, and is running amuck." If it is not the clear duty of this nation to do its part to save humanity from this scourge, then it is difficult to see what duty in the case of any nation means. Suppose at this moment some frenzied man were to rise in this assembly, armed with a gun in one hand, a bowie-knife in the other. And suppose he were to tear up and down these aisles shooting with the one and slashing right and left with the other? Would not the other men arise and seek to lay hold of him and disarm him, and convey him to a place where he could do no further harm to them or others until he had recovered his sanity? They would not hate him. They would pity him, and as Christians they would love him and be glad to help him on his feet again when it might be done with safety to all concerned. And such as I understand it, is the benevolent and humanitarian purpose in which the United States has entered upon this awful war.

In closing let me say, that the purpose and intent of this address is not to instruct Christians how to serve their country. It is simply to interpret or expound the Word of God to them as light has come to me upon it. It is to help Christians to see the *attitude* they should assume towards the present crisis. When that is plain their duty may be plain, or they may be more prepared to receive instruction as to duty from some other source better qualified to offer it. Just now, I speak for God and to help Christians in their relationship to God. As the editor of *The United Presbyterian* has recently so well said, there is much in this awful business of war so utterly contrary to the spirit of the gospel that sincere believers may well question what their attitude should be thereto. But one thing is very sure, namely, that the principles of truth and righteousness must be borne witness to and be upheld amidst the storm and strife at any cost.

Hence to begin with, there must be a definite commitment of ourselves unto the Lord. Strange experiences are before us, and paths are to be trodden that we have never known. How important therefore that we should daily walk with God! What a clarion call this is for sinners to accept Christ, and thru faith in Him become reconciled to God! What a time for Christian witnesses to redouble their evangelistic efforts and for Christian parents to rebuild their family altars! What an obligation rests upon us to pray for the leaders of our nation and especially for the President of the United States, and for "the whole state of Christ's church militant," that she may be reviewed again by an outpouring of the Holy Spirit upon both ministers and people!

As our editor says, the question of our feelings towards those with whom we are at war is very pertinent. The "Hymn of Hate" must not be sung by those who praise the grace of God. In many of our churches, as we are reminded by another, there are Teutons and Americans sitting side by side at the Lord's table. There must be no "break" among them, nay, indeed there can not be, because the

"bond" that unites them is the fellowship of the Father and of His Son, Jesus Christ. They may have loyalty to the country of their natural birth, but they will have love toward the Author of their spiritual birth and toward all them who have been begotten by Him. This love is stronger than death because it is cemented in the blood of Emmanuel's veins.

A Christian worker who contemplated a chaplaincy in the army, recently said to me that his difficulty was the necessity that would be laid upon him to pray for victory for our arms. He was not a traitor, and he was not unpatriotic, but the difficulty was real. He was thinking of the chaplain in the German army, as sincere as he, who would be praying similarly for a victory for their arms. Could both be right? How could one Christian be arrayed against another Christian, and both be in the will of God? The difficulty is not a new one. There has never been a war in Christendom when it did not exist, and the solution of it is found in the personal relation of each man to the Lord Jesus Christ as a member of His body. The German Christian is serving Christ in obeying his government and the American Christian is doing the same, and *Christ is able to keep them both and to make them stand. Nor is either of them required to pray for victory for their arms. To pray for the will of God to be done in the awful warfare is the better way, come victory or defeat.*

I have a case somewhat in point. The last time I visited Europe, the year before the war I think, I met a German pastor to whom I was strongly drawn in Christ. I had planned for him to visit the Institute in the following summer, and the Institute would have been happy to have introduced him to the Summer Bible Conferences thruout our land for the spiritual blessing he would have brought to them. But the breaking out of the war prevented it. He is doing his best today to minister to the German soldiers, and to promote the interest of his fatherland I doubt not, and I expect to do the same for my country. But I love that man still and he loves me; and when this cruel war is over, one of the earliest exchanges of brotherly love I have in mind is to bring him here, just as it had been planned, and thus to demonstrate that there is a

"tie that binds
Our hearts in Christian love."

Finally, let us beware of false teachers and false teaching in these days! Spiritualism will be raising its unholy head aloft. There also will be those who will seek to revive interest in prayers for the dead. The new theology will be talking about *salvation thru death on the battlefield* instead of salvation thru the vicarious death of Christ. Especially will excitable and untempered Christians be setting dates for the coming of the Lord, and cries of "Lo! here," and "Lo! there," are likely to be heard. "Take heed that no man deceive you." But "abide in Him, that when He shall appear, we may have confidence, and not be ashamed before Him at His coming."

Luther the Founder of American Liberty.

A very common heresy in the United States, inculcated assiduously in the public schools, is that Calvinistic Puritanism as represented by the Plymouth and other American colonies is the source of our American civil liberties. If the quadricentenary celebration of the beginning of the Reformation in the Sixteenth Century has done nothing more than given a quietus to this historical fabrication, it will have been abundantly justified and honored.

Everybody who knows anything about John Calvin, the progenitor of Puritanism, is aware of the fact that there was in him and in his teachings, both civil and religious, a dogmaticism which brooked no opposition. He was temperamentally and doctrinally a masterful mind, as evidenced in his conduct of the government of Geneva and as reflected in his followers both in France and England. Guizot, the well known author of the *History of France* declares that the Calvinists in France at the time of Frances I., who died in the year 1547, were "strangers to any respect for human conscience, human thought and human liberty. Those who had clamored for this on their own account when they were weak, had no regard for it in respect of others when they felt themselves to be strong."

This spirit of domination has amply showed itself in the history of a certain great state, with its paramountcy over the seas, and over one-fourth of the earth's surface. It is the spirit which claims privileges for itself which it is not willing to accord to equals. It is a dangerous spirit, and, in our humble opinion, one of the greatest perils confronting our American Republic. This is not an Anglo-Saxon country, as some statesmen would have us believe; nor is it Calvinistic in its religious and ethical conceptions. On the contrary, it is American. It will become more American as time passes, in a very unique and differentiated sense. They serve the country with questionable wisdom who insist that our liberties are due to Puritanism, and that our American nation is Anglo-Saxon. Their contentions do not square with the facts of history. Luther was the father of our American liberties, not John Calvin.

"Luther the Liberator" is the title of an address delivered in many parts of the United States in celebration of the quadricentennial of the Reformation by the Rev. William Dallmann of Milwaukee. We shall content ourself with a few citations from various authorities, Catholic and Protestant, made in the address, in substantiation of our claim. We Americans owe our liberties, political and religious, chiefly to Dr. Martin Luther, the Protestant Reformer in Germany.

The French Roman Catholic historian Michelet writes:

"Luther was in point of fact, the restorer of liberty to the ages which followed his era . . . To him it is, in great measure, owing that we of the present day exercise in its plentitude that first great right of the human understanding, to which all the rest are annexed, without which all the rest are naught. We cannot think, speak, write, read, for a single moment, without gratefully recalling to mind this enormous benefit to intellectual enfranchisement. The very lines I here

trace, to whom do I owe it that I am able to send them forth, if not to the liberator of modern thought?"

Monsignor Joseph H. McMahon in the Catholic Library Association lecture course, 1913–1914, in Delmonico's, New York City said: "Luther was one of the greatest personalities in the history of the human race; he possessed a remarkable and fascinating individuality, and a mind so masterful as to dominate those about him and to impress its stamp upon the subsequent political and religious history of the world."

The great historian von Ranke writes: "The Reformation was a great political force working political transformations not yet ended."

James Bryce, England's Ambassador to Washington, says the Reformation "erected the standard of civil as well as religious liberty."—The Holy Roman Empire, p. 271, eighth edition, Caldwell, N. Y.

Frederick the Great said: "This Bellerophon felled the Chimaera, and the spell was broken. Had Luther done no more than free the princes and nations from the slavery in which the rule of the Roman Popes held them, he had deserved to have altars erected as the freer of the fatherland."

Charles Francois Dominique de Villers, professor of philosophy at the University of Goettingen writes:

"The Reformation which at first was only a return to liberty in the order of religious affairs became also a return to liberty in the political system. The establishment of the Republic of America is a corollary of the Reformation."

M. de Laveleye, of Belgium, a former Catholic, says: "Free and representative government is the logical consequence of Protestant Christianity."

The Reformation of Luther laid the foundation of the Rights of Man in Society. The Revolution of 1776 finished the superstructure of Religious Liberty."

Daniel Webster said on the completion of Bunker Hill Monument on June 17, 1843, that the Reformation of Luther introduced religious and civil liberty into the wilds of North America.

Benjamin Franklin observed that "liberty thrives best in the woods. America best cultivates what Germany brought forth."

The Frenchman, Montisquieu, admitted, "All the free institutions of the world have come out of the forests of Germany."

John H. Treadwell said: "That the principles of Martin Luther are the fundamental principles of our American Republic there can be no question."

Wm. H. H. Miller, Attorney-General U. S. under President Harrison, said in a Fourth of July address in Connecticut in 1892: "We cannot claim for our Anglo-Saxon ancestors any special preeminence as champions in the great tournament of freedom. Romance, with all the grand figures of its Lancelots, its Arthurs, and its Ivanhoes, furnishes no picture of such heroic courage, moral and physical, as Martin Luther nailing his theses, his declaration of the right to private judgment, to the door of the Church in Wittenberg, or standing in the hostile presence of the Emperor of Germany and his magnificent array of kings and princes and barons, in the Diet of Worms, and to the

demand that he recant, announcing: 'I cannot and I will not recant a single word!' If it be said that the contest of Luther was for religious rather than civil liberty, the ready answer is that civil and religious liberty are inseparable, that one cannot live where the other dies."

"Protestantism has been the chief moulding force in Germany, England and America," says Charles Beard.

"Luther towers above all the Reformers as George Washington towers over the heroes of the revolution.

Says Bishop Thorold of Rochester, England: "To him, as has been well said, Rome owes her resurrection—to him, it may be said with equal truth, millions of souls their salvation. England loves his memory, for what has not he done for her national and religious life? The free millions of the United States may well rise up and do him honor, by cherishing his example, pondering his history, and maintaining his creed.'

Henry Ward Beecher says: "Our civil liberty is the result of the open Bible which Luther gave us."

"America has been the greatest beneficiary of that noble teaching (Luther's)," says President Eliot of Harvard.

Frederick Hedge of Harvard, Massachusetts says: "Civil independence . . . we owe to the Saxon Reformer . . . to Martin Luther, above all men, we Anglo-Americans are indebted for national independence and mental freedom."

David Starr Jordan of Leland Stanford University in California says: "It is our duty in America to do our part in honoring this great prophet of freedom and apostle of religious sincerity.'

President Kelso of Western Theological Seminary: "The high mountain source of the political, philosophical, or religious spheres may be traced back to their genesis in the heroic work of Martin Luther."

President Faunce, Brown University, writes: "America has peculiar reason for celebrating the anniversary of the Reformation, since America is the only land where the principles of Luther have penetrated the entire social order . . . Luther is congenial and inspiring to the American people."—*American Lutheran Survey.*

An Un-American Language Crusade.

Why all this bother about the use of foreign languages in America? Certain individuals arrogate to themselves the privilege of regulating other people politically and religiously, while by the very fact of such interference with other people's rights they prove themselves to be thoroly un-American and disloyal to the Constitution of the United States. Their intolerance is not only evidence of a chauvinism, which is distinctively un-American, but also of a spirit which should give themselves pause.

When individuals undertake to violate the Constitution of the United States by railing against Christian congregations, which, in order to carry on the work of the church, find it necessary to use the Norwegian language, or the Swedish, or Russian, or German, or Polish,

Bohemian, or the French language for the spiritual work of the church, they are interfering with the constitutional rights of American citizens. For such interference, they should be prosecuted under the law, if necessary, and taught better manners. Disfranchisement would be a proper antidote against the propaganda which aims to regulate the Church and the press, as well as the individual, in the use of their liberties.

Now comes the information that prominent German singers, among them Madame Ober, Madame Selma Kurt, Johannes Sembach and Carl Braun, Mesdames Hempel and Matzenauer who, altho very good Americans, will not be permitted to sing in opera in the German language. No performance of opera will be given by the Metropolitan Opera Company during the present season wherein the German language is used. This means that a number of German singers will be eliminated from the role of artists.

If an American audience does not desire to hear German opera in German, it is, of course, their privilege as free American citizens. Some day they may refuse to hear Italian opera or Russian opera presented in the Italian and Russian languages. Whatever the motive, be it sheer unreasoning hysterics in consequence of war, even the prejudice is their rightful privilege under the starry banner of freedom. What is more, there is no good reason why the management of the opera company or the director should insist upon forcing the German language down the throats of an anti-German audience. For if musical and esthetic delight is the chief purpose of the rendition of opera, no disturbing factor in the form of a hated language should be allowed in its presentation. Throwing a monkey wrench into a piece of delicate machinery is not half so destructive. If the music cannot be successfully rendered without the use of the native words to which it is composed, it would seem that the proper course would be to eliminate the opera altogether from the performance.

However, we are utterly incapable of keeping up with a patriotism which expresses itself in hatred of a language. It may well be that our patriotism is of a somewhat different quality from that in which haters of a foreign language indulge. But, at all events, the hostility reminds us forcibly of Don Quixote's valorous fight with the wind mills. And yet, it seems to be omnipresent. As for using the German language on the street, or in a hotel lobby, we should as soon under present conditions engage in horse stealing, the consequences of which would be as serious as they would be sudden. The present intellectual tyranny exercised over the individual who glories in his American liberties extends to the regulation of the language which he is to use even in his home life.

In European countries a man is scarcely considered well educated who does not speak at least one language beside his native tongue. Here, however, we have come to the pass, that a person who speaks a foreign language beside the vernacular is not only considered horribly ignorant, but also dangerously seditious. The only safe course for an American who happens to know one or two foreign languages is to eschew them entirely and prove his patriotism by talking English. At

all events, he will then escape the charge of being ignorant and also seditious.

Meantime, there is every reason to believe, judging by the past, that the present anti-foreign-language hysteria is only the fire of the straw stack, which quicly will burn itself out. Sanity will again prevail and language dictation, together with a lot of other arrogant regulation, will be considered a piece of impudence by men who respect themselves.

The war is responsible for the development of certain traits of human nature not at all complimentary. We sometimes fear that the spiritual cleavages artificially created by certain men in public life, will work much harm to our American nation. Why the spirit of unreasoning intolerance should gain the ascendency in our public and even in our social life during the present critical times, is somewhat of a mystery to the average sensible American; and why, in the second place, it should be deemed necessary for the successful prosecution of the war to deal indiscriminately in vicious diatribes against American citizens who claim the right to make use of their constitutional privileges even in times of war, is another revelation. But if anybody imagines that by vicious prosecution, calumny and hatred, he is going to frighten honorable American citizens from using their constitutional rights and privileges, he will learn that a day of reckoning is coming when his own Americanism will be found spurtous and of a pewter quality; it will be weighed in the balances and found wanting.

Altogether, the unholy propaganda against the constitutional rights and privileges of American citizens, whether it be in the realm of free speech and assemblage or of the press and the pulpit, can result in nothing but national harm and mischief. The world is large, and according to Carlyle, composed chiefly of fools. Ultimately the fools will be properly categorized and discounted. Temporarily they may seem to prevail, but every intrinsically unfair and un-American propaganda will fail in consequence of its inherent unethical character.—*American Lutheran Survey.*

Cremation.

The *Scientific American*, of July 14, publishes a short editorial as a "brief pendent" to remarks on the same topic in a former issue. We have little more to say about this article than that it is interesting. Where the editor gets the authority for saying that the "Lutheran Church meets the question half way by permitting its ministers to officiate at the house," we do not know. If any Lutheran body in this country has taken official action on this question we have not heard of it. What individual pastors may practice is another matter. These paragraphs follow a brief introduction:

"Probably few people not professionally interested in the matter realize the rapid progress which this enlightened method of disposing of the dead has made in the United States. On the North American continent there are now 62 crematories, and nearly 15,000 incinerations take place every year. Indeed, apart from Japan, America has

taken more kindly to this practice than any other country where it is not indigenous and general.

"The arguments for and against cremation have often been set forth, but it may be interesting to quote here, from Dr. Erichsen, an illustration of its economic advantages: 'In the city of Detroit, he says, 'there are 420 acres within the confines of Elmwood, Mt. Elliott and Woodmere cemeteries, which have become part of the municipality and are now all within the city limits. All of this land, it should be remembered, is exempt from taxation. Instead of this enormous waste of valuable land that could be used to better advantage for the production of food or for dwelling purposes, a columbarium (urn-hall) covering *one* acre would hold the remains of all the dead interred in these graveyards if they had been cremated.'

"Religious prejudice is still the greatest obstacle to the general adoption of cremation, but this prejudice is by no means so strong as formerly. The Protestant Episcopal Church permits its clergy to officiate at cremations, and some of the leaders of that church, as well as of the Church of England, have been warm advocates of the custom. Thus Bishop Lawrence of Massachusetts, is a vice-president of the Massachusetts Cremation Society; the late Bishop of Truro was cremated; and the Bishops of Oxford and Lincoln are active supporters of cremation. It was a late Bishop of Manchester who asked, when the practice was under discussion at a church convention: 'If the destruction of a human body by fire prevents the resurrection, what in that case became of the holy martyrs?' The Lutheran Church meets the question half way by permitting its ministers to officiate at the house.

"The same writer gives a list of prominent 'crematists,' including General Goethals, Maud Ballington Booth, Mary Johnson, Norman Hapgood, Bishop Samuel Fallows, Admiral Peary, General Greely, President Jordan of Leland Stanford University, and others. Among prominent persons recently cremated may be mentioned: Jack London, Richard Harding Davis, Prof. Hugo Munsterberg, and Senator J. M. Thurston.

"The process of incineration has greatly improved in recent years, and there has also been marked progress in the beautification of crematories, as to architecture and surroundings."

A few days after the above appeared in the *Scientific American* the *Lutheran Church Herald* published a very interesting article on the subject of cremation by the Rev. B. E. Bergesen of Seattle, Washington. Even this Lutheran writer does not claim that the Lutheran Church as such has ever declared a definite position on this subject, but it is safe to say that the position here given is the one held by so many Lutherans that the exceptions would only be enough to prove the rule. We reproduce this article by the Rev. Mr. Bergesen in full:

"Cremation has not met with the approval of the American people at large. In the cultural centers of the Eastern states it is very little practiced.

"But as the custom has grown in some quarters, especially on the Pacific coast, it merits a moment's thought.

"The Catholic Church refuses entirely to officiate at cremations. The Lutheran clergy as a rule refuse. Episcopal pastors often take a stand against it.

"It is largely the laxer churches like Baptists, Methodists and others that are also lax in other matters—such as remarrying the divorced, etc.—which also are lax in this respect.

"It is true, that there is no direct command in the Bible as to the disposal of the dead; but the fact remains, that the only time on record, where God directly did the disposing He used burial, not cremation. Deut. 34: 5.

"It is also true, that when God's only begotten Son died, His disciples buried Him but did not cremate. John 19: 42.

"These would seem to be sufficient reasons for God's children to oppose cremation. If children love their Father and have faith in His superior judgment they follow His example. If they don't, they have lost faith in Him.

"But as there are other arguments for the ancient Christian burial and against the ancient Heathen custom of cremation, let us consider them.

" (1). Sentiment. The very idea of burning the bodies of our dear ones like so much fuel is abhorrent to our finer feelings.

"It is true, that decay in the grave is also an uncomfortable thought in itself. But remember, that it is by God's own laws thruout nature that bodies decompose in the grave, while it is an invention of man to cremate.

"Cremation works quicker, say some of its defenders. But, what is your hurry? Practically all of God's methods are slow.

"We can't help that the body decays of itself. But we do not need to go ahead and coldbloodedly burn our dead ones.

"Small wonder, that John Stover Cobb in 'Quarter Century Cremation' admits, that 'Nowadays cremation is largely employed as a means of disposing of the dead whose memory no one cares to keep sacred.'

"*Encyclopaedia Britannica* says: 'Cremation in the United States is followed principally in cases, where the person cremated has been guilty of some crime or of some act in the way of suicide making it desirable that the memory of his existence is forgotten.'

"Let anyone put their beloved in that class; if they please.

" (2). Sanitation. One of the strong arguments for cremation is, that cemeteries are unhealthy. In olden days with open wells near cemeteries, there might be something in it. But in the cities with modern plumbing and sanitation in general, there is nothing in that fear. In the country cemeteries are usually far from private wells.

" (3). Cremation. Burning of the bodies of the dead is in the Bible spoken of as something awful. Gen. 38: 24; Deut. 12: 31; Amos 2: 1.

" (4). Hostile Act. Cremation is spoken of as the action of enemies in Jer. 25: 33 and Rev. 11: 9.

" (5). Heathenism. Cremation is of heathen origin. Not Christian. It was used by those who thereby would taunt the Christians for their hope in resurrection. Eph. 4: 17.

" 'Cremation is a deviation from the ordained and sacred custom of burial, a custom that has received the uninterrupted sanction of the Christian Church for almost 2,000 years. It is essentially pagan in its origin and was abolished by the early Christians.' *International Encyclopaedia.*

" (6). Old Testament. Believers practiced burial in graves and caves. Not cremation. I Kings 13: 30; John 19: 40.

" (7). New Testament. That the early Christians practiced burial is shown by their symbolism. Acts 8: 2; Rom. 6: 4; Col. 2: 12.

" (8). Resurrection. From John 5: 28 we learn two things. First that all shall arise however they have died or been disposed of—drowned, eaten or burned. If this was not the case, the first Christians, who were burned at the stake, could not arise. Secondly, it shows—as all other passage—that the promises of resurrection are spoken over the grave not over the urn.

" (9). Christ Jesus was buried. John 19: 42. The Christian wants to follow Christ as closely as he can—in life, in death, in burial.

"Furthermore—Christ has by being laid in a grave hallowed the grave for us and our dear ones.

"If it was good enough for Christ, why should I—His creature—desire something different from my Creator?

" (10). Hymnology. The Christian hymns of burial and resurrection—old and new—are written over the grave, not over the fire.

"Prudendius wrote in the beginning of the fifth century, the beautiful hymn:

"A gift to the Church yard we tender,
As dust o the dust we surrender,
Returning the clay to its Maker,
We lay it to rest in God's acre."

"In closing let me quote—as to the cremation act itself—a man, who has taken hold of the anti-cremation agitation on the Pacific Coast, Rev. F. A. Heath:

"Cremation not only has a Pagan origin and this opprobrious significance but it is also a heartless method of disposing of the dead, a method that antagonizes all the tender sentiment we feel toward the body of one dear to us. No one can witness the details of a cremation without shuddering with horror. We hesitate even to mention these details—the writhing of the body as the fierce flames transform it into smoke and ashes that together roar up the furnace flue, then drop everywhere to be trodden under foot.

" 'After nothing remains but charred bones, they are broken up and ground to powder.

" 'These details of cremation are so shocking that no owner or employee of a crematory in Seattle has ever cremated his own dead. We can well believe this statement.

" 'Yet it is thru the efforts of these crematory owners that the practice of cremation has become so extensive here in Seattle.

" 'As a commercial matter and from mencenary motives this propaganda has been boosted in season and out of season.' "

Lutheran Survey.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)

A Personal Narrative of Political Experiences by *Robert M. LaFollette.* Published by *The Robert M. LaFollette Co.* 1913.

This autobiography of LaFollette was written before the war. No doubt it would be yet many times more interesting if it could have covered this momentous period and the positions he took concerning the war. But even as it is, it is interesting reading. LaFollette in the senate as a fighter for the people against the privileged interests, is known to us all. This book, however, shows his whole political development, especially his long drawn-out battle against control of the state of Wisconsin by the railroads. His whole record is that of a man consistent thruout his career, devoted to the people, incorruptible, and undaunted by the power of unscrupulous enemies, actuated by noble motives, unwearied by long struggles, and unbroken under defeat. He has tasted the bitter cup of persecution, social ostracism, and even personal danger from the hour that he, as a young lawyer, spurned a political magnate in Wisconsin and his bribe, to the present day. It is a wonder that he has not broken down completely under the strain of the heaviest kind of work and the weight of almost universal hatred.

In the description of his candidacy for the Presidency he gives a life-sized picture of Roosevelt and his duplicity. We all remember that there was a time when we regarded Roosevelt as the leader of the Progressives and the saviour of his country. LaFollette shows conclusively from Roosevelt's record that he never was a Progressive on anything, not on tarriff revision and not on the Trust question. After reading this part of the book, it is impossible to believe in the sincerity of Roosevelt's political motives. I do not think that many of our readers have a very excessive respect for the "Colonel," but this book certainly tears the mask off his face and exposes his self-seeking nature mercilessly. There is an "appendix" to the book, a speech held by LaFollette before the Periodical Publishers' Association, Feb. 2, 1912, on the "most important question now before the American people," to wit, that of the combined capital represented in the trusts, in consolidated railroads, and in the consolidated banking interests, controlling money and credit. This speech should be read and studied again and again. It alone is worth the price of the book. We have seen nothing so far that opens so effectually the eyes of the thinking man to this greatest menace of our public life. We agree with the *American Magazine* which says of the book, "It will take its place among the great political memoirs, for it has vividness and frankness, and contains a fresh expression of political ideas that are moving forces in this day."

H. K.

Papal Sovereignty, by *Gilbert O. Nations.* Published by *The Standard Publishing Company,* Cincinnati, Ohio. $1.00 183 pages.

A Wolf in Sheep's Clothing, by *Chas. M. Lee.* Published by *The Standard Publishing Company,* Cincinnati, Ohio. 85 cents. 133 pages.

During these war times there is more or less a truce between the various religious camps, even between Catholics and Protestants. That this condition, however, is only temporary, and that the irreconcilable differences between these two churches are still as keenly felt as ever, is expressed in these two volumes, published by the Standard Publishing Company.

The first book has a definite thesis to propose and prove, it is this that the pope is a political sovereign prince, ruling an empire whose subjects dwell in every land, that this is a state of things incompatible with the sovereign rights and safety of independent states, and that the sole remedy is to be found in the disfranchisement of the princes (archbishops, cardinals) and the subjects (common Catholics) of the papal empire. The author has an easy task in setting out to prove the first part of his thesis, that the pope was not only in the past, but is now, a sovereign prince. He then shows that every Catholic is bound to consider himself a subject of the pope. The workings of this system in American politics, its hostility to American institutions are pointed out. No one reading the book can save himself from having unpleasant feelings as to the outcome of these contending forces, but few will be willing to admit that the writer's remedy, disfranchisement of the Catholics, can at all be applied.

In the second book, "*A Wolf in Sheep's Clothing,*" Chas. M. Lee tells us that the Catholic Church in taking advantage of the widely spread desire for religious unity, is in an underhanded way planning to bring about such unity under the leadership of Rome. He shows that Protestantism can never make peace with Rome because the papacy is the one surviving system of unmitigated autocracy, that the popes, to the very last, have ever condemned government of, by and for the people, and have stood for the classes against the masses. The most interesting part of the book is a long letter written by the well-known Father Chiniquy, former Catholic priest, against Professor Geo. Fischer, the historian, who had claimed that the Catholic Church proclaimed the authority of the divine scriptures, and that Romanists teach people to worship Christ, and acknowledge Him as the Saviour of men. Chiniquy's letter is a classic and we imagine that the "famous, learned and reverend" Professor Fischer never felt so completely discomfited as when he read that sarcastic, unanswerable and powerful epistle. *H. K.*

Bible Truths Illustrated for the use of Preachers, Bible School, Christian Endeavor and other Workers, by *J. C. Ferdinand Pittmann.* Published by *The Standard Publishing Company,* 1917. 352 pages. $1.50 postpaid.

Many books of illustrations have been published from which anecdotes may be obtained to illustrate a great variety of subjects. This

present book is more limited in scope. Its illustrations and quotations bear chiefly upon the great fundamental truths of the Christian religion. Each chapter is prefaced with a little teaching upon the theme dealt with and a certain unity of thought in regard to the illustrations used is observed. This is a distinctive feature of the book.

Every speaker knows the importance of apt illustrations and stories in popular speech. Jesus Himself is the great Master along that line, but there never has been so great a demand for such material as at the present time and in this country. Many of the illustrations are very helpful and some are striking. We bring here one of the latter class. "A visitor to a London hospital tells of a patient who was under treatment for a burned wrist. Upon her arm were the tattooed words, 'Jim loves me, and I love Jim'—words which she had tried to obliterate with nitric acid. One of the two had proved faithless, and she, poor girl, had injured herself in the endeavor to remove the signs which had been written in the ardor of real affection. But God's love never changes. He loves with an everlasting love."

It is hard not to quote more for there are quite a few our readers would like to hear and which would stand them in good stead. Well, get the book and you will have "much goods laid up for many years." The material is alphabetically arranged and the indices make it easy to find what you want. *H. K.*

How to Fill the Pews, by *Ernest Eugene Elliott.* Published by *The Standard Publishing Company,* 1917. $1.50. 304 pages.

How to fill the pews is a question that appeals to every minister. Some might think the solution lay with the pastor. Let him preach sermons worth hearing and the people will come to hear him. The author does not agree with this. He quotes that well-known saying that LaFollette in a Chautauqua address told us he found on a card displayed in the office of the Mayo Brothers, "If a man can preach a better sermon, write a better book, or make a better mouse-trap than his neighbor, tho he build his house in the woods, the world will make a beaten track to his door." But then he says, they will not come unless he advertises. They may indeed come to his door but when it is too late. Other people have suggested, "A house-going minister makes a church-going people." Mr. Elliott believes in pastoral visiting but he believes also that the task of filling the pews and keeping them filled is too big to be a one man's job. His plan is a church attendance *campaign* of, say, about eight weeks' duration. Advertise the campaign well. He thoroly believes in advertising. The book furnishes many posters that could be used in such a campaign. Give each individual an attendance card, this is the heart of the plan. Give them a leaflet every Sunday bearing on church attendance and read it to the absent ones. Divide your community into districts and appoint visitors. Have special days. Enlist all the helpers you can find and see that they take care of the people when they come. The plan is fully outlined and presented in detail, the different features receiving full treatment under separate headings.

In addition to that he advises a Sunday school campaign and lays great emphasis on the importance of this vital department of the congregational life. He suggests a great many Special Days and presents plans for their observance. He hardly overlooks any opportunity or scheme for increasing attendance, enlisting the cooperation of the membership, stimulating zeal, enlightening the conscience, exalting the functions and importance of the church, its services and mission. No one can help being benefitted by reading the book. The author does not lack in "punch" and "pep," he is a man of experience, and his suggestions are practical thruout, altho one naturally would not agree with every opinion expressed. *H. K.*

The Life of Jesus, by *Harris Franklin Rall.* Published by the *Abingdon Press.* 75 cents. 214 pages.

This book is the third volume in the "Kingdom of God" Series, the first two dealing with the Old Testament. In twenty-seven brief chapters it covers its ground. At the end of each chapter directions for study are given. It is intended for the use of Adult Classes and may also be used in High Schools and Junior Colleges for Bible credit. It is written in a scholarly spirit but in popular style. The whole course demands real study but it rewards the student also by giving him considerably more than many other Sunday school books of the ordinary sort. The first chapter, entitled "Between the Testaments," is particularly interesting. It describes the development of Israel in the centuries immediately preceding the coming of Christ, the Maccabean period, the influence of Greece and Rome and, with the second, the mental and spiritual condition of the people among whom Jesus came to work. It can at once be seen that the writer is a man who masters the subject and has well defined views on difficult and critical points. He has the modern standpoint but is reverent thruout. It would be a pleasure to go thru the life of Jesus with an intelligent class under the guidance of this text book. We can only speak of it in terms of high commendation. *H. K.*

The Superintendent's Helper, 1918. Size, vest pocket. 164 pages. 25 cents.

The helps for every Sunday include the following: 1. The common Scripture passage, Golden Text, and Daily Home Readings intended for the whole school, the special topics and Scripture references for each of the four groups, Primary, Junior, Intermediate-Senior, and Young People's Adult for which special provision is made in the Improved International Uniform Lessons. 2. A three-fold commentary on the Uniform Lessons, the Foreword for the use of the superintendent for the study of the lesson; the Black-board analysis of the lesson, and the Afterword giving a practical application of the lesson to daily conduct. We do not hesitate to say that this is an exceedingly valuable little book for the Superintendent. It is so small in size that it can always be carried in the pocket, and therefore, whenever its owner has a few spare minutes for next Sunday's lesson, it can be referred to at once.

H. K.

Eine wichtige Nachricht.

Schon lange ist es empfunden worden, daß die Honorierung für Originalartikel für unser Magazin zu gering war. Fünf Dollars für den Bogen von 16 Druckseiten war unser Satz, und das war nicht genug. Jetzt hat nun das Verlagsdirektorium beschlossen, ihn auf das Doppelte zu erhöhen! Es wird also in Zukunft zehn Dollars für den Bogen von 16 Seiten bezahlt werden. Wir hoffen und erwarten, daß in Folge dessen sich die Zahl unserer Mitarbeiter bedeutend vermehren wird.

Doch wollen wir hier eine Bemerkung machen. Sehr lange Artikel werden im ganzen nicht gerne gelesen! Zuweilen erfordert ja das Thema, daß einem mehr Raum zur Verfügung gestellt werde. Doch im allgemeinen sind 8 oder 10 Seiten besser als 15, und selbst kurze Artikel von 6—7 Seiten sind sehr willkommen, wenn die Qualität gut ist. Dabei wird hoffentlich niemand dem Redakteur es übel nehmen, wenn eine eingesandte Arbeit nicht angenommen oder zurückgestellt wird. Ohne das läßt sich kein Blatt führen. Schließlich noch einmal eine Bitte um gute englische Einsendungen.

Der Redakteur.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 20. Band. St. Louis, Mo. Mai 1918.

Wie steht es mit dem Gebäude deiner Theologie?

Von H. Kamphausen.

II.

Nachdem wir im vorigen Heft allgemein vorbereitende Arbeit getan, hatten wir in Aussicht gestellt, daß wir in diesem Maiheft alsbald ans Werk gehen würden, uns mit den Grundlagen des theologischen Lehrgebäudes zu befassen, dessen Aufbau oder wenigstens allgemeinen Plan wir vor den Augen unserer Leser auszuführen versprochen hatten. Wir haben bisher den Ausdruck „theologisches Lehrgebäude" gebraucht. Jetzt wollen wir dafür genauer und zugleich beschränkender Weise „Dogmatik" sagen. Natürlich gehört zu unserer Theologie auch eine Ethik, und dieselbe spielt heutiges Tages eine bedeutende Rolle, sagen doch die Leute öfters: Ich gebe nicht viel drum, was ein Mensch glaubt, sondern wie er lebt. Das heißt in unsere Sprache übersetzt: Die Ethik ist mir wichtiger als die Dogmatik. Ferner gibt es in unserer Theologie einen Platz für Apologetik, für Symbolik und für Religionsphilosophie. Aber die Hauptsache ist uns die Dogmatik. Wenn die bei einem Pastor gut fundiert und wohl aufgebaut ist, so hat es mit den andern Disziplinen keine Not.

Jedoch wollen wir hier, wenn auch nur im Vorbeigehen, einem Einwurf begegnen. Dogmatik ist die zusammenhängende Darstellung der christlichen Dogmen. Nehmen wir aber nicht in unserer Zeit eine ausgesprochene Abneigung gegen alle Dogmen wahr? Und das nicht nur von seiten wissenschaftlich gerichteter Menschen, sondern auch von Leuten, die im praktischen Amt stehen? Man erinnere sich z. B. an den großen Kanzelredner Talmage. Wie oft sagte er in seinen Predigten: The world does not want, nor does it need, a dogmatic Christ. Give it the Christ of the Gospel! Was ihm, dem orthodoxen Prediger, vorschwebte, war das Gefühl, daß die einfache Predigt des Sünderheilandes ohne alle unnötige Belastung mit theologischen Theorien das sei, was das Volk unserer Zeit suche und brauche. Dagegen wenn von Seiten der Wissenschaft der Anspruch auf ein undogmatisches Christentum erhoben wird, wie es sich etwa in dem Ruf: Fort mit den Dog=

men! äußert, so ist das bedeutend ernster. Es bedeutet das nicht mehr und nicht weniger als die Forderung, daß mit den christlichen Heilstatsachen aufgeräumt werde, und der christliche Glaube auf fromme Gefühle und gesunde Moral reduziert werde. Diesem Bestreben weichen wir nicht einen Schritt. Vom christlichen Glauben lassen sich gewisse Lehrsätze, insonderheit das größte „Dogma von Christi Person und Werk" (Geß) nicht cheiden. Der christliche Theologe, der hier nicht ein klares Bewußtsein und einen festen Stand behauptet, verdient den Ehrennamen eines Theologen nicht.

Also den Einwand weisen wir zurück, wir können unsern Christenglauben nicht der Dogmen berauben lassen, wie anstößig sie auch manchen sind, denn in ihnen drückt er das Wesentliche seines Bestehens aus. Aber es erinnern uns diese Einwendungen an eine wichtige Tatsache, nämlich die, daß wir bei der Darstellung unseres Glaubens nicht auf allgemeine Zustimmung zu rechnen haben. Nicht nur werden wir die sich zum offenen Unglauben bekennen gegen uns haben, sondern auch solche, die den Christennamen ebenfalls für sich beanspruchen. Wir müssen uns eben gegenwärtig halten, daß wir es hier nicht mit einer exakten Wissenschaft zu tun haben, wie z. B. der Mathematik, woselbst man jeden einzelnen Lehrsatz von allgemein anerkannten Axiomen aus in einer streng logischen Folge von einzelnen Operationen demonstrieren kann. Die äußerlichen Objekte fehlen gänzlich. Es handelt sich um Ueberzeugungen, um innere Erfahrungen, um Aussagen über das Ueberweltliche, Göttliche, um Beziehungen des Menschen zu Gott und Gottes zum Menschen. Es sind Dinge, bei welchen wir mit der Philosophie, der Psychologie und der allgemeinen Ethik in Berührung kommen, die wir aber doch auf eine Weise behandeln, die von der dieser Profanwissenschaften gänzlich verschieden ist. Ja noch mehr, es muß gesagt werden, daß viele Vertreter dieser Wissenschaften es für völlig unmöglich erklärt haben, über jene transzendenten Faktoren auf unsere Weise Aufschluß zu erhalten und mit ihnen in persönliche Beziehung zu treten, daß also deshalb unsere Dogmatik großenteils auf Einbildung und unbegründeten Spekulationen aufgebaut sei.

Aus allen diesen Gründen erhellt es, wie unumgänglich nötig es ist, sich darüber klar zu werden, auf welche Weise wir denn unseres christlichen Glaubens und der Tatsachen, von denen er lebt, gewiß werden können. Denn bedenke man, das, worauf man seine Hoffnung setzt im Leben und im Sterben, das, was man für das Universalheilmittel einer verlorenen Welt hält und erklärt, muß uns doch felsenfest gewiß sein. Wenn man erwägt, wie in diesem Weltleben alles im Fluß ist, und auch in geistigen Dingen die Zeit so stetigen Wechsel hervorbringt, so erscheint es in der Tat anmaßend, daß, gewöhnliche Menschen wie wir sind, wir den Anspruch machen, in unserm Glauben etwas zu haben, das die Flucht der Jahrhunderte überdauert. Der Anspruch ewige Wahrheit zu haben ist so außerordentlich, daß es vielen unmöglich

scheint, dafür jemals eine ausreichende und allbefriedigende Beglaubigung zu finden. Man denke an Lessings bekanntes Wort: „Wenn Gott in der einen Hand die Wahrheit und in der andern das Suchen nach der Wahrheit mir anböte und mir die Wahl frei ließe, so würde ich sagen: Herr, die volle Wahrheit ist ja doch nur für dich allein, ich will zufrieden sein, wenn ich mein Leben lang danach suchen darf." Das klingt recht demütig, aber der Christ wählt anders, obwohl er weiß, daß, wenn er auch gleich im Besitz der Wahrheit ist, sein Wissen doch all sein Leben nur Stückwerk sein wird.

Die Frage nach den Gründen unserer Gewißheit ist demnach die erste, die der Dogmatiker, die wir, im Begriff uns eine Dogmatik zu erbauen, aufwerfen müssen. Sie wird in den dogmatischen Systemen in dem grundlegenden Teil der Dogmatik abgehandelt. Diesen Teil nennt man wohl die Prinzipienlehre (so Cremer). Frank widmet dieser Untersuchung zwei Bände und nennt sie „Das System der christlichen Gewißheit." Wir halten dafür, daß Cremers Weise nicht nur die kürzere, sondern auch die bessere sei. (Man findet seine Prinzipienlehre in Zoecklers Handbuch, Bd. 3.)

Also wie kommt es zu dieser allbedeutsamen Gewißheit? Das muß ja allem Anschein nach eine äußerst schwierige Sache sein, wenn so viel, so außerordentlich viel von ihr abhängt. Hier wird uns ein Fingerzeig aus der Anlage der meisten Dogmatiker gegeben. Kaehler nennt seine Dogmatik „Wissenschaft der christlichen Lehre von dem evangelischen Grundartikel aus," d. h. von dem Artikel des rechtfertigenden Glaubens aus. Aehnlich ist es bei den andern Dogmatikern. Die Erfahrung des rechtfertigenden Glaubens hat eine beherrschende Stellung in ihren Systemen. Ihre Dogmatik ist nur die Aussage des christlichen Bewußtseins dessen, der den rechtfertigenden Glauben hat. Eine theologia irregenitorum gibt es nicht. Nägelsbach mag die homerische Theologie beschreiben, aber einem Unchristen fehlt die Berechtigung und die Befähigung eine christliche Theologie zu schreiben. Eine christliche Dogmatik ist die systematische Darstellung dessen, was es um den christlichen Glauben ist. Der Inhalt des christlichen Glaubens ist aber das Bewußtsein um das Heil in Christo. Wer dies Bewußtsein nicht hat, dem fehlt auch die Gewißheit von der christlichen Wahrheit. Er unterwinde sich also nicht, ein System der Ueberzeugungen und Erfahrungen geben zu wollen, die er gar nicht besitzt noch gemacht hat.

Mithin kommt also ein Mensch zur Gewißheit, daß die christliche Dogmatik auf einem Fundament der Wahrheit beruht, auf demselben Wege, auf dem er zur Gewißheit seines Heils kommt, nämlich durch Glaubenserfahrung. Du sagst vielleicht: das ist mir ein wenig zu einfach, ich hatte noch etwas Besseres erwartet. L. Bruder, etwas Besseres gibt es nicht. Auf welche Weise soll man denn sonst Tatsachen des Glaubens beweisen? Sind die sogenannten „Gottesbeweise" etwas Zwingenderes und Ueberzeugenderes? Man könnte etwas Aehn-

liches in Bezug auf Christum unternehmen, indem man auf Tatsachen der Kirchengeschichte hinwiese, die ihn als den Gottessohn ausweisen, aber würde man damit seinem Evangelium die Bahn öffnen?

Nein, nur wer an den Sohn glaubt, hat das Leben, das christliche Leben. Was ist es um den Glauben, daß er so großes wirken kann? „Ja," sagt Bengel, „ich habe schon hunderte von Malen gesagt, was Glauben ist, und jedes Mal muß ich immer wieder mich tief darüber besinnen." Es geht damit, wie mit dem Reiche Gottes, es sind gar viele Gleichnisse nötig, um ihn zu beschreiben. Die Dogmatiker sagen wohl, der Glaube ist die Tat der freien Anerkennung, daß das Christentum die Wahrheit ist, ist also eine Tat des Willens. Das ist aber nicht genug. Damit, daß man sich entschließt, ich will nun glauben, ist es nicht getan. Man muß in den Tiefen des Gefühles gefaßt sein, so daß man nicht anders kann, als sich im Glauben hingeben. Der fromme Tersteegen drückt das wunderschön und tiefwahr aus in dem Vers:

Ich fühl's, du bist's, dich muß ich haben.
Ich fühl's, ich muß für dich nur sein.
Nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben:
Mein Ruhplatz ist in dir allein.
Hier ist die Ruh, hier ist Vergnügen;
Drum folg ich deinen selgen Zügen.

Und in dem andern Vers:

Durch Liebe sanft und stark gezogen
Neigt sich mein alles auch zu dir,
Du traute Liebe, gutes Wesen,
Du hast mich, ich hab dich erlesen.

Man achte auf die Beschreibung der gegenseitigen Anziehung. Dem „Zug des Vaters zum Sohne" kommt das eigene tiefe Verlangen entgegen. Man lese das ganze Lied durch und wird da eine höchst ansprechende Beschreibung der Weise finden, wie die göttliche Liebe sich in den Tiefen des Gefühls kund tut, und das menschliche Herz sich unwiderstehlich beeinflußt fühlt. Die Philosophie aller Zeiten und auch die Theologie zu vielen Zeiten haben nur Verständnis gehabt für Verstandesbeweise, aber die unmittelbare Gewißheit, die sich im Gemüte erzeugt, haben sie nicht gekannt oder nicht gewürdigt; ohne sie können wir aber im christlichen Leben nicht auskommen, und ohne sie wäre das innere Leben der Hälfte seines Reichtums beraubt.

So wirken also im Glauben Gefühl und Wille mit und nicht minder Wissen und Gewissen. Der Mensch wendet sich zu Gott im Bewußtsein seines Unheils. Sein Gewissen bezeugt ihm seine Sündhaftigkeit und seine Schuld vor Gott. Nun macht er im Glauben bei diesem Gott die Erfahrung des verlorenen Sohnes. Der Vater, an dem er gesündigt, vergibt ihm seine Sünde. Der Gott, dessen Gebote er übertreten, rechtfertigt ihn aus freier Gnade durch die Erlösung, die in Christo Jesu geschehen ist. So wird seine ganze Menschennatur in allen ihren

Kräften in diese Erfahrung hineingezogen, befreit, beseligt und erneuert. Er versteht aus eigenem Erlebten etwas von dem Schriftwort: „Einst Finsternis, jetzt Licht"; oder: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur," oder: „Wir sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen."

Wirft man die Frage auf: Wieso ist deine persönliche Heilserfahrung, oder was du so nennst, ein Beweis, daß die Lehre des Christentums Wahrheit ist? so wäre darauf Folgendes zu antworten: Das Wesen des Christentums, das, wodurch es sich von allen andern Religionen unterscheidet, ist dies, daß es den Anspruch macht, in Christo dem Menschen das Heil zu bringen, d. i. Vergebung der Sünden, neues Leben und Gemeinschaft mit Gott. Der Weg zu diesem Heil zu gelangen ist nach ihm der Glaube und das Mittel ihn zu erzeugen die Schrift, genauer die apostolische Verkündigung. Nun bezeugt mir meine persönliche Erfahrung, daß ich genau auf diesem Wege, nämlich in Verbindung mit dem Zeugnis der Schrift durch die Kraft eines in mir geheimnisvoll gewirkten Glaubens in Christo wirklich meinen Heiland gefunden, eine Tatsache, von deren Wirklichkeit ich unmittelbar gewiß geworden bin. Es stimmt also meine persönliche Erfahrung mit dem Anspruch des Christentums überein, und findet dasselbe dadurch in meinem persönlichen Leben eine kraftvolle Bestätigung. Ohne Zweifel empfängt mein Glaube an mein Heilserlebnis durch naheliegende Erwägungen noch besondere Stärkung. Ich muß mir sagen, daß tatsächlich kein anderer Weg zur Befreiung meiner religiösen Bedürfnisse vorliegt. Welche andere Religion könnte mir solche versprechen? Oder aber könnte eine andere Auffassung vom Christentum, etwa die, welche in Christo nur ein begeisterndes Vorbild sieht, mir Genüge geben? Nein, denn ich weiß aus persönlicher Erfahrung, daß ich mehr bedarf, und weiß aus der Schrift, daß das Evangelium Christus als einen Erlöser und nicht bloß als Lehrer oder Beispiel verkündet. Ferner ist es klar, daß die Erinnerung an die Geschichte und den wunderbaren Einfluß des Christentums durch die Jahrhunderte hindurch mein Vertrauen auf die in mir gewirkte Erfahrung bestätigt. Doch fehlte das persönliche Element, das Eingehen der Gottesgnade in einem persönlichen Erleben durch den Glauben, so würden alle jene anderen Erwägungen mich nicht zum Christen machen, noch die zur Auferbauung einer christlichen Dogmatik nötige Herzensüberzeugung geben können.

Wenn ich nun so auf dem Wege meiner persönlich-geistlichen Entwicklung auf der Höhe des Heilsglaubens angelangt bin, so kann ich als Theologe mir Rechenschaft von meinem Glauben geben, indem ich den Kreis seiner Ideen ordne in einem christlichen Heilssystem. Dies wird dann meine Dogmatik sein, doch wird es meine Dogmatik sein in dem Sinne, daß sie keiner außer mir hat? Sicherlich nicht. Ich bin zum Glauben geführt worden innerhalb einer bestimmten Kirche, und falls meine eigenen Studien, sowie persönliche Erfahrungen mich der Kirche meiner Eltern nicht entfremdet haben, wird meine Dogmatik die Dogmatik meiner Kirche sein und zwar nicht nur der protestantischen Kirche im all-

gemeinen, sondern der speziellen Teilkirche, der ich angehöre. Es ist selbstverständlich, daß, wenn ich wirklich eine Theologie habe, dieselbe persönliche und spiezielle Züge an sich tragen wird, die bloß mir angehören, doch im Großen und Ganzen wird es die Theologie meiner Kirche sein.

Also ich habe nun eine Dogmatik, oder wenigstens werde ich nun in der Lage sein, mir eine solche zu gestalten. Die nächste Frage wird sein: Wo bekomme ich sie her? Vorhin sagten wir, daß unsere Dogmatik die Dogmatik unserer Kirche sein würde. Folgt daraus, daß wir unsere Glaubenslehre einfach aus den Bekenntnisschriften unserer Kirche ablesen? Das tut z. B. Zoeckler in seinem „Handbuch." Seine Glaubenslehre in Band 3 ist einfach die hergebrachte Lehre der lutherischen Kirche, sowie seiner Zeit Hutter eine solche verfaßte, die dann später von Hase in moderne Form gebracht wurde unter dem Namen: Hutterus Redivivus. Selche Compenden sind für Examenszwecke gut zu gebrauchen, aber es fehlt ihnen gänzlich der persönliche Charakter, auch sind sie nicht Produkte, die auf der Höhe der geistigen Entwicklung der Zeit stehen! Sollen wir denn unsere Dogmatik aus unserem christlichen Bewußtsein ablesen? Rothe unternahm es seinerseits, dies Kunststück auszuführen und die ganze Dogmatik aus der Tatsache der Abhängigkeit des Menschen von Gott abzuleiten und herauszukonstruieren. Dies muß mit Notwendigkeit zu Willkürlichkeiten und zu in der Luft schwebenden Spekulationen führen. Auch Frank hat ein spekulatives Element in seiner Dogmatik. Zwar besteht er prinzipiell auf dem Glauben und speziell der Wiedergeburt als dem Ausgang und der conditio sine qua non für den christlichen Theologen, aber nachdem er den christlichen Glaubensgehalt so gefunden, will er ihn denn doch auch noch philosophisch aus den bloßen Erforderníssen der Idee entwickeln.

Einen umgekehrten Weg schlägt der berühmte Tübinger Theologe J. T. Beck ein. Er ist ein Biblizist vom reinsten Wasser auch in der Gestaltung der Dogmatik. Aus der Schrift allein will er seine Dogmatik erheben ohne Rücksicht auf Bekenntnisse, Philosophie, Zeitströmungen, ja nicht einmal auf die theologischen Termini und Klassifizierungen. Wir erhalten dann eine Art biblischer Theologie, aber keine Dogmatik.

Das Richtige wird sein, daß wir alle diese Quellen mit einander verbinden und uns ihres Zuflusses vergewissern. Unser Glaube gibt uns den sicheren Standpunkt und weist uns den Weg. Die Schrift ist uns die große Wahrheitsurkunde. Die Bekenntnisse der Kirche zeigen uns den Weg zu den wesentlichen, ausschlaggebenden Heilsmomenten und Glaubensartikeln, und unsere Bekanntschaft mit den Dogmatikern der Jetztzeit hilft uns, uns mit den Geistesströmungen des Zeitalters auseinanderzusetzen. Wer sich eine Theologie errichten wollte ohne Rücksicht auf die Arbeiten anderer, der handelt gerade so töricht, als ein Erfinder oder Gelehrter, der alles bisher Entdeckte und Erfundene ignorieren und allein die Arbeit von Jahrhunderten tun wollte. Auf dem im Vorstehenden gelegten Fundament wollen wir im nächsten Heft den Aufriß unseres christlichen Lehrgebäudes skizzenhaft andeuten.

Die Union und die Abendmahlslehre in der Evangelischen Kirche.

Auf der Generalkonferenz verlesen von Direktor Becker.

Wenn man sich daran erinnert, daß zwischen den Lutheranern und Reformierten am längsten und heftigsten um die Abendmahlslehre gestritten wurde, so könnte man versucht sein, zu denken, daß das Zustandekommen der Union und die Entwicklung der Abendmahlslehre in einem engen Zusammenhang stehen müßten. Jeder aber, der die Geschichte der Abendmahlslehre und die der Union auch nur einigermaßen kennt, weiß auch, daß dies nicht der Fall ist, sondern, daß mit dem Zustandekommen der Union der alte Streit um die Unterscheidungslehren, vor allem aber um die Abendmahlslehre wieder neu entbrannt und bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgebrannt ist.

Diese Tatsache erscheint um so befremdlicher, als die Union nirgends als eine theologisch-theoretische, sondern überall als eine kirchlich-praktische auftrat, daß sogar eine Lehrunion in verschiedenen Fällen ausdrücklich abgelehnt wurde, wie denn auch nirgends eine neue Bekenntnisformel in Bezug auf die Streitpunkte der beiden evangelischen Kirchen aufgestellt wurde, die rechtliche Geltung, oder gar allgemeine Anerkennung gefunden hätte. Die Versuche in dieser Richtung bewegten sich nur auf theoretischem Gebiet, und der einzige nennenswerte Fall, in welchem darüber hinausgegangen wurde (Röhr, Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche, 1834 und 1844), hat zu keinem wirklichen Resultat geführt.

Wenn nun auch keine derartige Formel zustande gekommen ist, so ist es auf der andern Seite doch nicht so, daß die Union und die Anschauungen vom Abendmahl ohne irgend welchen gegenseitigen Einfluß auf einander gewesen wären.

Zunächst war eine Vereinigung auch nur im Kultus unmöglich, wo der eine Teil dem andern die Fähigkeit, das Abendmahl (als Mahl des Herrn, κυριακὸν δεῖπνον, 1. Kor. 11, 20) wirklich zu feiern oder würdig daran teilzunehmen, vollständig absprach. Es war das nur ein Rest römischen Sauerteiges, der aber den ganzen Teig versäuerte. Gerade so, wie die römische Kirche das Heil von der Unterwerfung der Gläubigen unter ihre Autorität abhängig macht, so wird hier die heilbringende Wirkung der Teilnahme an der Abendmahlsfeier von der Zugehörigkeit zu einer besonderen Kirchengemeinschaft und der Anerkennung ihrer Lehre abhängig gemacht. Wohl machte man in der Theorie die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl von der Stiftung Christi abhängig, anstatt von den bei der Priesterweihe mitgeteilten magischen Kräften; in der Praxis aber verhielt man sich so, als ob die Stiftung Christi nur in den Händen eines einer rechtgläubigen Kirche angehörigen Pastors wirksam sein könne. Dazu war man noch der Meinung, daß man eine absolut richtige Lehrformel habe, obwohl man

auf der einen Seite die ganze Sache als ein undurchdringliches Geheimnis bezeichnete und sie auf der andern Seite wieder als etwas Selbstverständliches hinstellte, wie schon Luther sagte: „Jedermann weiß, was das heißt: Das ist mein Leib."

Es gibt nun nichts, was für die Lösung eines Erkenntnisproblems so hinderlich ist, als die Verwechslung einer allgemein gebräuchlichen und überall gangbaren Bezeichnung mit einem bestimmt umgrenzten und klar und deutlich definierten oder definierbaren Begriff.

Es läßt sich ganz gut durch die Verhandlung über die Abendmahlslehre in Marburg illustrieren. Was unter „Leib" unter „Gegenwart" oder „Vorhandensein" zu verstehen sei, erschien beiden Parteien als etwas so Bestimmtes, Klares und Deutliches, mit einem Wort als etwas so Selbstverständliches, daß sie es augenscheinlich gar nicht der Mühe wert hielten, festzustellen, was ein Jeder unter diesen Bezeichnungen verstehe, und ob beide Teile das Gleiche darunter verstünden. Wäre dieses Letztere der Fall gewesen, so wäre ein solcher Widerspruch, wie er sich in dem letzten der Marburger Artikel zeigte, gar nicht zu Tage getreten.

Für Zwingli war „Leib" wesentlich "corpus;" „Gegenwart" aber mußte nicht notwendig etwas „Leibliches," Körperliches oder an einem bestimmten Ort sein; es konnte etwas auch durch seine den Raum durchdringende Kraft gegenwärtig sein. Für Luther dagegen war „Leib" nicht notwendig etwas räumlich Begrenztes, aber Gegenwart war für ihn nichts Wirkliches, wenn sie nicht auch etwas räumlich Bestimmtes war. Kam der Leib Christi nicht in leibliche, körperliche Berührung mit dem Leibe des Kommunikanten, so fand überhaupt keine wirkliche Verbindung statt, sondern nur eine geistige gedanken- oder willensmäßige, die für Luther etwas Irreales, für Zwingli aber etwas Reales war.

Es ist darum kein Wunder, daß der bis auf den heutigen Tag nicht beendete Streit ebenso resultatlos verlaufen mußte, als er in sich sinnlos und zwecklos ist. Das Erstere liegt zwar geschichtlich zu Tage; es erscheint aber nur dem als ein notwendiges Resultat, der das Letztere einsieht. Wer es nicht einsieht, der hält neue Versuche immer noch für nicht aussichtslos; gerade wie viele trotz der unendlich vielen verfehlten Versuche immer noch an dem Perpetuum mobile oder an der Quadratur des Kreises fortkonstruieren, weil sie von beiden Problemen nur einen mangelhaften, unklaren unbeutlichen Begriff haben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der Zeit die Nichtigkeit dieses Streites mehr gefühlt als klar erkannt wurde, oder mit andern Worten, daß der Sinn für diese Streitfragen allmählich sich verlor. Als 1720 Professor Pfaff in Tübingen in einer Dissertation erklärte, daß die Verschiedenheit der Lehre in den Reformationskirchen keine praktische Bedeutung habe, wurde dies noch als anstößig befunden.

Der Pietismus übte zwar keine Kritik an dem orthodoxen Dogma,

aber er fühlte sich auch nicht berufen, theologische Streitfragen auszufechten, er schob sie als unfruchtbar für das religiöse und sittliche Leben beiseite.

Eher hätte man von dem Rationalismus, der ja nur der Ausläufer des Intellektualismus war, der sich in der mittelalterlichen und nachreformatorischen Theologie geltend gemacht hatte, eine Weiterführung der Bestrebungen zur Lösung dieser Frage erwarten können. Aber er hatte, gerade wie der Supranaturalismus, das Bewußtsein, daß es sich hier um ein rationales Problem gar nicht handeln könne, und damit verlor die Frage für ihn alles theoretische Interesse. Höchstens die praktische Frage blieb noch übrig, wie viel oder wenig von den überkommenen Formen der Abendmahlsfeier beizubehalten sei, und wie die darin sich ausprägende Symbolik am besten der feiernden Gemeinde zum Bewußtsein gebracht werden könne.

Es waren nun zwei ganz verschiedene Dinge, die bei dem Wiederaufleben der Streitigkeiten um die Abendmahlslehre zusammentrafen, aber nicht zusammenwirkten. Das eine war das Wiederaufleben des Sinnes und Verständnisses für das konkrete, wirkliche, religiöse Leben im Gegensatz zu den abstrakten Vorstellungen der überlieferten Theologie und den bloßen Formalitäten des überkommenen Kultus. Das andere war das zähe Festhalten an den gewohnten Formen der Lehre und des Kultus, die man durch Einführung der Union, wenn nicht zerstört oder bedroht, so doch als aufgegeben ansah.

Aus dem Ersten gingen Untersuchungen darüber hervor, was als wesentliche Bedeutung des Abendmahls auf Grund des Neuen Testaments angesehen werden müsse, im Gegensatz zu dem, was im Laufe der Zeit aus religiösem, intellektualistischem, superstitiösem und hierarchischem Interesse daran angehängt worden war. Schon die Reformatoren hatten diesen Weg eingeschlagen, waren aber nur eine gewisse Strecke darauf weiter gegangen, um dann mehr oder weniger abzubiegen. Aus diesen Untersuchungen entstand allerdings keine neue Lehrformel, die den Anspruch gemacht hätte, die vollständig und allein richtige zu sein, aber ein tieferes Verständnis von dem Verhältnis des christlichen Lebens zu den kirchlichen Formen, in denen es sich als Handlung darstellte, wie es sich im Evangelium von Christo als Lehre ausprägte. Man darf nur in die Darstellung der christlichen Glaubenslehre von seiten einiger Unionstheologen hineinsehen, um das zu erkennen.

Aus dem zweiten, dem bloßen Festhalten an dem Gewohnten, ging der neue Streit um die Abendmahlslehre hervor, der oft nur eine geschickte oder ungeschickte Wiederholung des alten war, und an Ergebnissen für das Verständnis der Sache noch unfruchtbarer blieb, wie der alte; weshalb auch mit Recht gesagt werden konnte: „Daß die Einsicht in das Wesen und die Bedeutung des Nachtmahls seit der Reformation im ganzen wenig gewachsen ist.“ Darum — um ein Wachstum der Einsicht — handelte es sich auch in den allermeisten Fällen gar nicht.

War man doch der Meinung, aus der man kein Hehl machte, daß eine tiefere Einsicht als etwa diejenige, welche man Luther oder den Verfassern der Konkordienformel zuschrieb, weder nötig noch möglich sei. Der Streit diente vielmehr kirchenpolitischen Zwecken. Er diente kirchlichen Parteien als Mittel zur Verfechtung ihrer Herrschaftsansprüche, oder wo Kirchen sich erst bilden mußten, da diente er als Mittel, um die Konkurrenten zu verdächtigen, ihrer Lehre die Wahrheit und den von ihnen verwalteten Gnadenmitteln die Wirksamkeit abzusprechen. Das kann freilich auch in anderer Weise geschehen. Wenn zum Beispiel auf einem Camp Meeting ein Redner seinen Zuhörern sagt: „Ihr könnt nur durch das Blut Christi selig werden, und das ist nirgend anderswo zu haben, als hier, gerade hier," und dabei auf die Kanzel klopft, so verfolgt er ganz genau denselben Zweck, nur mittelst einer etwas anderen Methode.

Für den Laien, dem die feinen Unterscheidungen weder geläufig noch klar sind, tritt meist an die Stelle des Unterschiedes in der Abendmahlslehre, der für alle wahrnehmbare Unterschied im Abendmahlsbrauch, der sich für die obengenannten Zwecke noch leichter und vielfach auch wirksamer verwenden läßt.

Diese ganze Geschichte der Abendmahlslehre bleibt aber unfruchtbar für die christliche Erkenntnis im allgemeinen wie im besonderen für die Theologie, wenn man nichts daraus lernen will. Das, was man aber daraus lernen kann, ist dies, daß die Abendmahlslehre sich zum Christentum nicht ebenso verhält, wie etwa die Lehre von der Gerechtigkeit des Reiches Gottes, die Jesus in der Bergpredigt, oder die Lehre von der Beschaffenheit des Reiches Gottes, die er in den Himmelreichsgleichnissen darbietet, oder die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, die Paulus in seinen Briefen entwickelt.

Jesus hat nicht etwa das gebrochene Brot und den Kelch mit den die Handlung begleitenden Worten den Jüngern gereicht, um ihnen damit eine Lösung des Problems zu geben, wie die Lebensgemeinschaft, in der sie nach dem Abschluß seines irdischen Daseins mit ihm stehen könnten und würden, sich zu der Lebensgemeinschaft verhalte, in der sie während seines leiblichen Daseins mit ihm standen, oder auch um seinen Jüngern dieses Problem erst vorzulegen, damit sie es lösen könnten und sollten.

Mit der Annahme der Behauptung der Verwandlung (Transsubstantiation) war die Lehre vom Abendmahl völlig und endgültig in ein metaphysisches Problem umgewandelt, dessen Lösung nicht erst gesucht zu werden brauchte, sondern von der Kirche vorgeschrieben war und trotz ihrer Sinnlosigkeit als Wahrheit gelten mußte, deren Konsequenzen die römischen Gelehrten in immer neue Verlegenheiten brachten und zu immer neuen Haarspaltereien nötigten.

Christus selbst hat das Abendmahl nicht zu einem Lehrgegenstand gemacht, ebensowenig hat einer der neutestamentlichen Schriftsteller eine

Theorie desselben entwickelt. Daher handelt es sich auch zunächst darum, zwei vielfach verschlungene Abwege zu vermeiden, nämlich erstens, die Abendmahlsfeier nicht zu einer bloßen Formalität herabsinken zu lassen, und zweitens, die Vorstellung der Magie, d. h. eines Geschehens ohne wirkliche der Sache entsprechende Ursachen, fernzuhalten.

Vielen erscheint nun der Gegensatz zwischen beiden als ein vollständiger d. h. sie sind der Meinung, daß man das eine der beiden Dinge nur dadurch vermeiden könne, daß man das andere tue. Wolle man alle abergläubischen Vorstellungen gänzlich fernhalten, so würde die Abendmahlsfeier nur noch eine der Formalitäten des kirchlichen Lebens, für die man, den Zeitverhältnissen entsprechend, ganz wohl eine andere substituieren könne. So radikal wird freilich in den meisten Fällen nicht vorgegangen; aber etwas davon macht sich auch da bemerklich, wo man an der Sakramentsmagie noch festhält. Sind nicht alle möglichen Versammlungen von Billy Sunday an bis zu einem Katholikentag viel wichtiger als eine gemeinsame Abendmahlsfeier. In den Fällen erster Art braucht man sie gar nicht, in denen der zweiten Art läßt man sie zwar nicht weg; sie wird aber oft nur als eine Art Reliquie mitgeführt und an ihrer Stelle in die übrigen Formalitäten des kirchlichen Lebens eingefügt, könnte aber in vielen Fällen auch weggelassen oder durch etwas anderes ersetzt werden.

Auf der andern Seite meint man aber doch ein gewisses Maß von —wir wollen sagen, superstitiösen —Vorstellungen mit der Abendmahlsfeier verbinden zu müssen, um der Gefahr, sie als bloße Formalität anzusehen, möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Dabei wird dann verfahren, als ob Paulus 1. Kor. 10, 5 πάντα νοῦν anstatt πᾶν νόημα geschrieben hätte. Auf diese Weise werden dem Evangelium von der Gnade Gottes in Christo, die im Glauben empfangen wird, aus dem Heidentum stammende superstitiöse Vorstellungen beigemischt, indem die in der Abendmahlsfeier sich vollziehende Lebensgemeinschaft durch etwas bedingt ist, das nicht durch das lebendige Wort Gottes und den ewigen Geist, sondern durch eine zeitliche, irdische Einrichtung, eine liturgische Formalität und eine räumliche Berührung mit etwas, das als Leibessubstanz Christi erklärt wird. Diese Berührung mit der Leibessubstanz (corpus) Christi ist nicht durch den Glauben bedingt, denn sie ist für jeden auch nur physisch an der Abendmahlsfeier teilnehmenden unvermeidlich. Diese ganze Anschauung läuft zuletzt darauf hinaus, daß die Abendmahlselemente in demselben Sinn Leib und Blut Christi sind, in welchem sie Brot und Wein waren, oder sind. Biblisch ist diese Anschauung nicht, das einzige, was über das Verhältnis des Leibes Christi zu den Elementen gesagt wird, paßt nicht zu dieser Auffassung. Brot und Kelch sind nach den Worten des Paulus κοινωνία τοῦ σώματος und κοινωνία τοῦ αἵματος Christi d. h. dasjenige wodurch, oder das Substrat, auf Grund dessen die Gemeinschaft mit der in den Kreuzestod dahingegebenen Persönlichkeit Christi in der Abendmahlsfeier sich vollzieht und von den Gläubigen erfahren wird.

Diese Erfahrung ist nicht zunächst das Bewußtwerden einer Lehre, sondern eine Lebensäußerung, die bewirkt ist durch den in den Gläubigen wirksamen göttlichen Geist, oder genauer durch den Geist Christi. Das ist es, worauf es ankommt. Wir können das am besten erkennen, wenn wir uns einige Beispiele vergegenwärtigen. Die Christen, welche etwa in Rom unmittelbar vor ihrem bevorstehenden Märthyrertod das Abendmahl feierten, wußten wenig oder gar nichts von einer kirchlich vorgeschriebenen Abendmahlslehre; aber sie hatten eine lebendige Erfahrung von der Nähe ihres Herrn, ohne sich darum zu kümmern, ob die Körpersubstanz Christi in Berührung kam, oder nicht. Oder jene Gemeinden der Kirche der Wüste in Frankreich, die in tiefster Verborgenheit und größter Gefahr an irgend einer versteckten Stelle der Cevennen im Dunkel der Nacht das Abendmahl feierten, hatten sicher eine lebendigere Empfindung von der Nähe ihres Herrn, als sie sich der gelehrteste Scholastiker oder der streitbarste Konfessionstheologe durch das Bewußtsein, die allein richtige Abendmahlslehre zu haben, verschaffen konnte.

Oder jene Tausende unserer Stammes- und Glaubensgenossen, die vor etwas mehr als drei Jahren unmittelbar vor dem Auszug in den Weltkrieg das Abendmahl feierten! Schwerlich hat irgend einer von ihnen sich die Frage vorgelegt, welche Abendmahlslehre er als die richtige anerkennen müsse, um im rechten Sinn und Geist an der Feier teilzunehmen. Es waren das Leute, die vor der größten Krisis ihres Lebens und ihres Volkes standen, für die alles zu Ende war, worin sie bisher gelebt hatten, die entschlossen sein mußten, Leib und Leben für ihre Sache einzusetzen. Wo die Bedeutung einer solchen Lage das Gemüt eines Menschen völlig und lebendig ergreift, da liegt die Welt hinter ihm und nur sein Gott steht vor ihm, als das Einzige, worauf er noch hoffen kann. Bei dem Christen aber hat diese Hoffnung eine geschichtliche Grundlage in der Person des Einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, des Menschen Christus Jesus. Das Substrat für die Darstellung dieser Hoffnung als eine besondere Lebensäußerung im Kultus bilden die Substanzen, die im leiblichen Leben eine lebenerhaltende und lebensteigernde Wirkung zeigen. Wer in der Abendmahlsfeier eine solche lebenstärkende und lebensteigernde Wirkung erlebt und erfährt, der erlebt und erfährt das ohne eine Theorie zu haben; wer aber meint, er könne es ohne eine solche nicht erleben, für den ist die Lehre mehr als das Leben, die Theorie mehr als die Sache.

Es kommt nun nicht darauf an, die Zahl der Theorien noch zu vermehren, sondern — wie schon bemerkt — darauf, daß die Abendmahlsfeier eine wirkliche ist. Wir haben gesehen, daß sie das vielfach nicht mehr ist, oder nicht mehr als solche erscheint. Das mag zum Teil daran liegen, daß an Stelle des religiösen Lebens nur die kirchliche Betriebsamkeit getreten ist, weil eben das Leben fehlt, oder die Richtung der Aufmerksamkeit auf die auffälligen Formen und die geräuschvollen

Bewegungen dieses Betriebes die elementaren Gestaltungen und den ruhigen Gang der lebendigen Kräfte übersehen läßt.

Eine andere Ursache mag darin liegen, daß an Stelle der symbolischen Handlungen, durch welche zu andern Zeiten Ideen dargestellt, oder Willensakte vollzogen wurden, vielfach Papier und Tinte getreten ist. Dadurch hat die Idee ihre lebendige Bewegung mehr oder weniger verloren, sie wird zur geistigen Reliquie, deren früherer, lebendiger Zustand nur noch ein Problem ist.

Eine weitere Ursache ist die, daß jede Lebenstätigkeit, die zu einem Problem des Wissens gemacht wird, eben damit ihrer lebendigen Bewegung zum größeren oder geringeren Teil beraubt wird. („Wer was Lebend'ges will begreifen, sucht erst den Geist herauszutreiben.") Die Lehrstreitigkeiten über das Abendmahl, die Reflexionen über seine heilsamen, namentlich aber über seine unheilvollen Wirkungen, über das Risiko der Teilnahme an demselben, haben krankhafte Vorstellungen in dieser Hinsicht in der ganzen Christenheit verbreitet, so daß die Teilnahme an der Abendmahlsfeier sehr oft nicht der Tätigkeit eines Gesunden gleicht, der ißt und trinkt, weil ihn das lebendige Gefühl des Hungers und Durstes dazu bewegt, sondern der eines Kranken, der eben die Vorschriften seines kirchlichen oder theologischen Doktors befolgt, weil dieser ihn untersucht hat und ihn versichert, daß ihm die Sache in diesem Fall nicht schaden würde, sondern ihm nützen könnte. Dabei kommt der Einzelne so sehr nur für sich in Betracht, daß das Bewußtsein der Gemeinschaft, der er als Glied angehört oder angehören soll, oft ganz verschwindet.

Diesem allem gegenüber bedarf es nicht etwa einer neuen Lehre, ebensowenig aber das Verzichtens auf jedes Verständnis, sondern des Hinweises auf das, als was die Abendmahlsfeier sich ursprünglich darstellt. Dabei darf man sich aber nicht auf die bloßen Einsetzungsworte Christi beschränken, sondern das Neue Testament soll überall, wo es wirklich vom Abendmahl handelt, herbeigezogen werden.

Man darf aber nicht meinen, daß es nur e i n e Form geben könne, in der sich der Glaube oder das Bewußtsein von der Lebensgemeinschaft mit Christo in der Abendmahlsfeier darstellen könne, und daß nur derjenige, welcher diese Bewußtseinsform als die allein berechtigte anerkenne, das Abendmahl würdig feiere. Gerade weil die Abendmahlsfeier Handlung (ritus) ist, so kann sich in ihr das christliche Bewußtsein in jeder Form betätigen, die mit den Worten Christi in Uebereinstimmung steht. Würde die Abendmahlsfeier unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, so wäre sie auch nicht mehr das, was sie nicht sein soll: Der Zankapfel der verschiedenen Kirchen, sondern das, was sie sein soll: Das Vereinigungsmahl der ganzen Christenheit.

Die Anforderungen, welche die neue Zeit an das evangelische Predigtamt stellt.

Referat, gehalten auf der Buffalo-Kreis-Pastoralkonferenz. 1917.
Von Pastor M. R. Sennewald.

Der erste Gedanke, welcher bei der Uebersicht des Themas dem Referenten in den Sinn kam, war der: Sind die Anforderungen, welche die neue Zeit an das Predigtamt stellt, dermaßen, daß die alte Art und Weise der Amtsausübung für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht mehr passend ist? Das ist doch aber nicht der Fall, denn der hauptsächlichen Ausübung des Predigtamts liegen noch dieselben Anforderungen zu Grunde, wie sie bei der Einsetzung des Amtes festgelegt wurden; und diese sind: Verkündigung des Wortes Gottes und Verwaltung der Sakramente. Neue Anforderungen welche die Ausübung des Amtes im wesentlichen hätten verändern können, sind nicht hinzugekommen, und darum sind auch die Anforderungen unserer Zeit nur nebensächlicher Art. Diese Anforderungen haben ihren Ursprung in den Zuständen und Verhältnissen gegenwärtiger Zeit. Mit diesen Dingen hat der Prediger bei der Ausübung seines Amtes zu rechnen, er kann nicht achtlos darüber hinweggehen, sondern muß auf und unter der Kanzel dazu Stellung nehmen, und je nach der Art der Anforderung, ob gerecht und notwendig, oder ungerecht und überflüssig, wird sich auch der Standpunkt des Predigers zu richten haben. Klassifizieren wir nun auch die Verhältnisse, welche bei der Ausübung des Amtes Berücksichtigung fordern, so ergibt sich folgendes: Die freie Stellung von Kirche und Gemeinde, die wie ein buntes Gemisch zusammengewürfelt sozialen und wirtschaftlichen Zustände der Gegenwart mit ihren auf die Zukunft gerichteten Tendenzen und zuletzt die sittlichen und religiösen Anschauungen und Ideen und die politischen Tagesfragen.

Die Anforderung, welche der Prediger unserer Kirche zu erfüllen hat, sind mannigfacher Art, die hauptsächlichsten sind die Verkündigung des Wortes in gottesdienstlichen Funktionen als da sind, in der Predigt, der Seelsorge und Amtshandlungen, dazu Verwaltung und Gebrauch der Sakramente, und religiöser Unterricht an der Jugend. In unserer gegenwärtigen Zeit, die wir in Bezug auf die Sprache als eine Uebungsperiode von der deutschen Muttersprache zur englischen Landessprache bezeichnen können, muß um vielerorts den Anforderungen zu genügen, diese Arbeit in zwei Sprachen geschehen. Das bedeutet ohne Zweifel eine Arbeitsvermehrung, und so sind zwei Gottesdienste, (zu Festzeiten drei) in vielen Stadtgemeinden durchaus keine Seltenheit. Auch die gottesdienstlichen Amtshandlungen, wie Taufen, Trauungen, Beerdigungen und seelsorgerliche Besuche an Krankenbetten erfordern viel Zeit und Kraft des Predigers. Gar mancher ist von früh morgens bis spät in die Nacht von Amtspflichten in Anspruch genommen, und es bleibt ihm wenig Zeit für das Studium, innere Sammlung und Meditation.

Nun gilt das zwar vornehmlich nur von Stadtgemeinden, aber in den Landgemeinden ist die Amtsausübung auch keine leichte, zwar ist sie dort ruhiger, einfacher und nicht so aufregend als in den Städten, dagegen sinds andere Umstände die das Landpastorat erschwerlich machen. Viele unserer Landgemeinden sind mit Familien verbunden, gar mancher unserer Prediger hat, wenn auch nicht in zwei Sprachen, so doch in zwei Gottesdiensten zu predigen, dazu kommt der Schul- und Konfirmanden-Unterricht, der auf dem Lande noch gründlicher betrieben wird und daher auch viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, als der Unterricht in den Städten, der dort meist in zwei wöchentlichen Stunden erledigt wird. Was die Bedienung von Landgemeinden erschwerlich macht, sind eben die ländlichen Verhältnisse, die meilenweite Entfernung der Filialen, schlechte Wege und ungünstige Witterung, die aber den Prediger in seiner Amtserfüllung nicht zurückhalten können.

Zu diesen hauptsächlichen Anforderungen kommen noch nebensächliche Dinge, die aber oft von den Gemeinden höher bewertet werden, als die eigentliche Amtspflicht. So erwartet die Gemeinde, daß durch den Pastor das Wachstum und Wohl der Gemeinde gefördert werde, und zwar durch Zunahme an Gliederzahl, durch tatkräftige Unterstützung und Interesse an den Sonderbestrebungen der Gemeinde, als da sind, Aufbringung des Gemeindehaushaltes, Tilgung von Schulden, Leitung oder Ueberwachung der Vereine und eventuelle Vergrößerung oder Verbesserung des Gemeindeeigentums. In Bezug auf die Person, den Charakter und die Bildung des Predigers stellen die Gemeinden folgende Ansprüche: Der Prediger soll eine anziehende, angenehme Persönlichkeit sein und im Umgang und Verkehr ein guter Unterhalter und Gesellschafter. Arm und Reich, Hoch und Niedrig, Arbeiter und Arbeitgeber soll er gleich behandeln und keiner gesellschaftlichen Stufe den Vorzug geben, die Würde des Amtes soll er durch taktvolles Auftreten repräsentieren und von seiner Bildung erwartet man, daß er nicht nur theologisch gut gebildet ist, sondern einen geistigen Horizont besitzt, der weit über sein Berufsstudium hinausgeht, sodaß er auf allen Gebieten menschlichen Wissens Bescheid weiß und auch einen Einblick und Verständnis hat für die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit. Vielleicht darf auch in diesem Zusammenhang erwähnt werden, welche Ansprüche die Gemeinden in bezug auf das Lebensalter des Predigers machen. Wie in anderen Berufen der jüngere Mann vor dem älteren leider in vielen Fällen den Vorzug hat, so bevorzugen auch unsere Gemeinden bei Vakanzen den jüngeren Prediger. Wir wollen auch in diesem Stück nüchtern urteilen und verschließen uns nicht der Tatsache, daß z. B. die Sprachenfrage manchen älteren Prediger nötigt, einem jüngeren Platz zu machen. Es haben leider manche versäumt, trotzdem sie im Lande geboren waren, ihre Fertigkeit in der Sprache und Fähigkeit in derselben zu amtieren, zu verbessern, oder andere, die als Eingewanderte die Sprache erst erlernen mußten, haben es nicht soweit

gebracht, daß sie den sprachlichen Anforderungen genügen können. Wo unter solchen Umständen über den älteren Prediger hinweggegangen wird, ist nichts Ungerechtes bei der Sache, ja viele ältere Prediger kommen ja selbst zu der Ueberzeugung, daß sie der Sprache wegen eine lieb gewordene Gemeinde, mit der sie vielleicht jahrelang verbunden waren, aufgeben müssen; und so können wir es wohl verstehen, wenn bei lokalen Verhältnissen manche Gemeinde darauf sieht, daß ihr Prediger die Fähigkeit besitzt, in der Landessprache zu amtieren und deshalb bei einer eventuellen Vakanz dem jüngeren Prediger vor dem älteren den Vorzug gibt.

Diese gerechten Anforderungen sollen auch hier nicht zurückgewiesen werden, sondern die rücksichtslosen, da nicht die Notwendigkeit der Sprache den jüngeren bevorzugt, und die Gemeinden bloß einer einfältigen Idee, auch Mode genannt, folgen. So haben ältere Prediger oft das Nachsehen, obwohl sie eine Verbesserung aller Verhältnisse, als Schule, Wohnung, Gehalt, erleichterte Tätigkeit u. s. w. verdient hätten. Es geht manchen so, wie dem Kranken am Teiche Bethesda, nachdem sie jahrelang bescheiden und treulich an einer kleineren Gemeinde ausgehalten haben und geduldig warteten, bis sich das Wasser bewegte, in diesem Sinne sich eine passende Gemeinde auftat, mußten sie zusehen, wie andere (die flinker auf den Beinen waren) hineinstiegen (und sich an der besseren Pfründe labten.)

Und da wir hiermit auch die Anforderungen in bezug auf die Landessprache berührt haben, so verlangt die neue Zeit und noch mehr die nahe Zukunft die Beherrschung der Landessprache. Schon jetzt ist in den Städten die Zeit vorbei, da man die Gemeinde allein in der deutschen Muttersprache bedienen könnte. In den Stadt-Gemeinden wird die deutsche Sprache nur geduldet, weil das ältere Element die deutsche Predigt noch vorzieht, und nicht alle die sprachliche Fähigkeit haben, eine englische Predigt gut zu verstehen, für die Arbeit an der Jugend und mittleren Generation dagegen ist die Landessprache unbedingt erforderlich.

Darum muß auch der eingewanderte Prediger allen Fleiß anwenden, sich die Kenntnis der Landessprache anzueignen, wenn er nicht, wie oben angedeutet, durch Unfähigkeit, im Englischen amtieren zu können, als ein Prediger 2. Klasse will klassifiziert werden. Auf dem Lande ist der Uebergang von der deutschen zur englischen Sprache langsamer, dort wird sich das Deutsche noch unabsehbare Zeit behaupten und viele Distrikte unserer Synode sind noch überwiegend deutsch. Deshalb ist für uns noch nicht die Zeit gekommen, wo wir ausschließlich in der Landessprache die Gemeinden bedienen können. Daß die Zeit kommt, in der einmal das Deutsche für unser kirchliches Leben seine Bedeutung verliert, wollen wir gar nicht bestreiten. Doch dürfen wir vorläufig das Studium der deutschen Sprache noch nicht vernachlässigen, denn sonst könnten (später) bei der Besetzung der noch deutschen Ge-

meinden dieselben Umstände eintreten, wie wir sie jetzt haben, nur mit dem Unterschied, daß dann nicht das Englische sondern das Deutsche auch auf seine Kosten kommen will.

Angesichts dieser Anforderungen kann man wohl sagen, daß, wenn irgend ein Amt oder Beruf Aufopferung und Selbstverleugnung verlangt oder vielseitige Anforderungen stellt, es nicht zuletzt das Predigtamt ist. Das wird noch dann um so mehr offenbar, wenn wir die materielle Entschädigung, das Gehalt des Predigers, in Betracht ziehen. Das Gehalt entspricht oft nicht den gestellten Anforderungen und Ansprüchen und der gesellschaftlichen oder sozialen Stellung des Amtes. Im sozialen Leben gehört der Predigerstand zu den gebildeten Ständen, was aber der Gehalt oder Besoldung anbelangt, so steht er oft nur auf gleicher Stufe mit dem Arbeiterstande. Woher kommt das? Sind unsere Gemeinden so arm, daß sie ihre Prediger nicht besser besolden können? Das ist es nicht, sondern man ist der Meinung, daß der Prediger zufrieden, bescheiden und selbstverleugnend sein soll. Nun ist es ja recht wünschenswert wenn der Prediger die christlichen Tugenden der Bescheidenheit und Zufriedenheit nicht nur auf der Kanzel predigt, sondern sie durch eigenes Beispiel auch praktisch beweist, und gern wird der Seelsorger einer in bescheidenen Verhältnissen lebenden Gemeinde sein Loos mit der Gemeinde teilen; wo aber eine Gemeinde sich in gut situierten Verhältnissen befindet und materiell nicht das leistet, wozu sie ohne Belastung im Stande ist, verlange man keine Bescheidenheit, sondern tue zuerst seine Pflicht in Form einer entsprechenden Besoldung.

Durch die Betonung der Gehaltsfrage könnten wir nun leicht in den Verdacht kommen, als ob wir das Amt nur als Mittel zum Erwerb des täglichen Brotes ansehen. Das ist aber nicht der Fall, im Gegenteil haben wir das Bewußtsein, das selbst die beste Lösung der Gehaltsfrage nicht die Ursache ist, um deren willen der Prediger die Anforderungen, Mühen und Beschwerden des Amtes erfüllt. Der evang. Prediger ist kein Mietling, sondern die Gewißheit, von Gott für das Amt berufen zu sein, Liebe und Begeisterung für dasselbe und vor allem inniger, lebendiger Glaube an das Christentum als das alleinige Heil der Welt, sind die hebende und tragende Kraft, die den Prediger befähigen, seines Amtes in Treue und Gewissenhaftigkeit zu walten.

II.

Zur wesentlichen Forderung gehört, daß der Prediger in der Ausübung seines Amtes das Wort Gottes nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Menschenfurcht oder -Gefälligkeit, predige und, soweit er den evang. Standpunkt unserer Kirche vertritt, soll er frei sein von jeglicher Bevormundung. Wie steht es nun mit dieser Freiheit der Verkündigung des Wortes Gottes? Wer unsere freikirchlichen Zustände nur ein wenig mit kritischen Blicken betrachtet und seine Erfahrung zu Rate zieht, muß zugeben, daß man sich bei der Predigt des Wortes Gottes mancherlei Beschränkung auferlegen muß. Allerdings verlangen die

Gemeinden auch keine Zugeständnisse, die den Prediger in der Verkündigung einschränken, wenigstens tut man das nicht öffentlich, aber doch hegt man die stumme Erwartung, daß die Predigt so beschaffen sei, daß sie jedermann befriedige und die Ruhe und Eintracht des Gemeindelebens ja nicht störe. Will man diesen Erwartungen entgegen kommen, muß man in der Predigt die Schärfen des Anstoßes, die eine freie und furchtlose Verkündigung zur Folge haben könnte, zu vermeiden suchen. Daher muß man Buße, Bekehrung, Strafe und Gericht nach dem Beispiel des Apostels Paulus in der Gemeinde zu Korinth nicht in derber Speise, sondern in der Milch des Gotteswortes darreichen. Wo die Zustände in den einzelnen Gemeinden, menschlich geredet, normal sind, also keine groben Sünden herrschen, und die Glieder nicht durch unchristlichen Lebenswandel Anstoß erregen, da ist es wohl möglich, daß man das Gemeindeschifflein still und friedlich durch den Strom der Zeit gleiten lassen kann. Aber selbst unter solchen Verhältnissen kann sich der Prediger nicht des Gefühls erwehren, daß er seinem Wahrheits- und Gerechtigkeitsempfinden oft Zügel anlegen muß.

Das ist die Unfreiheit der Kanzel: Man erwartet eine weihliche, sentimentale, mundgerechte Predigt, und eine Verkündigung des Wortes, die sich dem Geschmack der Gemeinde anpaßt. Dies ist eins der unerfreulichen Dinge unserer freikirchlichen Organisation, denn hier liegt die Ursache so mancher Verleumdung, Zwistigkeit und Wechsel zwischen Pastor und Gemeinde. Nicht immer und überall kann der Prediger um des Friedens willen schweigen, sondern muß, wenn er sein Gewissen nicht belasten und der Wahrheit die Ehre geben will, auch zur gegebenen Zeit mit allem Ernst und Nachdruck die Sünden beim rechten Namen nennen und Buße und Sinnesänderung der Gemeinde ans Herz legen. Das hat dann schon oft traurige Folgen gehabt, nämlich Unfriede zwischen Pastor und Gemeinde und schließlich Wechsel unter sehr unerquicklichen Umständen. Nun muß allerdings gesagt werden, daß solche üblen Folgen nur da zu Tage treten, wo nicht das bessere Element in den Gemeinden die Oberhand hat. Es wiederholt sich eben auch zu unserer Zeit, was Jesus in Nazareth und Paulus auf seiner Reise durch Kleinasien erfahren hat, und es gilt auch hier: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister."

Doch zur Ehre unserer Kirche und Gemeinden muß gesagt werden, daß es auch in unserer evang. Kirche eine ganze Reihe gut erzogener Gemeinden gibt, und in denselben nüchterne und besonnene Glieder, die das Amt und die Stellung des Predigers zu würdigen wissen und die Erkenntnis haben, daß die Predigt nicht Menschen, sondern Gott gefällig sein soll. (Gal. 1, 10.) — Daher sind die Forderungen einer menschengefälligen Predigt ungerecht. Die Predigt soll Glauben und Erkenntnis wecken und fördern und Zeugnis der christlichen Wahrheit ablegen, und wie es keinen Glauben geben kann ohne Reue und Buße und Schilderung des Sündenelends, wodurch der Mensch vor der Sünde

und ihrer Folge erschrecken und dem Heile sich zuwenden soll, so ist auch die Predigt unvollständig oder verfehlt ihren Zweck, die das eine oder andere übersieht, oder vernachlässigt.

Anderseits befleißige sich der Prediger auf der Kanzel auch der Weisheit, der Vorsicht und des Taktes, denn ohne Menschenfurcht und -gefälligkeit das Wort zu verkündigen, ist nicht gleichbedeutend mit Taktlosigkeit oder Hintenansetzung der Weisheit und Klugheit, Worte oder deren Sinn haben oft eine doppelte Wirkung, entweder wirken sie verletzend oder belehrend und ermahnend, und so soll in jeder Zurechtweisung oder Züchtigung durch das Wort Gottes auch die liebende, helfende Absicht herauszuhören sein, und man vermeide den schulmeisterlichen Ton auf der Kanzel, schwinge auch nicht die Spott- oder Strafrute (wie einst Abraham Sancta Clara oder Sunday in unsern Tagen) auch bleibe man immer bei der Behandlung oder Auslegung des Textes und beleuchte nur die Sünden oder Schattenseiten des menschlichen Lebens, die durch den Text berührt werden. Man braucht nicht in jeder Predigt, ähnlich wie Römer im ersten Kapitel, einen allgemeinen Sünden- oder Lasterkatalog anzuführen, oder wie das häufig in gewissen Kirchen geschieht, jeden Sonntag die Sünde der Trunksucht zu brandmarken, auch wenn der Text nicht die geringste Ursache dazu gibt. Zuletzt beachte man auch auf der Kanzel die für allen Umgang oder Verkehr notwendige Menschenkenntnis oder in diesem Zusammenhang besser gesagt, Seelenkenntnis. Obwohl sich die Predigt allgemein an alle richtet, so betrifft doch die Behandlung eines Teils des biblischen Textes oft nur sehr wenige, und diese wenigen, die die betreffende Auslegung des Wortes Gottes infolge ihrer Schwachheit oder Sünde näher angeht als die übrigen, recht seelsorgerlich auch von der Kanzel herunter zu behandeln, darf der Prediger ja nicht außer Acht lassen.

Wer in dieser Weise seinem Amte nachkommt, wird trotz der oben erwähnten Unfreiheit und Anforderung mit Segen an einer Gemeinde wirken können, denn schließlich ist die anhaltende und treue Beeinflussung durch das Wort und das geduldige Tragen der Schwachen und Strauchelnden nicht vergeblich.

Eine weitere Anforderung, die unsere neue Zeit an die Predigt stellt, ist die, daß in derselben den sozialen Fragen Rechnung getragen wird. Die heutige Predigt muß praktisch, lebenswahr, nüchtern und doch zugleich erbaulich sein, sie muß das alltägliche Leben erfassen und den Menschen nicht nur in seinem Sonntagsrock, sondern auch in seinem Werktagskleid betrachten. Praktisches Christentum ist heute die Losung und Forderung, und darum müssen in der Predigt auch die verschiedensten Seiten des menschlichen Lebens beleuchtet werden, und der Prediger muß gegenüber den sittlichen und unsittlichen Erscheinungen der Gegenwart eine bestimmte, ausgesprochene Stellung einnehmen und die sozialen Verhältnisse der einzelnen Stände oder Gesellschaftsklassen und ihr gegenseitiges Verhalten zu einander in das rechte Licht stellen.

Das setzt aber voraus, daß der Prediger mit diesen Dingen bekannt ist, er darf sich also nicht in seine Studierstube zurückziehen, gleichgiltig und interessenlos der Welt ihren Lauf lassen und sich höchstens bloß um die irdischen Verhältnisse seiner Gemeinde kümmern. Dieser Fehler ist oft in der Vergangenheit gemacht worden und darum hat man nicht mit Unrecht der Kirche den Vorwurf gemacht, daß sie kein rechtes Verständnis hätte für die Bedürfnisse und Nöte der Welt. Die Gegenwart fordert, daß der evangelische Prediger kein Weltflüchtling ist und Welt und Mensch nicht nur von der transzendentalen Bestimmung aus betrachtet, sondern sie sieht, wie sie wirklich ist. Daß der evangelische Prediger bestrebt ist, dieser Forderung nachzukommen, gibt sich kund in seiner Predigt, und um das recht deutlich zu machen, weisen wir zurück auf die Predigt der Vergangenheit. Man nehme einmal ein älteres Predigtbuch in die Hand und lese die einzelnen Predigten. Und was wird das Resultat sein, gute, erbauliche und dogmatische Predigten, die mit ernster Sprache den Menschen an die vornehmste Sorge erinnern und ihm das Strafgericht oder die Herrlichkeit des zukünftigen Reiches vorhalten, dabei aber übersehen, daß das Reich Gottes schon hier auf Erden seinen Anfang nehmen soll und daher auch das diesseitige, praktische Leben nicht genügend beleuchten und behandeln. Deshalb kann man diese Predigten auch nicht mehr als Muster für unsere Zeit annehmen. Ein ganz anderer Ton wird heute in der Predigt angeschlagen, sie greift hinein ins Menschenleben und fordert praktische Anwendung des Christentums im alltäglichen Leben. Sie betont, daß die Befolgung christlicher Sitte und das Festhalten an kirchlicher Ordnung noch lange keine wahre Frömmigkeit ist, sondern daß nur der fromm zu nennen ist, der in Gehorsam, Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit vor Gott wandelt, sie fordert ferner als Lebenszeichen rechte Glaubenswerke der Liebe und Barmherzigkeit. Nebenbei aber übersieht man nicht die irdischen Fragen und Probleme der Gegenwart, denn wenn man den Menschen in seinem Werktagskleid betrachtet, muß man auch die Umstände und Verhältnisse beurteilen, unter welchen er sein täglich Brot erwerben muß, und so hat der Prediger unserer Zeit auch ein lebhaftes Interesse für die irdische Wohlfahrt des Menschen. Deshalb finden auch die sozialen Probleme der Gegenwart in der Predigt Erwähnung, und zwar mit der Absicht, die Gegensätze zwischen arm und reich, Arbeiter und Arbeitgeber in das rechte Licht zu stellen, und den Nachweis zu bringen, daß auch die Kirche eine gerechte Basis aller Lebensverhältnisse fördern will, und nicht im Blick auf die Ewigkeit die Bedürfnisse dieser Zeit übersieht. Werden diese Punkte berührt, so hüte man sich aber davor, für diese einzelnen Bewegungen zu agitieren oder Propaganda zu machen, man tue es nur aus apologetischen und belehrenden Gründen, auch mache man diese Dinge nicht ausschließlich zum Gegenstand einer oder wiederholter Predigten, sondern beschränke sich sowohl in seinen Ausführungen als in der Gelegenheit, denn sonst kann die Predigt zum Vortrag und die

Kirche zum öffentlichen Forum werden, wie das in manchen anglo-amerikanischen Kirchen der Fall ist, in denen Sonntag für Sonntag über alles mögliche geredet wird, und man sich fragen muß: Wo bleibt da die Verkündigung des Wortes Gottes?

Und nun kommen wir zu einer andern Sache. Unter unsern eigentümlichen freikirchlichen Verhältnissen müssen wir alle in der Gemeinde vorhandenen Kräfte zur Mitarbeit heranziehen. Dazu haben wir in den Gemeinden die Vereine. Mitarbeit ist der eine Zweck kirchlicher Nebenorganisationen innerhalb der Gemeinde, Sammlung und Bewahrung der andere. Der Umstand, daß das patriarchalische Verhältnis der Familie, da der Familienvater mit jung und alt zur Kirche hielt und die Gottesdienste besuchte, besonders in den Städten ganz abhanden gekommen ist, nötigt die Kirche, daß sie der Jugend und dem heranwachsenden Geschlecht besondere Aufmerksamkeit widmet. Und deshalb sammelt man die jüngere Generation in einzelne Vereine, um sie bei der Kirche zu erhalten und sie vor Versuchungen der Welt zu schützen. Darum soll auch die Notwendigkeit der Vereine nicht bestritten werden, sondern wir haben es hier hauptsächlich mit den Anforderungen zu tun, welche die Vereine an den Prediger stellen. Dem Pastor liegt die Leitung oder Ueberwachung der einzelnen Vereine ob, und wo nur wenige und die notwendigsten, nämlich ein Verein für die Jugend, für die Frauen, für die Männer und eine wöchentliche Versammlung der Sonntagschullehrer vorhanden sind, kann und darf sich der Prediger über Anforderungen dieserseits nicht beklagen, sondern sich nur freuen über solche Lebendigkeit in der Gemeinde. Leider aber weiß man nicht Maß und Ziel zu halten, und so hat man besonders in den Stadtgemeinden zu viele Vereine. Beinahe jeden Abend ist eine Vereinsversammlung, und jeder Verein erwartet, daß der Pastor regen Anteil nehme an den Versammlungen und ihren speziellen Bestrebungen von ganzem Herzen zustimme. Dabei gehen die Vereine über ihren eigentlichen Zweck hinaus, statt mitzuarbeiten, arbeiten sie oft gegen die Gemeinde, oder zeigen doch nicht das notwendige Interesse, pflegen lieber ihre eigenen Pläne und Ideen und trennen dadurch die Einheit der Gemeinde, auch wird der religiöse Zweck vernachlässigt, indem man mehr um gesellschaftliche Unterhaltungen gibt, denn um religiöse Forderung. Darum kann man die Vereinsmüdigkeit unter den Predigern verstehen, und was unsere Gemeinden und Kirche braucht, ist nicht eine komplizierte Vereinsmaschinerie, sondern die Sammlung aller Glieder im sonntäglichen Gottesdienst.

Den letzten Punkt, den wir unter den Anforderungen von seiten der Gemeinde betrachten wollen, betrifft den Gemeindehaushalt und Aufbringung der Gelder für kirchliche Zwecke. Obwohl diese Aufgabe eigentlich nur der Gemeinde zufiele, so wird dennoch erwartet, daß sich der Pastor auch für diese Angelegenheiten interessiere. Ja noch mehr, man erwartet tatkräftige Mithilfe, und so ist er wiederum der Mann, der die größte Last zu tragen hat, denn die finanzielle Sicherheit und

Zukunft der Gemeinde fällt doch zuletzt zurück auf seine Person. Nach seiner Tüchtigkeit und Beliebtheit richtet sich der Finanzbarometer der Gemeinde. Er hat auf Mittel und Wege zu sinnen, wie man am besten besonderen Bedürfnissen gerecht werden kann. Er ist der Anreger materieller Unternehmungen der Gemeinde, wie Neubauten Reparaturen und Verbesserungen u. s. w., und hat darauf zu achten, daß die Gemeinde allen ihren Verpflichtungen nachkommt. Auch diese Anforderungen versucht er gewissenhaft zu erfüllen und ist bemüht, anstößige Mittel und Wege zur Aufbringung der Gelder fern zu halten. Es ist nicht immer die Schuld auf seiten des Pastors, wenn die Gemeinde Fairs, Verlosungen, Picknicks u. s. w. benutzt und ihren Verpflichtungen auf recht leichte Weise nachkommen will. Allerdings könnte mancher Pastor entschiedener dagegen auftreten, in der Regel aber findet er keine oder nur wenig Unterstützung von seiten der Gemeinde, denn vielen unserer Gemeindeglieder fehlt doch noch das vornehme, christliche Verständnis, daß alle Gelder für kirchliche oder religiöse Zwecke aus freier Liebe gegeben werden sollen. Ja manchmal ist die Aufbringung durch solche anstößige Veranstaltungen geradezu demütigend für den Prediger, denn manche Gemeinde benützt die auf solche Weise erhaltenen Gelder auch zur teilweisen Besoldung ihres Pastors.

Darum muß der Prediger erstens um der Sache des Reiches Gottes willen, entschieden gegen alle verwerflichen Veranstaltungen zum Besten der Gemeinde auftreten, und zweitens die beschämende Anforderung zurückweisen, daß er sich zufrieden zu geben hat mit einer das Amt entwürdigenden Erledigung oder Erleichterung der Gehaltsverpflichtung, und wenn wir oben gesagt haben, daß es nicht immer die Schuld des einzelnen Pastors ist, daß solche Mißstände existieren, so ist es aber doch insofern die Schuld aller Prediger unserer Kirche, daß sie nicht mannhaft und energisch zusammen gestanden und das Uebel ausgerottet haben, und es ist daher die Wiederholung eines dahin zielenden, schon über 40 Jahre alten Beschlusses einer Generalsynode durchaus nicht als ein Zeichen des Fortschritts anzusehen. (Siehe Beschluß der ersten Generalsynode zu Pittsburgh, unter einzelnen Beschlüssen.)

III.

Unsere Arbeit wäre unvollständig, wenn wir nicht auch die Anforderungen erwähnen wollten, die unsere Evangelische Kirche an ihre Prediger stellt. Unsere Kirche erwartet, daß der Prediger entsprechend seines Ordinationsgelübdes in Wandel und Lehre den Prinzipien der Evangelischen Kirche getreu bleibt, und daß er in den Gemeinden darauf hält, daß ihre Ordnungen oder Vorschriften befolgt werden. Zwar herrscht infolge der in unserer Kirche obwaltenden Freiheit, unter Pastoren und Gemeinden mannigfach die Meinung, daß man nach Belieben tun und handeln kann. Obwohl nicht an die Formen und Ordnungen eines starren Konfessionalismus gebunden, so darf aber die Freiheit, die unsere Kirche den Gemeinden und ihren Predigern ge-

währt, doch nicht in Zügellosigkeit ausarten; und die Selbständigkeit, deren sich unsere Gemeinden erfreuen, darf sie nicht verleiten, die Bestrebungen unserer Evangelischen Kirche zu unterschätzen, oder die notwendige Beachtung und Unterstützung zu versagen. Daher fordert unsere Kirche von ihren Predigern, daß das Verhältnis zwischen Gemeinde und Gesamtkirche allezeit das rechte ist und bleibe, und das zeigt sich darin, daß die Gemeinden in allen Dingen Liebe, Gehorsam und Treue ihrer Kirche beweisen. Dies ist, was wir „evangelischen Geist" nennen, der in alten, treuen synodalen Gemeinden schon existiert, und in dem solche Gemeinden erzogen werden müssen, die entweder jüngeren Datums oder aus anderen Denominationen zu uns gekommen sind.

Daraus ergibt sich von selbst, daß die Gemeinden den Einrichtungen und Bestrebungen der Synode die rechte Beachtung schenken, denn gerade in der tatkräftigen Unterstützung soll sich die Liebe und der Gehorsam kund tun. Mit bloßen Anhänglichkeitsversicherungen ist unserer Kirche nicht geholfen. Hier berühren wir das Kapitel: Kollekten und Liebesgaben. Unsere Kirche ist über ihre Gründerjahre hinaus gewachsen, und wie das nicht anders ist und auch nicht zu vermeiden war, sind eine ganze Reihe kirchlicher Arbeiten oder Zweige des Reiches Gottes begonnen und ausgebaut worden, dazu ist ein geschäftlicher Apparat hinzugekommen, Wohltätigkeitsanstalten existieren, die, wenn auch nicht Eigentum der Synode sind, so doch unter deren Kontrolle stehen und ihr angegliedert sind. Ein großer Haushalt besteht, und wie beispielsweise die Kinder einer großen Familie nicht das Recht haben, die Eltern zu fragen: Wie kommt es, daß ihr so viele Kinder habt? ebenso wenig haben wir nun das Recht, nach jahrelanger Entwicklung zu fragen: Warum hat unsere Kirche so viele verschiedene Gebiete kirchlicher Arbeit in Angriff genommen und sich nicht auf das allernotwendigste beschränkt?

Und so haben wir in unserer Kirche Lehranstalten, Innere und Aeußere Mission, Pensionskasse, Kirchbaukasse u. s. w. Diese Einrichtungen fordern unsere Unterstützung in Form obligatorischer Kollekten und jedes Synodalglied, sowohl Pastor als Gemeinde, haben sich verpflichtet, diesen Anforderungen gerecht zu werden, der Pastor bei seiner Ordination, die Gemeinde bei ihrer Aufnahme in die Synode. Auch hier hat der Pastor, ähnlich wie bei der Aufbringung der Gelder in den Gemeinden, die Verantwortung zu tragen. Der Prediger wird bei der Nichterhebung der obligatorischen Kollekten öffentlich dadurch getadelt, daß die Versäumnis bei den Distriktskonferenzen bekannt gegeben wird, und hat sich zu rechtfertigen, warum die Erhebung der Kollekte unterblieben ist. Wir wollen hier nicht ungerecht kritisieren. Was hier betont werden soll ist dies, daß man bald eine Lösung des Problems finden möge, wie man die zum synodalen Haushalt notwendigen Gelder aufbringen kann, so daß man beiden Seiten gerecht wird. Es ist versucht worden, durch den Verteilungs- oder Besteuerungsplan die notwendigen Mittel aufbringen zu können, für jeden Kommunikanten wird

ein gewisser Betrag gerechnet, und der Gemeindebeitrag muß der Zahl der Kommunikanten entsprechen. Das ist schon ein Schritt zur richtigen Lösung. Wenn auch einzelnen Predigern und Gemeinden der zugewiesene Betrag zu hoch erscheint, so haben andere jedoch den Beweis geliefert, daß man noch mehr tun kann, als erwartet, resp. vorgeschrieben ist.

Doch streng genommen, hebt dieser neue Plan eigentlich den Begriff von Kollekte auf, denn die Erhebung einer vorgeschriebenen Summe durch das Mittel der Kollekte im versammelten Gottesdienst, ist doch eine unsichere Sache, das bessere wäre, die Einziehung des Betrags von jedem individuellen Glied oder Haupt der Familie durch den Pastor oder einem Vorstandsglied. Die einzige und richtige Lösung aber wäre die, daß wir unsere Gemeinden zu der Erkenntnis bringen sollten, daß die Mittel für den synodalen Haushalt genau so angesehen und aufgebracht werden sollten, wie für die eigene Gemeinde. Wie die Glieder in der Gemeinde, so sollen die Gemeinden in der Synode für den Unterhalt beisteuern, und man entnehme diesen Betrag aus der Gemeindekasse. Die Bezeichnung „obligatorische" Kollekten lasse man fallen, und erhebe dann freie Kollekten, die den Wohltätigkeitsanstalten oder auch dem synodalen Haushalt zufließen können. Auf die Dauer wird das alte System doch nicht bestehen, früher oder später wird doch eine den Bedürfnissen entsprechende Aenderung vorgenommen werden müssen, es ist nur eine Frage der Zeit, wann das geschehen soll.

Ein in dieser Richtung einzuschlagenden Weg wird auch das Verhältnis der Gemeinden zur Synode noch besser regeln, als es jetzt der Fall ist, ein Umstand, der auch oft viel zu wünschen übrig läßt. Alle unsere von Synodalpastoren bedienten Gemeinden sollten Synodalglieder sein, sonst könnten sie sich weigern, den Anforderungen nachzukommen. So sollte jede Missionsgemeinde sofort in die Synode aufgenommen, und die von anden Denominationen herüberkommenden gleich bei ihrer ersten Bedienung eingeführt werden, und zwar verbunden mit der Einführung des Synodalpredigers andere, schon jahrelang von der Synode bedienten Gemeinden müßten einfach als Synodalglieder betrachtet und demgemäß behandelt werden.

Wir kommen nun, analog den Vereinsanforderungen in den Gemeinden, zu denen, welche synodale Organisation an den Prediger stellt, und man frage sich zuerst selbst: Haben wir zu viel oder zu wenig, sollen wir noch mehr Gewicht auf Organisation und geschäftliche Routine legen, oder ist es an der Zeit, daß wir ein wenig innehalten und uns wieder klar werden, was eigentlich die Hauptsache ist, entweder die Sache an sich oder die Mittel, mit welchen der Sache geholfen werden soll? Allem Anschein nach scheint aber doch die Meinung vorherrschend zu sein, daß wir zu viel Organisation, Vereine, Konventionen und Maschinerie haben, bei der die menschliche Tüchtigkeit oder Leistungsfähigkeit die treibende oder bewegende Kraft ist. Gewiß ist für unsere Verhältnisse, und das gilt besonders für die Städte, die Zeit vorüber,

da man nach der alten, einfachen Weise arbeiten kann, darum haben wir auch weiter oben gesagt, daß die Organisation notwendig ist. Wenn wir, man erlaube hier den Ausdruck, mit den andern Denominationen konkurrieren und unsere Kinder und Jugend erhalten und bewahren wollen, dann müssen wir auch manches Aeußerliche beachten. Nur sollte man nicht zu weit gehen, das rechte Maß, Nüchternheit und Treue in allen Dingen bewahren und auch hier bedenken, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. Das letzte wird oft vergessen, und es ist etwas Wahres an der Aeußerung, die wir kürzlich einmal gehört haben, daß der Heilige Geist nichts mehr zu tun habe. Wenn man irgend etwas erreichen will, wird organisiert und ein geschäftlicher Apparat in Bewegung gesetzt, und dann wird's schon werden. Hüten wir uns deshalb davor, daß wir das Wichtigste und Wesentliche unsers Amtes und seine Hauptforderung nicht übersehen, nämlich das Wort und seine Verkündigung. Darum waren auch die Ausführungen unsers englischen Professors vom Predigerseminar auf der letzten Generalsynode vielen wie aus dem Herzen gesprochen, als er vor zu vieler Organisation warnte und betonte, daß wir alle Zeit festhalten sollten an dem reformatorischen Prinzip, welches das Hauptgewicht auf das Wort und nicht die äußeren Werke legt.

Daß jetzt eine solche Reaktion eintritt, ist eben die Folge davon, daß man die Beobachtung macht, daß diese verschiedentliche Organisation, statt zum Besten, unserer Kirche zum Schaden werden könnte. Worauf wir als Kirche bedacht sind, ist dies, daß wir unter den vielen Denominationen unsers Landes unsere Eigenart bewahren möchten. So lange die Sprache die Grenze war, die uns von andern Kirchenkörpern absonderte, waren wir sicher, nun fragt sich aber mancher, wie wird das in der Zukunft werden? Seien wir nicht bange, die Sprache bringt uns keine Gefahr. Durch unsere Organisationen können wir viel eher unsere evangelische Art verlieren, als durch den Uebergang von der deutschen zur englischen Landessprache. Und das wollen wir an dem folgenden illustrieren. Vielen ist die Sonntagschule wichtiger, als alles andere. Man kann die Meinung hören, daß der öffentliche Gottesdienst überflüssig sei und die Sonntagschule diese Stelle einnehmen könne. Das wurde vor einigen Jahren auf einer Distriktskonferenz öffentlich in einer Predigt über die Sonntagschule gesagt, also von einem Prediger und nicht von einem Laien. Und das war nicht das erste und letzte Mal, daß wir solche Aeußerungen vernehmen mußten. Ferner, wie viel Fremdes kommt durch die Jugend und ihrer Organisation in unsere Kirchen und Gemeinden, vieles, was andere Denominationen erlauben, wollen auch unsere jungen Leute erlaubt haben oder nachahmen. An der betreffenden Stelle haben wir den Wiederbeschluß der Generalsynode über Fairs, Picknicks, Tanzbelustigungen u. s. w. erwähnt, und wer ist es, der in dieser Beziehung dem Pastor oft Schwierigkeiten macht? Ist es das jüngere oder ältere Element? Wer sinnt auf allerlei gesellschaftliche Unterhaltung, die wohl außerhalb, aber

nicht innerhalb der Kirche und Gemeinde erlaubt und angebracht sein mögen? Und was helfen da die Proteste oder der Widerspruch des Pastors? Nicht viel, man tut doch, was man will, und weil man dessen Gesinnung von vornherein kennt, wird er oft gar nicht gefragt. Eins wäre zu wünschen, nämlich daß unsere kirchliche Jugend solche Dinge und ihre Schicklichkeit genau so beurteilen möchte wie die Trinkfrage.

Doch wir wollen es mit dem Gesagten bewenden lassen, ohne Organisation können wir nun einmal in unserer Zeit nicht fertig werden, auch das ist ein Zeichen unserer Zeit und unsere Ausführung soll niemand zur Mißachtung der Anforderungen verleiten, welche unsere synodalen Organisationen erwarten, auch in diesem Stück wollen wir Gehorsam und Achtung beweisen. Wir wollen die Sonntagschule allen modernen Ansprüchen entsprechend einrichten, wo die Verhältnisse es gestatten, unsere Kinder sollen einen guten religiösen Unterricht erhalten, und dazu sind wir um so mehr verpflichtet, weil viele Familien diese Pflicht versäumen oder vernachlässigen. Wer die Kinder in Gemeindeschule oder längeren Konfirmandenunterricht versammeln kann und lokaler Umstände wegen am Sonntag den Unterricht nicht in der erwünschten Weise erteilen kann, der mache die wöchentliche Unterweisung zur Hauptsache. Umgekehrt aber, und das gilt für die Städte, wer die Sonntagschule als Hilfsmittel für den Konfirmandenunterricht ansehen muß, der achte darauf, daß dies in der besten Weise geschehe. Das gleiche gilt für die Jugend, wo dieselbe regen Anteil am Gottesdienst nimmt, hat der Prediger die beste Gelegenheit, auf sie einzuwirken; und ist es sonst wünschenswert, ja sogar erforderlich, daß man der Jugend spezielle Aufmerksamkeit schenken muß, so vereinige man die jungen Leute zu einem Verein und scheue nicht die Mühe und Arbeitsvermehrung, die die Leitung oder Ueberwachung der Vereine mit sich bringt. Auch bietet die Organisation in Vereinen den andern gewiß anerkennenswerten Vorteil, daß man dadurch Hilfskräfte für das Wohl der Gemeinde als auch für das Reich Gottes gewinnen kann. Das letztere sollte noch mehr betont werden, denn in den Vereinen sollten unsere jungen Leute die Anregung bekommen, sich der Arbeit im Weinberge des Herrn zu widmen, sei es als Schwestern in den Diakonissenhäusern oder als Prediger und Missionare.

Aehnliches gilt von der neueren Bewegung unter der Männerwelt. Auch diese hat ihr Gutes, und als synodale Organisation sollte sie kräftiglich mitarbeiten an dem Werk unserer Kirche und das Problem lösen helfen, wie wir den großen Haushalt unserer Synode, bestehend aus Lehranstalten, Innerer und Aeußerer Mission, Pensionskasse u. s. w., so versorgen können, daß wir den Bedürfnissen gerecht werden.

Und nun wollen wir das Resultat über unsere Bemerkungen von Organisation, Vereinen u. s. w. ziehen. Wir betrachten sie als Mittel zum Zweck, doch das Ideal christlicher Gemeinschaft und Vereinigung sei und bleibe allezeit die im Gottesdienst versammelte Gemeinde. Dort sollen die verzweigten Kanäle christlicher Bestrebungen wieder zusam=

menfließen und alle, jung und alt, Mann und Weib, sich unter dem Schall des Wortes Gottes sammeln. Und damit kommen wir zurück, von dem wir ausgingen, daß die wesentliche Forderung die Verkündigung des Evangeliums sei, und wie der Glaube aus der Predigt kommt, so sammeln sich auch die Gläubigen in der Gemeinde, in dem heiligen, seligen Verein, da sie erlöst von ihren Sünden, sich Jesu, ihres Heilands, freuen.

The True Evangelism of Today.

(Its Origin, Urgency and Program.)

CHARLES J. KEPPEL, KENTON, O.

The purpose of this article is not so much to make converts to the idea of evangelism as rather to stir to increased zeal those already convinced of the need of this particular work. Nothing impels us so to action as does the cumulative force of obvious facts.

Nor does this article aim to present a criticism of unworthy methods in evangelism. Of course the enemy has never yet failed to sow his tares in the Master's wheat-field. Like everything else true evangelism is counterfeited, the form thereof being utilized now for the advancement of personal ambitions, now in the interests of semi-political propaganda. But it is well for us to be constantly mindful of a four-fold danger to ourselves incidental to this circumstance. There is first the grave possibility that we reject the whole idea of evangelism because of the abuses born of hypocrisy or fanaticism that have popularly become so intimately associated with it. Or, while still adhering to the idea in its noblest conception we may be prone to underestimate the present good that is being accomplished by this work. Even Elijah fell victim to this human tendency toward pessimism until God gently reminded him that the night was not so dark as he had painted it. Certainly evangelism has been much abused by man, but it has also been most certainly used of God. And the third danger incidental to the fact of these abuses lies in the unfortunate monopolizing by them of so much of our best thought whenever we deliberate on the subject. They have succeeded too often in arousing unyielding prejudice or in supplanting a far more urgently needed sympathetic and constructive discussion. But the gravest danger of all lies in the possibility of our misjudging men and their activities in the specific instance. We remember John when he came to Jesus saying, "Master, we saw one casting out devils in Thy name, and we forbade him, because he followeth not us." But Jesus said, "Forbid him not: for there is no man who shall do a miracle in My name, that can lightly speak evil of me. For he that is not against us is on our part." (Mark 9: 38-40.) Rather, therefore, ignoring the negative aspect of modern evangelistic activity we shall give consideration only to

the true evangelism of today, touching briefly upon its origin, its urgency and its program.

Thank God, there is a true evangelism, and it has never commanded more earnest and consecrated attention than is being devoted to it today. And from this noble type of evangelism, despite all the devil's possible efforts at caricature, we dare not—nor do we want to—be turned aside. For it is the work of God.

From the point of view of the Christian Church the origin of the true evangelism of today is of absorbing interest. It was born out of a catastrophe that seemed to threaten the Church's very existence. It was the chaos of rationalism that gave birth to the zeal for evangelization.

That the mightiest missionary movement in all the Church's history as well as the unprecedented development of the Sunday school followed closely the age of rationalism is a striking fact. But fundamental to both these tremendous religious movements has been evangelistic zeal, born of a new vision of the Christ. This vision has resulted from the readjustment necessitated by the bitter assaults of rationalism in its destructive biblical and the so-called higher criticism. Driven from a state of complacency and comfortable ease the Church suddenly found herself reaching down to the very rock foundation of her faith and hope. And the result was a virtual rediscovery of the very heart-source of her life and light, Jesus Christ, her living Lord, who Himself is the whole Gospel, who is His own irrefutable argument, whose personal power is mightier than all doctrine, impregnable against every attack, and whose purposes and plans more than include all the loftiest ideals of every utopian dream of sin-cursed and death-burdened humanity. And, having rediscovered Jesus, the Church could not help but reflect in her activity the passionate throbbing of His loving heart for the souls of men. The awakened Christian's dominant impulse, "We would see Jesus," now gave way to the burning wish, "O, that all the world might see Jesus! O, that every lost brother might be brought to know Him!" "For the Son of man is come to seek and to save that which was lost." "Neither is there salvation in any other: for there is none other name under heaven given among men, whereby we must be saved." Once again for the Church, as in apostolic days, the need of the world spelled "Jesus." Once again, out of deepest soul-conviction, the fervent grateful prayer was uttered by those who had come to know the Christ: "Lord, to whom shall we go? Thou hast the words of eternal life."

It is true that the evangelistic zeal thus born out of the reaction against rationalism found its earliest expression primarily in intensified foreign missionary activity. We have a pecular habit of seeing first the objects farthest off. It took us, i. e., the Christian Church, a little longer to awaken to the need at home. Yet the

phenomenal results of the work of the Rev. William Sunday and others—whatever our personal estimate of the methods and motives involved may have been—could not but appeal to us as an evidence of the ripeness of the field for the harvest. Who could fail to read in the eagerness of the throngs flocking up the "saw-dust trail" to clasp the hand of the speaker the yearning of mens' hearts for a more direct, more intense, more practical presentation of gospel truth than our churches had been giving them? The Sunday methods have met with overwhelming response because they have represented the nearest approach on a large scale of organized religion toward satisfying the heart-hunger and thirst of the unfed or underfed masses.

Our opinions may differ as to the fitness of the means employed to get these results, yet few of us have been able to gaze without quickening pulse and tear-dimmed eyes upon the surging mass of humanity—sweet-faced mothers, pure-hearted maidens, strong men in tears, broken-bodied and sin-scarred wrecks, girls of the streets in their shabby gay attire, old men and grandmothers with tottering step and trembling hand, boys and girls,—the rich and the poor, the young and the old, the feeble and the strong,—all with but one apparent thought, one all-dominant idea, to find mercy, a new life-start, new strength and purpose, by the crude and perhaps undignified route of the saw-dust trail.

And as we gazed, deeply moved, upon them, we forgot presently what they were doing,—we ceased to hear the evangelist's feverish pleading and exhorting,—we had bowed our heads unconsciously in sorrowful heart-searching and fervent prayer: "O, Father, wherein have we failed—has the Church failed—that these are here? How like sheep without a shepherd! God, our Father, help us to see our sin and show us what Thou wouldst have us do to feed these hungering souls."

And so out of the prayerful soul-questioning of earnest hearts has grown the firm determination to know the will of God for ourselves in the direction of a new effort to bring the gospel message to men as men need to have it brought to them, whatever that way may be. The Spirit of God has already used different men and different churches very differently in this respect. We do not pretend to dictate to Gods' Spirit the means He shall employ. We only know the need, and His willingness to show the way. Evangelism is a fire, not a fixed process. It impels various personalities, organizations and institutions variously indeed, but always to the same end and under the same loving personal guidance of the living Lord. Evangelism's fire was kindled in the Church as the Church came into vital touch with her Master. And true evangelism is ever the product of His Spirit and is crowned with enduring success in exact proportion to its direct inspiration by Him.

But now that the spirit of evangelism has thoroly permeated the religious thought of today, our eyes are being opened more than ever to the peculiarly urgent need of this present time for this latest expression of God's Holy Spirit. The Church has been subjected by those who love her best to a searching examination as regards her actual condition, her aims and her achievements. "Surely, we must have failed! Wherein have we failed? What is the remedy?" These questions have arisen spontaneously within the Church in thousands of hearts—and men have set themselves seriously to the task of answering them.

What have we discovered? It will be possible in this article to indicate briefly four of the outstanding "findings" of this careful introspection.

1. We have discovered the fact of the isolated existence of a peculiar "Church world," with a marked tendency toward exclusiveness, traditionalism and a "compromise interpretation" of gospel truth. The Church's little world is generally well-defined as over against the secular world around it. Furthermore it is in most instances unmolested from without and unmolesting from within. The inhabitants of this "Church world" mingle freely with the secular world citizens about them, carry on business with them, enjoy social pleasures in their company—but all the while the distinctive "Church world" is rarely mentioned; it belongs to a separate sphere of life, to be visited only as occasion requires. It does not intrude itself into secular world affairs, except perhaps in a secular way to beg for money or to solicit advertisements for the church bulletin. Nor does the world trespass upon it.

A remarkable thing about this situation is that with all the isolation of this "Church world" its inherent character is not always so distinctive. Rather do we note a very common tendency so liberally to interpret the obligations of the Christian that they will be quite compatible with the world-life without. Social evils are not openly scored, the wealthy are treated with deference, and it is the consuming effort of many a church and its pastor to avoid hurting the feelings or tramping upon the toes of any parishioner. The distinctiveness and exclusiveness in such churches lies therefore not so much in their character as rather in the fact of association, or fellowship, or membership, however we may designate it,—much as in the secret orders.

Running parallel with this spirit of compromise in our isolated "Church world" is the further tendency toward a condition which might be termed the "slumber-state" of the Church. It is evidenced by the failure of that which has become habitual to stir the deepest emotions. The keen spiritual sense seems to have become blunted—at least to the stereotyped stimuli that issue from our traditional activities. Or, at best, the response to these stimuli has

become "habituated"—the result being commonly known as the "rut" in which individuals as well as whole congregations find themselves. There is a very evident placidness and easy regularity about everything, excepting, of course, the occasional church quarrel. But there is nothing to indicate in any way the deep stirring of emotion or the eager strenuousness of large enterprise and earnest aggressive endeavor. And more than this, there is a decided resentment against any disturbance or suggestion of disturbance of this accustomed and most soothing tranquility in religious affairs.

Another observation with reference to this exclusive "Church world" is of interest. The fact of its distinctive society, its inherited ethics and its almost definitely prescribed religious program or routine has tended to engender within it a kind of artificial religious atmosphere, the mere living in which is too frequently mistaken for true religion. Many a good woman, for instance, believes that, because she bakes pies for the Ladies' Aid supper and helps wait on table, she is a model Christian; and to eliminate from her church, as some of us have done in our own, suppers and sales as unworthy means of financing our work, would be to rob her of all the religion she has ever possessed. Or because a young woman is chairman of a League committee and a delegate to the annual convention she may feel so superiorly religious that she may deem herself highly competent to assist the good Saint Peter in judging as to the merits or demerits of the poor sinners round about her. Only she does not stop to wait for his instructions but sets to work at once. She has "religion"—because of the highly charged religious atmosphere of the little "Church world" in which she has come to play so prominent a part.

Can there be any question but that the negative conditions thus prevailing in the isolated "Church world" contribute in large measure to the heart-hunger so evident even among Christians?

2. But when we pause to consider the influence of this self-contained little "Church world" on the community round about it, we no longer wonder at the success of the great evangelistic tabernacle meetings. We find that the world outside the Church simply does not concern itself about it, gives it little thought, does not take it seriously. "O, I am as good as those hypocrites!" is an expression heard by the writer from the lips of an unfortunate victim of sin, and it is typical of the general attitude of the world toward organized religion. When thought is given at all by children of the world to religious matters it is usually to speak slightingly of the Church. The ministry is looked upon as professional religion, the Church itself as a parasite feeding upon society, only demanding, never contributing,—claiming indeed to care for men's souls, but actually wholly disinterested in the physical, moral and spiritual welfare of the children of the world.

The writer certainly does not give his unqualified endorsement to this estimate, which is of course based largely on misconception; he merely states the situation as it exists and as all may discover it for themselves upon investigation. In other words, the doors of our influence are locked against us by a bitter prejudice, greatly exaggerated indeed, tho not altogether unwarranted, yet certainly effective in blocking the road to the service of the very ones who need most the helping hand to lead them to the only Saviour, Jesus Christ.

3. We have observed further with deep concern the gradual breaking down of the sympathetic home background of the Church, with the inevitable disastrous effect on the institutions of public worship, Holy Communion and Confirmation. The average Christian home of today falls undeniably short of the standard of twenty-five years ago. Child-discipline in matters religious is in some communities almost altogether lacking. The Church is compelled to make ist appeal direct to the children without the wholesome intermediary influence of the parent to support it, too often even against the odds of negative parental influence. Our institution of Confirmation, so much depended upon in the past for results in the direction of evangelization, has especially suffered. It is left to the children themselves to decide whether or not they will enroll for instruction. Or even the Christian parents' slighting estimate of this work positively discourages the child at the outset. Where children are sent, there is often irregularity of attendance, habitual tardiness and lack of preparation to contend with. Without the active, whole-hearted co-operation of the home it is difficult to surmount these obstacles. Somehow we must lift the spiritual standard in these homes if our institution of Confirmation is to come again into its own to serve its intended purpose.

4. But searching deeper down into the heart of the Church's message, we find very commony a two-fold omission that has proven tragically fatal especially in these last years. The omission is not so much that of doctrine as that of emphasis and application. It is the matter of the Cross of Jesus Christ and of His coming again.

The preaching of the Cross has never been popular with the world, therefore, in accordance with the spirit of compromise so prevalent in the Church, this particular central doctrine was limited in its application to the historic fact of the Cross of Christ, faith in the atonement wrought thereon being proclaimed as vouchsafing the life eternal. It did not please the world nor worldly-minded Christians to draw the inevitable deduction that for a man sincerely to believe in the Cross of Jesus he must first believe in the wisdom of God in choosing the Cross-method—that of yielding life voluntarily in the face of evil,—not righting wrong by might of physical force but by the invincible power of sacrificing love—love

that dies at the hands of evil men, only to find life again and eternal fruitage thru its own inherent power, the power of God, who Himself is Love. The Church has not taught this. She has indeed taught Christian ideals but she has given her approval even to the means of carnal warfare to usher these ideals in. God has given more than ideals; He has revealed the only way to their attainment, Jesus Christ Himself. And the body of Jesus Christ is the broken body of which all must eat who would enter into its fellowship; and His blood is the blood shed in love on Calvary, and of which all must drink who would belong to the "Lamb slain from the foundation of the world."

Behold the spectacle! Christian against Christian, brother against brother, the Blood and the Name of Christ against the Blood and the Name of Christ! Hatred and passion engendered from Christian pulpits everywhere; the fires of hell let loose in the Church of the crucified Master! "By this shall all men know that ye are My disciples, that ye have love one to another."

How shall we be able to reach sinners now under the cloud of this terrible distorting of Christ's eternal Truth? O, where is the evangelism hat will be able to undo this tragedy, the apparent rejection of Jesus Christ by His Gentile Church? Is any such evangelism possible? Who does not pray that the Master may reveal it to His earnest followers?

But as the Church has been looking to material forces to usher the Kingdom of Heaven in, so, thoroly consistent with herself, she has ceased to watch for a returning Lord. *She does not need Him!* His teachings are enough. She can attend to all the rest herself,—at least so with the help of the Christless world! And all this despite the Master's oft-repeated earnest warning against this very tendency to grow careless about this particularly urgent and constant need, to watch for His return. (Cf. Matt. 24: 42, 44, 48-49; 25: 13, etc., etc.)

Lost sinners are not drawn to a doctrine, or a philosophy, or even to a promise—they are drawn, as the Father knew they would be drawn, to a living Personality. And a Master so real that all the Church shall wait in eager expectancy for His coming again, Himself to bring His Kingdom in, such a Master, in whom we ourselves vitally believe, will attract the soul-sick and needy and disheartened ones, who seek above all a Friend, One to love them back to life and hope. O, for the evangelism that will reawaken in the Master's Church the joy of apostolic days at the thought of His return.

Incidentally we have anticipated a large part of the third aspect of our subject, the program of the true evangelism of today. It remains but for us to sum it up as clearly as possible.

Taking into account the facts thus hurriedly reviewed setting

forth the Church's obvious need it becomes evident beyond question that evangelism's first appeal must be made to the Church herself and thru the revived Church as the instrument to the lost ones without. Evangelism's vision must be the Master's vision—"As My Father hath sent Me, even so send I you!"—and in its application today, the Church awakened to a consciousness of her God-bestowed mission to evangelize, by her life as well as by her witness, a sin-cursed humanity. Several considerations are of importance here.

1. The Church must seek to set herself right in the local community. She must win attention from an unwilling world by being earnestly, lovingly aggressive. She must break down the barriers of prejudice by making clear her motive and giving unmistakable evidence thereof in a constant open effort to rob Satan of his conquests thru the power of the living Christ. The Church can become known and respected and indispensable only as Jesus Christ her Lord and Master becomes known and respected and indispensable. And the Master always won men's hearts as they came to experience His life-saving and life-restoring power. Actually to save sinners by the power of Christ, to restore broken lives and homes, is the one advertisement of the Church that cannot be gainsaid nor long resisted.

2. The Church must seek a means of breaking the fetters of formalism and indifference that are binding fast her people. Nothing breaks down the barriers of traditionalism as does the fire of evangelistic preaching and the power of God's Spirit to save souls. Soldiers need not be told to break ranks when they meet the enemy face to face. Stiffness of the joints cannot easily be cured without exercise—spiritual exercise in a series of Spirit-directed meetings will often work miracles in reviving an apparently spiritually dead congregation. Parents whose hearts have been stirred thru such evangelistic services will be eager to have their children instructed in the Word of the Cross that has come to mean something vital in their own lives.

3. The Church must be resolutely uncomprising with the world. She must stand adamant against evil in any and every form. Hers is the guardianship over the young lives entrusted to her care. Silence with respect to local evils or evil tendencies is a crime against the Church, against the community and against the Lord Jesus Christ in His Kingdom. It is btter to offend the offender than hold his good favor and send our children to hell. Evangelism is needed, stirring gospel preaching, to arouse the slumbering conscience of the Church. The local church may resent it, chaos may temporarily result, but what of that? For it is awful to contemplate one's personal responsibility in neglecting a task so fraught with

eternal possibilities as the making or the undoing forever of the lives of our own boys and girls.

4. The Church must be stirred by true evangelism to an appreciation of and to a bold and fearless preaching of the Cross of Jesus Christ in the fullness of its meaning for human life and action. She must be aroused to heed God rather than men. It is no easy task, but the apostolic zeal was equal to it: and the new apostolic zeal of our new evangelism, God-given, will also fearlessly shoulder the obligation.

5. And in this connection evangelism must open again men's hearts to the expectation of the returning Lord, whose task it will be—not ours—to set humanity right. He has said He will come! Angels said He will come! Apostles waited for His return! Awake, arise, watch and pray! Here is a soul-stirring message for the true evangelism of our time.

6. And now one closing thought! Can even God-directed evangelism work the miracle of reversing the direction of the Church's thought, of reviving the dry bones in the valley of her spiritual death, of sending her forth anew to win the world for Her Saviour-King? Evangelism could not check the decay and collapse of Judaism, when once Gods' people had sinned away the hour of grace. Can later evangelism do with the Gentile Church what our Lord's own preaching and the zeal of His apostles failed to accomplish with Israel?

Probably not, we say, aye, quite certainly not,—for Scripture must be fulfilled concerning the apostasy of the Gentile Church. But let us not forget that the pleading of Jesus and the apostles was all the more earnest and fervent with Jerusalem and the Jews, even tho rejection and destruction were imminent. For Jesus looking back upon His effort to save His people can say: "O Jerusalem, Jerusalem, that killest the prophets, and stones them that are sent unto thee, how often would I have gathered thy children together, as a hen gathereth her chickens under her wings, and ye would not. Behold, your house is left unto you desolate."

But specifically for us in the present situation the early apostolic evangelism points the way; and linked with our pleading for a rehabilitated Church, may we never fail to add the individual note sounded by Simon Peter in the first great God-inspired Pentecost sermon (Acts 2: 40): "And with many other words did he testify and exhort, saying, *Save yourselves from this untoward generation.*" If Jerusalem is lost and Israel doomed, O save yourselves! So today! If the Church shall fail to heed, and the time of the final apostasy be at hand—"O save yourselves from this untoward generation!"

The true evangelism of today must then be in the nature of a prophetic testimony to the Church and to the world:

a) that Christ lives and would today definitely control and use His Church and the lives of His followers to the end of His only mission on earth, namely to save lost sinners;

b) that Christ will Himself in God's own time return to set up His Kingdom on the earth—a task that all human efforts will fail of performing;

c) that His love, life-yielding yet life-producing (John 12: 24) alone can liberate mankind—and only thru the full adoption of Gods' own program of the Cross;

d) and finally that in the last instance every man bears his own burden, the full responsibility for his life decisions, regardless of the opinions or failures of others.

And as does every man bear his own burden in the respect of his individual salvation, so do we as pastors in the respect of our responsibility as stewards. How shall we choose to walk? The easy path of men to the glory of the world, or the rocky, blood-marked road to Calvary, the way the Master trod—to glory eternal? Shall we be content with the attainments of the past, or shall we in humility seek His leading into a more vital ministry, however hard the task or radical the departure may be, and however sore the trial when we shall find ourselves misunderstood, misinterpreted, reproached and maligned by those who were our friends? God grant that we may choose the latter, for it is the Master's voice that speaks: "Verily, verily, I say unto you, The servant is not greater than his Lord; neither He that is sent greater than He that sent Him. If ye know these things, happy are ye if ye do them."

Eulogy on the Triad of Faith, Hope and Love

CHARLES A. KOENIG.

> Now abideth Faith, Hope, Love, these three; and the greatest of these is Love. 1 Cor. 13: 13.

True religion is triune. FAITH, HOPE, LOVE enter into all that is true and explain all. Three words and yet within this narrow compass the whole is embraced. This verse is one of God's beautiful words, round and perfect in itself. The picture is distinct and clear.

The verse has furnished the arts with one of their most exquisite subjects. Poets have sung the praises of Faith, Hope, Love and the painter has exhibited the holy triad in all the glowing colors of his brush. The sculptor has given them the pure and almost breathing forms of his marble, while the orator has employed them as the ornaments of his eloquence.

But the orators, poets, sculptors and painters have often

strangely misunderstood them and too often proved that they know nothing but the abstracts of their genius. What they presented to the eyes were mere earthly forms which bore no resemblance to those divine and spiritual graces. Multitudes have gazed with admiration kindling into rapture upon the productions of the artist or read with enthusiastic delight the liquid lines which the poets have drawn, or have been roused to ecstasy by the glowing expressions of the orator, who at the same time have had no taste of the virtues described by the apostle.

It is a fair question for inquiry,—whether religion has really received the benefit claimed to be conferred by the fine arts,—whether men have not become carelessly familiar with the more awful realities of truth by the exhibition of the poet, the painter and the engraver and whether they have not mistaken those sensibilities which have been awakened by a contemplation of the more tender and touching scenes of revelation as described upon the canvass or the marble for the emotions of true piety. Perhaps "Paradise Lost" has done very little to produce any serious concern to avoid sin and misery, or Ruben's "Descent from the Cross," or Raphael's "Transfiguration" as little to draw the heart to the great objects which Christianity proposes to effect and secure. Innumerable representations have been given of Faith, Hope and Love and doubtless by these means many kindly emotions have been called for a while into exercise, which after all were nothing but a transient effect of the imagination upon the feelings.

It is of vast consequence that we should recollect that no affections are entitled to the character of religion but such as are excited by a distinct perception of revealed truth.

It is not the emotion awakened by a picture presented to the eye, nor by a sound addressed to the ear, but by the contemplation of a fact, or a statement laid before the mind. This it is which constitutes piety. If the other were piety and all the piety that God requires, then the Bible is but a mass of words that signify nothing. We do not need it to teach us this. All this religion we may have without its precepts.

The eye fills with tears in spontaneous freedom at the sight of suffering and the heart swells with gratitude without an effort by demonstrations of kindness and we grant our admiration without an effort to withhold it when we stand in the presence of beauty, the grand or the sublime.

FAITH

"The child-like Faith, that asks no sight,
  Waits not for wonder or for sign,
Believes, because it loves aright—
  Shall see things greater, things Divine."

The first of this Triad is FAITH. In its simplest sense, Faith is the belief of testimony. In reference to spiritual things it means a firm persuasion of the truth of what God has revealed in His Word. It is a belief not only that the Bible is true but of the truth contained in the Bible. It is not merely a perception of the evidence of Christianity as a divine revelation, but also a perception of the truth of its doctrines.

GENERAL FAITH means a belief of all that God has revealed in the Scriptures, whether it be by invitation or promise, command or threatening, prophecy or history.

FAITH IN CHRIST or justifying faith relates to that part of the divine word which testifies concerning the person and work of the Redeemer.

SAVING FAITH takes into its view everything contained in the Word of God, but its special object is the Lord Jesus Christ as the Son of God and the Saviour of the world, just as the eye of the condemned criminal at the place of exemption beholds all things around him but looks with the *greatest* steadiness and delight upon the messenger who is hastening with the reprieve. Faith in Christ is a full persuasion of the truth of the glorious Gospel concerning him accompanied by a full confidence in the veracity and an expectation of the fulfillment of His Word.

Faith is not that which constitutes the ground of our acceptance, but which places us upon that ground. Faith is the first stone of the building, but it is not the foundation. It is the act of cleaving to Christ, but all its value depends on the worth of the Christ to whom you cleave. A man may have faith, real ardent, energetic faith, in saints and images, priests and relics, yet his faith does not save him. A drowning man puts forth his hand and seizes with more than natural energy a bit of froth that dances on the crest of the wave, his hand cleaves it like air and he sinks helplessly into the deep. He is lost, not for want of precision in his aim, or of energy in his grasp, but for want of truth and power in the phantom to which he fled. OUR Help is laid on one who is mighty, mighty to save, who saves to the utmost.

Examine carefully then the faith you possess as to the object upon which it rests. Come to Christ, but come worthless, come empty, come guilty. If any ray of self-righteousness come between the sinner and the Saviour it will keep them separate. Naked and bleeding must the branch be laid upon the naked and bleeding tree in the process of engrafting. If any covering were first wrapped round it, the branch would never draw life. The tree would never give it. Any work of yours be recommending you or prefering you will be a non-conductor thru which the light of the Saviour cannot run into the dead. In the matter of the sinner's salvation, Christ is all or nothing.

HOPE

"We in dark dreams are tossing to and fro,
Pine with regret, or sicken with despair,
The while Hope bathes us in her own chaste glow."

The second of this triad is HOPE.

This is the desire and expectation of those future good things, which God has promised in His Word. Faith believes the promise, Hope desires its fulfillment. Hope is a light shed down from heaven to cheer a dark and troubled scene. It is like moonlight borrowed from the sun to mitigate the darkness which it cannot dispel. Hope is adapted to a transitory imperfect state. Its office is to diminish in some measure the sorrows of the present by drawing on the stores of future joy.

Applied to the richest gifts of God and the highest interests of man, Hope reaches from earth to heaven and fastens the anchor of the soul within the veil, where it is sure and steadfast, so that the expectation of eternal rest may enable the weary to bear with patience the tossings of Time's troubled sea. It is essential to hope that its object be some good thing, either supposed or real.

Desire without expectation is either mere wishing or despondency. *Expectation* without desire is either indifference or dread,—the union of both constitutes Hope.

But *Christian Hope* is not a mere feeble and fluctuating expectation of eternal happiness partaking more of the nature of uncertainty than of confidence, for it is by a beautiful figure of speech called a sure and steadfast anchor,—"a lively Hope" is the description of the same thing without the figure.

Many Christians make mistakes when they suppose that hope is nothing more than a state of mind partaking of so much doubt, as leaves them very little above the level of despondency. We are to remember "He never had a hope who never had a fear." Hope is the tenant not of a heart that was never broken but of a heart that has been broken and healed again. A pure bright star fixed high in heaven, it reaches with its rays the uplifted eye of the weary pilgrim,—but stars shine not in the day, the darkness brings them out.

"Darkness shows us worlds by night
We never saw by day."

So grief summons hope to the aid of the sufferer.

When the ransomed rise from the sleep of the grave and open their eyes upon the dawning of an everlasting day, this gentle star which has soothed them often in the night of their pilgrimage will nowhere be found in all the upper firmament, for in the presence of the Sun of Righteousness, Hope, no longer needed, no more appears.

The Poet Hesiod tells us that the miseries of all mankind were

contained in a great box and that the husband of Pandora removed the lid, whereby they were cast abroad, all but Hope, which still remained in the bottom of the box. Thus Hope is the principal antidote which keeps our hearts from bursting under the pressure of evils and is that flattering mirror which gives us a prospect of some great and alluring good. When all other things fail, Hope stands by us to the last. This, as it were, gives freedom to the captive, health to the sick and victory to the defeated.

LOVE

"Who loves the Lord aright,
No soul of man can worthless find,
All will be precious in His sight,
Since Christ on all has shined."

The third grace in this triad is Love or Charity. Many forms express themselves thru this name. The lowest is *instinctive* Love. The whole animal creation shows this development. The fiercest creatures love their young. It enters largely into human experience and stands amidst other and higher affections.

Beyond this stands the strong love of the passions. With this intelligence is associated. They spring from the flesh and minister to it,—one may love the hand that feeds him or the eye that smiles on him or the bewitching feature or manner that enchains him.

Above these are what have been called the *Friendships of the intellect* in which men find each other's society more or less pleasure. They are such as are kept without any striking joy and are laid aside without continued sorrow.

Rising still higher there is that Love which clasps souls together by reason of taste,, enthusiasms and worships.

But one step higher and we are within the palace of the soul where Love is full of truth, of justice, of trust, of hopefulness, fragments of this heavenly thing which have survived the fall and which flourish in our nature. In the palace of the soul only can this Love be found, a palace in ruins but beautiful still. As an instinct in families where it is not entirely covered and choked by rank vices growing near, it seems one feature left of man's first likeness to his Maker. But at best in all its other forms it expatiates only on a low level and expatiates irregularly intermittently even there. The love which is strung on with kindred graces in this text is the work of the Spirit in renewed men.

The emotion only is named, not its objects. Love is like a fire burning or a light shining. It streams forth from the heart in which the flame is indiscriminately in every direction.

Faith, Hope and Love, while in some respects very different, yet in others have strong points of resemblance. Faith has something of the expectation of Hope; and Hope touches faith at the

point of expectation and Love touches Hope at the point of desire and thus, like the colors of the rainbow, maintain their distinction while at the same time they blend into each other by almost insensible degrees. Their relation to one another presents them before us—three links within each other, constituting a chain of three links with two points of contact. Faith leans on Christ and Hope hangs by Faith. If, in place of danger, you saw a chain suspended whose uppermost link was securely fixed in the living rock and whose lowest link, a strong iron ring, was vibrating invitingly near, you might be induced by the prospect of an easy deliverance to venture your body's weight upon its seeming strength. If the lowest link were not within the one above it, but only attached externally by some brittle twig, you would exchange the slippery place of danger for the plunge into inevitable death. It is like the fall of a sinner who has risked his soul for the *Great Day* on a hope not linked to faith. The same Scripture that speaks of a lively hope, reveals how we may reach it. "Begotten again into a lively hope." How has that strong lower ring gotten into the equally strong upper ring, so that they form one chain and safely bear their burden? How have they been thus united? In the fires. It was brought to a white heat before it could be welded in. By a similar process the soul's Hope has been admitted into a living faith and so become living too. A cold heart in contact with the dead letter of the truth forms no real union. There must be a melting heart. When hope has thus been united to Faith, it will bear any strain.

But self-sacrificing Christian Love is also the *product of Christian Faith.* Hope leans on Faith and Love on Hope. Love, the beauteous topstone on the house of God, could not maintain its place aloft if Faith, resting directly on the rock, were not securely laid beneath. Love, among the Christian virtues is, as poets have described,—Gabriel among Arch-angels, a Seraph loftier than all the seraph train. But its elevation and its beauty are due to their graces of the spirit which are piled course over course upon Faith. He who trusts in Christ walks by faith; and he who walks by faith will hope; and he who hopes will love; and he who loves will work; and he who works will win.

The pre-eminence of LOVE

Our text asserts that "the greatest of these is Love." That love is pre-eminent, by which the apostle means that there are some aspects of it which indicate its possession of a higher degree of moral excellence than either faith or hope.

One of these views is that Love is the end which Faith and Hope are the means of producing. Love is what might be called an *ultimate virtue;* the others are only subordinate ones. Faith and hope are not graces which terminate in themselves without being

calculated or designed to originate or support anything else, which is the case with love. Christian love then attains its eminence by being the ultimate virtue to which the other two refer. But, again, this eminence may be accounted for by the fact that Love is *a social grace,* while the others are exercised in reference to ourselves. We believe and we hope with immediate regard to our own happiness, but in the exercise of Love we regard the welfare and happiness of our fellow-men. Faith and Hope are channels by which we receive the stream. It is love that fills the channel or rather that conducts the waters to the places needing the supply.

By the first we are recipients of happiness but by the latter its distributors. By believing we rejoice, by loving we awaken the joy of others; by one we become the heirs of salvation, who are ministered to by angels, but by the other we become ministering angels in our turn. Thus you see that this is the only one of the three graces that reaches other men. "Thy faith has saved thee," but what can it do for thy brother? It does not reach him, it is a secret in your own breast. Its power is great but it is the power of a root, not a branch. It operates by sustaining and stimulating other graces. Faith worketh by Love. So Hope begins and ends in the heart of a disciple. These two departments of the kingdom lie within its loyal subjects. They send forth other missionaries but do not themselves go forth.

On the contrary, it is the *nature* of love to come out.

Unless it act and act on others it cannot exist. Love does not begin and end within the lover. These three exercises of a human spirit have objects which they grasp, each its own. Faith fastens on Christ—Hope on Heaven, but Love on humankind. It will not, —it cannot but affect the world.

In its actual contact with world and time, Love is the largest and greatest of the three. Love teaches the ignorant, clothes the naked, feeds the hungry. It reproves sin, withdraws temptation, leads back the wanderer to the path of righteousness. It alleviates sorrow, mitigates care, supplies want and reforms wickedness. The groans of creation are hushed and the tears of humanity are dried by this divine grace and the man whom it possesses becomes like that heavenly visitant in the world, of whom it is said: "He went about doing good."

The story would be too long to tell of Love's achievements even if we confined ourselves to a public sphere. What are all the numerous and diversified institutions in our own land, where homeless poverty has found a home and craving hunger a supply; forsaken infancy a protector; helpless age a refuge; penitence a comforter; virtue a defence? What are these but the triumph and glories of Love? What are those sublime combinations of human energies and influence which have been formed for the illumination, refor-

mation and salvation of the human race? What are Bible Societies, Missionary Societies and kindred associations but monuments of that Love "which seeketh not her own and is kind." What are the tears of commiseration which flow for human sorrows but the drops which fall from the eye of Love? What the joy that is excited by the sight of happiness, but the smiles of Love? What is it that makes he modern missionary willing to go into perpetual exile from the land of his fathers and his birth, to leave the land of Sabbaths and Bibles, to dwell in regions over which the demon of superstition has extended his horrible sway and beneath whose yoke nothing is to be seen but orgies in which lust and cruelty struggle for pre-eminence? Is it the constraining Love of Christ.

Another illustration of the pre-eminence of this heavenly grace is found in the distinction it enjoys, of *likeness to God,—God is Love.* Benevolence is his whole moral character. Not only is his nature one sum of infinite excellence but his conduct is one mighty impulse to that which is good. The divine dispositon is an infinite propensity to delight in happiness as already existing or to produce it where it does not exist. And it is to this disposition of the divine mind to which, by Christian love, we are conformed, that benevolence of the Deity, which in its propensity to delight in happiness and to create it, makes him infinite in patience, to bear with millions of crimes which daily insult and provoke Him; infinite in mercy to pardon the most aggravated transgressions; infinite in kindness to provide for the wants and comforts of His creatures. The highest pre-eminence of Christian Love, the richest gem in its crown of honor is its resemblance to God. Resemblance to God is the highest glory of man. We should esteem it an honor to bear a faint impress of some of the more distinguished of the human race. It would be deemed a high compliment to have it said that our faith resembled that of a St. Paul or that our meekness was akin to that of St. John, but how much greater is the distinction to bear by love the *image of God.*

But again, Love claims this pre-eminence from the fact that it is *eternal* in its duration.

This is the grace that lives and sings
When Faith and Hope shall cease,
For this shall strike our joyful strings
In the sweet realms of bliss.

Faith and Hope are unspeakably precious to sinners but in their peesent form at least they are in their nature partial and temporary. It is true that on Faith and Hope grow all the love which constitutes the heaven of the Redeemed, but it is equally true that when Love is perfect the Faith and Hope which bore it will disappear. Love never dies. It stands alone thru all time, thru all eternity with an undiminishing memory. What we have once really loved we never

forget. The friendship of youth, the warm and generous confidence of true affection, the tender worship of a true heart are immutable. All other feelings write their memories upon glass with crayons. Time soon eradicates the inscription. Contact with life dims the lines so that one could scarcely tell that aught had ever been written there. Love writes upon crystal with a diamond and it lasts forever. Of all the heart's powers this alone is sovereign. Other things are like the feather that drops from he wing of the bird that flies above snare or shot, but this is the wing itself. This guides and sustains.

Being thus sovereign, God has crowned Love with immortality and assigned it this lofty pre-eminence and has charged memory to keep all its experiences unwasted, and memory, which is tenacious if nothing else, lets nothing slip of the experiences of true loving.

In the hour of death the believer closes the conflict with his spiritual enemies, enters a world where no foes shall ever exist and where, of course, he no longer needs either defensive nor aggressive weapons. Prayer will cease where there is no want to be supplied, no care to be alleviated, no sin to be forgiven, nor sorrow to be soothed. Watchfulness will no more be necessary where no enemy is to be found, no danger arises. The means of grace will all be useless where grace is swallowed up in glory. Submission will never be called for where there are no trials and even many of the properties of love itself will seem to be absorbed in its general principle. Many of its modifications and operations will cease amidst its eternal delight in perfect excellence and happiness for there can be no forgiveness of injuries where none will be inflicted; no long-suffering where there is no pain; no concealment of faults where none can be committed; no self-denial where there be nothing to try us. Nothing of Love will remain, nothing be exercised but a pure, unmixed delight in the presence and the glory of our heavenly Redeemer like whom we ourselves shall be, for we shall see Him as He is. * * * * *

Now abideth Faith, Hope, Love, these three; and the greatest of these is Love, for Love is the Seraph and Faith and Hope are but the wings by which it flies. Faith, by which we see the glories of the eternal sphere; Hope, by which we mount toward them; Love, by which we grasp and inherit them,—therefore the greatest of these is Love. Love amid the other graces in this world is like a *cathedral tower*, which begins on the earth and at first is surrounded by other parts of the structure. But at length, rising above buttressed wall and arch, parapet and pinnacle, it shoots, spire-like, many a foot right into the air, so high that the huge cross on its summit glows like a spark in the morning light and shines like a star in the evening sky when the rest of the mass is enveloped in darkness. So love here is surrounded by the other graces and divides the honors with them, but they will have felt the wrap of night and darkness when it will shine luminous against the sky of eternity.

As before mentioned, Love is like the *diamond,* pure white. Other graces shine like the precious stones of nature, each with its own hue of brilliance, the diamond,—uniting all colors in one beautiful and simple white,—Love, uniting all graces in the fulfilling of the law, the beauty of holiness, the image of God.

From all this it is not surprising that a Christian life should be estimated by the Christian Love which it reveals, nor that its growth should be measured by the growth of Love. It has been said "that Love is to be measured in its progressive stars by its restfulness, its undisturbed trust, its victory over every form of fear." The state of perfect loving is incompatible with distrust. Distrust is the fatal enemy of Love. When the heart is first awakened to affection it is disturbed and agitated. It fluctuates with every shade of hope and fear, alternately. It rushes from one extreme of confidence to the opposite of doubt. But this is only while it is filling. The heart beginning to love is like the bay into which the tides are rushing. The waters come with violence. They stir up the sand and sediment. They dash and murmur on the edges of the shore. They whirl and chafe about the rocks and the whole bay is agitated with strife and counter-strife of swirling waters until they have nearly reached their height. Then, when greath depth is gained, when the shores are full, when no more room is found for the floods, the bay begins to tranquilize itself, to clear its surface and to efface every wrinkle, blowing out every bubble and hushing every ripple along its shore. It looks up with an open and tranquil face into the sky and reflects clearly the sun and moon that have drawn it thither. And so does the soul, while filling, whirl with disquiet and fret its edges with wrinkles, and eddies, but when it is filled with love it rests and looks calmly up and reflects the image of its God.

God is Love; His mercy brightens
All the path in which we rove
Bliss He wakes, and woe He lightens,
God is Wisdom, God is Love.

Editorielle Aeußerungen

Die Mitarbeit der Kirche am Reich Gottes auf Erden.

In einem bemerkenswerten Artikel in „Lehre und Wehre" spricht sich „G." (wahrscheinlich Professor Gräbner vom Missourischen Seminar in St. Louis) über die Verweltlichung der Kirche aus. Dieselbe beruhe auf einem Vermischen des Gegensatzes zwischen Kirche und Welt. Dem Mittelalter seien Kirche und Welt überhaupt keine Gegensätze gewesen, denn die Kirche herrschte ja über das ganze Gebiet der Welt, und jedes Glied der Welt war zu gleicher Zeit Glied der Kirche, oder wurde von ihr als solches beansprucht. Der gewöhnliche Geistliche sogar wurde Weltpriester genannt. Wollte einer aber die Welt verlassen und sich so zum Ideal des Christenstandes aufschwingen, so mußte er Mönch werden.

Die Reformation stellte den biblischen Begriff und Gegensatz von Kirche und Welt wieder her. Die Kirche sind die Gläubigen, die Welt sind die Ungäubigen. Die Welt meiden und lassen heißt sich vom Weltwesen und -sinn frei machen. Den Sinn für diesen Gegensatz hat nun die moderne Kirche nach G. verloren, das heißt die reformierte Kirche. Die lutherische Kirche nimmt er aus. Da jedoch auch viele lutherische Kirchen von dem Weltgeist durchseucht sind, so wird wohl schließlich nach des Professors Meinung nur noch die Missouri-Synode und ihr verwandte Körperschaften übrig bleiben als Vertreter des apostolischen und reformatorischen Standpunktes. Doch indem wir auf diese uns ja bekannten absonderlichen Ansprüche des Altertums nicht weiter eingehen, fragen wir: Wie steht es nun weiter nach G. mit dem Weltgeist in der Kirche?

Evolution, moderne Kritik und Ritschl haben in ihr grobe Verwüstung angerichtet. Die Glaubensbekenntnisse werden über Bord geworfen, die Autorität der Schrift geleugnet, das Evangelium von Christo seines Wesens entkleidet. Gott ist der Vater aller Menschen, sie sind alle seine Kinder, ob sie in der Kirche oder in der Welt stehen, ob sie an Dogmen glauben oder nicht glauben. Das Motto früherer Zeiten war: Save! Das Schlagwort unserer Zeit ist: Serve! Christ sein heißt christlich handeln, nicht an gewisse Lehrsätze glauben. Sozialer Dienst ist die Seele des praktischen Christentums. Ein solches Christentum ist populär, die Schmach Christi hat aufgehört. Nur Missouri und Genossen protestieren dagegen, indem sie nicht mitmachen und sich getrennt halten und tragen so wenigstens an ihrem Teil das Kreuz Christi.

Wir wollen nicht behaupten, daß Herr Professor G. hier gegen Windmühlenflügel kämpft. Was er hervorhebt, ist allerdings eine gar

große und tatsächliche Gefahr. Die Dogmen des Christentums sind vielen außerhalb der Kirche ein greulicher Stein des Anstoßes und vielen in der Kirche eine altmodische Einrichtung, die sie gern los würden, wenn sie dürften. Ganz besonders findet sich diese Feindschaft gegen Glaubenssätze bei denen, die zu den Stimmführern des Sozialismus gehören. Der Evolutionismus widerstrebt dem bibelgläubigen Sinn, und der Weltgeist flutet mit vollem Strom durch die Kirche. Aber soll die Kirche um dessentwillen das ganze moderne Bemühen, die Weltverhältnisse mit christlichem Geist zu erfüllen, andern Faktoren überlassen, soll sie bloß predigen und einzelne aus der Masse des Verderbens erretten? Wenn wir bitten: Dein Reich komme! Denken wir dann bloß an den jüngsten Tag, oder auch an ein Kommen des Reiches Christi in dieser Zeit? Wenn wir glauben, daß in all diesen Bewegungen für die Besserung der äußeren Verhältnisse zumal der weniger begünstigten Klassen sich die Sauerteigskraft des Christentums bewährt, soll dann die Kirche nichts tun, um diesen Prozeß der Christianisierung zu befördern? Wenn die Kirche sich darauf beschränkte, den rechtfertigenden Glauben zu predigen und die Vertretung der sozialen Forderungen vielleicht ungläubigen Führern überließe, wer würde dann in einer Generation noch theologische Seminarien und Pflanzstätten der Orthodoxie bauen und unterstützen?

Nein, die Kirche muß schon um ihrer selbst willen sich dieser mächtigen Bewegung annehmen. Sie hat noch nie vorher sich solch elementarer Entwicklungen erwehren können, und kann es heute nicht. Trotzdem sie voll und ganz sich auf die Seite derer stellt, die für soziale Umgestaltung in christlichem Geiste arbeiten, kann sie auch mit ganzer Kraft und unbeugsamer Entschiedenheit für die ewige Wahrheit des Evangeliums eintreten, für die Erlösung durch Christum allein, für Kreuz und Auferstehung, für Wiedergeburt und Bekehrung, für wahrhaft geistliches Leben und gegen die Anbetung des Materiellen oder das bloße Sichausleben der natürlichen Triebe. Die Aufgabe ist schwer, und wir sind fast volle Neulinge darin, aber sie muß getan werden und wird segensreich sein.

Die Frage der kirchlichen Finanzen.

Die Aufgabe, für die Bedürfnisse der Kirche und des Reiches Gottes die nötigen Geldmittel flüssig zu machen, ist keine leicht zu lösende. Im bürgerlichen Leben geschieht das auf dem Wege des Gesetzes, der Besteuerung. Im Alten Testament wurde in ähnlicher Weise gesetzmäßig der Zehnte eingezogen. Die Kirche des Neuen Bundes aber ist in und auf Freiheit berufen. Wir können uns auf keine bestimmten Vorschriften in dieser Beziehung berufen, die wir den Gemeinden als Christi Gesetz auferlegen könnten. Gäbe es solche, so würde das unser Problem anscheinend bedeutend erleichtern, aber es würde uns zu gleicher Zeit auf die Stufe des gesetzlichen Lebens zurück ziehen. Selbst die bekannte Mahnung des Paulus, 1. Kor. 16, 2, bezüglich der sonntäglichen

Sammlungen, ist ja nur ein beiläufiger Rat und bezieht sich auf eine außergewöhnliche Kollekte, nicht die Bedürfnisse für den eigenen Haushalt. Hier in unserm Lande hat diese Stelle hervorragende Bedeutung erhalten, man druckt sie als „Leitmotiv" auf die Sammelkuverte. In der deutschen Kirche war sie von jeher wenig beachtet worden, zumal es in Luthers Uebersetzung unglücklicherweise heißt: Ein jeglicher sammle „was ihm gut dünkt" (statt des englischen "as the Lord hath prospered him"). Man kann sich denken, was die Wirkung gewesen sein würde, wenn die Apostelstelle im Deutschen gleiche Betonung gefunden hätte wie im englischen Lager, und so offiziell ein jeder ermahnt worden wäre, zu geben, „was ihm gut däuchte."

Nein, mit Gesetz und mit besonderen Kraftstellen ist nicht viel zu machen, aber wohl mit den starken Motiven des praktischen Christentums, des in der Liebe tätigen Glaubens, der Dankbarkeit als des Triebes des neuen Lebens und des getreuen Haushaltens über anvertrautes Gut. Der Fortschritt in dieser Beziehung ist bei uns im ganzen recht langsam gewesen. Schon vor 20 Jahren wurde die Misere des alten Systems stark empfunden, aber es hieß: Ihr könnt die Leute nicht zwingen. Das schien ein starkes Argument zu sein, obwohl doch von Zwang nie die Rede war, sondern höchstens von dem Druck, den ein geschärftes Gewissen und eine geklärte Erkenntnis ausübt. Es fehlte uns an Mut und auch an zielbewußtem Handeln. Man konnte die neue Methode nicht alsbald den Gemeinden aufzwingen, es war Erziehungsarbeit nötig. Man kann nicht sagen, daß diese Erziehungsarbeit systematisch, beharrlich, Jahr ein und aus betrieben wurde, vielmehr nur hier und da, dann und wann, je nachdem eben besondere Persönlichkeiten an verschiedenen Orten Anregung gaben.

Hätte vor 10 Jahren die Synode in dieser Sache die Propaganda gemacht, die wir heute angefangen haben, so wären wir jetzt ein gut Stück weiter. Das einzige was geschah, war, daß von besonderen Behörden bei besonderen Anlässen, wie Neubauten, Jubiläen, Schuldentilgungsversuchen längere Kampagnen geführt wurden. Das Neue, das wir heute wahrnehmen, ist dies, daß das ganze Finanzwesen als solches einer Reformation unterzogen werden soll. In diesem Sinn ist insonderheit der Schatzmeister der Synode tätig gewesen. Das war ein Schritt in der rechten Richtung und ist aufs freudigste zu begrüßen. Die Blätter der Synode sind der naturgemäße Weg, um solche Bewegungen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, die Kanäle, durch welche sich der Strom neuen Lebens und Strebens in die weiten Gefilde der Gesamtsynode ergießen.

Was in Bezug auf Erhöhung der finanziellen Leistungskraft der Kirche getan werden kann, das hat erst der Krieg so recht offenbart. Die ungeheuren Summen, die für zerstörende Zwecke ausgegeben werden, haben der Kirche die klägliche Unzulänglichkeit ihrer bisherigen Aufbringungen in ein beschämendes Licht gestellt. Die „Church of Christ" sammelt in diesen Jahren fünf Millionen für die Mission, ein

einzelnes Glied hat für seinen Teil die sechste Million versprochen. Die Methodistenkirche hat beschlossen, in den nächsten 5 Jahren 40 Millionen für Mission aufzubringen! Die Episkopal- und die Methodistenkirche sammeln noch außerdem viele Millionen für „Ministerial Relief Funds." Bei solchen Zahlen steht einem fast der Verstand still.

Soll auch bei uns etwas unsern Kreisen Entsprechendes erreicht werden, so muß neben der fortzuführenden Aufklärungsarbeit der offiziellen Organe die systematische, von warmem Herzen und aufgewecktem Gewissen getragene Arbeit des Pastors einsetzen. Weiß er, was er will und soll auf diesem Gebiet, fehlt es ihm bei dem rechten Geist nicht an der rechten Methode und planmäßigem Vorgehen, so wird sein Erfolg seine besten Erwartungen weit überholen.

Kirchliche Rundschau.

Das soziale Evangelium.

Prof. Walter Rauschenbusch.

Durch den großen Krieg sind alle wichtigen Fragen, auch unsere sozialen, in den Hintergrund gedrängt worden. Dabei ist aber immerhin der Krieg selbst eine soziale Frage von der allergrößten Tragweite und Bedeutung. Alle solche, die mit ihrem Christentum durch diese Katastrophe nicht in den Graben geraten sind, verlangen eine Christianisierung der internationalen Beziehungen. Die Forderung einer Abrüstung und eines dauernden Friedens, der Schutz der kleineren Nationen den imperialistischen und kolonisierenden Mächten gegenüber, die Freiheit der Meere und der Handelsstraßen, die schiedsgerichtliche Beilegung von Beschwerden, diese alle sind die Forderung einer sozialen Gerechtigkeit und Brüderlichkeit im größten Maßstabe. Ehe der Krieg ausbrach, hatte das soziale Evangelium es mit den sozialen Klassen zu tun; heute befaßt sich dasselbe mit internationalen Begriffen. Die Ursache des Krieges war im letzten Grunde die gleiche Sucht nach leicht erworbenem Gewinn, welche die internationalen sozialen Mißstände herbeiführte, unter denen die Nationen schon immer gelitten haben. Das soziale Problem und das des Krieges sind im Grunde genommen ein Problem, und das soziale Evangelium befaßt sich mit beiden. Nach dem Kriege wird dieses mit erneuerter Wucht und besserem Verständnis die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Das soziale Evangelium ist die alte Botschaft des Heils, jedoch erweitert und vertieft. Das individualistische Evangelium hat uns gelehrt, die Sündhaftigkeit eines jeden einzelnen menschlichen Herzens zu erkennen, und hat in uns den Glauben geweckt, daß Gott bereit ist, jede Seele, die zu ihm kommt, zu retten. Es hat uns aber nicht in genügender Weise mit der Sündhaftigkeit unserer sozialen Einrichtungen und deren Verbindung mit den Sünden der einzelnen bekannt gemacht. Es hat nicht in uns den Glauben erzeugt, daß Gott die Absicht und die Macht hat, die permanenten Institutionen der menschlichen Gesellschaft von ihrer ererbten Schuld der Un-

terdrückung und Erpressung frei zu machen. Unter der Lehre des individualistischen Evangeliums sind beides, unser Sündenbewußtsein sowie unser Glaube an das Heil, ungenügend geblieben. Das soziale Evangelium sucht die Menschen für ihre gemeinschaftlichen Sünden zur Buße zu führen und ein mehr empfindliches und modernes Gewissen zustande zu bringen. Es fordert von uns den Glauben an das Heil der Nationen, welchen die alten Propheten schon hatten. (A Theology for the Social Gospel.)

Die Vereinigte Lutherische Kirche und ihr Verhältnis zu Jowa und Ohio.

Daß das Generalkonzil beschlossen, sich mit der Generalsynode und Vereinigten Synode des Südens zu einem Körper zu vereinigen, ist männiglich bekannt. Jowa und Ohio, die man auch gern in der Verbindung gesehen, sind aber abgerückt, und zwar nach rechts. Das ist den Pastoren im Konzil, die in Jowa besonders ein Gegengewicht gegen die laxen Methoden der Generalsynode in der Logenfrage zu finden hofften, eine schwere Enttäuschung. Der hier folgende Artikel von G. C. Berkemeier, dem Redakteur des „D. Lutheraners," spricht das offen aus. Er läßt die Situation so klar erkennen, daß wir ihn unverkürzt abdrucken.

Es hat sich in der jüngst vergangenen Zeit vieles und großes ereignet in der äußeren Entwickelungsgeschichte unserer lutherischen Kirche. Viele von uns haben dem schnellen Gang kaum folgen können und stehen mehr oder weniger verwirrt und verlegen dem rapiden Prozeß gegenüber. Beim näheren Nachdenken wird uns dies *eine* zunächst klar: Was sich lange im Stillen vorbereitet, kommt zuletzt oft zur schnellen Ausgestaltung und Erfüllung. Es scheint „gemacht" zu sein, und doch ist es „geworden" — d. h. aus den Wurzeln der Vergangenheit heraus gewachsen. Wer darum die Gegenwart verstehen will, muß zuvor ein rechtes Verständnis für die Vergangenheit haben. Wir wenden dies an auf die Beschlüsse des General-Konzils bei seiner letzten Versammlung inbezug auf die Vereinigung mit der General-Synode und der Vereinigten Synode des Südens. So überraschend und unglaublich dies für viele gekommen, es war schließlich doch nur eine konsequente und logische Folge des inneren Entwicklungsganges der Geschichte. Es mußte so kommen; und merkwürdiger Weise, gerade die, die am lautesten und heftigsten diesen Schritt verurteilen, die Ohio- und Jowa-Synode, sind die eigentlichen Faktoren, die ihn herbeigeführt haben. Wir fühlen uns gedrungen, eine offene Erklärung hierüber abzugeben.

Die Worte, die unser teurer Freund, Prof. Dr. Reu, als Vertreter der ehrwürdigen Jowa-Synode bei der letzten Versammlung des Konzils gesprochen, die inhaltsschweren und historisch bedeutsamen Worte: „Es trennen sich jetzt die Wege von Jowa und vom General-Konzil," sie klingen immer noch wehmutsvoll nach durch unser Herz und Gemüt. Während bei dieser denkwürdigen Jubel-Versammlung (das goldene Jubiläum des Konzils und das 400jährige der Reformation) die Losung: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!" alles beherrschte und alle elektrisierte, war die Erklärung Jowas der einzige Mißton, der laut wurde; aber dieser eine Mißton klang wie ein Trauergeläute in den Hochzeitsjubel hinein. Er hat zum großen Teil unsere Freude gedämpft. Zwar hat man uns zu trösten gesucht mit dem Hinweis auf die bevorstehende Vereinigung mit den an-

dern größten Kirchenkörpern, die beide Hände entgegen strecken zum Bruderbunde — aber wir sind nun einmal so veranlagt, daß wir das Alte nicht leichten Herzens austauschen für das Neue — besonders wenn es sich um Brüderschaft und Freundschaft handelt. Ein Kamerad, an dessen Seite man fünfzig Jahre lang desselben Weges, wenn auch nicht immer „im gleichen Schritt und Tritt" gewandert, ist einem ans Herz gewachsen. Fällt er am Wege, dann ist es „ein Stück von mir," und man nimmt von ihm Abschied mit dem Nachruf: „Bleib du im ewgen Leben, mein guter Kamerad!" Ganz anders aber ist es und unendlich schmerzvoller, wenn ein alter Weggenosse, ein Bruder, ein Freund uns freiwillig verläßt, sich von uns losreißt und trennt, äußerlich und, wer weiß, vielleicht auch innerlich — das schneidet ins Herz, denn da muß man sich sagen: Nicht Tod ist Trennung, aber Trennung ist Tod — und solcher Tod ist der Sünde Sold!

Wir fragen: Wer ist Schuld an solcher Trennung? Blicken wir zurück auf den Weg, den wir bisher gewandert und auf das Benehmen auf dem Wege. Es ist wahr, wir sind miteinander eine Straße bisher gewandert, aber eigentlich nicht miteinander, wie es Brüdern geziemt, sondern nebeneinander oder hintereinander her. In fünfzig Jahren haben wir es nicht fertig gebracht, einander als gute Kameraden die Hand zu reichen, und Hand in Hand und Herz an Herz miteinander zu ziehen. Zwar hat das Konzil solch Bündnis erwünscht, hat darauf gehofft, hat darnach gestrebt; es hat in den vielen, vielen Jahren jede Gelegenheit benützt, um seine Vorliebe für Jowa zum Ausdruck zu bringen und jedes Mittel, um eine Vereinigung herbei zu führen. Jowa hat unendlich viel Liebe und zarte Rücksichtnahme vom Konzil erfahren. Wir verweisen nur auf eins: Es wird oft gefragt, warum das General-Konzil der lutherischen Kirche in N.-A. keine deutschen Gemeinden aufzuweisen hat gerade auf dem fruchtbarsten Gebiete der Missionsarbeit in den Mittelstaaten und im Westen. Die Antwort ist die: Aus Rücksicht gegen die auf diesem Gebiete arbeitenden, vorwiegend deutschen Brüder der Jowa-Synode wollten wir in keine Konkurrenz eintreten und haben darum in großmütiger Weise dies ungeheure Feld Jowa überlassen. Jowa hat für alle solche Rücksichtnahmen mit schönen Redensarten quittiert, hat wohl auch dann und wann die Hoffnung ausgesprochen, daß wir uns später noch einmal zusammenfinden würden; aber jedesmal wenn wir Ernst machen und die Hand zum Bunde ausstrecken wollten, ist Jowa vorsichtig ausgewichen, hat sich spröde gestellt und die Entschuldigung gegeben: „Jetzt noch nicht, wir können ja miteinander plaudern und verkehren, aber im übrigen wollen wir nicht allzu intim werden" — und so ist nichts daraus geworden. Daß bei solcher Gesinnung die Wege sich schließlich trennen mußten, das konnte man voraussehen: der eine Teil mußte es zuletzt müde werden, seine Anträge immer und immer wieder zurückweisen zu lassen, und dem andern Teil mußte solche „Aufdringlichkeit" nachgerade lästig werden. Und so ist es gekommen. Wir fragen uns, was war der Beweggrund bei beiden für ihr so verschiedentliches Verhalten?

Wir vom General-Konzil strebten nach einer Vereinigung mit den Jowa-Brüdern zunächst darum, weil offenbar Gott, der Herr, uns aufeinander gewiesen hatte. Er hat die beiden von Anfang zu Weggenossen gemacht. Man denke nur an das innig freundschaftliche Verhältnis zwischen den Gründern des Konzils und den Vätern der Jowa-Synode. Das war ein aufrichtiger Herzensbund, der zur logischen Folge hätte haben sollen,

daß man sich zur Vereinigung die Hand gereicht, zumal da beide im treu lutherischen Bekenntnis, sowie im ökumenischen Geiste, daneben auch in ihrer ablehnenden Stellung den Parteien gegenüber zur Rechten und zur Linken, eins waren. Wir vom General-Konzil (und besonders der deutsche Teil) wünschten und ersehnten ein Bündnis mit Jowa, um das konservative Element unter uns zu stärken. Wir dachten nicht nur an Jowa, sondern auch an Ohio, denn auch mit Ohio fühlten wir uns innerlich verwandt sowohl im Bekenntnis, wie auch im ökumenischen Geiste (d. h. mit Ohio im großen und ganzen, wenn auch einzelne ihre stark missourischen Idiosynkrasien niemals haben verleugnen können.) Nach unserer tiefgewurzelten Ueberzeugung wäre dies ein logischer, konsequenter und Gott wohlgefälliger Bund gewesen und ein unaussprechlicher Segen für die weitere Entwicklung unserer lutherischen Kirche hierzulande. Alle drei sind im wesentlichen eins und hätten mit ihren mancherlei diversen Gaben einander lieblich ergänzen können. Das wäre ein wahrhaft idealer „Merger" gewesen, von dem man hätte sagen können: „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!" Es ist nichts daraus geworden. Wer trägt die Verantwortung?

Hören wir, was Jowa darüber zu sagen hat. Wir hören die Stimme von Dr. Richter, dem ehrwürdigen langjährigen Präses der Synode, und zwar ein Präses, der es versteht, zu präsidieren: „An euerm Bekenntnisstandpunkt," so lautet die Antwort, „haben wir nichts einzuwenden, der ist in völliger Harmonie mit dem unsrigen; allein ihr seid lax in der Praxis und laßt es hierin an der rechten Konsequenz fehlen." Er mag recht haben. Er hat recht. Aber bei andern die Praxis zu rügen, ist ein heikles Ding. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." Schließlich sind wir allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Wir müssen da an die zwei Familienväter denken, die beide gerade nicht die besten Kinder hatten. Sie kamen ins Gespräch über ihre Kinder, und der eine sagte zum andern: „Du, wenn du schweigen willst über meine Kinder, dann will ich schweigen über die deinen — und wir bleiben Freunde!" Uebrigens sollten wir als gute Lutheraner das "satis est" unsers Bekenntnisses nicht vergessen, und uns vor donatistischen Verirrungen hüten. Anstatt nach dieser Seite die Rolle eines gestrengen Richters zu spielen, wäre es nicht besser gewesen, fragen wir, wenn wir uns gegenseitig geholfen hätten, um mit vereinten Kräften die Inkonsequenzen im Leben und in der Praxis zu bekämpfen? Und das ist es, was der konservative deutsche Teil im General-Konzil von Jowa erhofft und erwartet hatte, und gerade darin sind wir bitter enttäuscht worden! Als letzter Grund wird der bevorstehende „Merger" mit der General-Synode genannt. Das kann als kein Grund für die Trennung in den vergangenen fünfzig Jahren angeführt werden. Das ist kein Grund, sondern eine Folge.

Es kommt noch ein anderes hinzu. Wir fürchten, Jowa ist stark beeinflußt worden. Aus dem einen oder andern Grund hat die ehrwürdige Allgemeine Synode von Ohio geflissentlich und konsequent je und je darauf hingearbeitet, Jowa und das General-Konzil voneinander getrennt zu halten. Die Beweggründe dafür sind uns immer ein Rätsel gewesen, sowie überhaupt Ohio uns manches unlösbare Rätsel aufgibt.

Wir alle kennen das Verhältnis von der Allgemeinen Synode von Ohio

und Missouri. Die beiden stehen einander konfessionell diametral entgegen. Sie haben sich seit vielen Jahrzehnten in der heftigsten Weise bekämpft, zwar so sehr, daß es wohl kein klassischeres Beispiel von der "rabies theologorum" gegeben. Gerade erbaulich ist dies Schauspiel nicht gewesen; aber wir haben uns immer einzureden gesucht: Die lieben Brüder eifern (wenn auch manchesmal mit Unverstand) — aber sie eifern doch für die Wahrheit und für Gottes Ehre. Wie sind wir da ernüchtert worden, als wir jüngst folgende Manifestation von Präses C. C. Hein, veröffentlicht im offiziellen Organ der Ohio-Synode, lasen, und die wir im Auszug hier mitteilen. Man lese und staune:

„Dieser Streit (zwischen Missouri und Ohio) — warum? um Dinge, die zur starken, ja zur allerstärksten Speise gehören; um Dinge, zu deren Verständnis ein gereiftes Urteil, ja eine theologische Bildung gehört; um Dinge, die der gewöhnliche Christenmensch nicht versteht; ist's doch Tatsache, daß es in beiden Synoden Pastoren und Lehrer gibt, die sie nicht verstehen; um Dinge, die den gewöhnlichen Mann, wenn man sie ihm erklären will, zumal wenn er den Gegner noch hört, gar leicht in Verwirrung, in schwere Anfechtungen und in Zweifel führen können, die ihm an seiner Seele schaden; zum Teil um Lehren, die der Gegner nicht mit ausdrücklichen Worten lehrt, die man erst aus seiner Lehre als angebliche logische Konsequenzen zieht, wogegen der Gegner aber aufs heftigste protestiert, und die er nicht gezogen haben noch als seine Lehre anerkennen will; ja um Dinge, die mehr oder weniger auf dem Gebiet der Spekulation liegen und eigentlich theologische Probleme und keine Schriftlehren mehr sind. Kann man nicht den ernstlichen Versuch machen, daß diesem unseligen Bruderkrieg im lutherischen Lager ein Ende gemacht werde? Sollte eine Einigung auf dem Grunde der Wahrheit zwischen uns und der Synodalkonferenz wirklich nicht möglich sein? Wenn wir das Unsere nicht dazu tun, können wir es verantworten vor Gott?"

Man könnte sich freuen, man könnte jubeln über den in diesen Worten sich offenbarenden Geist, allein es kommen uns allerlei Bedenken und Fragen, die uns mit Zweifeln erfüllen und stutzig machen. Wir fragen: Wie ist diese plötzliche Sinnesänderung zu erklären? Wenn schließlich kein Grund zur Trennung und zum gegenseitigen Bekämpfen vorhanden ist, warum die lange Trennung und der jahrzehntelange bittere Kampf? Wozu die ungezählten Streitschriften, Philippikas, Anathemas? War es denn schließlich doch nur ein donquichotischer Kampf gegen Windmühlen? ein Kampf der unlauteren Verdrehung und Verdächtigung, der so viele Feindschaften verursacht, so viele Herzen getrennt, so viel Staub aufgewirbelt und — so viel A e r g e r n i s verursacht? Mein Gott, wenn dem so ist, dann verdienen viele, die das Haupt sehr hoch tragen, den Mühlstein um den Hals! Oder hat diese Sinnesänderung plötzlich stattgefunden aus kirchenpolitischen Interessen? Hat die bevorstehende Vereinigung der drei großen Kirchenkörper (des General-Konzils, der General-Synode und der Vereinigten Synode des Südens) etwas damit zu tun, daß man dieser Vereinigung eine andere, noch größere gegenüber stellen will und nach dem Grundsatz: „Die Politik macht kuriose Bettgenossen," nun auf einmal den traditionellen Feind als tatsächlichen Freund erkennen lernt und gerührt ihm um den Hals fällt? Das sind Fragen, die sich einfach nicht unterdrücken lassen.

Aber Präses Hein geht in seinen prophetischen Antizipationen noch weiter. Nach dem Grundsatz: „Mein Vaterland muß größer sein!" spricht er von den Norwegern und in ganz besonders liebenswürdiger und herzgewinnender Weise von Jowa.

„Es finden sich unter den lutherischen Synoden unsers Landes auch noch andere, die unabhängig stehen und die mit unserer Ohio-Synode in Lehre und Praxis eins sind; vor allem die Jowa-Synode, die von uns bereits als rechtgläubig anerkannt und deren bisherigen Stellung zum Konzil die Pflege der Kirchengemeinschaft verhindert hat. Zu unserer Freude heißt das offizielle Organ der Jowa-Synode die geplante Verbindung der General-Synode, des Konzils und der Vereinigten Synode des Südens auf Grund der entworfenen Konstitution nicht gut, was ja einschließt, daß es von einem Beitritt zu der sogenannten „United Lutheran Church" nichts wissen will. Ist es da nicht an der Zeit, daß unsere Synode sich allen Ernstes bemüht, mit der Jowa-Synode nicht in organische Verbindung, aber in nähere Fühlung zu treten und die Einigkeit im Geist zu pflegen, und zwar um uns gegenseitig in Lehre und Praxis zu stärken, bis der Herr uns vielleicht zeigt, wie und wo beide Synoden ihre Gaben und Kräfte zu gemeinsamer Arbeit in seinem Reiche vereinigen können?"

Und was sagt Jowa dazu? Präses Richter teilt im „Kirchenblatt," dem offiziellen Organ der Synode, die ganze Erklärung von Präses Hein mit, auch den Teil von der zukünftigen Stellung zu Missouri, und spricht sich dann darüber wie folgt aus:

„Diese Erklärungen und Aussagen aus dem Kreise der Ohio-Synode werden die Leser des „Kirchenblattes" freuen, wie wir uns darüber freuen. Wir sind jedenfalls bereit, offizielle Erklärungen der Ohio-Synode entgegen zu nehmen und, wenn so gewünscht, mit Vertretern der Ohio-Synode zusammen zu kommen. Das wäre ein schönes Geschenk für unsere lutherische Kirche."

Es eröffnet sich also vor unsern erstaunten Augen folgendes zukünftige Panorama: „Ohio (oder ein Teil von Ohio) macht kehrt und lenkt nun seine Schritte zurück zu Missouri, und erfüllt sich hier wieder das alte Philosophenwort: „Alles kehrt zu seinem Ursprung zurück." Jowa schließt sich Ohio an und (o Wunder der Geschichte!) wandert mit Ohio schließlich nach Missouri, wenigstens ein Teil von Jowa, so wie ein Teil von Ohio. Wer hätte das gedacht? Wer hätte solches denken können?

Jowa hat in vergangenen Jahren eigene Erfahrungen mit Ohio gemacht; aber es braucht nur eine gefällige Geste zu machen und flugs erklärt Präses Richter: „Gewiß — wir sind zu allem bereit. Dagegen den alten, aufrichtigen und bewährten Freund fertigt man mit dem Bescheid ab: „Unsere Wege trennen sich!"

Wir sind alt und grau geworden im Dienste unserer teuern Kirche; aber offen gestanden: Nichts hat uns jemals so betrübt, so geschmerzt, so niedergeschlagen, als wie das Wort, das wir beim letzten General-Konzil hören mußten: „Die Wege Jowa's und des Konzils trennen sich!" Wir hätten bitterlich weinen mögen. Man gestatte uns noch ein persönliches Wort, denn es machen sich bei uns sehr starke persönliche Affekte geltend. Wir hatten den Bund mit Jowa nicht nur erstrebt und erhofft, sondern schon seit vielen Jahren antizipiert — wir waren mit unserm ganzen Herzen drinnen. Wer uns kennt, kennt auch unsere Liebe für Jowa, galten wir

doch von jeher als „der Iowaer im General-Konzil." Wie oft sind wir den weiten Weg gereist zur Iowa-Synodalversammlung als Delegat des Konzils. Unsere teuersten Freunde, zum Teil frühere Studiengenossen von Neuendettelsau, sind Iowaer, und der langjährige, verdienstvolle Sekretär der Iowa-Synode weilt augenblicklich bei uns als teurer Gast. Wir schreiben diesen „Abschiedsbrief" mit betrübtem Herzen. Sollten wir in dem einen oder andern Stück ungerecht geurteilt haben, dann verzeihe man es uns. — Wir geben die Versicherung, daß uns beim Schreiben kein anderes Motiv geleitet hat, als das der Liebe — wenn auch der gekränkten, der getäuschten Liebe.

Nach dem obigen wissen wir jetzt, wie Präses Hein von der Ohio-, und Präses Richter von der Iowa-Synode stehen. Wir fragen nun: Ist das zugleich auch der Standpunkt und die Gesinnung der beiden Synoden? Möglich ist es, und doch für uns unglaublich. Ist dem aber wirklich so, dann gehen freilich unsere Wege äußerlich und innerlich auseinander. Wir vom General-Konzil hören augenblicklich den mazedonischen Ruf von dem konservativen Teil der General-Synode: „Kommt herüber und helft uns!" Eine Konstitution als Basis einer eventuellen Vereinigung ist entworfen, die in konfessioneller Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt, und auch das Versprechen wird gegeben, daß es an der Konsequenz in der Ausführung nicht fehlen soll. Würden wir nun vereinigt (General-Konzil, Iowa und Ohio) diesem Bund beitreten, dann hätten wir das Heft in Händen und könnten auch in der Praxis unsere Prinzipien durchsetzen, und, traun, die Logenmänner könnten ihre Koffer packen. Welch ein Segen wäre das für die Kirche, und welch eine praktische Demonstration von dem Gleichnis vom „Salz" und vom „Sauerteig." Wenn der Apostel sagt: „Die Liebe glaubt alles, hofft alles, duldet alles — die Liebe höret nimmer auf," so können wir auch jetzt, trotz allem, nicht anders, als immer noch an der Hoffnung festhalten, daß schließlich unsere Wege sich nicht gänzlich trennen werden, sondern daß der Herr der Kirche ein Wunder wirken wird, daß die beisammen bleiben, die er von jeher aufeinander angewiesen hat. Es mag dies bei gegenwärtiger Konstellation töricht erscheinen; aber „die Liebe duldet alles" — auch daß sie als Torheit verspottet wird.

Fewer Books in 1917.

Book production in the United States for the year 1917, according to returns just completed, reached a total of 10,060 titles, a falling off of 385 from the count of 1916 says the New York *World*. The absolutely new books of the year were 8,849, as against 9,160 for the year before. American authors, who furnished 8,430 of the books of 1916, contributed but 8,107 to the lists for 1917. Imported books fell from 1,684 to 1,324 in the two year period of comparison; American prints of foreign works rose from 367 to 629, this increase being accounted for by the natural boom in war books.

In fiction, the American output fell from 932 in 1916 to 922 for last year, and native novelists offered 632 new titles in the later 12 months as against 703 in the earlier.

Effects of the war can be traced in many directions in the analysis of the public lists furnished by the *Publishers' Weekly*. They are shown

strikingly in an increase from 1916 to 244 books devoted to military and naval science. Great Britain produced in 1917 a book total of 8,131 volumes, against 9,149 in 1916. The issue of 782 pamphlets last year suggests a widespread tendency to express the British mind in print.

Coming to the completed table of best sellers for 1917, we find *Mr. Britling Sees it Thru* leading steadily for six months, altho then in its second year of issue, and falling below the first six places only in September. *The Dwelling Place of Light* leaped to first place in its second month, November, but fell to second place in December, the public detecting quickly, it appears, that lapse from Winston Churchill's earlier standards in matter and manner to which the *World's* reviewer had called immediate attention. Mr. Bacheller's *The Light in the Clearing* and W. J. Locke's *The Red Planet* took second and third sales honors for the year.

Biography suffered heavily in 1917 in competition with a steady making of world history, but the *Recollections* of Viscount Morley came to fill an important and permanent place.

Amerikas Fischreichtum.

Nach amtlicher Schätzung enthalten die Meeres- und die Land-Gewässer der Ver. Staaten 19,000 verschiedene Gattungen Fische, und manche derselben in ungeheuern Mengen und noch lange nicht im entsprechenden Verhältnis ausgenutzt. So weit die Spekulation eine glänzende Gelegenheit ersieht, einen großen Schnitt zu machen, fehlt es allerdings an solcher Ausbeutung nicht; aber es gibt noch andere Gattungen für den Verkehr recht dankbarer Fische, an welche das amerikanische Publikum erst gehörig gewöhnt werden muß.

Der Gesamtwert der Fische, welche vom Menschen in einem Jahre gefangen werden, wird auf knapp 500 Millionen Dollars angegeben, eine Ziffer, die ohne Zweifel noch bedeutend höher sein könnte, unter irgendwie normalen Verhältnissen wenigstens. Von diesem Betrag liefert der amerikanische Fischfang mindestens ein Fünftel. Was die Nahrung aus dem Meere betrifft, so produzieren die Ver. Staaten heute größere Mengen solcher, als jedes andere Land, besonders seit auch noch die zum Teil recht wichtigen Gewässer ihrer kolonialen Besitzungen hinzugekommen sind. Manche Sachverständige versichern, daß die Amerikaner die Gewinnung von Nahrungsmitteln aus der See ohne besondere Schwierigkeiten auf das hundertfache steigern könnten! Dabei ist aber wohl vorausgesetzt, daß alle solche Nahrungstiere verwendet würden, die sich dazu eignen, aber bisher nur in sehr unzulänglichem Maße dafür benutzt worden sind. Bislang haben die Amerikaner gar keinen Anspruch darauf erhoben, eine Nation von Fischern zu sein, trotzdem eine Armee von 165,000 Amerikanern sich berufsmäßig dem Fischfang widmet.

Einer der „demokratischsten" Fische für den allgemeinen Verzehr ist unstreitig der Hering. Die Amerikaner haben gewaltige „Herings-Schulen" im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans, und auch in den Gewässern Alaskas wimmelt es von Heringen. Das ist nicht nur für amerikanische Verzehrer von großer Bedeutung, sondern auch für viele auswärtige Länder, angesichts ihrer drohenden großen Knappheit an solchen Fischen. Be-

kanntlich können die Heringe sehr gut als Exportartikel in verschiedener Gestalt leicht hergestellt werden, wie sie auch im eigenen Land allenthalben eine große Rolle spielen.

Von einer Gattung Hering fangen die Amerikaner jedes Jahr mehr als 1600 Millionen. Das ist der Menhaden, ein sehr schmackhafter Nahrungsfisch, der aber zum allergrößten Teil in Oel und Kunstdünger verwandelt wird. Er ist beinahe so fett wie der berühmte Kerzenfisch von Alaska, und die Oelausbeute von ihm kommt jährlich auf 6½ Millionen Gallonen, die Kunstdünger-Produktion auf 90,000 Tonnen. Aber um die Menschennahrungs-Entziehung ist es schade.

Schon oft ist vom amerikanischen Lachsfang und seiner Bedeutung für die Welt die Rede gewesen. Die Kabeljaue oder „Codfish" finden bei den Amerikanern noch lange nicht die Beachtung, die sie als Volksnahrungsmittel verdienen. Eine Anzahl europäischer Völker würdigen sie besser, und zwar schon seit Jahrhunderten.

Und das alte amerikanische Vorurteil gegen den Karpfen als Nahrungsmittel kann nicht genug beklagt werden! Daß den Amerikanern der Geschmack dieses Fisches nicht zusagt, liegt wohl nur daran, daß sie ihn nicht gehörig zu bereiten wissen; denn im Auslande essen sie ihn ganz gern. Gäbe es auch nur auf jeder sechsten der sechs Millionen amerikanischer Farmen einen Karpfenteich, so wäre dies ein höchst schätzenswerter Beitrag zur günstigeren Gestaltung der amerikanischen Nahrungsmittelklage! Und solche Beispiele ließen sich noch manche vorführen. („Der Sendbote.")

Dr. Nast, Editor of *Apologete*, Censured by Agents of Methodist Book Concern.

The following statement appeared early this year on the first page of the *Apologete:*

The Methodist Episcopal Church in the United States is unequivocally against the Central Powers of Europe and wholeheartedly with the United States and her Allies in the present war for freedom, democracy, and humanity.

The officers and members of the church desire to put the total force of the church behind the government now as in all our previous wars. We cannot be dumb, nor sound a doubtful or uncertain note.

Since the United States declared war with Germany the publishing agents have felt that the policy of the editor of *Der Christliche Apologete* was not in full harmony with the spirit of the church and the country.

The attention of the editor has been called to this condition without the desired result in a change of editorial policy. Under the law the publishing agents are responsible to the government for the utterances of a paper which has the use of the mail service and circulates among the people of the United States and other countries.

The agents distinctly and sincerely regret that the *Apologete* has not been outspoken in its support of the United States and our Allies, Great Britain, France, Italy, and the other nations, and in its opposition to the war spirit, the war conduct, the broken treaties, and the unspeakable atrocities of Germany and the other Central Powers; that it has

not rung clear for the victory of the Allied Nations over the Prussianized autocracy that has broken the peace and threatened to destroy the liberty of the world.

There can be but one attitude consistent with the American and Methodist spirit. In what it has said as a whole, in what it has refrained from saying, in the spirit and atmosphere it has created, the *Apologete* has not contributed, as it should, in our judgment, either to the best interests of the Germans themselves or to the cause of the United States and her Allies.

The agents have, therefore, felt obliged to make such arrangements for the editorial conduct of the *Christliche Apologete* as will relieve it of all the criticism of its patriotism. Henceforth, it will sound a clear note for the utter defeat of Germany and its despotic military system and rulers, together with the other Central Powers, and for the complete victory of the United States and France and Italy and Great Britain and the other nations joined with them. There shall be no half-hearted or divided allegiance.

The publishers firmly believe this to be the best for our German Methodists themselves. We can understand the affection of the German-born for the Germany of which they dream, but neither we nor they can have two countries. We have but one, the United States, and to that we are committed heart and soul. And in the name of our Master and our common country we ask and expect our German brethren to accept the new arrangements with heartiness and to unite with us to make the honored and historic old *Apologete* a new advocate of democracy and humanity against tyranny, despotism, and military autocracy.

In order that all these conditions shall be fully met we have arranged for the appointment of an associate editor for the *Apologete*, who shall have entire charge of all matter appearing touching the war in editorial, history, or comment, relieving the present editors from that department of the paper. The name of this associate editor will be announced soon.

In reaching the above conclusions we are under obligations to the local committee at Cincinnati and three of our bishops who were with us at the meeting, and who have greatly aided us by their advice and counsel.

H. C. Jennings,
Edwin R. Graham,
John H. Race,
Publishing Agents.

We, the undersigned, the editor and assistant editor, heartily subscribe to the above as a correct statement of the situation occupied by *Der Christliche Apologete* in the past, and agree to abide by the policy as here set forth by the terms which are to govern *Der Christliche Apologete* in the future.

Albert J. Nast, Editor.
Frank T. Enderis, Assistant Editor.

Wunderwerke der Chirurgie.

In einer stillen Straße am Rande des Düsseldorfer Hofgartens, der sich mit den lichtgrünen Wipfelmassen seiner alten Buchen wie eine leuchtende Woge des Frühlings an die Stadt drängt, liegt unauffällig ein schlichtes, graues Haus, die Klinik des Zahnarztes und Professors Christian Bruhn. Aus einem Fenster weht die weiße Fahne mit dem roten Kreuz.

Als der Krieg aus den ersten Schlachten die ersten Verwundeten zurücksandte, machte Professor Bruhn, von Freunden und Nachbarn durch Ueberlassung von Betten, Schränken, Stühlen und Wäsche freudig unterstützt, aus seiner Klinik ein Lazarett, das er sogleich der Militärverwaltung unterstellte, und in dem er zunächst vierzig Soldaten, die mit zerschossenen Kiefern zu ihm geschickt wurden, mit allen Mitteln seines Berufs und seiner Kunst pflegte und heilte. Bald, als mit dem grausam fortschreitenden Krieg sich die Zahl der Verwundeten mehrte, stellten zwei Nachbarn ihm Häuser und Gärten zur Verfügung; der Feldsanitätschef erhob das Düsseldorfer Kieferlazarett neben dem alten Berliner Universitätsinstitut zu einer Zentralstelle für die Behandlung der am Kiefer verletzten Soldaten; Düsseldorfer Bürger und Gesellschaften setzten sich werktätig für die große und gute Sache ein; die Mannesmann-Röhrenwerke stellten dem Lazarett einen Flügel ihres mächtigen Verwaltungsgebäudes zur Verfügung; der Rheinische Frauenklub in Düsseldorf gab sein eigenes Heim her; das weitläufige und herrlich am Abhang des Grafenberger Waldes liegende Sanatorium Waldesheim kam hinzu, und heute ist das Düsseldorfer Lazarett für Kieferverletzte mit sechs Abteilungen und neunhundert Betten unter Leitung des Professors Bruhn eine Organisation, die groß und mustergültig in der Verwundetenfürsorge steht, und mit allen Mitteln der Wissenschaft, der Technik und der menschlichen Fähigkeiten Tausenden, denen Geschosse das Gesicht zerrissen, in einer wunderbaren und ergreifenden Weise Hilfe und Heilung bringt.

Was in dieser Anstalt in der Ausheilung schwerer Kieferverletzungen erreicht wird, und was ich unter liebenswürdiger Führung mit eigenen Augen sehen durfte, grenzt ans Märchenhafte. Ich dachte oft, wenn ich die Genesenden sah und die Bilder, die sie von ihrem ersten Aussehen nach der Verletzung bei sich trugen: „Hier arbeiten Aerzte mit Zauberhänden, hier wird der Arzt zum Schöpfer neuer Wesen!“ Geduld, Liebe und ärztliche Kunst gewinnen die Menschen die der blind wütende Krieg für immer aus der Reihe der Gesunden ausgestoßen zu haben schien, die vor dem Spiegelbild ihres zerstörten Antlitzes in Grauen und Entsetzen niederbrechen wollten, einem neuen und heiteren Leben zurück. Der Wille des Helfers triumphiert über die Erbarmungslosigkeit des Schicksals. Wer draußen das Grauen der Vernichtung schmerzvoll und verzweifelnd miterlebt hat, sieht hier mit erwachendem Glauben an das Gute in der Welt, das Wunder der Wiederauferstehung und die Erlösung aus tiefstem Leid. Denn es handelt sich bei den schweren Kieferverletzungen nicht nur um den Ersatz weggerissener Zähne oder zerstörter Kieferstücke, sondern um den kunstvollen Wiederaufbau ganzer Gesichtsteile. Was die blinde Gewalt der modernen Geschosse, was Granatschläger und Querschläger zerfetzten und zerrissen, wird mit unendlicher Mühe, durch Umlagerung und Verpflanzung von Geweben und Knochen, durch Verschiebung und Formung auf zum Teil ganz neuen

Wegen bis zur Ursprünglichkeit wieder hergestellt. Vollkommen zerstörte und verstümmelte Gesichter, denen das Geschoß Kiefer und Lippen, Kinn und Nase raubte, erhalten auf wunderbare Weise eine neue, lebendige und ausdrucksvolle Menschlichkeit.

In diesem Wiederaufbau des Antlitzes teilen sich Zahnarzt und Chirurg in inniger Zusammenarbeit. Alle Maßnahmen, die dem eigentlichen Heilungsprozeß vorausgehen, die Berechnung und die Konstruktion der für Wiederherstellung, die richtige Lagerung und natürliche Formung der zerstörten Gesichtspartieen notwendigen Apparate, sind zugleich mit der Behandlung und dem Ersatz der verlorenen Zähne oder Zahnreihen Aufgaben des Zahnarztes, wobei jeder Einzelfall seine besonderen Bedingungen stellt. Der Zahnarzt bereitet die Grundlage und die Stützpunkte, gewissermaßen das Gerüst, die den Chirurgen für den Wiederaufbau der zerstörten, oft klaffend zerrissenen Weichteile und Knochenpartieen unentbehrlich sind. Abgestorbene Knochenstücke sind richtig zu stellen und durch kunstvolle Apparate, durch Schienen, Schrauben und Drahtverbände für die Dauer des Heilverfahrens in der normalen Stellung festzuhalten, ohne gleichzeitig den komplizierten Bewegungsapparat von Zunge und Kiefergelenk allzu empfindlich zu stören. Ist das oft ausgedehnte Wundgebiet oberflächlich abgeheilt, dann beginnt die wunderbare Arbeit des Wiederaufbaus. Dann werden die fehlenden Knochenteile des Kiefers auf chirurgischem Wege durch Verpflanzung von Knochenstücken, die den gesunden Körperteilen des Verwundeten, den Rippen oder Beckenknochen, entnommen werden, ersetzt, dann werden die Lücken in den Weichteilen, sie mögen so groß sein, wie sie wollen, durch Verlagerung und Verpflanzung von Hautpartieen, die man der Stirn, dem Hals, der Brust oder den Armen des Verwundeten entnimmt, allmählich geschlossen.

Man bildet durch solche Verpflanzungen von Gewebsteilen und Knochen in vielmonatigem Behandlungsprozeß neue Nasen, neue Wangen, neue Lippen und ein neues Kinn. Sind die verletzten Teile so im großen wieder hergestellt und oberflächlich geheilt, dann beginnt die künstlerische Arbeit des Chirurgen, die feine Modellierung, die Wiedererstehung bis zur ursprünglichen anatomischen Form. Durch einfache, überaus sinnreiche Apparate, zum Beispiel durch Nasenformer oder Kinnformer, die man mittels Federkraft auf das verpflanzte Gewebe preßt, beeinflußt man erfolgreich die neu erstehenden Gesichtsformen und die mimischen Funktionen. Durch Druck und Zug, durch Saugen und Pressen beseitigt man alle Narben und Verzerrungen und alle durch die Hautverpflanzungen entstandenen unschönen Wülste, bis der Arzt dem trägen Stoff die edle Form des lebendigen menschlichen Antlitzes wunderbar abgerungen hat. Aus dem Chirurgen wird ein Bildhauer, der mit edelstem Material zu arbeiten gelernt hat.

Von der unendlichen Mühe und den überaus schwierigen und verästelten Problemen wissenschaftlicher Natur, deren Lösung mit dieser zahnärztlich-chirurgischen Arbeit verbunden sind, kann diese Darstellung nur eine sehr karge Vorstellung vermitteln. Doch das Ergreifende und Große dieses Instituts, das mit seinen lichten Räumen, seinen Parkanlagen und seinem Frieden den verwundeten Männern wie ein Eden erscheinen muß, liegt ja nicht in dem Wie, sondern in dem Geist der Arbeit und in den Ergebnissen. Diese Heiltätigkeit hat etwas Feierliches. Die Aerzte wachsen über ihren Beruf hinaus zu schöpferischen Helfern und Dienern einer versöhnenden

Liebe empor. Was die Soldaten an ihren Gesichtern erfahren, die Auferstehung der alten, edlen Form aus Bruch und Trümmern, das ist mehr als körperlicher Vorgang und mehr als chirurgische Kunst; das ist, wenn sie's in der Stille der Genesung recht betrachten, ein Symbol für die Wiederauferstehung des Geistes im kommenden Frieden, für die Aufrichtung neuer Werke aus einem Chaos von Trümmern. Diese Soldaten werden alle erkennen, daß sie mithelfen müssen, Welt und Menschheit wieder aufzubauen, und daß es gelingen wird, wie in den Heilstätten Düsseldorfs, die Liebe mit am Werke ist. (Kurt Küchler in „D. Luth.")

College und Krieg.

In der Januar-Nummer von „Scribners Magazine" ist ein Artikel von Dr. Robt. Lincoln Kelly erschienen, unter dem Titel: „The American College and the Great War," welcher eine Fülle wertvoller Auskunft enthält betreffs der Beziehungen der amerikanischen Kollegien zu dem großen Weltkrieg. Nach den Angaben dieses Schreibers stehen mehr als 100.000 Studenten, Professoren und Alumnen der amerikanischen Kollegien im aktiven Kriegsdienst. Von den 40,000 Männern, welche sich in den ersten Kriegslagern befanden, stammten 85 Prozent von Kollegien. Von den Studenten, welche letztes Jahr ihre Studien betrieben, stehen jetzt nicht weniger als 45,000 im Militärdienst. Die Kollegien dieses Landes werden infolgedessen in diesem Schuljahr mehr als $2,000,000 an Schulgeldern einbüßen. 20 Kollegien und Staats-Universitäten haben einen Verlust von 14 Prozent an Studenten im ersten Jahre („Freshman") berichtet, und 24 andere Anstalten einen Verlust von 16.6 Prozent. 10 kirchliche Kollegien berichten eine Abnahme in der gesamten Studentenzahl von 11.5 Prozent und einen Verlust von 14.1 Prozent an neuen Studenten.

Von den 2500 jungen Männern, die als freiwillige Ambulanzführer im amerikanischen Feldlazarettdienst in den vergangenen drei Jahren standen, waren etwa 2000 Studenten, die über 100 Kollegien und Universitäten repräsentieren. Harvard lieferte 350, die zahlreichste Quote, Yale folgt mit über 200, Princeton mit 190 und Dartmouth und Cornell mit 122. Die zwei hervorragenden California Universitäten folgen sodann mit California 70 und Leland Stanford 58. Columbia hat 48, Massachusetts Institute of Technology 46, University of Pennsylvania 43, Chicago University 39, Amherst 37, Michigan und Williams je 35, Syracuse 32, Wisconsin und Washington University of St. Louis je 31, Illinois 30, Missouri 29, Virginia 25, Bowdain 23, Tufs 21, Brown 19, Boston 18, Northwestern und Wesleyan je 16, Beloit 15, Marietta 13 und Oberlin 10. Weniger als 10 haben 61 Schulen.

Die Zahl der Studentinnen in Deutschland.

Die Zahl der weiblichen Studierenden hat in Deutschland während des Kriegs ganz beträchtlich zugenommen. Im letzten Winter vor dem Krieg zählten die deutschen Universitäten 1130 weibliche Studierende, weniger als sieben Prozent der Gesamtziffer. Im laufenden Winter sind es 5757, und das sind volle vierzig Prozent der Gesamtziffer. Hinsichtlich der Verteilung der weiblichen Studentenschaft auf die einzelnen Studienzweige zeigt sich, daß in der Hauptsache zwei Wissensgebiete von den weiblichen Studierenden

bevorzugt werden, nämlich das höhere Lehrfach und die Medizin. Ersterem sind zurzeit 3825 weibliche Studierende zuzuzählen, von denen 2789 Philologie und Geschichte und 1036 Mathematik und Naturwissenschaften studieren, gegen 2124 und 761 vor Kriegsausbruch. Kameralia und Landwirtschaft studieren 220 (vor dem Kriege 132), Rechtswissenschaft 138 (57), Zahnheilkunde 64 (51), Pharmazie 30 (14) und evangelische Theologie 18 (16). Die Wahl der Universitäten deutet an, daß die Frauen die Reichshauptstadt verhältnismäßig so stark besuchen wie die männlichen Kommilitonen, daß sie aber im übrigen bei der Wahl der Universität ihre eigenen Wege gehen, was insbesondere in der Bevorzugung von Bonn, Heidelberg, Münster und Frankfurt, und in dem geringen Besuch von Leipzig, Halle und Freiburg zum Ausdruck kommt. Diesen Winter hat Berlin 1276 weibliche Studierende, München 760, Bonn 515, Heidelberg 344, Münster 320, Marburg 317, Leipzig 292, Göttingen 273, Breslau 269, Frankfurt a. M. 225, Jena 177, Königsberg 170, Halle 164, Freiburg 138, Tübingen 115, Kiel 102, Greifswald und Straßburg je 70, Würzburg 49, Gießen 47, Rostock und Erlangen je 32.

An der Wiege des Christentums.

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt Gott, ich wär bei dir!"

Zweimal im Jahre wandert die Sehnsucht der Christenheit den Weg über Länder und Meere zu dem schmalen Küstenstrich, der ihren Ursprung umschlossen hält, den Spuren nach, die von dem ärmlichen Stalle in Bethlehem zur Schädelstätte Golgatha führen: in der heiligen Nacht, wenn der Stern der Verheißung im Osten über dem gelobten Lande aufleuchtet, und zur Osterzeit, da sich das Drama und Wunder dieses Lebens auf dem Richthügel bei Jerusalem vollendet.

Ueber den alten Mauern Zions weht heute nicht wie seit vierhundert Jahren der gelbe Halbmond im roten Feld.

England hat seine Flagge auf den Bastionen Herodes des Großen aufgepflanzt.

Jerusalem, als der Mittelpunkt des religiösen Lebens der erleuchteten Welt, war von jeher das Ziel politischen Ränkespiels zwischen den europäischen Nationen, obwohl der knapp 28,000 Quadratkilometer umfassende Küstenstrich Palästina wirtschaftlich kaum irgend welche Werte besaß, die ihn begehrenswert erscheinen ließen.

Aber in ihm lag der archimedische Punkt, um die Geister der Welt zu bewegen, und so hütete selbst das republikanische Frankreich noch lange sein altes Vorrecht als Schützerin im Orient der daheim befeindeten Kirche und suchte durch Kirchen und Missionen durch die Lyoneser Jesuiten und zahlreiche andere Vereine und Organisationen diesen religiös-politischen Einfluß weiter auszudehnen.

In diesem Streben erfuhr es allerdings von einer Seite Wettbewerb, dem zarischen Rußland. Ein griechisch-russisches Kaiserreich im Orient war seit den Tagen Peters I. das Ideal aller russischen Alleinherrscher. Der Blick des russischen Orthodoxismus richtete sich aber nicht bloß auf die alte griechische Kathedrale von St. Sophien in Konstantinopel, sondern auch auf die heiligen Stätten in Palästina, vor allem auf Jerusalem, die zweite Kapitale im oströmischen Zukunftsreiche.

Nachdem bereits unter Peter dem Großen die russische Kirche für ihre Palästinapilger bedeutsame Vorrechte erlangt hatte, ist seit 1882 in der „Kaiserlich orthodoxen Palästina-Gesellschaft" eine Vereinigung geschaffen, die nichts weniger als die Russifizierung Palästinas beabsichtigte. Zur Durchführung ihres Programms hat die Gesellschaft allmählich einen riesigen, nach Millionen zählenden Bodenbesitz erworben, so daß heute jeder größere Ort irgend einen „Russenbau" aufweist, sei es Kirche, Kapelle, Schule, Hospiz oder Hospital. Gerade die Schultätigkeit ist beachtenswert; 1908 zählte man bereits in Syrien und Palästina 101 Schulen mit 10,000 Schülern, an denen gute Lehrer unterrichteten, die in den Seminaren von Nazareth und Bet-Djala bei Jerusalem ausgebildet werden, um meist später auf einige Jahre nach Rußland zu gehen und dann als russische Araber ihre Zöglinge ebenfalls zu begeisterten Russen zu machen. War Frankreichs Ehrgeiz mehr wirtschaftlicher Natur, so lebte in dem russischen der Traum eines politisch-religiösen Weltreichs. Aber noch eine dritte Hand streckte sich nach der heiligen Stadt aus, die Englands, das hier den Kreis seiner Weltmacht wirtschaftlich und religiös zu runden trachtete, die ununterbrochene Kette von Indien über Persien, Palästina und Aegypten und damit dem englischen Mittelmeer, sowie zurück durch Afrika, dessen deutsche Besitzungen jetzt ganz in seinen Händen sind, über Australien nach dem Goldlande des Brahma.

Religiös war dabei der Gedanke mitwirkend, das Kalifat den Türken zu entreißen und es den Arabern in Aegypten zurückzugeben, um so die Gefahr des Islams zu einem neuen großen ägyptischen Reich dauernd zu bannen. Außerdem suchte man den jüdischen Einfluß durch Gründung des zionistischen Sehnsuchtsstaates, den man von London aus 1898 und 1901 in andern Gebieten vorgeschlagen hatte, ganz für England zu gewinnen, das von allen Staaten den Juden stets gleiche Rechte wie andern Bürgern gewährt hatte.

Kein Wunder also, daß die Kunde vom Einzug General Allenbys in das alte Salem Abrahams überall unter der Judenheit Jubel ausgelöst hat, und daß der von dem englischen Rothschild eifrig beförderte Zionismus die Verwirklichung seiner Träume nahe sieht. Ob England indes wirklich ein jüdisches Reich zu gründen beabsichtigt, das den muselmänischen Wallfahrtsort der Omar Moschee und des Mosesschen Grabes unter die Hut Andersgläubiger stellen würde, ob es vor allem solchen Plan auszuführen in der Lage sein wird, muß die Zukunft lehren. Vorläufig indes wallfahrten die Seelen von Millionen Juden sehnsüchtig zu den alten Stätten ihres Glaubens, zu den Bergen, von welchen ihnen Hilfe kommt.

Man braucht kein schwärmerischer Romantiker zu sein, aber das Herz schlägt jedem, der zum ersten Mal auf den Hügeln über dem Bache Kidron die Mauern Zions erblickt. Stattlich und schön, fast achthundert Meter über dem Meere, ist es wirklich die „Stadt, die auf dem Berge liegt, die hochgebaute Stadt."

Ihre Gründung geht weit in die graue Vorzeit zurück. Wir finden sie als Ursalmmu und Schalam in alten Keilschriften und Hieroglyphen verzeichnet. David eroberte die „Wohnung des Friedens" von den Jebusitern, Salomo vergrößerte sie, errichtete hier seinen Palast und auf dem Gipfel des Hügels Moria den sagenumwobenen Tempel, über dessen einstigen Mauern sich jetzt die wunderbare Kuppel der Omar Moschee wölbt.

Aegypter kamen, arabische und philistäische Völker, um es zu plündern,

Hiskias und Manasse befestigten es von neuem, aber nicht stark genug, um den Horden des Nebukadnezar Trotz zu bieten. In Trümmer gelegt, wächst es nach der Rückkehr aus der babylonischen Verbannung wieder auf, Herodes der Große, der Paläste auf Paläste baut, versucht, auch den alten Tempel in neuem Glanz erstehen zu lassen, vermag indes den Bau nicht zu beenden. Eine kurze Zeit lang dauert die Blüte der Stadt, die nach der Schilderung des Josephus 250,000 Seelen umfaßt haben soll. Dann kommt der Aufstand der Juden wider die Römer, die Belagerung durch Titus und die Zerstörung.

Hadrian errichtet auf ihren Trümmern eine römische Kolonie und wo einst der Tempel gestanden, erhebt sich der heidnische Altar für den Jupiter Capitolinus. Mit der politischen Bedeutung der Stadt war es indes vorbei. Sie wird noch viel umkämpft, die Araber entreißen sie unter Omar dem oströmischen Kaiserreich, die Kreuzfahrer entreißen die heilige Stätte den Händen der „Ungläubigen," Saladin gewinnt sie den Muselmanen zurück und beendet das christliche Königreich, das Gottfried von Bouillon dort geschaffen, und endlich, im selben Jahr da Luther seine Thesen an die Schloßkirche in Wittenberg nagelt und von Deutschland aus eine neue religiöse Bewegung einsetzt, gelangt sie unter die Macht der Türken, die sie seither gehalten haben.

Das heutige Jerusalem zerfällt charakteristisch in zwei Teile: den alten, größeren Teil innerhalb der Stadtmauer und den neuen, die modern gebauten, schmucken, europäischen Kolonien enthaltend, außerhalb, und zwar westlich der Stadtmauer.

Den Sammelpunkt der historischen Erinnerungen bildet natürlich das alte Jerusalem. Es imponiert beim ersten Anblick noch heute zunächst durch seine großartige, ringsum laufende Umfassungsmauer. Diese ist 12 Meter hoch und 4 Kilometer lang. Acht stattliche Tore durchbrechen die Mauer; eins derselben, das Jaffa-Tor im Westen, ist eigens vom Sultan 1898 dem deutschen Kaiserpaar zu Ehren durch Niederlegung eines größeren Teils der Stadtmauer verbreitert worden, ein Vorgang, der früher unerhört gewesen wäre! Alte Festungstürme, in ihrem Umbau teilweise noch aus der Zeit Herodes des Großen, überragen die Stadtmauer. Bei der Fahrt zur Stadt präsentiert sich zur rechten Seite als erstes mächtiges Bauwerk die große, deutsche, katholische Kirche, welche auf der vielgenannten Dormition erbaut ist, jenem dem deutsch-katholischen Palästina-Verein vom Kaiser 1898 feierlich überwiesenen Grundstück, auf welchem die katholische Ueberlieferung die Sterbestätte der Jungfrau Maria sucht.

Die alte, innere Stadt wird durch zwei, etwa in der Mitte sich kreuzende Hauptstraßen, die Damaskusstraße von Norden und die Jaffastraße von Westen, in vier Quartiere geteilt: der Nordosten gehört den Muslimen, der Südosten den Juden, der Südwesten den Armeniern, den Nordwesten bildet das griechisch-fränkische Viertel. Im übrigen ist es schwer, sich im Straßengewirr Jerusalems zurechtzufinden, denn die Straßen sind winkelig, zum Teil Sackgassen, haben keine Namenschilder und Nummern, sind teilweise überwölbt und dunkel, bei Regenwetter wegen schlechter Pflasterung bald sehr schmutzig. Das Wort von Salems „goldenen" Gassen gehört lediglich in die Welt der Poesie. Alle sind sie nur fünf bis sechs Meter breit; sie gehen in Stufen bergauf und bergab, so daß kein einziger Wagen in ihnen fahren kann; es fehlt natürlich gänzlich die Straßenbahn, auch das Gaslicht, das Telephon und alle Requisiten modernen Großstadtlebens; bei Son-

nenuntergang werden die Basare der Straßen, die den ganzen Tag über für einen ziemlich lebhaften Handel offen stehen, geschlossen, und da nur sehr spärliche Lichter hier und da die Beleuchtung versehen, ist Jerusalem abends eine tote Stadt. Am Tage aber regt sich dann wieder geschäftiges Leben. Beduinen und Fellachen, Handelskarawanen bis aus dem Ost-Jordanland, Handwerker, Händler, unzählige Völkertypen, Reisende, Pilgerzüge, Priester, Europäer und Asiaten, Juden, Mohammedaner und Christen, Schwarze und Weiße, frische, schöne Gestalten neben Aussätzigen, Bettlern und Blinden, Pferde, Esel, Maultiere, Kamele, Hunde — das etwa ist das Durcheinander eines jerusalemitischen Straßenbildes, wie es namentlich an den großen Toren der Stadtmauer, und hier wieder vor allem an dem schönen, altehrwürdigen Jaffator sich tagtäglich abspielt, und wie es jedenfalls Jerusalem ein ganz eigentümliches Gepräge gibt. Die gesamte Bevölkerung beträgt gegenwärtig zirka 90,000 Seelen, wovon über die Hälfte Juden sind, 7000 Mohammedaner und 13,000 Christen; unter letzteren zählt man etwa 6000 orthodoxe Griechen, 4000 römische Katholiken (Lateiner), 1400 Protestanten, der Rest setzt sich aus Armeniern, Kopten, Abessiniern, Syriern u. s. w. zusammen.

Besonders vermehrt haben sich in den letzten Jahrzehnten in Jerusalem die Juden. Sie besitzen über 70 Synagogen, eine große Schule mit Handwerkerschule, eine Tagschule für Knaben, eine Mädchenschule und das neue Spital von Rothschild; von deutscher Seite ein Spital, eine gute Schule, je ein Waisenhaus für Knaben und Mädchen; dazu kommen viele Pilger- und Armenwohnungen, meist von Montefiore und Rothschild gestiftet; auch ein deutsch-jüdisches Hospiz. — Die römischen Katholiken sind namentlich durch die Franziskaner sehr zur Blüte gekommen; viele Kirchen, Klöster, Wohltätigkeitsanstalten und Schulen werden von ihnen unterhalten. — Unter den Protestanten Jerusalems blühte namentlich die deutsch-evangelische Gemeinde, die in der Erlöserkirche, unmittelbar neben dem Heiligen Grab, also auf einem der höchsten Punkte, den aus dem Gesamtpanorama Jerusalems am meisten hervorragenden kirchlichen Bau besitzt.

Während so die jüdischen, römisch-katholischen und protestantischen Unternehmungen bei der öffentlichen Meinung des heiligen Landes gut beleumundet sind, kann man dies von den andern christlichen Gemeinschaften des Orients nicht sagen. Ihr Bildungstiefstand und ihre starke Tendenz zum Abergläubischen und Legendarischen setzen den christlichen Namen bei der mohammedanischen Welt nicht in vorteilhaftes Licht. Und doch haben die orthodoxen Griechen noch immer große Macht in Palästina. Sie sind auch die Hauptherren im „Heiligen Grabe," jenem überbauten Kapellenkomplex, in dem man Golgatha und das Grab Christi sucht. Aber „er ist auferstanden, er ist nicht hier!" Von diesem Osterwort konnten wir nicht loskommen, als wir uns durch diese von vielen Pilgern geküßten Stätten geleiten ließen. Wie viel freier atmeten wir auf, als wir wenige Schritte davon, auf dem Turm der herrlichen Erlöserkirche, eins der schönsten Uebersichtsbilder über ganz Jerusalem genossen! Und wie viel mächtiger faßte uns das sichere Bewußtsein historischen Bodens oben auf dem Tempelplatz mit seiner überwältigenden Aussicht auf Stadt, Oelberg, Kidron und Gethsemane. Auch hier oben weht neben dem Hauch urältesten Altertums schon der Geist der Neuzeit. Seit dem Krimkrieg ist uns die Omar-Moschee nicht mehr verschlossen. Mit moslemischen Pantoffeln angetan, durften auch wir

die heilige Stätte betreten. Es ist das schönste Gotteshaus, das ich gesehen. Und es steht ziemlich auf dem Boden des alten Tempels Salomos. Es ist von den Mohammedanern seit Ende des 7. Jahrhunderts gebaut worden, in Form eines Achtecks von je 20.4 Meter Seitenlänge. Oben eine herrliche Kuppel. An Marmor-Mosaiken und sonstigem, allerkostbarstem orientalischen Schmuckmaterial überreicht, erdrückt uns förmlich sein Inneres durch die vornehme Ruhe und auch wiederum sein unvergleichliches Farbenspiel. Inmitten des heiligen Raumes liegt, wie vor Jahrtausenden, 17 Meter lang, 13 Meter breit, 2 Meter hoch, der große, mächtige heilige Stein, auf dem die Opfer des alten Bundes vollzogen wurden, und der nicht nur nach Ansicht der mohammedanischen Legende bereits der Opferstein Abrahams gewesen sein soll. Am interessantesten aber ist die in den Oberräumen der Moschee prangende Koran-Inschrift, die Kriegserklärung des Islams gegen das Christentum, von welcher nachfolgende charakteristische Stelle hier wiedergegeben sei:

„O ihr, die ihr schriftliche Offenbarungen erhalten habt, überhebet euch nicht mit eurer Religion, und sagt von Gott nur Wahrhaftiges aus; der Messias Jesus ist nur der Sohn der Maria, der Gesandte Gottes und sein Wort, das er in Maria gelegt hat; so glaubt denn an Gott und seinen Gesandten und behauptet nicht, es wären drei (Trinität). Wenn ihr euch dessen enthaltet, so ist es besser für euch. Gott ist nur ein Einziger, und fern sei es von ihm, daß er einen Sohn gehabt hätte; ihm gehört, was im Himmel und auf Erden ist, und er ist sich in sich selbst vollkommen genügend."

Es ist ein Augenblick, da einem die Seele zittert in dem Gedanken: Welche Rätsel wird dieser Islam der abendländischen Welt noch zu lösen geben? Und welch weiter Weg wird noch bis zum religiösen Frieden der Welt sein! („Am. Botsch.")

Ukrainia and the Ukrainians.

Ukrainia, or the Ukraine, was a land largely unknown to Americans before that country of thirty-three millions of people suddenly blossomed out as an independent, autonomous republic, capable of entering into peace negotiations with the Quadruple Alliance, to be followed a few days later by a precarious peace agreement between Russia and the same allied powers. Nor were the boundaries of Ukrainia as a country occupied by a distinct nationality, separate from Muscovites and other Russians, known to the American of average intelligence.

An Ukrainian, writing in the January issue of the *Open Court*, gives a clear and concise account of the history and characteristics of the Ukrainians. The wrongs of Poland for one hundred and fifty years have been rehearsed to all the world and have aroused the righteous indignation of the nations against its oppressors, as well as profound sympathy for the Polish people. But Ukrainia, which has suffered equally with Poland, and during one long period suffered at the hands of the Poles themselves, has borne its burden of tribulation in silence, altho a large nation, occupying the Black Earth region of southern Russia, one of the richest wheat sections of the world.

Ukrainia proper is bounded on the west by a line running from Brest-Litovsk to Przeymsl and along the Carpathians; on the north by

a line running east from Brest-Litovsk along the Pripet river to a point one hundred miles east of the Don river, from thence south to the mouth of the Don, with the Black Sea and the Sea of Azov to the south. The territory included within these boundaries may be called Ukrainia, and is equal in area to that of the States of Wisconsin, Illinois, Michigan, Indiana and Ohio.

The author asserts that the Ukrainians are not Russians. Their language is as different from Great Russian as Portuguese is from Spanish, or as Spanish is from French. In all the territory claimed by the Ukrainians, they form seventy-two per cent of the population, with ninety-two per cent for the large areas along the Dnieper. It is a compact, homogeneous territory, almost uniformly Ukrainian.

To Scandinavians, the Ukraine is of peculiar interest, Rurik, or, in old Norse, Hroerekr, was the founder of a Russian empire. He was the leader of a band of Norsemen, or Vikings, who from the Slav city of Novgorod extended his dominions southward into the Ukraine country in the ninth century. The princes of Kiev united most of the Ukrainian-speaking lands under the sceptre of the Norsemen to whom they owed their appellation Russij, or the Red, showing their blond Scandinavian origin. A more probable derivation of the name "Russij" is *rorsmenn*, the Norse term for "rowers." Even as the Lombards of today, or the Normans of France, plainly enough show their descent from the ancient Norse invaders so there are Norse racial traces in the Ukrainian people.

In the twelfth and thirteenth centuries, the country was overrun by Tartars. Kiev lost its power and the Ukrainian rulers were succeeded by the princes of Halicz, from which comes the name of the Austrian crownland Galicia. Vikings and Celts came in collision on the fertile soil steppes of Russia as they had done in France and Ireland. In the fourteenth century, Ukrainia, together with Lithuania, was conquered by Poland, the eastern half regaining its independence in the seventeenth century. In 1654 Chmielnicki, hetman of the Ukrainian Cossacks, was inveigled into an alliance with the Russian Czar Alexei Mikhailovich. Very soon, however, the hetman Chmielnicki discovered the crafty purposes of the Czar and concluded an alliance with Sweden and Siebenbuergen as a check against both Russia and Poland. His successor, Ivan Wyhowsky was forced to abdicate in favor of a successor who renewed the alliance with the Czar.

Ukrainia remained in a state of vassalage until the accession of hetman Ivan Mazzeppa, the hero of Byron's poem, who, together with his ally Charles II. of Sweden, was disastrously defeated at the battle of Poltava in 1709. "Czar Peter the Great ravaged the Ukraine with fire and sword, crucifying the Ukrainians by thousands, nailed them to rafts and sent them drifting down the rivers. This victory established for two centuries the ascendency of Muskovite Russia." Ukrainia became the spoil of Muskovite officials and her autonomy vanished in 1783 with the abolition of the Ukrainian army. Katherine the II. in 1775 destroyed every vestige of Ukrainian independence.

The partition of Poland brought under the Russian crown all Ukrainian lands except Galicia. Peter the Great by a ukase issued in

1720 prohibited the use of the Ukrainian language in print and abolished the office of hetman. In 1904 the Lithuanians and Poles had been granted the right of instruction in their own language, but not so the Ukrainians, altho they obtained permission to print newspapers and books in their own language, a concession, however, which has been hampered by severe censorship. Since instruction was given only in Russian," says the writer referred to, "there were over fifty per cent of Ukrainians unable to read or write before the war, and yet the twenty newspapers of which the strongest was the *Rada*, appeared in Kiev and the great circulation of Ukrainian books demonstrate the devotion of the people to their mother tongue." In 1914 the Ukrainians succeeded in securing the right to use the native language in all Ukrainian schools, but since it was suspected that the entire teaching body of the Ukraine was affected with nationalistic sentiments, it was proposed to replace the native teachers by Russians.

In conclusion, we take the following facts and figures regarding the Ukraine from the writer to whom reference has been made:

"The limits of the new republic would be practically coterminous with the 'black earth belt' of Russia, a land literally flowing with milk and honey, the granary of Russia, indispensable to the subsistence of Great Russia's teeming millions, producing not less than one-third of all the agricultural produce for the 175,000,000 of 1914. This explains the persistence and weight of all Russian offensives along Eastern Galicia and Bukowina during this war.

"In 1912 seventy per cent of all Russian coal was raised from the Donec Basin in the heart of Eastern Ukrainia. The same figure applies to the production of pig iron, while the figure for iron and steel together is still sixty per cent.

"The sugar industry of Ukrainia produces eighty-eight per cent of the Russian total, and the tobacco production is about the same.

"For foreign export the surplus streams to the great Ukrainian Black Sea port of Odessa, from which it may pass to the outside world especially thru the Bosporous and the Dardanelles."

—*American Lutheran Survey.*

Das russische Mittelasien.

Die mittelasiatischen Gebiete Rußlands, Buchara, Merw, Samarkant, Taschkent, sind heute mit dem eigentlichen Rußland verbunden durch zwei Schienenstränge, und zwar die über Orenburg gehende Steppenbahn und anderseits die von Krasnojarsk ausgehende transkaspische Bahn. Der Erbauer der letzteren Bahn war der bekannte deutsch-russische General Kaufmann. Die Bahn wurde als Militärbahn trotz ungeheurer Schwierigkeiten gebaut und überschreitet unter andern die beiden Flüsse Amu-Darja und Syr-Darja auf Holzbrücken, die Längen von etwa je vier englischen Meilen aufweisen. Diese riesige Brückenstrecke ist dadurch bedingt, daß die beiden Flüsse im Frühjahr das flache Uferland weit überschwemmen. Diese verhältnismäßig wenig bekannten zentralasiatischen Gebiete sind erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem russischen Reich angeschlossen worden, teilweise durch Eroberung, teilweise durch Verträge. Die russische

Regierung hat in klarer Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Gebiete den Besuch derselben durch Europäer außerordentlich erschwert. Nur mit besonderer Genehmigung des Kriegsministers wurden Reisepässe und Aufenthaltskarten für diese Gebiete gewährt. Außer militärischen Gründen sind hierbei volkswirtschaftliche in Frage gekommen.

Mag auch die russische Regierung keineswegs klassisch gewesen sein und viele Fehler an sich gehabt und begangen haben, in diesen zentralasiatischen Gebieten hat sie Mustergültiges geleistet. Die seinerzeit von Dschengis-Khan und Timur Lenk erbauten Kanalsysteme, die später verfallen waren und zur Bewässerung des Landes dienten, sind von der russischen Verwaltung wieder hergestellt worden.

Und in der Tat erzeugte vor dem Krieg Rußland über die Hälfte seines eigenen Baumwollbedarfs in diesem Gebiet selbst. Außerdem sind diese Gebiete reich an Salz, an Braunkohlen und in der Nähe von Taschkent an ganz hervorragend guten Steinkohlen. Der Grund, weshalb insbesondere diese Steinkohlen bisher nicht ausgebeutet wurden, ist der, daß die Kohlen infolge ihres Reichtums an flüchtigen Bestandteilen leicht zerfallen und dann bröcklich werden und der Selbstentzündung unterworfen sind. Als Hilfsmittel dagegen kommt einzig und allein in Frage, diese Kohle zu verkoken und mit dem gewonnenen Teer Brikets herzustellen, die alsdann haltbar sind. Die Gebirgsteile, insbesondere des anschließenden Ferghana, sind reich an Edelmetallen, Kupfer und Eisen, sowie auch an Schwefellagerstätten. Auch Petroleum ist dort zu finden. Der Getreidebau und Weinbau, sowie die Viehzucht sind außerordentlich gut entwickelt, die weiten Steppen geben geradezu ideale Weidegründe ab. Einzelne besondere Kulturen sind der Anbau von Sonnenblumen und einer Chrysanthemumart, welche das Rohmaterial für Santonin darstellt. Die Stengel und Blätter beider Pflanzen sind reich an Kali und so liefern insbesondere die riesigen Sonnenblumenpflanzungen im Kaukasus und in Zentralasien eine sehr gute Potasche von 96 bis 98 Prozent. Die Sonnenblumenkerne ebenso wie die Baumwollsamenkerne liefern Oele, die teils als Nahrungsmittel, teils als industrielle Oele gute Verwendung finden. Diese asiatischen Gebiete stellen den reichsten Teil des ganzen russischen Reiches dar. Einzig und allein die Schwierigkeit des Transports haben verhindert, daß diese überaus reichen Gebiete bisher auf dem Weltmarkt mit ihren Produkten erscheinen konnten. Die Bewohner sind tartarisch-türkischen Ursprungs und fast durchgehends Mohammedaner. Die einzelnen kleinen Reiche stehen heute noch unter ihren eingesessenen Fürstenhäusern, die russische Vasallen sind. Eine Loslösung der Gebiete von Rußland wäre ethnographisch und politisch wohl möglich und wünschenswert, aber das russische Reich wird diese Schatzkammer niemals freigeben wollen, denn andernfalls würde sie dem von Indien vordringenden englischen Einfluß oder dem von Osten kommenden chinesisch-thibetanischen Einfluß unterworfen werden. Es ist selbstverständlich, daß derartig reiche Gebiete ein Kampfobjekt ersten Ranges darstellen und vorläufig sind nun einmal die Russen die glücklichen Besitzenden.

(„Mennon. Rundschau.“)

Ein Prediger, wie ihn die Welt sich wünscht.

Wie ein Prediger beschaffen sein soll, damit er ihr gefalle, darüber scheint sich die Welt klar gewesen zu sein, zu allen Zeiten. Und wenn wir

darum die Anforderungen der Welt an einen Prediger von heute mit denen vergangener Zeiten vergleichen, so werden wir finden, daß sie sich auch nicht in einem einzigen Punkte geändert haben. Luther schrieb seinerzeit: „Sechs Stücke gehören zu einem Prediger, wie ihn die Welt jetzt haben will: 1. daß er gelehrt sei; 2. daß er eine feine Aussprache habe; 3. daß er beredt sei; 4. daß er eine schöne Person sei, den die Mägdlein und Fräulein lieb haben können; 5. daß er kein Geld nehme, sondern Geld zugebe; 6. daß er rede, was man gern hört."

Und in Kirchhofs Wendmuth V, 12, 59 lesen wir: „Zu solchem Prediger, welcher der Welt wohlgefallen, gehören diese sechs Stücke: 1. daß er gelehrt sei; 2. daß er ein audaculus sei und ein fein Ausreden habe; 3. nicht zürne in seinen Predigten über die Laster; 4. nicht nach großer Besoldung frage; 5. eine schöne Person und freundlich sei; 6. daß er rede, was man gern hört." Zu diesen sechs Hauptstücken sagt die Welt von heute ihr Ja und Amen. Ein solcher „Weltgeistlicher" macht darum auch viel von sich reden, auch weiß er vor der Welt zu glänzen mit seinem Prunk. „Einer Frau oder Jungfrau aber dient es zur Empfehlung, wenn wenig von ihr gesprochen wird, und so sind das auch nicht die schlechtesten Pastoren, deren Personalakten sehr mager geblieben sind." (Büchsel.)

Mitgeteilt von Geo. L. Heck in „Kchztg.")

Der Liebe Frucht.

Seit dem Jahre 1812 war es den Juden in Deutschland erlaubt, höhere Schulen zu besuchen. Im Jahre 1831 trug sich nun in der Quinta des Gymnasiums zu Glogau in Schlesien folgender Vorfall zu: Ein kleiner jüdischer Knabe war eben in die Schule aufgenommen worden, er saß auf dem letzten Platz als der zuletzt aufgenommene Schüler. In der Religionsstunde ließ der Lehrer aus dem Leben des Heilands erzählen. Die meisten Schüler wußten nur sehr wenig davon. Der kleine Knabe aber, der schon in der Volksschule dem christlichen Religionsunterricht mit beigewohnt hatte, erzählte am allerbesten die Weihnachtsgeschichte und den Bericht von dem Sterben des Heilandes. Der alte Lehrer war tief ergriffen. Voll Freude gab er dem jüdischen Knaben einen Kuß und trug ihn auf den ersten Platz in der Klasse, den er die ganze Schulzeit hindurch inne hatte. Aus dem kleinen Judenknaben ist dann später ein bekannter Gelehrter und ein eifriger Zeuge Jesu Christi geworden. Bei der Taufe ließ er seinen Namen „Selig" in „Paulus" umändern. Fünfzig Jahre nach jenem Vorfall in der Schule erzählte Professor Cassel — das war sein Name — welch tiefen Eindruck das auf ihn gemacht habe, und daß dadurch zuerst der Wunsch in ihn gepflanzt worden sei, Christ zu werden.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Das Alte Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürdnis. Von Lic. theol. Dr. G. Mayer. 7. Band. „Die Psalmen."

Schon bei der ersten Ankündigung der Bibelauslegungen Mayers, wurde hervorgehoben, daß das Ziel, welches dieselben verfolgen, die sei, keine gelehrte und auch keine volkstümliche Bibelerklärung im Stile der andern wissenschaftlichen und erbaulichen Erklärungen zu geben. Was damals versprochen worden, ist auch durchgehends bei jeder neuen Erscheinung als gehalten empfunden worden. Es ist Schriftbetrachtung, wie wir sie für unsere Zeit brauchen, praktisch, faßlich, packend, feinsinnig und religiös, nicht befangen, sondern frei und im besten Sinne. Es sind in der Tat religiöse Betrachtungen für das moderne Bedürfnis! Alle Mitarbeiter an diesem Werke haben ihre Aufgabe vortrefflich gelöst. Das ist allgemeines Urteil der religiösen Presse, und darum sind auch derartige Erzeugnisse mit größtem Beifall aufgenommen worden.

Nehmen wir, um uns von der Güte der alttestamentlichen Betrachtungen zu überzeugen, einmal den 7. Band, „Die Psalmen," zur Hand. Wohl mögen bei der Lektüre der Betrachtungen über die Psalmen manchmal leise Bedenken kommen, ob nicht ein eklektisches Verfahren hier praktischer gewesen wäre, weil bei der großen Verwandtschaft mancher Psalmen, sich doch auch in den Betrachtungen über dieselben etwas zu leicht leise Wiederholungen einstellen. Jedoch darf man sich auch nicht die Gründe verhehlen, welche für den Verfasser bestimmend waren, trotzdem die Sammlung fortlaufend und lückenlos zu erklären. In der Gesamtheit will der Verfasser mit seiner Psalmenauslegung dem Geschlecht der Gegenwart es zum lebendigen Bewußtsein bringen, wie selbstgewiß, glücklich, frei und stark die Menschenseele ist, die Gott gefunden hat und in bewußter Gemeinschaft mit ihm lebt. Das ist doch sicher tief religiös gefaßt, und tief religiöse Gedanken sind überall aus dem ganzen Psalm hervorgehoben, der jedesmal zur Betrachtung kommt, den der Verfasser immer erst zu lesen bittet. Seine an den Grundtext sich anschließende Uebersetzung ist, wie im ganzen alttestamentlichen Bibelwerk, dem Calwer „Handbuch der Bibelerklärung," 7. Auflage, entnommen.

Besonders bewegt hat uns die Schlußbemerkung des Vorworts, daß die glückliche Vollendung der Psalmenauslegung die letzte Sorge seines kurz vor Vollendung des Werkes im 90. Lebensjahr heimgegangenen Vaters gewesen sei. Solcher Wunsch ist gerechtfertigt, daß in Erfüllung seiner inbrünstigen Gebete, bei den Lesern Frucht gewirkt werden möge, die zum ewigen Leben bleibet!

Die Behandlung der Psalmen unterscheidet sich von andern praktischen Auslegungen des Psalters, so von Taube und Karl Gerok, dadurch, daß der

Verfasser sich stets die Frage gestellt hat, was die Menschen von heute, gemäß ihrer besonderen Bedürfnisse, Anschauungen und Aufgaben, an Lehre und Ermahnung für sich aus dem betreffenden Psalm entnehmen können. Mit Rücksicht aber auf den vorgeschriebenen Umfang des Werkes, kann er aber leider nur in einer Reihe von Psalmen diejenigen Verse daraus zum Abdruck bringen, die besonders wichtig oder für den Gedankenfortschritt von Bedeutung waren. So Psalm 22, 2—20; 75, 23—28; 96, 1—10 u. a.

Geben wir unsern Lesern zur Prüfung hier eine kurze Probe wirklich köstlicher Betrachtung von Psalm 134, V. 1—3. Das Thema lautet:

„Kultus-Fragen für Prediger und Gemeinde." Es ist dieser Psalm, der die sogenannten Wallfahrtslieder abschließt, ein gegenseitiger Aufruf zum Lobe Gottes seitens der Priester und der Gemeinde. Nach seiner praktischen Bedeutung für unsere Zeit und für unser persönlich-religiöses und kirchliches Leben kann er manche Erwägungen ergeben.

In den beiden ersten Psalmenversen fordert die Gemeinde die im Hause Gottes den Nachtdienst versehenden Priester und Leviten auf, ihre Hände betend zu Gott zu erheben und seinen Namen zu preisen. Also auch während der Nacht mußten die Priester amtieren. Es hing dies mit dem israelitischen Kultus überhaupt zusammen. Im Kultus der christlichen, insbesondere der evangelischen Kirche, sind Gottesdienste während der Nacht nicht vorgesehen. Aber ein rechter evangelischer Prediger wird doch auch aus jenem Umstand eine wichtige Nutzanwendung für sich und sein Amt zu ziehen wissen. Wir denken zunächst daran, wie heilig und ernst doch das priesterliche Amt ist, daß es im Alten Bund selbst während der Nacht ausgeübt werden mußte. Soll schon das Leben eines jeden frommen Christen ein ununterbrochener Gottesdienst sein, der nicht an bestimmte sogenannte heilige Zeiten gebunden ist, wie viel mehr wird ein Prediger von Beruf, der doch ein rechter Gottespriester sein soll, sein ganzes Leben zu einem fortgesetzten priesterlichen Handeln zu machen wünschen. Er wird demgemäß auch oft die Nachtstunden zu Meditation und Gebet ausnutzen. In der Nacht wird ihm die Konzentration leichter, da der Lärm des Außenlebens schweigt und auch die Hausgenossen zur Ruhe gegangen sind. Wenn irgend wann, so wird sich an ihm bei diesem Priesterdienst die Verheißung Jesu erfüllen: Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich. — Die Gemeinde fordert den Prediger zum Lob Gottes auf, und der Prediger antwortet seinerseits mit einem Segensgruß an die Gemeinde. Solch wechselseitige Aufforderung zum Aussprechen der Gottesgemeinschaft, in der man steht, dient wesentlich zur Stärkung der letzteren. Sie belebt die gottesdienstliche Feier und zieht die Gemeinde zur lebendigen Mitwirkung heran. — Und da der wahre Gottesdienst nach seinem tiefsten Sinn Anbetung Gottes ist, vermögen gerade die Lobpreisungen Gottes, wie unser Psalm zeigt, die religiöse Andacht zu fördern. — Aber freilich, Gottes Lob soll nicht auf die eigentlichen Gottesdienste im Hause Gottes beschränkt bleiben. Das ganze Leben eines Christen soll ein Lobpreis Gottes sein. Kurz, unser Psalm ist ein mächtiger Aufruf zum Lob des Höchsten. Und zu solchem Lobpreis Gottes wird sich täglich jeder fromme Christ bewogen fühlen, der sich die irdischen und geistlichen Segnungen Gottes in seinem Leben vergegenwärtigt.

Nicht wahr, lieber Leser, eine köstliche Erbauung? Darum dieses Werk zu empfehlen. Nimm und lies! Für Pastoren dürfte auch das Register der Eisenacher Perikopen aus dem Psalter Beachtung verdienen! M. W.

Dr. G. Mayer. XII. Band. Altes Testament. „Daniel und Hosea."

Es dürfte dieser Band der letzte sein, welcher von diesem Werk in unsere Hände hier zur Kriegszeit gekommen ist. Höchst gedankenvoll und tief poetisch ist das Eingangsgedicht, das dieses Werk gleichsam als prophetischen Prolog eröffnet:

„Was du in dunkeln Traumgebilden schautest,
Was sehnsuchtsvoll du in die Wolken bautest,
Es wird auf dieser kampfdurchwühlten Erden
Gewiß doch endlich Tat und Wahrheit werden.
Der Höchste wird zuletzt doch sieghaft walten,
Und wenn der Erde Reiche längst zerfielen,
Führt seine Hand die Welt zu höhern Zielen.
Sein Reich wird kommen, und die sollen's schauen,
Die still und standhaft darauf trauen!"

Im Vorwort werden wir zum besseren Verständnis des Buches Daniel darauf aufmerksam gemacht, daß für das erbauliche Verständnis einer heiligen Schrift es höchst wichtig sei, daß man ihren Zweck und ihre Bestimmung kenne. Ebenso habe man zu erkunden: Welches waren ihre Leser, und in welcher Lage befanden sie sich? Ist man darüber einigermaßen klar und kann man sich in die Verhältnisse versetzen, die die Schrift voraussetzt, dann redet Gottes Geist zu uns und wir verstehen dann, was uns gilt. Wer es verschmäht, eine solche Schrift geschichtlich und im Zusammenhang mit den andern zu betrachten, d. h. auf die Zeitumstände einzugehen und die damalige Lage zu berücksichtigen, auch die Absichten des Verfassers zu ergründen, der verkennt, daß es Gottes Wille gewesen ist, sich in einer Schrift zu offenbaren. (1. Joh. 4, 3.)

Eine geschichtliche Darlegung jener Zeit läßt dann der Verfasser zur Erläuterung folgen und erbringt dann am Schluß den Beweis, wie Männer und Frauen des geknechteten Volkes sich an den kraftvollen Erzählungen des Buches erbauen konnten und aus seinen wundersamen Visionen die Geduld schöpften, die sie nötig hatten, um treu und still im Glauben zu beharren und damit die Sache Gottes einer bessern Zeit entgegen zu führen. Sie behielten das Buch in Ehren, auch als nicht alles gleich so kam, wie es verheißen hatte. Die ersten Christen stellten das Buch in das Licht ihrer Verhältnisse. Wir, die späteren Nachkömmlinge, entnehmen ihm, was wir für uns brauchen. Eine reiche Beute werden wir machen, wenn Gott Gnade gibt. Und solche Beute ist wirklich vorhanden in den beiden Teilen der Betrachtungen.

Der *erste* Teil enthält die Geschichten mit sechs Unterabteilungen: 1. Akademiker nach Gottesherzen. 2. Das Monarchienbild. 3. Der Schutz-
Ottern wirst du gehen.
tOtern wirst du gehen.

Der *zweite* Teil: Die Geschichte ergibt ebenfalls sechs Unterabteilungen: 1. Die vier Tiere und der Menschensohn. 2. Der Ziegenbock und das kleine Horn. 3. Die siebzig Lehrwochen. 4. Zwei Kämpfe in der Geisterwelt. 5. Weltgeschichtliches Marionettenspiel. 6. Durch Nacht zum Licht.

Das weltgeschichtliche Marionettenspiel, allerdings eine eigentümliche, aber nicht weniger als wahrheitsgemäße Bezeichnung entrollt ein Bild nach Kap. 11, 21—35. Es zeigt uns die Weltgeschichte von hoher Warte. Nicht

minder klar ist dann auch der zweite Gedanke, daß der im Himmel sitzet, lachet ihrer. Zwar dem Oberflächlichen erscheint dieser Abschnitt wie eine trockene Erzählung von Tatsachen, aber wie läßt der Verfasser überall die erhabene göttliche Ironie durchblicken. Selbstherrlich treten die Menschen auf mit großartigen Plänen, aber der im Himmel sitzet, lachet ihrer.

Die Fürsten marschieren in der Geschichte vor uns, tun, was in ihrer Rolle steht, als würden sie an Drähten geleitet, und ziehen wieder ab, als würden sie in die Schachtel zurückgelegt, der sie entnommen sind. Wahrlich, ein eigenartiges weltgeschichtliches Marionettenspiel! Bei diesem Marionettenspiel dürften aber nicht bloß Fürsten allein vertreten sein, sondern auch ungekrönte Persönlichkeiten. Dem sei nun, wie ihm wolle, aber diese Art von Schriftbetrachtung ist auch nicht ohne erbaulichen Wert.

Das Schlußkapitel: „Durch Nacht zum Licht," gibt zuerst eine wundervolle Aussicht, denn auf dem letzten Blatt des Buches, sagt der Verfasser, leuchtet blitzartig der Glaube an eine Auferstehung der Toten, an eine Vergeltung jenseits des Grabes, an ein ewiges Leben auf, der im Alten Testament nur selten und (auch Jes. 26, 19) nur dunkel durchblickt.

Der zweite Punkt gibt noch einmal Bescheid auf die Frage: Herr, wie so lange? Er klingt in den Satz aus: Ein Geduldiger ist besser, als ein Starker, und der seines Mutes Herr ist, besser denn der Städte gewinnt.

Der Prophet **Hosea** wird als eine kleine Prophetenschrift betrachtet und ihrem Hauptgedanken nach für das Gegenwartsbedürfnis fruchtbar gemacht. Es ergeben sich 24 Betrachtungen: 1. Untreue. 2. Die Treue Gottes. 3. Die Strafe der Untreue. 4. Wo ist ein solcher Gott wie du bist? 5. Alle Drohungen und Verheißungen erfüllen sich in ihrer Zeit. 6. Die Sünde ist der Leute Verderben. 7. Der Fluch der Halbherzigkeit. 8. Uns zur Lehre. 9. Buße. 10. Wahre Hilfe. 11. Gott als Kläger. 12. Das Unglück der Gottesferne. 13. Die Verachtung der Propheten Gottes. 14. Das Volk Israel in der Gegenwart. 15. Schuld und Strafe. 16. Die Furcht vor dem Ende. 17. Gottes Liebe, unser Dank. 18. Das Vaterherz Gottes. 19. Folget ihrem Glauben nach. 20. Das unrentable „Geschäft." 21. Gottes Güte soll uns zur Buße leiten. 22. Ein klares und ernstes Wort. 23. Jeder ist seines Glückes Schmied. 24. Tod, wo ist dein Stachel? 25. Die Größe der göttlichen Erbarmung. 26. Was haben wir davon?

Wirklich drastisch ist die Ueberschrift des 20. Abschnitts: Das unrentable „Geschäft." Ironie liegt in den Ausführungen des Propheten Kap. 12, 8—12. Er charakterisiert hier sein Volk als „Kanaan," d. h. als den gewissenlosen phönikischen Kauf- und Handelsmann, der da meint, es sei alles in bester Ordnung, wenn nur das „Geschäft" blüht; der auf seinen Reichtum baut und traut und dessen Grundstimmung die ist: Mir kann keiner was! Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn all sein Jagen und Hasten um Geld und Gut wird umsonst sein, sein Vertrauen auf Reichtum betrügt ihn, Entbehrung und Not wird sein Los sein. Und warum? Weil er vergessen hat, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. Gerade hier ist der Fluch des irdischen Sinnes zum Ausdruck gebracht. Das ist auch zur Lehre für unsere Zeit sicherlich mit vollem Recht geschrieben. Wer ohne Sünde ist, hebe den ersten Stein auf, um ihn auf Israel zu werfen! Wer in Welt- und Geldliebe aufgeht, verfällt dem Gericht!

So ist auch die unter 23 gegebene Ueberschrift: Jeder ist seines Glückes Schmied, äußerst gelungen in ihrer Ausführung. Der Gedanke ist, daß

Israel seines Unglücks Schmied ist, und daß man also im Blick auf seine Verblendung sagen muß, nicht: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sondern in diesem Falle, des Menschen Wille ist seine Hölle. Nicht nur auf dem irdischen, sondern auch auf dem sittlichen Gebiet hat das Sprüchwort seine Berechtigung, denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, und die Sünde ist der Leute Verderben. Der Prophet weiß aber auch — und dies schließt das Sprüchwort mit ein — die entgegengesetzte Wirkung hervor zu heben in dem bezeichnenden Wort: „Deine Hilfe stehet allein bei mir!" Sorgen wir dafür, daß unsere eigene Zukunft und die unsers Volkes nicht unter das anklagende Wort: Du bringst dich in Unglück, falle, sondern unter das Verheißungswort: Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein!

Wie das Buch Daniel, so wird auch Hosea in diesen religiösen Betrachtungen voll und ganz dem Gegenwartsbedürfnis gerecht. Dem nachdenkenden Leser wird es zur Erbauung dienen und er wird in Jehovas Wegen als ein Gerechter wandeln lernen! M. Weber.

"A Prophet of the Spirit." A Sketch of the Character and Work of *Jeremiah* by *Lindsay B. Longacre*, Professor of Old Testament Literature and Religion at the Iliff School of Theology, Denver, Colorado, published by *The Methodist Book Concern.* 128 pages. 75 cents.

This book is in no sense a commentary on the book of Jeremiah. As the title indicates, it affords a glimpse into the character and message of the prophet. Since man can only be understood when seen against his historical background, the author sets out to give a picture of the life and times of the prophet. With the meagre data at hand, he can adduce but little biographical material beyond saying that Jeremiah moved thru life with open eyes and a loving heart, that he was a keen thinker, and a man of splendid courage. His characterization of the times, however, is valuable. King Josiah's reign of 31 years (Jeremiah was called 20 years before its close) was a kind of "Indian Summer" for Judah. It ended with the battle of Megiddo ("Armageddon"), when its army was routed by the Egyptians and the king killed. For three years Judah submitted to Egypt, but at the great battle of Carchemish, in 605, the Egyptian power was broken and Judah was compelled to pay tribute to Babylon. There came to be three parties that claimed political influence, the Egyptian, then one that was opposed to "entangling alliances," and the Babylonian. Jeremiah was the leader of the last, he favored submission to Babylon. He had his eye on Israel's religious salvation rather than her political independence. Kings Jehoiakim and Zedekiah rebelled against Babylon. Jerusalem was destroyed. During the great revival under Josiah after the finding of the book of Deuteronomy, the prophet seems to have taken no leading part at first. But when the centralization of the religious life at Jerusalem gave the priests a predominating influence and a movement for ritualism set in, he raised his voice against this danger. Israel must not be satisfied with the outward forms of the religious life but look for a spiritual rebirth. The real reformation will come when the Lord makes a new covenant with them and writes His laws in their hearts. He strikes a new note in the religious development of the people by em-

phasizing the need of personal piety and individual communion with God in prayer. In a different connection, not dwelt upon by this author, Rauschenbusch coined for this change the wonderfully suggestive phrase: "Religion found the broad plains of national life destroyed and in the possession of the enemy, and it retreated into the mountain fastnesses of individual soul-life."

Letters on the Atonement by *Raymond H. Huse*. Published by *The Methodist Book Concern*. 79 pages. 50 cents.

As the author truly says, the mystery of the atonement gets deeper with fulness of years and meditation. Nevertheless there is a demand for an interpretation of the doctrine that will commend itself to the thinking man of today. The writer undertakes this in the form of ten letters supposed to be written to a Christian lawyer. They are permeated by a spirit of reverence and sincere piety. He comes to the following results: 1. The atonement proves God in our "holy Father." (We would say, Holy Love).

2. As a Father, all the propitiations He will need to forgive His children is the assurance of their moral transformation. We take exception to this statement. It is entirely unbiblical. God has "set forth Christ to be a propitiation to us thru faith and we are justified freely by His grace," Rom. 3: 25, but never on account of our repentance and conversion being sincere. An honest conversion is necessary for forgiveness, for an insincere heart receives nothing but propitiation of God is always attributed to Christ, and His work, never to man.

3. Christ, assuming sinful human nature, bore the penalty of sin (at one place, tho, the author questions the statement, "Christ bore our punishment for us; that is why we can go free"). By His obedience human nature was purged and chastened and brought into harmony with the Father.

4. By fellowship with Him, we became dead unto sin and alive unto God.

We think a solution of the atonement problem can best be found in the "first and second Adam" theory of the apostle. Christ thus becomes the beginner of a new race, a spiritual race. By faith in Him the spiritual relationship is established, and His righteousness becomes the believer's. If the question is asked, why was it necessary for Christ to die so that God could forgive? the answer would be, because in no other way would the wickedness and dangerousness of sin on the one side, and the love of God on the other, be so effectively demonstrated. The cross is the most efficacious plea for repentance and the most persuasive manifestation of divine pardon there is. That doesn't solve everything, but it goes a long way.

The Book of Revelation Not a Mystery by *David Keppel*. Published by *The Methodist Book Concern*. 76 pages. 50 cents.

There are three ways of interpreting the book of Revelation: 1) the Futurist. To this view all events related in the book belong to the period immediately preceding the end of the world. The very opposite of this is the 2) Preterist. It assumes that the author's concern was solely with his own time. He speaks to the men of his own time and

deals with conditions then existing. The 3) view is the Continuous historical. According to this John's pictures include a symbolical representation of the chief events of all subsequent history. Our author belongs to the second class. He thinks the book was well understood by the men of John's own age. The main body of the book from chapters three to eighteen is devoted to things which took place in Palestine in the life time of John.

Therefore he tries first to get a clear view of the events of the age of John. John remained in Palestine till after the destruction of Jerusalem. Then he removed to Ephesus and labored among the churches of Asia Minor for a quarter of a century. Under Domitian a persecution broke out, during which John was banished to Patmos where he saw his vision and wrote the book. Some visions, however, were written much earlier, some as early as the latter part of the reign of Nero. These earlier visions were skilfully dove-tailed into the great Patmos vision and we have the whole substantially as it left John's hand. Among the elements that help us understand the historical setting, the author mentions the Parthians, the old enemies, who became reconciled under Nero (the "water of Euphrates was dried up"), the Jewish nation, the Church, and the Hope of Christ's speedy Return. Then he proceeds to interpret the symbolical language of the apostle. The seven seals picture the day of wrath against rebellious Israel. The events following the blasts of the seven trumpets are nothing but the earlier, less severe occurrences, while the events following the pouring of the bowls are the final calamities which overwhelmed the Jewish people. His main contention is that the great Harlot-city, Rev. 17, is not Rome but Jerusalem. According to him the "beast" is indeed Rome, but the woman, sitting on the beast, is Jerusalem. We are by no means convinced that he is right in this interpretation. That John, under Domitian, should rejoice that Jerusalem had fallen when it had been destroyed for over 20 years, is inconceivable. The city that "reigneth over the kings of the earth," the city that was drunk with the blood of the saints, no doubt was to him imperial Rome. In this respect, therefore, we cannot follow the writer, nor can we accept his interpretations of the symbols in quite a few cases. With his general position, however, we are in full accord. John wrote for his own time and the key to the understanding of the book must have been in their possession. This does not preclude the possibility of using the book as a source of inspiration and encouragement at any time; nor does it take anything from the magnificence of the eschatological chapters with which the book draws to a triumphant close.

Jesus Is Coming by *W. E. B.* (Blackstone). Published by *Fleming H. Revell Co.* and *The Moody Bible Institute.*

This work on the Pre-millennial Coming of Christ has been translated into twenty-five languages, with a total of 386,000 volumes. R. A. Torrey says the book made the coming of Christ a living reality to him and convinced him that it would occur before the millennium. J. Wilbur Chapman says, the book revolutionized his thinking and gave him a

new conception of Christ and a new understanding of what it meant to work for him. The author himself is so impressed with the importance of the eschatological teachings in his book that he commissioned the Bible Institute to send copies gratuitously to ministers and other workers of the Church. "With all my heart in this my seventy-sixth year I implore you to read this book." His view is the one held by all premillennial believers that Christ is to return to the earth and overthrow Satan, all ungodly government and lawlessness, and establish a kingdom of righteousness, having the Church, with himself as sovereign, Jerusalem as the capital, regathered and converted Israel as the center, and all nations included in a universal, world-wide kingdom of pure and blessed government. This view he bases mainly on the 20th chapter of Revelation, where the expression "a thousand years" is six times repeated. But besides, he says, the Jews had fully developed the doctrine of the millennium as the teaching of the Old Testament Scriptures long before the book of Revelation was written. By the way, granting that millennial hopes were quite prevalent in later Judaism, would that be a safe foundation to build any of our religious hopes on? The author also finds a strong argument for his belief in the Old Testament emphasis on the sacred sevens: the week of 7 days, the week of weeks (49 days: Pentecost), week of 7 years (Sabbatic year), of 7x7 years (Jubilee) and closes the cycle with the great week of Millenniums, six thousand to be the duration of the world, since the creation, and the seventh thousand to be the millennium. At the coming of Christ the saints will be raised, that is the first resurrection, the second resurrection taking place in the end, when death shall have been destroyed.

The author certainly believes in his doctrine and loves it with all his heart. He marshals a wealth of Scripture quotations on the subject that is quite formidable, he has thought of every objection and forgets nothing that could be in favor of his view. Nevertheless we can not accept a doctrine of such immense importance on the strength of the 20th chapter of Revelation only. Christ did not teach chiliasm, nor did His apostles. The article of His Return is quite sure, but the reign of a thousand years on earth has no other foundation in all the word of God but that one chapter. This one chapter, however, is part of a book which is so obscure and so full of symbolisms for which we haven't the key, that expressions in Revelation alone are not sufficient as a basis for an article of faith of so tremendous an import. The author mentions Luther as a supporter of his views. We do not know how far he is justified in this but the symbolical books of the Lutheran Church certainly repudiate Chiliastic teachings. It is true that in certain pietistic circles millennialism has its adherents, and, as every one knows, the great Bengel was a firm believer in it and devoted many years of his life to the study and teaching of chiliastic beliefs. The Church as such, however, was opposed to it, and the question, therefore, whether Christ is to come before or after the millennium, is without practical interest. This does not affect in the least our belief in His return, and if one desires to know all that Scripture says about this point and its influence on Christian life and conduct, Blackstone's book will be found very helpful indeed.

Studies in the Parables of Jesus by *Halford E. Luccock. The Abingdon Press.* 131 pages. 50 cents. 1917.

It might seem hard to say something new and fresh on the parables but the author certainly does. He selects 13 of the parables of Jesus, such as the Sower, the Lost Sheep, the Pearl, the Unmerciful Servant, the Rich fool, the Leaven and so on. Then he gives six or eight pages of comment on each and adds appropriate questions for reflection and discussion at the end of each chapter. The book is one of the "Life and Service Series," is well adapted for study in Adult Classes and religious instruction in high schools and colleges. We do not hesitate, however, to say, it is also full of good, rich thought for the pulpit.

In a natural but oftentimes most striking way the writer applies the Lord's picture talks to our own times. Take for instance the parable of the Lost Sheep. He says, "some one has called Jesus 'the great contemporary.' To each new century and to each new generation He speaks with an unfailing timeliness. The central ideas of the three parables of Luke 15 touch very closely some dominating interests of present day life and thought: They deal with 'the lost,' with God's treatment of them and our treatment." Then he parallels this with the modern concern in lost things and their reclamation and conservation. "Safety first," conservation of natural resources, conquest of preventable diseases, greater efficiency, the attitude to the delinquents, the outcasts, are mentioned. At once we see how this old and trite parable lights up for us some of the most modern important movements. He does not expound verse by verse but evolves the thought suggested by the passage and comments on it in a very helpful way. He likes catchy titles, so for instance his exposition of the Lost Sheep parable has these headings. "The History of a Sneer, God's Estimate of Man's Value, The Basis of Democracy, When Is a Man Lost? Substitutes for the Search of the Shepherd." We consider the book one of the best on the subject. As a store-room for illustrations and a stimulant for thought along the lines of the parables it is invaluable to the preacher.

The Psalms and Other Sacred Writings. Their Origin, Contents and Significance by *Fred Carl Eiselen*, Professor of Old Testament Interpretation in Garrett Biblical Institute. Published by *The Methodist Book Concern*, 1918. 348 pages. $1.75.

This volume III of the Biblical Introduction Series discusses the origin, contents and significance of the books included in the third division of the Hebrew Bible, the "Writings." They are treated in a scholarly but non-technical language. We have examined the first part, the introduction to the Psalms. The author dwells first on the character of Hebrew poetry, the parallelism of members, the Hebrew meter with its decisive factor, the accent. He enters upon this matter with moderation, we say, wisely; for he can count on only a very moderate amount of interest with most of his readers. Then he takes up the composition of the book of Psalms. Of the titles ("Psalms of David," etc.) he says, they cannot be followed implicitly for often the circumstances reflected in the text cannot be harmonized with the situa-

tion referred to in the superscription. The question of the *date* of the Psalms is less important perhaps than in the case of the prophetic writings, for as W. T. Davison says, "The universality and, if one may say so, the timelessness of the psalter are amongst its prominent characteristics." The psalmist, of all men, is alone with God and his own soul. Many modern critics are inclined to refuse David any claim to authorship. They assert that he lived on too low a plane of religiousness and morality to be the father of any of these spiritual songs. Eiselen does not agree with them. David was a man of great faults but also a man who walked in the fear and fellowship of God. He adopts McFadyen's conclusions on this point: 1) It cannot be established with absolute certainty that David wrote any psalms. 2) But it is probable that he wrote some. 3) Not all these psalms could have been lost. 4) Some of the Psalms credited to David in their titles are appropriate on his lips. He quotes, without committing himself, Brigg's chronological arrangement of the Psalms according to which by far the greatest number belong in the period of the exile and after, a great many of these in the later Greek period. A section entitled "the speaker in the Psalms" is very interesting. While in Reformation times the individual interpretation prevailed, a great many commentators in the 19th century (Hengstenberg and others) came to the conclusion that the "I" is invariably not an individual, but the community expressing itself as a personified unit. A reaction later set in tho, whose leader was Duhm, which claimed that many Psalms reflect the experiences of individuals.

One may hesitate to adopt some of the critical positions of the author but the book is without doubt a valuable guide, full of helpful information and written in a devout spirit. In like manner the other Hagiographa are treated, Proverbs, Job, Canticles, Ruth, Lamentations, Ecclesiastes, Esther, Daniel, Ezra, Nehemiah and Chronicles, so that the owner of this book has a complete text-book along the lines of the subject. When a person thinks of the many puzzling questions that will arise in connection with many of these books, it can readily be seen how opportune it would be to have so scholarly a guide as the author is, always at hand.



᪥ Magazin ᪥
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 20. Band. St. Louis, Mo. Juli 1918.

Wie steht es mit dem Gebäude deiner Theologie?

Von H. Kamphausen.

III.

Wir sind an dem Punkte angelangt, wo wir auf dem Grunde der christlichen Glaubensgewißheit den allgemeinen Plan einer christlichen Glaubenslehre entwerfen können. Wir werden dies auf die einfachste und natürlichste Weise tun, wenn wir uns dessen erinnern, was der Hauptanspruch des christlichen Glaubens ist und das als die Haupt- und Generalthese an die Spitze stellen.

So nämlich, wie man in der Predigt ein Thema hat, über das man redet, so muß unsere Glaubenslehre einen leitenden Gedanken haben, der dem ganzen System Einheit und Richtung gibt. Man halte nun im Auge, daß wir gesagt haben, erst der, welcher die Erfahrung des rechtfertigenden Glaubens gemacht hat, habe die Befähigung und Berechtigung, sich über das Christentum sachgemäß und mit Autorität zu äußern. Es ergibt sich daraus, daß die in diesem Glauben sich vollziehende Erfahrung eine für die Gestaltung unserer Dogmatik maßgebende Bedeutung hat. In meinem Glauben habe ich die Ueberzeugung, in Christo das Heil zu haben. Mit überwältigender Kraft flutet durch mein Gemüt die Gewißheit, daß Gott mich in den Bund seiner Gnaden aufgenommen, den Bund, der nicht hinfallen soll, wenn selbst Berge weichen. Die Erfahrung, die ich mache, bemächtigt sich meines ganzen inneren Lebens mit so elementarer Gewalt, daß alle meine Kräfte sich in höheren Schwung versetzt sehen, und es wie heilige Musik von meinen Lippen quillt: „Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und mein Heil! Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten: Die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg!"

Ich habe die Gewißheit, ein Erlebnis gemacht zu haben, das sich in seiner Bedeutung und seinem Wert turmhoch über alles erhebt, was ein Mensch sonst Wichtiges erleben kann. Es ist auch die grundlegende und bahnbrechende Erfahrung meiner religiösen Geschichte. Daher ist es nicht anders möglich, als daß es bei der Darlegung mei-

nes christlichen Glaubens eine beherrschende Stelle einnehme. Mache ich doch die Beobachtung, daß auch andere der gleichen oder ähnlichen Erfahrung eine ebenso große Wichtigkeit beilegen, und sehe ich doch auch in der Schrift, daß das Durchbrechen des Glaubens im Herzen des Menschen für den großen Wendepunkt seines Lebens gehalten wird und für das Fundament, auf dem sich alles, was er noch etwa leistet und wird, erbaut. Ich gelange demnach zu der Erkenntnis, daß sich mir hier der eigentliche Kern des Christentums auftut, und daß, wenn ich anders dem Christentum und meinem eigenen Erleben gerecht werden will, ich mein ganzes Glaubenssystem um diesen einen Punkt als das Zentrum gruppieren muß.

Tue ich dies, so wird meine Glaubenslehre wesentlich **Heils**lehre sein, denn ich nenne das, was mir in Christo durch den Glauben zuteil geworden ist, Heil. Das ist im Worte Gottes der klassische Ausdruck für die große Gabe dessen, der Heiland heißt. Es ist nicht nötig, zum Beweise dessen Bibelstellen zu häufen. Dem, der Christum aufgenommen, ist **Heil** wiederfahren. Größeres und Umfassenderes gibt's nicht; deshalb antwortet auch der Katechismus auf die Frage, was eines Menschen größte Sorge sein sollte: Das ewige **Heil** seiner Seele.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt die neueren Dogmatiken ansehen, so machen wir alsbald auch die Entdeckung, daß ihnen der angegebene Charakter eignet, sie sind Heilslehren. Zoeckler sagt, der Grund- und Zentralpunkt seiner Dogmatik sei der der **Heils**offenbarung in Christo, und in diesem konzentriere sich das Wesentliche des christlichen Glaubensinhaltes.

Pfleiderer handelt in seinem „Grundriß der christlichen Glaubenslehre" in der „Speziellen Dogmatik": 1. Von den Voraussetzungen des christlichen Heils (von Gott, der Welt und dem Menschen), dann 2) von dem christlichen Heil selbst und zwar von dem Heilsgrund, der Heilsvermittlung und dem Heilszweck. Seine ganze Dogmatik ist also wesentlich und eigentlich Heilslehre. Die neueste oder eine der neuesten Dogmatiken, die erst kürzlich in diesem Lande erschienen und zwar auf lutherischem Boden, ist die von Andrew George Voigt, „Biblical Dogmatics." Ihr leitender Gedanke ist:

The Communion of Man with God thru Jesus Christ: 1. Grounded in God, 2. Established in the Creation of the World and of Man, 3. Disturbed by Sin, 4. Restored in the Redemption thru Christ: a) Provided in the Gracious Purpose of God, b) Realized in the Person and Work of Christ, c) Applied by the Holy Spirit in the Church thru the Means of Grace, 5. Consummated in the World to Come.

Statt des Heilsbegriffes hat er den der Gemeinschaft mit Gott durch Jesum Christum. Das ist nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache. Das Heil besteht ja negativ in der Befreiung von Sünde und positiv in der Gemeinschaft mit Gott. Wir sehen also, daß auch dieses

neueste Produkt dogmatischer Theologie nichts anderes sein will als eine geordnete Aussage dessen, was uns an **Heilsgütern** durch den Glauben an Christum zu eigen wird.

Demgemäß könnten wir sagen: Auch unsere Dogmatik soll diesen Charakter haben, sie soll von dem Heil in Christo zeugen, sie soll dies in den Mittelpunkt stellen, und alles andere soll dort eingeordnet werden, wo ihm seine Beziehung zu diesem Heil seine Stelle anweist. Täten wir das, so würde sicherlich unsere eigene Erfahrung zu ihrem Rechte kommen, und wir würden uns, was andere Dogmatiken anbetrifft, in guter Gesellschaft finden. Dennoch erheben sich hier Bedenken. Das Heil in Christo ist gewiß ein Begriff, der sehr vieles umfaßt. Gewöhnlich aber denken wir dabei an das Seelenheil. Wir denken nach dem Vorgang Luthers in seinem Katechismus an Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, also an geistliche Dinge. Sodann denken wir an Erfahrungen des inneren Lebens, die wir selbst gemacht haben, und wie sie andern zugänglich sind, also an individuelle Erfahrungen. Wenn der Mensch sich bekehrt und gläubig wird, so ist das ein Vorgang zwischen ihm und Gott allein. Er denkt dabei zunächst noch gar nicht an seine Stellung zu den Mitmenschen, und was für Folgen etwa seine Umänderung für sein Verhältnis zu jenen haben könnte. Mit David ruft er: An dir allein habe ich gesündigt! Alle die, die zwischen ihm und Gott stehen, vergißt er und dringt hinan zu der höchsten und letzten Autorität. Und wenn ihm Gnade zuteil geworden, so jauchzt er mit demselben David: „Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes getan! Der dir alle deine Sünden vergibt . . . ." Zwar wird ihn Gottes Geist und Wort gar bald daran erinnern, daß nicht bloß sein Verhältnis zu Gott ein anderes geworden, sondern auch noch vieles außerdem anders geworden ist. Aber die eigentliche Heilserfahrung hat es mit dem nicht zu tun. Wollten wir nun das ganze Glaubenssystem auf diese Erfahrung bauen, so daß es nur auszusagen hätte, was darin enthalten ist, so würde unsere Glaubenslehre ohne Zweifel einseitig und unvollkommen werden. Es würde ihr ein zu individualistisches Gepräge anhaften. Es würde scheinen, als wenn Gott nach ihr bloß darauf aus wäre, hier und dort einzelne Menschen zu der Erkenntnis und Vergebung ihrer Sünden zu führen. Von der Großartigkeit seiner Heilsgedanken, von dem alle Zeiten und Völker umschließenden Plan göttlicher Weisheit und Macht dagegen würde sie keine Kunde haben.

Wir müssen jedoch im Sinne behalten, daß es Gott auf mehr abgesehen hatte, als auf Erlösung einzelner Menschen. Man müßte unter den Umständen ja ganz vergessen, daß wir eine Offenbarung des Planes und Werkes Gottes schon haben, ehe Christus auf Erden kam. Wozu dient denn die Geschichte Israels im Alten Testament als dazu, daß wir sehen, Gott will ein **Volk** Gottes erziehen? Die Propheten Gottes, die doch geisterfüllte und göttlich berufene Organe waren, richten sich mit ihrer Botschaft an das ganze Volk. Sie halten

trotz aller Sünde und Schicksalsschläge fest, daß Gott dem Volk als solchem verheißen hat, daß es die Herrlichkeit Gottes sehen soll. Es ist wahr, daß unter dem Einfluß der fortdauernden Herzenshärtigkeit und Unbrauchbarkeit des Volkes der Prophet sich schließlich klammert an den frommen Rest, der selig werden und als Knecht Gottes das Werk Gottes ausführen soll. Das aber nimmt nichts von der Wucht der Tatsache, daß der eigentliche Plan Gottes auf Volkserneuerung und Volkserhebung ausging.

Dies haben manche Dogmatiker nicht nur wohl erkannt, sondern auch in ihren Systemen zum Ausdruck gebracht. Nehmen wir z. B. die Dogmatik des mehrfach erwähnten Erlanger Professors Frank. Der leitende Gedanke desselben ist nicht Christus das Heil der Gläubigen, sondern Christus, der Hersteller einer **Menschheit** Gottes. Er sagt: „Die christliche Wahrheit ist der Complex aller der Realitäten, welche, auf auf die Herstellung einer Menschheit Gottes bezüglich, von dem Christen erkannt werden." Man achte hier nun auf den Ausdruck „Menschheit" Gottes. Er will als das Ziel und Absehen des christlichen Glaubens nicht bloß das Heil des einzelnen betrachtet sehen, sondern die Heranbildung einer Menschheit Gottes. Es sei mir erlaubt, hier den Gedankengang seines Systems anzugeben: Die Aufgabe ist, das Werden der Menschheit Gottes durch Christum in geordneter Weise darzustellen. Der 1. Teil: Das Prinzip des Werdens. Hier redet er von Gott, seinem Wesen und seinen Eigenschaften. 2. Der Vollzug des Werdens: a) die Generation (Schöpfung, Vorsehung etc.); b) die Degeneration: Sünde, Erlösungsratschluß, Gewissen; c) die Regeneration: die Menschheit Gottes als für den Gottmenschen werdende (im Alten Testament); die Menschheit Gottes als in dem Gottmenschen gesetzte (Leben Jesu); die Menschheit Gottes als aus dem Gottmenschen erwachsende (Gnadenmittel und Sakramente), Bekehrung, Kirche, Wort Gottes. 3. Teil: Das Ziel des Werdens, das vorläufige und das Endziel.

Also bei Frank haben wir es mit der Menschheit zu tun, oder genauer mit der Menschheit Gottes. Das ist gewiß eine ziemlich umfassender Begriff, aber schließlich deckt er sich mit der Kirche, wenn auch nach protestantischer Anschauung nicht mit der organisierten und in die Augen fallenden Kirche, sondern mit der Gemeinschaft der Gläubigen. Die Kirche ist dem Theologen nicht nur eine geistliche Mutter, sondern auch sein großes und hohes Ideal. Dies scheint er mit den Aposteln gemein zu haben, insonderheit mit einem Paulus, dem die Kirche der Schauplatz war, woselbst die mannigfache Weisheit, Macht und Güte Gottes sich offenbarte, man denke besonders an den Epheserbrief.

Es ist aber heutigen Tages das Bestreben allgemein, auf Christum selbst zurückgehen, weil man bei aller Verehrung für die Apostel doch von dem Meister mehr lernen könne als von den Jüngern. Der Meister ist Original, sie sind bloße Nachfolger. Er hat die Fülle

des Geistes, sie bloß ein Teil. In ihm lebte der größere Glaube, der weitere Blick, er hatte den allumfassenden Horizont. Nun Jesus Christus nennt die Kirche nur ein- oder zweimal. Das große Wort dagegen, das er stets braucht, der Begriff, der die Kirche mit einschließt aber noch vieles andere außerdem, ist das **Reich Gottes.**

Wenn wir bedenken, daß der Gott, der uns in Christo Heil gibt, welches Heil wir uns durch den erwähnten Glaubensakt zueignen, daß dieser Gott zugleich der Schöpfer Himmels und der Erde ist, so ist sicherlich der Inhalt unseres Glaubens nicht damit ausgesprochen, daß wir bloß von der Vergebung der Sünden und von der Kirche reden. Es kann uns dazu nur ein Begriff dienen, der Geistliches und Weltliches, Natur und Gnade, Israel und Heidenwelt, Vergangenheit und Zukunft umfaßt, und das ist der Begriff des Reiches Gottes. Wenn ich des Herrn im Glauben inne werde, so sage ich nun: Durch Christum bin ich nun Bürger seines Reiches geworden. Ich habe in diesem Reiche eine Stelle und darf mich seines Schutzes, seiner Leitung, seiner Liebe vergewissert halten. Ich habe in diesem Reiche Aufgaben und muß sie zu erfüllen trachten, damit es mehr und mehr komme, d. i. realisiert werde, in die Erscheinung trete, sich bei den Menschen durchsetze.

So scheint es den geistlichen und weltlichen, den individuellen und allgemeinen Bedürfnissen am besten zu entsprechen, wenn wir den Begriff des Reiches Gottes zum leitenden Gedanken unserer Glaubenslehre machen. Es ist ja nun freilich klar, daß es ein Reich Gottes schon gab, ehe Christus auf Erden erschien. Nichtsdestoweniger aber sagt er beim Beginn seiner Laufbahn: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen! Es hieß das natürlich nicht: Es hat jetzt erst angefangen, sondern vielmehr: es ist jetzt so in die Erscheinung getreten, so euch nahe gekommen, daß jedermann, der sehen will, wahrnehmen kann, daß die Kräfte des Reiches Gottes anders und mächtiger sich geltend machen als je zuvor. Auf diesen Worten des Herrn fußend werden wir sagen können, daß das Reich Gottes in seinem Vollsinn seinen Anfang und sein Offenbarwerden in Christo, dem König dieses Reiches, erfahren hat, daß seine Grundlegung erfolgte in dem Glauben der Jünger und der Kirche, und daß es im Laufe der Geschichte seine Entwicklung und Vollendung erfahre. Alsdann werden wir, was vor dem Kommen Christi geschah, als die Vorbereitung des Kommens seines Reiches bezeichnen dürfen. Ehe es ein Reich Gottes in der Welt gab, mußte die Welt geschaffen werden und die Menschen. Die Sünde der Menschen ist zwar keine Vorbedingung für das Reich Gottes. Aber schließlich setzt doch das Kommen des Königs seines Reiches, der zugleich ein Hohepriester sein sollte, die Sünde voraus. So ergibt sich uns folgender Gedankengang, resp. folgende Einteilung für unsere Glaubenslehre: Der Hauptgedanke ist das **Kommen des Reiches Gottes in Christo, 1) Vorbedingung.** Hier reden wir von Gottes Wesen, Eigenschaften und von der

Schöpfung, sodann vom Menschen, seinem Urzustand und seiner Sünde, von der Gesetzesanstalt und Verheißung; 2) vom **Kommen** des Reiches Gottes und seiner **ersten Begründung.** Hier handeln wir von dem Leben und Werk Jesu, sodann vom Heiligen Geist, dem Glauben, der Kirche, Schrift und den Sakramenten, den Bekenntnissen, endlich 3) Von seiner **Entwicklung und Vollendung.** Hier wäre zu reden von der vorläufigen Vollendung für den einzelnen in dem Besitz der lebendigen Hoffnung und von den eschatologischen Dingen. Die Entwicklung des Reiches Gottes, insofern es mit Sauerteigskraft alle Beziehungen und Einrichtungen des menschlichen Lebens durchdringt und eine soziale Erneuerung zutage bringt, wird in der gesellschaftlichen Ethik abzuhandeln sein. Wir behaupten nicht, hiermit eine mustergültige Formulierung des uns vorschwebenden Gedankens gegeben zu haben, aber wir glauben klargestellt zu haben, was wir meinen, und halten ferner dafür, daß der vorgeschlagene leitende Gedanke den individualistischen Fassungen entschieden vorzuziehen ist und im Einklang mit den Erfordernissen der Zeit steht.

Was die Einteilung und Gruppierung des Stoffes der Dogmatik im allgemeinen anbetrifft, so kann selbst der oberflächliche Beobachter wahrnehmen, daß sie sich fast ohne Unterschied den drei Artikeln des christlichen Glaubensbekenntnisses unterordnen oder unterordnen lassen. Hat etwa eine Dogmatik drei Teile, so kann man sich gewöhnlich darauf verlassen, daß im ersten vom Vater, der Schöpfung, der Sünde etc. gesprochen wird, im zweiten von Christo und dem Heilswerk, im dritten vom Glauben und der Kirche; nur daß zuweilen Glaube (Heilsaneignung) und Kirche noch in den zweiten Teil gerückt wird, und der dritte die Eschatologie enthält. Daher könnte man denken, es wäre das einfachste, das Glaubensbekenntnis oder den Glauben an den Dreieinigen Gott zum Leitgedanken seiner Dogmatik zu machen. Dem ist aber nicht so, denn in meiner Heilserfahrung mache ich nicht die Wahrnehmung, daß es einen Dreieinigen Gott gibt, sondern daß dieser Dreieinige Gott in Christo mich seinem Werk und Reich einverleibt: also das Heil in dem Dreieinigen Gott muß der Leitgedanke sein, nicht der Dreieinige Gott selbst.

Die Anordnung des Stoffes jedoch wird wohl immer dem Gedankeninhalt der drei Artikel folgen; denn wenn wir logisch auseinander legen wollen, was wir in dem christlichen Heil haben, so werden wir, dem Gang der geschichtlichen Entwicklung folgend, erst vom Vater reden und seinem speziellen Werk, dann vom Sohn und endlich vom Heiligen Geist. Das apostolische Symbolum wird also, wie es für Glaube und Bekenntnis den kürzesten und maßgebendsten Ausdruck geliefert, so auch für den Theologen und sein systematisches Denken seine normgebende Bedeutung behalten.

Wenn uns der Leser bis hierher mit Geduld und Aufmerksamkeit gefolgt ist, so wird er zugeben, daß wir nun in der Hauptsache unsere Aufgabe gelöst haben. Wie gut oder schlecht dies geschehen,

überlassen wir seinem Urteil, aber Grundlage und allgemeinen Plan unserer Glaubenslehre haben wir in den voranstehenden Blättern dargelegt, und das war es, was wir im Wesentlichen versprochen hatten. Doch wollen wir darum doch noch nicht zum Abschluß eilen. Die getane Arbeit, obwohl für den Theologen nötig und wichtig, hat der Natur der Sache nach zum Teil etwas Schematisches und Trockenes an sich. Nun war es unsere Absicht aber, zum theologischen Denken und Arbeiten, insbesondere auf dogmatischem Gebiet, Aufmunterung zu geben. Mit trockenen Darlegungen läßt sich das jedoch schwerlich bewerkstelligen. Auch wird es kaum genügen zu zeigen, auf welche Weise man Hauptgedanken und Einteilung für seine Dogmatik gewinnt. Es muß noch etwas über das dogmatische Studium selbst und zwar in weitem Sinn, sagen wir also, das Studium der systematischen Theologie im allgemeinen, hinzugefügt werden.

Wie soll ich dieses betreiben, so daß es mich fördert und ich einen Nutzen davon habe für mein persönliches und amtliches Leben? Wenn ich, sagen wir, Dogmatik selbst, d. i. ein dogmatisches System, studieren will, so erhebt sich die Frage: Was für eins? Es ist jedem bekannt, daß es eine große Anzahl von Büchern über die Dogmatik gibt. Es ist aber auch bekannt, daß die Lektüre derselben für die meisten Menschen, wir meinen Pastoren, nicht Menschen im allgemeinen, eine langweilige Sache ist. Nehmen wir z. B. das „System der christlichen Wahrheit" von Frank, das sich doch eines so hohen Rufes erfreut, so finden wir bald, daß die philosophischen Erörterungen desselben schwer verständlich sind und einen einschläfernden Einfluß auf uns ausüben. Wir schreiben es vielleicht unserer geistigen Schwerfälligkeit oder geradezu Dummheit zu. Wir machen einen neuen Versuch und noch einen, mit demselben Erfolg. Da ist es unzweifelhaft besser, wir legen das Buch zur Seite. Philosophische Gedankengänge dieser Art sind etwas, was den Kindern dieser Zeit schwer eingeht. Wir leben eben im Zeitalter der exakten Wissenschaften, und Operationen mit bloß logischen Ideen sind für die meisten modernen Menschen ungenießbar.

Ueberhaupt halte man sich hier ein Gesetz menschlicher Erkenntnis vor Augen: Wir können nur das recht verstehen und uns aneignen, wofür wir innerlich oder geistig vorbereitet sind. Es ist dieselbe Sache auf allen andern Gebieten. Es ist oft gesagt worden, daß man auf Reisen nur das sieht, wofür man Augen, d. i. geistiges Verständnis hat. Wir lesen oft von reichgewordenen Leuten unseres Landes, die die großen Kunst- und Kulturstätten alter europäischer Länder besuchen. Sie lernen nichts dabei; das einzige, das sie damit erreichen, ist, daß sie ihr Geld los werden. So ist es mit dem Lesen von Büchern. Wir können nur von denen Nutzen haben, die wir verstehen, und nur die verstehen, für die wir reif sind, oder die unsern Geistesanlagen entsprechen. Daraus folgt, daß wir manche Bücher nur später im Leben, andere aber nie verstehen werden. Sobald wir also

bei aufrichtigem Bemühen bemerken, daß ein Buch für uns sieben Siegel der Unverständlichkeit trägt, so lassen wir es beiseite. Das werden viele mit Frank tun, obwohl er, von den philosophischen Partien abgesehen, leicht zu verstehen ist, und noch mehr mit Ritschl. Doch ist das bei dem letzteren nicht so schlimm, weil es über ihn und sein System so viele populär geschriebene Einzelwerke gibt (im Englischen z. B. "The Ritschlian Theology" by Professor Orr).

Da es sich aber mit vielen Dogmatikern so verhält, wie eben angedeutet, so werden mir vielleicht manche Leser es zu danken wissen, wenn wir sie auf ein Werk hinweisen, das leicht verständlich und doch tüchtig auf diesem Gebiete ist, es ist „Die christliche Glaubenslehre" von A. Hülster. Gewiß wird es dem einen oder andern bekannt sein, aber doch möchten wir diesem Werk hier ein Wort entschiedener Anerkennung und Empfehlung zollen. Hülster ist in Amerika geboren, ist oder war Glied der Evangelischen Gemeinschaft. (Professor in Naperville, Ill.) Ob er in Deutschland studiert hat, wissen wir nicht. Wir haben ihn vor vielen Jahren in Quincy, Ill., gesehen. Hätten wir damals schon sein Buch gekannt, so hätten wir uns mehr für den Mann interessiert und uns nach seiner jedenfalls bemerkenswerten theologischen Entwicklung erkundigt. Er beherrscht die deutsche Sprache für einen Ausländer gut, obwohl ihm manche wunderliche Schnitzer unterlaufen. Doch das sind unwesentliche Kleinigkeiten. Er ist ein tüchtiger Theologe und hat sich die deutsche theologische Wissenschaft gründlich zu eigen gemacht. Er ist selbständig in seinem Denken, und man kann sein Buch mit Nutzen und Interesse lesen, etwas das man, wie gesagt, von wenig andern Dogmatikern rühmen kann. Man lese z. B. was er von den Eigenschaften Gottes sagt und später von der Sünde, ihrer Entstehung und Auswirkung, und man wird alsbald merken, hier hat man es mit einem begabten Manne zu tun. Die zwei Dollars, die man etwa auf die Anschaffung dieses Buches verwendet, werden eine gute Anlage sein.

Wenn wir ein solches Buch wie das eben erwähnte empfehlen, so ist die Meinung nicht, als wenn man es von Anfang bis zu Ende lesen sollte. Hier dürfen wir wohl ein psychologisches Gesetz erwähnen, das in der Pädagogik eine ziemliche Rolle spielt. Es klingt sehr einfach und ist doch sehr wichtig, nämlich „daß man immer an Bekanntes anknüpfen solle." Für den Fortschritt des Kindes ist das von Bedeutung und für den Fortschritt des Mannes auch. Wir drücken es etwas anders aus und zwar folgendermaßen: Frage dich erst: was weiß ich schon? und dann: was kann ich von dem andern lernen? Es hat offenbar keinen Zweck, das Alte, das, was ich schon weiß, immer noch einmal zu lesen und zu lernen. Die Hauptsache ist, daß man Neues hinzulernt. Wenn man beim Studium diesen Grundsatz befolgt, so wird man viel Zeit sparen, viel zur Klarheit des Geistes beitragen und bessere Fortschritte machen.

Oder aber, da wir in einer kriegerischen Zeit leben, man erlaube

uns, unser Studium unter einen militärischen Gesichtspunkt zu stellen. Sehen wir die terra incognita, das Gebiet dessen, was wir noch zu lernen haben, als feindliches Land an, so muß unser Angriff den strategischen Punkten, den sogenannten Schlüsselstellungen, gelten. Haben wir die eingenommen, so fällt uns das andere von selbst zu. Solche strategische Punkte sind im ersten Artikel die Schöpfung, der Urzustand. Hier werden wir uns darüber klar werden müssen, wie weit die Evolutionslehre unseren christlichen Glauben beeinflußt. Beim zweiten Artikel werden wir, indem wir die Rolle wechseln und uns auf die Defensive verlegen, die Menschwerdung und Versöhnung als unsere Hauptpositionen zu stärken suchen. Das wird vor unser Auge stellen das große Wunder der Person des Herrn, und von daher wird Licht fallen auf die Wunderfrage im allgemeinen. Beim dritten Artikel vom Heiligen Geist und der Kirche wird die Hauptfrage die brennende soziale sein: Wie stellt sich die Kirche zu dem alles beherrschenden soziologischen Interesse, macht sie Ernst mit dem Gleichnis vom Sauerteig des Evangeliums, das alles, nicht bloß Menschenherzen, durchdringen soll? Will sie mitarbeiten an der Erbauung des Reiches Gottes auf Erden, oder erwartet sie das bloß von der Wiederkunft des Herrn?

Wenn wir auf diese Weise in unserm intensiven geistigen Streben vorgehen, so werden wir mit den brennenden Fragen und lebendigen Interessen der Zeit im engsten Zusammenhang bleiben. Es werden sich Leben und Studium gegenseitig befruchten. Wir werden uns nicht in graue Theorie, in nebelhafte Fernen, in metaphysische Leere verirren. Zugleich aber werden wir uns auch an der schalen Speise des Alltäglichen nicht genügen lassen. Wir werden nicht von dem lauten Schreier, der gerade im Augenblick das Ohr der Menge hat, uns betören lassen. Wir werden nicht damit zufrieden sein, wenn wir uns in der Kunst der Reklame mit dem Patentmedizinmann messen können, aber gerade wie er nur Augenblickserfolge zu erzielen wissen. Wir werden uns dann nicht dessen brüsten, daß unser Name im Mund der Leute ist, wenn man im inneren Heiligtum doch uns nicht kennt und von uns nichts weiß.

Und noch eins und wahrlich nichts Geringes. Man sagt: der Appetit kommt mit dem Essen. So geht es auch bezüglich der geistlichen Speise. Sobald man erst den Geist daran gewöhnt hat, sich der ihm von Gott und der Natur bestimmten Arbeit hinzugeben, so fühlt er, daß auch ihm ein besserer Tag angebrochen ist. Er regt seine Schwingen, und bald tragen ihn dieselben weit höher, als er je geglaubt. Er begreift nicht, daß er bisher zufrieden gewesen ist mit einer Kost, die ihm jetzt wie Träber erscheint. Jetzt will er immer forschen, immer sich beteiligen in Bestätigung des lateinischen Wortes: "Animus nihil agere non potest," aber in tieferem Sinne als dem gewöhnlichen. Man bedenke, was ein solches Geistesregen bedeutet für Zeiten der Anfechtung, der Heimsuchung, die doch niemand erspart

sind, der Enttäuschung auf dem weltlichen Gebiet, und was für Reserven an Trost und Kraft und Licht es für uns anhäuft. Man bedenke, wie es hilft nach des Apostels Wort die Zeit auskaufen, wenn bei Mußestunden alsbald der Hunger des Geistes sich einstellt und das Buch, der Gegenstand, sofort vorliegt und man sich nie hineinzustürzen braucht, um dem sich regenden Bedürfnis Befriedigung zu teil werden zu lassen. Könnten wir der Hoffnung leben, daß wir in dieser Richtung dem einen oder andern eine Anregung, einen Stoß zu fortdauernder Bewegung gegeben hätten, so wäre unser Zweck erreicht, auch wenn das „theologische Lehrgebäude“ nie den Tag seiner Vollendung sehen sollte.

Notiz. Wir haben bezüglich der nun abgeschlossenen Artikel über „Das Gebäude deiner Theologie“ eine Bitte an die Brüder, nämlich die: Laßt von euch hören! Nichts liegt uns ferner als die Erwartung, daß man uns „Honig um den Bart schmiere.“ Aber sagt uns, ob nicht auch euch systematisches Studium ein Lebensbedürfnis ist, und **in welcher Weise** man euch darin eine **Handreichung tun** könnte. **Der Redakteur.**

Evangelische Kirchenvisitation.

Pastor G. Fr. Schuetze, Tigerton, Wis.

Ein Gedanke, der in den letzten Jahren in unserer Synode des öfteren schon angeregt, aber noch nicht zu endgiltiger Entscheidung gekommen ist, ist die Frage, ob es gut und ratsam wäre, auch in unserer Synode die sog. Kirchenvisitation einzuführen? Da dieses jedenfalls eine Frage ist, die für unser ganzes Gemeindeleben von der allergrößten Bedeutung ist, so mögen hier einige Gedanken und Erörterungen darüber folgen.

Um Klarheit in dieser Angelegenheit zu gewinnen, müssen wir feststellen, was wir unter Visitation verstehen, dann die Handhabung derselben besprechen, die entgegenstehenden Schwierigkeiten würdigen und uns endlich fragen, ob ein Bedürfnis für dieselbe vorliegt. Dann können wir erst unser Urteil fällen, ob wir diese Einrichtung haben wollen.

Unter Visitation verstehen wir also zunächst, daß in gewissen Zeiträumen ein Bevollmächtigter des Kirchenregimentes, also in unserem Falle ein Vertreter des Distrikts, die Gemeinden besucht und nachsieht, ob alles wohl und in guter Ordnung ist, oder ob Aenderungen und Besserungen möglich und nötig sind.

Als biblische Vorbilder solcher Visitationen können wir mit Luther in seiner Vorrede zu dem von Melanchthon verfaßten Visitationsbüchlein (Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren, 1527) die Tätigkeit eines Samuel, Elias oder Elisa ansehen; oder auch, wie die Hessische Reformationsordnung von 1526, den Befehl des Königs Josaphat (2. Chron. 17, 7) annehmen, der seine Fürsten aussandte, „daß sie lehren sollten in den Städten Judas und mit ihnen die Leviten . . .

und mit ihnen die Priester . . . . und sie lehrten in Juda und hatten das Gesetzbuch des Herrn mit sich und zogen umher in allen Städten Judas und lehrten das Volk."

Im Neuen Testament finden wir als den einen großen Hauptvisitator den, der da wandelt zwischen den goldenen Leuchtern (den Gemeinden), der seine Visitationstätigkeit ausübt durch den Heiligen Geist und sein Wort, das da ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens (Hebr. 4, 12). Aber wir finden auch menschliche Visitationen, sobald christliche Gemeinden gegründet sind. So wird uns von Petrus berichtet, daß er allenthalben durchzog (Act. 9, 32), nämlich nicht als Missionar, sondern wo schon Gemeinden bestanden, in Judäa, Galiläa und Samaria. Ebenso hören wir von Paulus nach der ersten Missionsreise, daß „sie wieder durch Lystra, Ikonium und Antiochien zogen, die Seelen der Brüder stärkten und sie ermahnten" (Act. 14, 21 ff.), ebenso „daß sie durch Syrien und Cilicien zogen und die Brüder stärkten" (Act. 15, 36. 41). 1. Kor. 16, 5 sagt Paulus der Gemeinde zu Korinth eine Visitation an, und in Milet hält er mit den Aeltesten der Gemeinde von Ephesus eine Visitation ab (Act. 20, 17—38).

Es würde uns zu weit führen, den ganzen Entwicklungsgang der Visitation zu verfolgen und zu zeigen, wie daraus im Laufe der Zeit in der katholischen Kirche, wie in den Landeskirchen der Reformation, ein **Rechts**institut geworden ist. Wir wollen hier nur gleich feststellen, daß in unserer Synode die Visitation kein Rechtsinstitut ist, und einstweilen auch noch nicht sein kann; d. h. es liegen bis jetzt keine gesetzlichen und rechtlichen Grundlagen vor, auf denen wir diese Institution erbauen könnten. Dieses gesetzliche Fundament muß erst geschaffen werden; sonst wird die Visitation ein Fehlschlag sein. Eine Visitation, die auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruht, ist ein Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt. Einen freiwilligen Visitationsbesuch werden grade diejenigen, bei denen eine Visitation am meisten angebracht wäre, weit abweisen. Nein, wir müssen auf dem Boden von Gesetz und Recht stehen, wenn wir uns überhaupt mit dieser Sache befassen wollen. Es muß also durch die Generalsynode ein gesetzlicher Boden geschaffen werden. Das würde aber meines Erachtens gar keine Schwierigkeiten verursachen; denn mit der Anordnung der Abhaltung von Aufnahmegottesdiensten haben wir schon den ersten Schritt zur Abhaltung von Visitationen getan, indem wir damit bezeugten, daß wir die Gemeinden nicht ohne Oberhirten-Seelsorge lassen wollen, und daß wir nicht das ihre, sondern sie selbst suchen.

Wenn wir nun zu der Frage übergehen, wie eine solche Visitation einzurichten ist, dann kommt es zu allererst auf die große Frage an, wer denn die Visitation ausüben soll? Das ist gleich ein sehr wichtiger, aber auch schwieriger Punkt. Es gibt manchen vortrefflichen Pastor, der sich als Visitator absolut nicht eignen würde. Es gilt also sehr vorsichtig zu sein mit der Wahl eines Visitators. Eine

Person möchte ich von vornherein von diesem Amt ausgeschlossen wissen, **gesetzlich** ausgeschlossen: Das ist der Distriktspräses. Der Atlantische Distrikt beantragt zwar, daß die Visitation von dem Distriktspräses selbst oder einem Vertreter ausgeführt werde. Dem kann ich mich aber nicht anschließen, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Der Distriktspräses ist so wie so schon mit Arbeit zu sehr überbürdet, als daß man ihm auch noch dieses Amt aufladen sollte. Er müßte schon sein Amt an der Gemeinde aufgeben, um seinen Pflichten als Visitator in einem so großen Sprengel, wie es ein Distrikt ist, gerecht werden zu können.

2) Es würde unpassend sein, einen jüngeren Mann, wie es der Distriktspräses doch sein kann, zum Visitator über einen alten, ehrwürdigen Herren in weißen Haaren zu bestellen. Es müßte dann gleich eine Bestimmung getroffen werden, wie sie sich in Preußen als Gewohnheitsrecht herausgebildet hat, daß ein Exsuperintendent nie von seinem Nachfolger visitiert wird. Wenn wir aber gleich mit einer Reihe von Exemtionen anfangen wollen, so sollten wir lieber gar nicht mit der Visitation anfangen.

3) In jeder Gemeinde, bei einem jeden Pastor kommen wohl einmal kleinere Verfehlungen vor. (Wer unter uns ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein, in Ermangelung eines besseren Zieles, nur auf den Schreiber dieser Zeilen.) Ist nun der Präses ein Visitator, so kommen ihm solche Verfehlungen **offiziell** zu Gehör, und er muß einschreiten. Ist aber der Visitator ein Bruder (das ist der Präses zwar auch, aber ich meine ein Bruder ohne ein Distriktsamt), so kann er es erst mit brüderlicher Ermahnung und Zurechtweisung versuchen. Fügt sich der Betroffene in brüderlicher Weise, so braucht, wenn ich so sagen darf, aus der Gemeindemücke kein Distriktselephant gemacht zu werden: Ein Bruder ist gerettet; der Sturm, der bei offiziellem Einschreiten oft aus einer ganz kleinen Kleinigkeit entsteht, ist abgewandt, und beide Teile, Pastor und Gemeinde, fahren gut dabei. Wo dagegen schwere Sünden, in Lehre oder Leben, bei der Visitation entdeckt werden, da kann der Visitator, von Amtes wegen, (durch Beschluß der Synode) dazu gezwungen sein, solches sofort dem Präses zur Anzeige zu bringen, der dann sofort das Weitere veranlassen kann, durch Suspension oder Klage vor dem Distriktsgericht. Mancher große Sünder ist Jahre lang unentdeckt geblieben und unbestraft, weil sich niemand damit abgeben mochte, den Angeber zu machen, und der Schuldige es verstand, seinen Amtsbrüdern Sand in die Augen zu streuen, wodurch mancher große Schaden an vielen Seelen entstanden ist.

4) Einen weiteren Grund, aus dem ich den Präses von der Visitation ausschließen möchte, möchte ich nachher unter den Bedenken gegen die Visitation besprechen.

Darum möchte ich vorschlagen:

Auf der Distriktskonferenz versammelt sich jeder Pastoralkreis, und zwar Pastoren **und Delegaten,** in einer besonderen Sitzung und

erwählt einen Bruder aus seiner Mitte auf, sagen wir, vier Jahre; denn, wenn irgend ein Amt, so sollte dieses Amt unbedingt dem Einfluß der Politik und Drahtzieherei entzogen werden. Am liebsten würde ich es sehen, wenn ein Visitator, der sich vier Jahre bewährt hat, auf Lebensdauer, wie die Richter des Oberbundesgerichts erwählt werden würde. Aber selbst, wenn dieses aus irgend einem Grunde nicht für gut erachtet werden sollte, so möchte ich es als einen Grundsatz aufgestellt wissen, daß ohne zwingende Gründe der Visitator nicht aus seinem Amte herausgewählt werden sollte. Zieht er aus seinem Pastoralkreis fort, so ist das natürlich ein Grund, einen anderen an seine Stelle zu wählen. Aber sonst sollte ein bewährter Mann sein Amt behalten, solange es nur irgend möglich ist.

Ein Visitator soll nach meinem Dafürhalten ein älterer Mann sein, der dieses Amt nicht "ex aliquo officio" übernimmt, sondern der durch das besondere Vertrauen seiner Mitbrüder dazu berufen wird. Darum will ich auch die Wahl des Visitators dem Pastoralkreis, als den zu Visitierenden, übertragen sehen. Wir können keine Visitatoren gebrauchen, die als die Herren Prälaten und Bischöfe in unsere Gemeinden hineinfahren, sondern wir müssen als Visitator einen älteren Bruder oder Vater haben, der mit sanfter und doch auch fester Hand die Visitation ausführt. "Fortiter in re, suaviter in modo," das sollte vor allen anderen des Visitators Motto sein. Und darum habe ich eben vorgeschlagen, den Termin des Visitators möglichst langfristig zu machen; denn es soll ein Vertrauensamt sein, und das Vertrauen läßt sich nicht alle Jahre wechseln, wie ein abgetragener Rock. Aus dem Postulat des allgemeinen Vertrauens aber ergibt sich dann noch die andere Forderung, daß der Visitator die Ergebnisse der Visitation als ein Beichtgeheimnis bewahren soll, wo nicht die oben erwähnten zwingenden Gründe für eine Anzeige vorliegen.

In Anknüpfung daran möchte ich einen Punkt erwähnen, der nicht unmittelbar in das Amt der Visitation hineingehört, der aber den Finger in eine Wunde legt, die wohl manchen unter uns schon geschmerzt hat, die aber in Verbindung mit der Visitation leicht zu heilen wäre. In den meisten Fällen, wohl in 99% unserer Gemeinden, ist der Pastor gezwungen, sich selber das Hl. Abendmahl zu reichen. Hat man sich daran gewöhnt, so ist das ja auch die einfachste Lösung der äußerlichen Frage. Aber: **Wer soll denn die Seelsorge an uns Seelsorgern ausüben?** Wen haben wir, mit dem wir über die internsten Angelegenheiten unserer Seele reden können, dem wir alle unsere amtlichen, privaten und Herzensnöte klagen können, der uns auch einmal das Gewissen schärft und reinigt? Draußen, d. h. in Deutschland, erwählt sich jeder Pastor einen andern als Beichtvater, zu dem er dies Vertrauen hat. Dieses Amt des Beichtvaters ließe sich nun ganz leicht und ungezwungen mit dem Amte eines Visitators verbinden. Natürlich aber, wie sich die Visitation nur auf dem Boden des strengen Rechtes denken läßt, so läßt sich dieses brüderliche Beichtver-

hältnis nur auf Grund der unbeschränkten Freiwilligkeit denken; Zwang darf in dieser Hinsicht nicht der geringste ausgeübt werden. Wer den Visitator nicht als Beichtvater will, dem muß es absolut freistehen, sich irgend einen andern, oder auch gar keinen zu erwählen, wenn er zu keinem der Brüder das nötige Vertrauen hat.

Endlich ist noch zu sagen, daß die Visitatoren aus ihrer Mitte einen erwählen müssen, der dann auch der Präses sein kann, der bei ihnen die Visitation vornimmt.

Die nächste Frage richtet sich auf den Gegenstand der Visitation. Von vornherein müssen wir da den Gedanken ausschließen, als ob die Visitation sich nur auf die Gemeinden beziehen könnte. Im Gegenteil, Paulus hat in Ephesus nur die Vorsteher, nicht aber die Gemeinde visitiert, und Melanchthon zählt 14 Artikel der Lehre auf, die Gegenstand der Visitation sein sollen. Das beweist doch ganz klar, daß die Prediger visitiert werden sollen; es heißt sein Buch ja auch: Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren. Es wird also sich die Visitation auf zwei Punkte zu beziehen haben, nämlich auf Lehre und auf Leben der Pastoren und der Gemeinden.

Was nun die Lehrvisitation angeht, so ist es ja sehr erklärlich und begreiflich, daß Melanchthon in den Zeiten, da der katholische Sauerteig erst eben ausgekehrt war, ein solches Gewicht auf dieselbe legt. In unseren jetzigen Zeiten und in unserer Synode würde ich aber nur geringeres Gewicht auf die Lehrvisitation legen; denn unsere heutigen deutsch-amerikanischen Durchschnittsgemeinden sind durchaus nicht im Stande, die Lehrstellung eines Pastoren zu beurteilen (und unter uns gesagt, die englisch-redenden noch viel weniger. Bei diesen ist es ja vollkommen genügend, wenn der Pastor nicht raucht und öfters eine Prohibitionsrede hält.) **Es ist auch gar nicht Sache der Gemeinden über die Lehre des Pastors zu richten.** Weder im Ordinationsgelübde, noch in der Einführungsverpflichtung des Predigers steht ein Wort von Rechenschaft über die Lehre vor der Gemeinde, wohl aber heißt es: „ . . . das Amt eines evangelischen Predigers und Seelsorgers an dieser Gemeinde gewissenhaft zu führen, als vor dem Herren, dem du einst Rechenschaft darüber geben wirst.“ Damit treten wir für Gewissensfreiheit ein, wie auch in unserem Bekenntnisparagraphen, und dürfte eine Visitation **nie** dazu mißbraucht werden, dem Prediger dieses köstliche Gut zu rauben. Ich wenigstens will lieber einen überzeugten „modernen Theologen“ und Neologen Bruder nennen, so energisch ich auch seine Lehrstellung auf Konferenzen und Debatten angreifen würde, als einen solchen, der nur aus Rücksicht auf die Visitation die Lehre der Kirche gegen seine innere Ueberzeugung vorträgt. So würde ich die Lehrvisitation beschränken auf die Visitationspredigt, zu welcher dem Ortspastor der Text von dem Visitator vorgeschrieben wird, und auf eine Ansprache des Visitators über unsere evangelische Lehre und Kirche, an welche sich die agendarische Frageformel seitens des Visitators schließen könnte, ob nach dem Gehörten

sich jemand fände, der gegen die Lehre des Ortspastors Einwand zu erheben wünsche? Darauf würde natürlich keine Antwort erfolgen, sodaß die Visitation zum zweiten Punkt übergehen könnte, nämlich zu der öffentlichen Frage, ob jemand gegen das Leben des Pastors Einwendungen zu machen habe. Finden sich dann Kläger, so soll der Visitator sie ernstlich ermahnen, vorher zu überlegen und vor ihrem Gott zu bedenken, was sie sagen wollen und soll ihnen dann in der sich anschließenden Gemeindeversammlung das Wort erteilen. Findet er dann, daß die Klagen nur kleinlicher oder gehässiger Natur sind, so soll er sie ohne weiteres abweisen; bei begründeten Klagen aber schlichtend und vermittelnd eingreifen, so gut er kann, und wie schon erwähnt, nur in den allerschlimmsten Fällen soll er das Gehörte zur Kenntnis des Präses bringen.

Nachdem so Lehre und Leben des Seelsorgers erledigt ist, kommt dann die andere Seite an die Reihe, nämlich das Leben und der Zustand der Gemeinde. Da sollte ernstlich nachgefragt werden, ob in der Gemeinde Unsitten oder Sünden eingerissen sind, die der Ortspastor trotz gewissenhafter Seelsorge nicht beseitigen konnte, wie z. B. mangelhafter Kirchenbesuch, Sonntagsentheiligung, geringe oder gar nicht erhobene Kollekten, Mißachtung des Predigtamtes, unregelmäßige Auszahlung des Pfarrgehaltes (evtl. Erhöhung desselben), die Haltung der Jugend der Gemeinde, der Zustand (evtl. Begründung eines) des Jugendvereines, der Zustand der Sonntagschule, die Leserzahl des „Friedensboten“ und ähnliche Fragen. Dann aber soll auch der Visitator sein Augenmerk richten auf den Zustand des Pfarrhauses, das ja bekanntlich immer sich viel länger in gutem Zustand erhält, als irgend ein anderes Haus, sodaß Pfarrhäuser in dem ehrwürdigen Alter von 50 und noch mehr Jahren noch immer lange gut genug sind. Auch der würdige Zustand von Kirche und Schulhaus, sowie der heiligen Geräte sind in den Bereich der Visitation zu ziehen, sowie endlich die richtige Führung von Kirchen-, Kassen- und Protokollbuch.

Da aber weiter auch die Schule und die christliche Erziehung der Kinder eine Pflicht der Gemeinde und der Kirche ist, so unterliegt auch die Schule der Kirchenvisitation, wie ja auch in Deutschland eine Katechese mit der Visitation verbunden ist. Wo also noch eine Gemeindeschule vorhanden ist, da ist diese der Gemeindevisitation einzugliedern; sonst aber muß bei der Visitation nachgefragt werden, was die Gemeinde tut zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen die Kinder, also ob, bezw. weshalb nicht, Schule gehalten wird, und ob sich nicht Sommer-, Samstag- oder Konfirmandenschule einrichten läßt, auch ob dem Pastor für Schulehalten Schulgeld bezahlt wird. Auf jeden Fall aber soll der Sonntagschule die allergrößte Aufmerksamkeit geschenkt werden, zwar nicht, ob die Schule alle modernen „Departments“ hat, wie die „Cradle Roll,“ von der ja einige unserer jungen Brüder das ganze Heil der Kirche erwarten; wohl aber, ob sie hat Lehrervorbereitung,

Heimabteilung, Mission in der Sonntagschule, wie der Gesang ist, welche Bücher gebraucht werden, ob z. B. die Fibel die Sonntagschule noch ziert oder entehrt (je nachdem man es nehmen will), ob unser Katechismus, unsere synodalen Zeitschriften, wie „Unsere Kleinen," „Jugendfreund," „Unser Missionssonntag," „Evangelical Teacher," u. s. w. gebraucht werden; das alles soll dem Visitator am Herz liegen, und muß er diese Dinge der Gemeinde an das Herz legen, wo sie noch fehlen.

Der Ort der Visitation ist naturgemäß die Kirche und das Schulhaus. Aber die schon angeführte Hessische Reformationsordnung gibt da noch einen beachtenswerten Wink, wenn sie vorschreibt, daß die Visitation auf Kosten der Gemeinde geschehen muß, und daß der Visitator auch nicht unentgeltlich bei den visitierten Pastoren zu Gast sein soll. Ich meine nun, bis die Visitation zu Ende ist, soll der Visitator überhaupt nicht zu Gaste sein, weder bei dem Pastor, noch bei einem Gemeindeglied. Bei dem Pastor soll er nicht bleiben, um dem Verdacht die Spitze abzubrechen, der von Unzufriedenen und Mißgünstigen leicht und oft ausgesprochen wird, daß die Pastoren doch miteinander unter einer Decke stecken. Aber auch bei einem Gemeindegliede soll er nicht sein, um nicht Gelegenheit zu Ohrenbläsereien und Zuträgereien zu geben. Darum ist auf Kosten der Gemeinde für den Visitator der Aufenthalt im Hotel das Gebotene, damit alles öffentlich und ehrlich zugehe. Und da soll sich nur niemand auf Nikodemus berufen, der ja auch im Geheimen bei der Nacht zu Jesu kam. Es ist klar, daß unter dem Schleier der Nacht der eine oder andere unsaubere Charakter sich zu dem Visitator schleichen möchte, um seinem Pfarrer eins anzuhängen. Wenn aber Segen von der Visitation kommen soll, so muß von vorn herein die Möglichkeit von Einflüsterungen und Verdächtigungen abgeschnitten werden; und wenn jemand durchaus Nikodemusgelüste verspürt, der soll nur zu seinem eigenen Pfarrer gehen; denn Visitationsstunden sind keine Nikodemusstunden; auch habe ich nicht gelesen, daß Nikodemus mit dem Heilande über andere Menschen gesprochen hätte, sondern nur über sich und seine eigene Seele.

Noch eine Gefahr muß vermieden werden, wenn aus der Visitation ein Segen entsprießen soll, nämlich alles das, was der Amerikaner mit „Red Tape," der Deutsche als Bureaukratie bezeichnet. Bewahre uns der Himmel in Gnaden vor einer Visitation, die ein St. Bureaukratius nach Schema „F" abhält. Dann lieber gar keine! Der Zopf ist der Tod alles Geistes, oder wie die Bibel sagt: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig! Der Geist der Bruderliebe, der einen Paulus trieb, daß er die Seele der Brüder stärkte, der muß es sein, der unsere Visitation regiert; denn sonst — werden sie mehr schaden als nützen.

Deshalb würde ich den offiziellen Teil der Visitation möglichst kurz und einfach gestalten, und dafür am Abend einen sogenannten

Gemeinde- oder Familienabend abhalten, den ich so reich und anziehend als möglich ausgestalten möchte. Darum kann ich auch nicht dem Vorschlag des Atlantischen Distrikts zustimmen, der zwei Protokolle verlangt. Nur ja keine Protokolle! Aus den Federn der Protokollare ist noch nie etwas Gutes für das Reich Gottes gekommen; auch Act. 15 ist kein feierliches Protokoll des ersten Konzils aufgenommen. Wenn eine Anzeige bei dem Präses nötig geworden ist, so mögen die Vorsteher diese mitunterschreiben, und sonst ist ein Protokoll überflüssig oder doch höchstens nur ein gewöhnliches Gemeindeprotokoll erforderlich.

Was nun den vorgeschlagenen Gemeinde-Familienabend angeht, so denke ich ihn mir etwa folgendermaßen: Zunächst soll er sein, was sein Name sagt, ein Familienabend für die ganze Gemeinde, muß also gestaltet sein, daß er auch den Familien etwas bietet. Er müßte ganz zwanglos informell gehalten sein, mit Gesang und kurzem Gebet eröffnet werden, dann allerlei bringen, wie es eben die Gemeinde vermag, Musik, einen Dialog, eine Rezitation, irgend etwas der Art, vielleicht einen kurzen interessanten Vortrag des Ortspastors oder irgend ähnliches. Nach einer Pause, in der die Frauen der Gemeinde eine ganz schlichte Bewirtung mit Tee (Kaffee) und Butterbröten aufsetzen könnten, käme dann der Hauptpunkt, eine Ansprache des Visitators, in der er liebreich und schonend auf Fehler aufmerksam machen und begeisternd zu neuer Tätigkeit anspornen sollte. Ein freier Gedankenaustausch könnte sich daran anschließen, und zuletzt geht man mit Gesang und gemeinsamen Gebet auseinander.

Dann aber folgt der in meinen Augen wichtigste Teil der Visitation im Studierzimmer des Pfarrers, die brüderliche Besprechung der beiden Geistlichen. Ich meine, wir müssen bei den Visitationen immer im Auge behalten, daß die Visitation eine **Gnaden**heimsuchung und nicht eine Straf- und Gerichtsheimsuchung sein soll!

Wie oft soll nun eine Visitation, oder wie der Atlantische Distrikt sie nennt, ein Synodalbesuch stattfinden? Die alten Kirchenordnungen fordern, wie auch der genannte Distrikt, eine jährliche Visitation. Das ist aber entschieden zu viel! Das ladet dem Visitator eine zu große Arbeit auf, die der Superintendent in der alten Heimat wohl auf sich nehmen kann, weil er ein oder zwei Pastoren an seiner Kirche neben sich hat, oder weil ihm die Regierung einen Kreisvikar anstellt; aber bei unseren Verhältnissen wäre es zu viel Arbeit für einen Mann. In so kleinen Distrikten, wie der Atlantische, mag es ja allenfalls möglich sein, wenn man die Visitation, was ich aber nicht empfehlen kann, an einem Wochentag abhält; in den größeren Distrikten aber ist es eine Unmöglichkeit, und wir haben eine ganze Reihe von Distrikten mit 70—100 Pastoren.

Sodann aber würde eine solche Feier jährlich wiederholt die Gemeinden sehr bald gegen die Wichtigkeit der Visitation abstumpfen.

Die Visitation sollte der höchste Höhepunkt im Gemeindeleben sein und darum nicht zu oft kommen.

Auch könnte ich nicht einer so oft wiederholten Visitation das Wort reden, weil das eine beständige Bevormundung der Gemeinden bedeuten würde und uns dem katholischen Wesen der Hierarchie einen großen Schritt entgegenführen würde. In der katholischen Kirche ist ja der Mensch bis zum Grabe ein unmündiges Wesen in der Hand seines Priesters. Sollen wir unsere Gemeinden auf dieselbe Stufe degradieren durch eine solche ständige Ueberwachung? Das würde aber die unausbleibliche Folge sein, wenn nicht anders die Visitation zu einer bloßen Formsache gemacht würde, was doch auch nicht sein soll.

Um also hierarchischen Weiterbildungen vorzubeugen, soll die Visitation nicht jährlich und auch nicht durch den Distriktspräses geschehen. Wir Amerikaner treten ja angeblich immer für Demokratie gegen die Autokratie ein. Unsere Distriktspräsides sind aber in der Tat absolut uneingeschränkte Autokraten, wenn sie es wollen. Durch das jährliche Visitationsrecht würde man aber ihre Macht um noch ein ganz Beträchtliches vermehren, sodaß sie wie die Halb- oder Ganzgötter auf die "misera plebs" herabblicken könnten. Man verstehe mich wohl: Dieses sage ich nicht im Hinblick auf irgend einen der jetzt amtierenden Präsides, sondern rein theoretisch; damit man in Zukunft nicht einmal diese Betrachtung im Hinblick auf einen möglichen Fall machen muß, weise ich auf die Möglichkeit eines solchen geistlich-autokratischen Erzbischofsregimentes hin.

Darum möchte ich vorschlagen, daß die Visitation sich immer über vier Jahre erstreckt, sodaß zwischen zwei Generalsynoden jede Gemeinde einmal visitiert würde.

Vielleicht wäre auch folgender Antrag diskutierbar: Wenn in einer Gemeinde ein Predigerwechsel nötig zu sein scheint, soll die Kündigung nicht eher gesetzliche Kraft haben, ehe eine Visitation stattgefunden und der Visitator seine Zustimmung zu den Gründen des Wechsels gegeben hat. Dadurch würde mancher Wechsel vermieden werden können.

Die Visitatoren sollen dann auf der, der Generalsynode voraufgehenden Distriktskonferenz dem Distrikt einen Bericht über ihre Tätigkeit ablegen, ohne dabei auf Einzelheiten einzugehen. Auf Grund dieser Berichte könnte dann der Präses einen viel lebendigeren, und darum auch objektiv wahrhaftigeren Bericht an die Generalsynode abstatten. Also einmal in vier Jahren, ausgenommen den Fall eines Wechsels, wodurch dann die Visitation auch öfters kommen könnte. Auch müßte auf Verlangen des Distriktes, des Ortspastors oder der Ortsgemeinde eine außerordentliche Visitation stattfinden können, die sich aber nicht so feierlich ausgestalten würde, wie die eigentliche Hauptvisitation.

Es erübrigt noch, daß ich auf einige andere Bedenken, soweit ich sie nicht schon erwähnt habe, eingehe. Der erste und größte Hauptein-

wurf ist der: Können wir überhaupt eine Visitation einrichten? Werden sich unsere Synodalglieder, Pastoren und Gemeinden, das gefallen lassen? Wird es nicht heißen: „Was geht es die Synode an, wie ich es in meiner Gemeinde halte und wie ich mit ihr fertig werde? Ich lasse mir keine Visitation gefallen!" Aber das dürfte doch **wohl** nur das schlechte Gewissen sein, das so spricht. Freilich, irgend einen x-beliebigen Pastor möchte **ich** auch **nicht gerne** als Visitator in meiner Gemeinde sehen, aber einen Mann, dem ich vertraue, den lasse ich auch gerne in meine Gemeinde hineinsehen, weil er mir manchen guten Rat und manchen vorteilhaften Wink geben kann, der mir von sehr großem Nutzen sein kann. Und wenn sich jemand aus purem amerikanischen Unabhängigkeitsgefühl weigern sollte, sich der Visitation zu unterwerfen, so sollte eben auf ihn keine Rücksicht genommen werden. Ist denn evangelisch gleichbedeutend mit **zügellos?** Und heißt Gewissensfreiheit so viel wie **Zuchtlosigkeit?**

Was aber die mögliche Opposition der Gemeinden angeht, so muß ich gestehen, daß ich nicht an sie glaube, d. h. sie nicht ernstlich befürchte. Freilich müßte der Paragraph unserer Konstitution geändert werden, der da ausspricht, daß die Synode sich nicht ungerufen in die inneren Angelegenheiten der Gemeinden einmischt. Wie denn aber nun, wenn eine Gemeinde sich dem Ausspruch des Visitators nicht fügen will und somit der Synode den Gehorsam verweigert? Ich meine, da sollte man gerade so mit der vollen Schärfe des Gesetzes vorzugehen sich nicht scheuen, wie bei einem einzelnen Uebertreter. Gemeinden, die sich der Synode widersetzen und in ihrem beschränkten Gesichtskreis sich offen oder heimlich gegen die Synode setzen und Synodalbeschlüssen den Gehorsam verweigern, sind doch nur abgestorbene Aeste am Synodalbaum, die man am besten entfernt. Welche Gemeinde nicht evangelisch sein will, die hat auch keinen Anspruch auf Bedienung und sollte auf ordentlichem Wege ausgeschlossen werden. Jeder Gärtner kann uns von der Binsenwahrheit überführen, daß tote Zweige müssen abgeschnitten werden (natürlich mit der Beschränkung Lukas 13, 8). Der Visitator selbst hat keine Macht und soll auch keine haben, aber er soll immer wissen und fühlen können, daß der ganze Distrikt, ja die ganze Synode hinter ihm steht und ihn mit ihrer ganzen Autorität stützt.

Ein weiteres Bedenken ist: Wird nicht durch die Visitation Anlaß zu Klatscherei und Zuträgerei gegeben und heißt es nicht geradezu den Gährungsstoff in die Gemeinden hineinwerfen und sie aufmuntern gegen ihren Pastor aufzutreten? Ich meine, auch diese Gefahr ist nicht so groß, wie ängstliche Gemüter wohl denken mögen. Gewiß! Es wird das erste und zweite Mal versucht werden, dem Visitator allerlei Märchen über den Ortspastor zuzutragen; aber eben darum muß ein allgemein vertrauenswürdiger Mann gesandt werden, der auch das Charisma hat, die Geister zu unterscheiden. Sehen die Krakehler in den Gemeinden erst ein, daß sie mit ihren Angebereien höch-

stens einen negativen Erfolg haben, daß Ohrenbläsereien **nicht** angenommen werden, und daß falsche Klagen nur wie ein Bumerang auf sie selber zurückfliegen, so wird diese Gefahr sehr bald verschwinden.

Freilich, ich will gerne zugeben, daß zuerst wohl Mißgriffe vorkommen können und werden. Aber ist das nicht bei allen synodalen Einrichtungen der Fall gewesen, daß wir durch unsere Fehler haben lernen müssen? Es war so mit unserem Gerichtswesen, es war so mit unserem Pensionssystem; es wird mit unserer Visitation nicht anders sein. Das schadet aber nicht; Abusus non tollit usum und Live and learn, das sind zwei weise, weil wahre, Worte.

Treten wir nun der Frage näher: Liegt ein Bedürfnis für die Visitation bei uns vor? Die Laudatores temporis acti werden wohl sagen: "Let well enough alone. Hat es so lange ohne Visitation bei uns gegangen, so wird es ja wohl auch noch länger so gehen." Daß das aber eine höchst ungesunde Argumentation ist, liegt auf der Hand. Damit kann man jeden gesunden Fortschritt widerlegen. Dann darf man keine Eisenbahn, kein Telephon, kein elektrisches Licht benutzen; es hat ja viele Jahrhunderte ohne dieselben gegangen. Gewiß, aber heute geht es eben nicht mehr ohne sie. Ein anderer, schon mehr stichhaltiger Grund wäre es, wenn man sagen könnte: Die kirchlichen Verhältnisse unserer Synode sind derart, daß eine Visitation überflüssig ist (etwa, weil die kirchliche Aufsicht auch ohnehin schon gut genug ausgeübt wird), oder gar schädlich ist. Das bezweifle ich aber sehr, und nicht nur ich allein, sondern auch der Atlantische Distrikt bezeichnet die Visitation als „ein unverkennbares Bedürfnis nach strafferer Organisation." Wenn man aber das Bedürfnis anerkennt, dann müssen auch Wege gefunden werden können, dieses Bedürfnis zu befriedigen. In den deutschen Landeskirchen werden doch Visitationen gehalten. Sind wir Amerikaner denn wirklich so viel klüger, als alle anderen Menschen, wie es sich unser Dünkel so gerne vorreden läßt? Sollten wir nicht von den 400 Jahre alten Kirchen der alten Heimat doch vielleicht noch **etwas** lernen können? Wenn nicht ein ausgesprochener Vorteil und Segen dabei herauskäme, würde die Visitation doch sicher schon längst in den Ländern, wo sie zu Recht besteht, abgeschafft sein.

Welches sind nun aber die Vorteile der Visitation? Ich meine, wir können sie in das Bibelwort zusammenfassen: Die Brüder stärken! Da sitzen wir nun das ganze Jahr auf unseren abgelegenen Landpfarren, wo wir das ganze Jahr keinen gebildeten Menschen zu sehen bekommen, außer auf der Konferenz. Und da geht es im Drange der Geschäfte so zu, daß zu einer Aussprache über die Dinge, die uns doch am wichtigsten sein sollten, kaum Zeit und Gelegenheit sich bietet; auch der Raum dazu fehlt, wo sich zwei oder drei zu einer ungestörten brüderlichen Aussprache versammeln könnten. Im großen Kreise aber der Brüder kann man sich auch nicht so aussprechen; denn man mag seine Interna doch nicht an die große Glocke hängen; und selbst,

wenn man sich davor nicht scheute, wie werden da oft ganz schiefe, von keinerlei Sachkenntnis getrübte und oft auch von menschlichen Schwächen beeinflußte, Urteile abgegeben. Wie dagegen ganz anders ist es bei einer Visitation. Ein ehrwürdiger Bruder, der meinen Gottesdienst besucht hat, meine Leute kennen gelernt hat und mich und meine Gemeinde in unserer Zusammenarbeit beobachtet hat, der kann mir ganz anders raten. Außerdem möchte ich das ethische Gewicht einer solchen Visitation nicht zu niedrig angeschlagen sehen. Sitzt da ein junger Bruder vielleicht auf seinem ersten Arbeitsfeld, wo „der Tränensame einsam fällt," und kein Mensch kümmert sich um ihn, (der Schreiber kennt mehr als einen Fall, wo es sich so verhielt), besonders wenn er erst kurze Zeit im Lande ist, da kommen wohl Eliasstunden, da man unter seinem Wachholder sitzt und seufzt: Es ist genug, so nimm, Herr, meine Seele! Da kommt denn aber der Visitator zu dem jungen Bruder und zeigt ihm, die Synode gedenkt doch deiner, da faßt er wieder neuen Mut zur Arbeit. Und wenn der junge Mann Fehler gemacht hat, wie es ja gar nicht ausbleiben kann, dann kann er ihm zurechthelfen. Ja er wird ihn sogar ziemlich derb zausen dürfen; wenn der junge Bruder nur ein ernster Diener Jesu Christi ist, wird er es dem Visitator Dank wissen und bis zu seiner letzten Stunde nie vergessen, was für Segen ihm seine erste Visitation gebracht hat. So aber, wie es jetzt in unserer Synode geschieht, wird der junge Pastor auf einen Posten gestellt, gleichsam in das Wasser geworfen: Nun schwimme oder ertrinke! und niemand kümmert sich um ihn. Er macht seine Fehler, da er niemand hat, der ihn berät. Es entsteht Aerger und Verdruß, es laufen Klagen ein, und dann heißt es nach ein oder zwei Jahren: Unbrauchbar, fort mit ihm! Oder aber der Mann wird verbittert und geht aus eigenem Antrieb zu einer anderen Kirche über, die ihm das zu bieten scheint, was er verlangt und gebraucht hätte in unserer Synode, und was ihm niemand gegeben hat: Ein mehr geordnetes Regiment und straffere Aufsicht.

Auch wenn man die jungen Brüder aus unseren Seminaren bedenkt, kann man eine Visitation nur empfehlen. 8—9 Jahre ist der junge Pastor auf unseren Anstalten gewesen, wo er nie eine Minute auf sich selbst gestellt war, sondern unter steter Kontrolle war, wenn auch nicht unter persönlicher, so doch durch die Hausgesetze und Anstaltsregeln, und nun steht er auf einmal frei da und zwar in dem höchsten Grade der Freiheit, daß er niemand hat, dem er sich fügen könnte, auch wenn er gerne möchte. Das verträgt nicht ein jeder Charakter.

Aber auch ältere Brüder werden aus der Visitation manchen Segen empfangen können, innerlich wie äußerlich. Von dem inneren laßt mich schweigen; nur einige Worte von dem äußerlichen Segen, den ein Visitator ausrichten kann. In manchen Gemeinden hätte der Pastor wohl einen oder anderen dringenden Wunsch und Bitte auf seinem Herzen; aber er wagt nicht, ihn seiner Gemeinde auszuspre-

chen, um sich nicht seine Stellung zu verderben. Ein fremder Prediger dagegen, noch dazu wenn er mit amtlicher Autorität ausgerüstet ist, kann der Gemeinde manches sagen, weil er eben nicht von ihnen abhängig ist; kann auch manches ihnen sagen, ohne Anstoß zu erregen, was die Leute ihrem eigenen Pastor nie vergeben würden. Und selbst wenn er zuerst bei den Leuten Anstoß erregt mit dem Hinweise auf eine Sünde oder Unrecht, ist das ein Grund, weshalb dieser Hinweis unterbleiben soll? Es ist von jeher die Art des Wortes Gottes gewesen, daß es Rumor anrichten muß; denn es fällt schwer, wider den Stachel zu löcken. Der eigene Pastor darf nichts sagen, denn den haben sie unter dem Daumen mit der Gehaltsauszahlung oder der Drohung der Kündigung, und das wird von oben übel bemerkt, wenn ein Pastor oft wechselt; da ist denn der Visitator der Mann, der eintreten kann und muß. Sagt selber, liebe Brüder, kennt ihr nicht eine ganze Reihe von Gemeinden, die alle zwei Jahre aufs höchste ihren Pastor wechseln müssen. Ist das immer die Schuld des Pastors? Im Gegenteil, wenn auf einer solchen Gemeinde auf einmal ein Mann länger als die gewöhnliche Zeit bleibt, so würde ich ihm das nicht zur Ehre anrechnen, sondern eher den Verdacht hegen, daß er sich das Längerbleiben nur mit Aufopferung der Würde des Predigtamtes erkauft, mit anderen Worten, daß er nicht der gute Hirte, sondern der gehorsame Knecht der Gemeinde ist. Da gehört denn eine Visitation hin, und würde der betr. Bruder von mir nicht Lob, sondern Tadel ernten, wenn ich zu visitieren hätte.

Wiederum gibt es Fälle, besonders bei langjährigem Dienste desselben Mannes an einer Stelle, wo sich ganz leise und unbemerkt Uebelstände eingenistet haben, die aus langer Gewohnheit keiner, weder Pfarrer noch Gemeinde, bemerkt und in denen niemand etwas Ungebührliches erblickt, weil es immer so gewesen ist. Beide Seiten würden gerne willig sein, solche Mißstände abzustellen, wenn sie in freundlicher Weise darauf aufmerksam gemacht würden und sie dieselbigen als Uebelstände erkännten. Ist da nicht eine Visitation am Platz? Wird sie da nicht von Segen sein?

Und nun sind wir am Schlusse. Ich muß gestehen, daß ich diese Zeilen geschrieben, um mir in dieser Angelegenheit innerliche Klarheit zu verschaffen. Als ich anfing, mich mit dieser Frage zu beschäftigen, war ich nichts weniger als entschieden; aber je länger ich über diesen Stoff nachdachte, desto klarer bin ich mir geworden: **Die Visitation ist eine segensreiche Einrichtung und sollte auch in unserer Synode sobald als möglich eingeführt werden.**

Thesen:

1. Die Konferenz befürwortet die Einführung der Visitation.
2. Die Visitation soll nicht dem Präses übertragen werden.
3. Der Visitator wird von der Pastoralkonferenz auf vier Jahre gewählt.

4. Die Ergebnisse der Visitation sollen als Beichtgeheimnis gelten, soweit nicht grobe Aergernisse ein Einschreiten erfordern.

5. Die Visitation geschieht auf Kosten der Gemeinde, die den Visitator im Hotel verpflegt.

6. Die Visitation soll keinen Prediger in seiner Gewissensfreiheit stören.

7. Wir empfehlen die Abhaltung eines Gemeindeabends in Verbindung mit der Visitation.

8. Eine Visitationsperiode soll sich immer auf die Zeit zwischen zwei Generalsynoden erstrecken.

9. Eine Kündigung soll nicht eher gesetzliche Kraft haben, ehe der Visitator ihre Gründe gebilligt hat.

10. Weigerungen sich der Visitation oder ihren Beschlüssen zu unterwerfen, sollen von der Synode auf dem Disziplinarwege bis zum Ausschluß geahndet werden.

The Doctrine of Indulgences

Rev. Paul Crusius

The literature on Indulgences is extensive, yet in part curiously difficult of access, and in part almost too intricately bound up with other subjects to admit of a ready classification. It is quite essential to read both Catholic and Protestant writers on any phase of indulgences. Neutrals are difficult to recognize; but there is a noticeable tendency on the part of more recent historical scholars on both sides to deal fairly with the facts. Catholic writers admit and deplore the abuses of the indulgence, while Protestant writers recognize that the worst evils were nourished rather by greed and need of money among the authorized and unauthorized indultors, than by any support from official doctrine. This rapprochement still leaves a wide debatable ground of inferences, on which the Protestant student cannot afford to begrudge the Catholic apologist the most careful study of the theory of indulgences in its relation to Roman Catholic dogma. When all the evidence is in, the issue is joined over the question whether the system is to be judged by the theory or by the practice.

By the theory, the Catholic writers insist, as they point to the doctrine of indulgences in the Roman Church, the same today as it was in the days of the Reformation, the abuses of practice since done away with. Protestant scholars, the first to approach the subject after nearly three centuries of polemics in the spirit of historical inquiry, felt the force of the Roman Catholic argument so strongly that they were ready to acquit the indulgence of any inherent inconsistency with Catholic dogma. This was the position of Köstlin, Luther's biographer, who declared the indulgences at the end of the Middle Ages "neither an isolated excrescence of su-

perstition that could be cut off at will, nor such a monstrous abuse as the moral judgment of Christianity could be expected to condemn as a matter of course. Köstlin indeed regards this conception of the indulgence—the virtual acceptance of the Roman Catholic assertions—as essential to the understanding of the progressive development of Luther's polemic: a point which we shall discuss later on.

The attitude of Köstlin, evidence of the wholesome spirit of impartial historical research, is characteristic of the change of Protestant thought during the nineteenth century. An early illustration is found in the definition of the word Indulgence in Johnson's Dictionary. The curious indifference (and inaccuracy) in Johnson's laconic definition of Indulgence: "Grant of the Church of Rome, not defined by themselves," gives place in the edition of 1827 to an exposition of the Roman Catholic theory.

This recognition of the Roman Catholic doctrine meant that it was accepted as a logical part of the dogma of that Church by those Protestant scholars who felt that they yielded nothing thereby to the Catholic position. For as they challenged the very foundations of the Roman Church, it mattered the less to them whether the theory was a legitimate, or an illegitimate inference from the premises.

But later Protestant writers challenge the legitimacy of the indulgence at another point. They will judge it by the theory: but the theory is faulty, they assert. Dieckhoff insists that the Roman Catholic Church accepts an incomplete repentance which vitiates her claims of spiritual value for the indulgence. This is the view of Harnack. Brieger accepts the conclusions of both as to the imperfection of the theory, but advances to the position that it is necessary to judge a historical institution not merely by its theory, but by its practice. "Have we not," he says, "to do here with an ecclesiastical institution which in the days of Luther could look back upon history of five hundred years, and stood, we may veritably declare, in the center of ecclesiastical and religious life? With such an institution we may by no means set up the theory as the standard for the whole, so that every departure in practice is simply judged as an abuse. The practice, moreover, came before the doctrine; scholastic theory hobbled after ecclesiastical practice as well as it might. Important as the theory may be as the conscious thought of the Church about its practice, as the justification for it, and in some cases as the regulative norm of the practice, the practice is the more important of the two. . . . . The Church cannot decline the responsibility for its practices any more than for its doctrines. This was the judgment of the court theologian and chaplain of Leo X, the Dominican Silvestro de Prierio, in his refutation of the theses of the Wittenberg monk; that a heretic is

one who judges falsely not only of the doctrine, but also of the practices of the Church, insofar as they concern faith and custom."

Clearly, from the historical standpoint, Brieger's contention is sound. The attention which has been given by such Catholic scholars as, for one, N. Paulus, to the question of the practice with regard to indulgences at the close of the Middle Ages indicates that the newer school of Catholic historians admit as much.

I propose in this paper to consider briefly the Roman Catholic doctrine of indulgences—which is substantially today what it was in the Middle Ages—and to indicate the criticism of this doctrine by Protestant scholars. A fully adequate treatment is of course out of question.

The Doctrine of Indulgences.

An indulgence, according to the definition generally given by Catholic writers, is a remission of the temporal punishment due to sin, the guilt for which has been forgiven. It is not a permission to commit sin, nor a pardon of future sin. It is not the forgiveness of the guilt of sin; it supposes the sin already forgiven. It is not an exemption from any law or duty, much less from the obligation consequent on certain kinds of sin, e. g., restitution. On the contrary, it means a more complete payment of the debt which the sinner owes to God. It does not confer immunity from temptation or remove the possibility of subsequent lapses into sin. Least of all is an indulgence the purchase of a pardon which secures the buyer's salvation or releases the soul of another from Purgatory. This statement of what an indulgence is not, is drawn from W. H. Kent's article on Indulgences in the Catholic Encyclopedia. It is, says the same writer, the extrasacramental remission of the temporal punishment due, in God's justice, to sin that has been forgiven, which remission is granted by the Church in the exercise of the power of the keys, thru the application of the superabundant merits of Christ and of the saints, and for some just and reasonable motive.

I have been at pains to draw liberally and quote literally from a modern Catholic writer in order to state the position fairly. The modern definition is explicit, more explicit than older ones, but in harmony with every formal definition since Aquinas set the theory. Yet if we call the definition explicit, there remains an ambiguity about the meaning of temporal punishment and the just and reasonable motive demanded, which must leave both him who grants and him who receives in some doubt as to just what has been done.

The authoritative declaration of the Council of Trent concerning indulgences (session XXV) states that it is of the faith that

1) The Church has received from Christ the power to grant indulgences;

2) the use of indulgences is salutary for the faithful.

The council does not define the nature of indulgences. These two statements, however, cover the right of the Church in the matter of indulgences. The action of the council in Session XXI against abuses, abolishing the office of the ancient Quaestores (pardoners) and establishing that indulgences should for the future be granted altogether gratuitously, insofar determines the modern practice; "but," remarks Harnack, "irregularities still continue, and nothing is done to check the overestimation of indulgences."

That remark touches the weak point of indulgences. They remain, in spite of all definitions, a doubtful quantity. The best that the Council of Trent could do with them was to insist that the Church had the authority to grant indulgences—whatever they might be,—and to direct that the abuse of them should cease. There has been no more such abuse as gave occasion for Luther's theses. Overestimation is a kind of abuse which is a matter of personal opinion. Let us consider the basis of authority (before we attempt to judge this overestimation), which Catholics claim for indulgences.

The Council of Trent as usual draws the authority to grant indulgences from the words of Jesus in Matthew XVI: 19, the passage in which our Lord bestows the power of the keys on Peter. To the teachers of the Church, it left the historical explanation of the process by which the doctrine of indulgences was developed from this authorization. They cite

1) St. Paul's treatment of the fornicator, of whom he had judged (1 Cor. V: 3-5), that he ought to be delivered unto Satan for the destruction of the flesh that the spirit may be saved, but whom, on sincere repentance ("overmuch sorrow," II Cor. II: 7), he directed to be forgiven (II Cor. II: 5-10).

2) The "libelli pacis" of the martyrs (Tertullian, ad martyros, c. 1.; de pudicitia XXII et al.; Cyprian, ep. XIII and XV).

3) The relaxation of penitential discipline (Cyprian, ep. LII; Gregory of Nyssa, ep. ad Letojum; Basis, ep. ad Amphilochum; and the councils of Ancyra, Laodicea, Nicea, and Arles).

4) The penitentials of the early Middle Ages; commutations and pilgrimages.

5) The plenary indulgences of the Crusades.

6) Indulgences granted at church dedications.

7) The Portiuncula Indulgence of St. Francis (1221).

8) The Jubilee Indulgence of 1300, and after.

9) The indulgences granted especially to hospitals.

This series has all the appearance of the gradual but certain evolution that marks the history of institutions in the Roman Cath-

olic Church. No Protestant scholar, however, allows the process any more divine ordination than the development of the papacy—and rather less historical basis. We shall consider its defects when we discuss the relation of indulgences to the sacrament of penance.

But to the Roman Catholic, history is only one of the handmaidens of the queen of sciences. The theological basis of the doctrine of indulgences is, according to the writer in the Catholic Encyclopedia:

1) The Communion of Saints (Rom. XII: 5. So we, being many, are one body in Christ, and every one members of one another).

2) Vicarious Satisfaction (Col. I: 24, who now rejoice in my sufferings for you, and fill up that which is behind of the afflictions of Christ in my flesh for His body's sake, which is the Church).

3) The Treasury of the Church.

This statement does not cover sufficiently all the relations of the doctrine of indulgences, but we shall consider first what is meant by these three terms.

By the communion of saints is meant a very definite connection and sympathy between the church militant (on earth), suffering (in Purgatory), and triumphant (in Heaven), thru the bonds of charity and of suffering. The idea of a communion of saints on earth and in Heaven is as old as the Christian faith, but it received a marvelous elaboration thru the speculations of the schoolmen, under the influence of the papal hierarchy. The inheritance of these school men was the Roman law and the Roman ideal of unity in government. The prevalence of the realistic philosophy and the preponderance of Aristotelianism would not materially affect this concept except to strengthen it. The schoolmen's horizon of thought was the unity and the supremacy of the Church under the papacy. When the claims of the papacy were challenged by emperors, kings, or councils, some put their philosophy entirely at the service of the papacy in its temporal as well as its spiritual claims; some yielded the former; very few attacked both. But whatever course they took, all held the common ground of a communion of the saints. The schoolmen handed on their inheritance.

The profoundest philosopher of the fifteenth century, Nicholas of Cusa—a man who stands at the threshold of modern philosophy, who for several years, as a member of the Council of Basel, was a champion of the conciliar, as against the papal claim of supremacy in the Church, and tho he went over eventually to the pope, and rose to the dignity of the cardinalate, did not lose his zeal for reform (it is probably correct to say that he enlisted it where it would do most good)—such a man may fairly be said to represent the common sense of Catholic doctrine in its most intellectual form at the close of the Middle Ages. In the early years of the Council of

Basel, Cusa wrote "De Concordantia Catholica," in defense of the conciliar theory—that a general council duly authorized and summoned is superior to the pope. The book consequently never has had the approval of the Roman Catholic Church. All the more significant is the orthodoxy of his exposition of the unity of the Church—orthodox in the sense that there is nothing contrary to the official doctrine of the Church. Drawn with the grandeur of an apocalypse, the splendor of a Paradise Lost, and the mathematical exactitude of the Divine Comedy (tho I at once disclaim for it even a remote equality of poetic execution—it is a prose concept), the Concordantia discloses the mystery of the communion of saints with almost the precision of a judicial verdict.

Harmony, says Cusa, is the relation of unity between one and many, in the Catholic Church between the one Lord and His subjects. From the one Prince of Peace, or infinite inner unity, the sweet concord of harmony among spirits is but an outpouring in different ranks and degrees, so that one God is all in all. To this harmony and this peace we are all predestined from the beginning of Christ. . . . . . . The Father is the source of life, which became flesh in the Son and thru the Holy Spirit is imparted to all. Thru union with the Son in the Spirit, therefor, we reach the source of life and form one great harmony—the Church (c. 1). Only the Son shares unity with the Father, but among His creatures there are many degrees of likeness to the divine life (c. 2). Thruout all ages, the Church has been one, and its message at divers times and in divers ways the same (c. 3). As the image of the Trinity, the Church is threefold, triumphant, slumbering, and militant, corresponding to spirit, soul, and body (c 4.) Judgment of the members is threefold, that of God as to love; that of the angels as to faith; that of men as to hope (c. 5). Corresponding to the three elements of the Church triumphant,—God, the angels, and the blessed, are the three elements of the church militant, sacrament, priesthood, and people. As the sacraments form a gradation up to the Eucharist, so there is a gradation in the priesthood up to the papacy. The pope is the visible outward sign of the unity of the Church; like the general chosen by an army, the expression of the common will (c. 6). The priesthood is body, soul, and spirit, and holy, eternal, and persevering before the Lord in truth (c. 8). The favored position of the priesthood is parallel to the hierarchy of the angels, to which it is bound by the Cathedra (of St. Peter). To the Cathedra, Christian truth is attached (c. 9).

It is evident then that the communion of the saints is insofar equivalent with the Roman Catholic Church, as the Church is the link between Heaven and earth, the channel of the Holy Spirit; or in other words, the church militant meets the church triumphant

at the chair of St. Peter. The importance of the pope, which even an opponent of the extreme claims of the papacy concedes, in the communion of saints is significant for the doctrine of indulgences.

The idea of vicarious satisfaction underwent a development similar to that of the communion of saints,—which could reach the form that Cusa gives it only after the papal supremacy was recognized—discovered, so to speak—as Catholic doctrine. Vicarious satisfaction is a conception as old as the Christian faith; as the doctrine of atonement it is still the common faith of most Christians. But in addition to this idea of the vicarious sacrifice of Jesus, the ancient Catholic Church came early to hold the view that there was a special merit in the sacrifice of its martyrs, hermits, and other saints, whether the sacrifice was death or the mortification of the flesh, or signal piety of any type. The value attached to the libelli pacis of the martyrs of the persecutions shows this tendency in its early stages. The intercession of a sufferer on behalf of one of the lapsi—those who had denied their faith during the persecution—was generally sufficient to restore such a one, after due penance, to the communion of the Church. What we should regard as a powerful plea for mercy, lent itself peculiarly to a legalistic interpretation. The whole body of Christian teaching in the hands of the Western Church was getting set in legal terms. This was inevitable, both from the temper and the training of the leaders of the Western Church, from Tertullian on. The atonement, however, and consequently vicarious satisfaction, was in a state of speculative doubt for want of adequate statement until Anselm, first of the schoolmen, developed the satisfaction theory. The merit of Christ's atonement, His satisfaction of divine justice, is the supererogatory gift of His life. That is a legal concept. "The question has been debated," says Fisher, "whether Anselm's theory was framed on the conceptions of Roman or of German law." Harnack and Loofs hold that it was on Roman law; there is no doubt about the thoroly legal aspect in either case.

Anselm's theory of the divine atonement prepared the status of the supererogatory merit of the saints. The next step was the definition of the Treasury of the Church, that deposit of all these superabundant merits. Alexander of Hales, the first to compile a Summa Theologiæ, Albertus Magnus, and Thomas Aquinas, agree that the merit acquired by the saints, in addition to the supreme merit of Christ, is a store available for the less worthy. "All the saints intended that whatever they did or suffered for God's sake should be profitable not only to themselves but to the whole Church."

Papal authority completed the legal status of the Treasury of the Church. In the Bull "Unigenitus," 1343, which has been included in the Corpus Iuris Canonici, Clement VI, announcing the Jubilee of 1350, declares: "Henceforth, therefor, in order that the

mercy of such an effusion (on Calvary) should not be unprofitable, unavailing, and unnecessary, He (Christ) acquired for the church militant an equivalent treasure, the loving Father willing that His sons should be enriched in the manner that this infinite treasure should be a benefit to men, that whosoever availed himself of it should be made to share the friendship of God. This treasure was not wrapped in a napkin, nor hid in a field (Matthew XXV: 18), but committed to the blessed Peter, the bearer of the keys of Heaven, and his successors, his vicars on earth, to be dispensed for the welfare of the faithful, and to be applied compassionately, for just and reasonable motives, to those who have repented and confessed, sometimes for a total, sometimes for a partial remission of the punishment due to temporal sins, in general as well as special cases, insofar as they know that it is expedient with God. To the fund of this treasure we know that the merits of the blessed mother of God and of all the elect from the first of the righteous to the last are in the nature of surplus capital; and the consumption or diminution of this fund is to be feared in no degree, as well on account of the infinite . . . merits of Christ, as because the more that is drawn on account of its application to justice, the greater by so much grows the store of its merits. Our predecessor, Boniface VIII, of blessed memory, piously (as we believe indubitably) considering this . . . willed to throw open this inconsumptible treasure to arouse and reward the devotion of the faithful."

Again it is significant that the pope is the one who has the power to throw open the Treasure of the Church.

The Bull of Clement VI merely confirmed what had already become the recognized doctrine of the Church. The three great theologians of the thirteenth century, Alexander of Hales, Albertus Magnus, and Thomas Aquinas, had definitely brought the theory of indulgences into relation with the rest of Catholic dogma. It has an immediate connection with the sacraments of baptism and penance, and the doctrine of Purgatory, with which the conceptions of vicarious satisfaction and the treasury of the Church are interwoven; and all these are only corollary to the doctrine of sin,—sin, the outstanding fact in the relation of God and man. Is it a wonder that Catholic writers see in the indulgences of the Middle Ages something beside an abuse and a corruption? In the hands of a sincere preacher, the proclamation of the indulgence was the most favorable opportunity for a religious revival among thousands of people.

The conception of sin is fundamental to all Christian thought; a doctrine of the atonement is common to Catholics and Protestants. There can be no debate over the need of contrition, or repentance. Contrition the Council of Trent defines as "a sorrow of the soul, and a detestation of sin committed, with a firm resolve

not to sin again." This, Catholic writers to the contrary notwithstanding, is not exclusively Roman Catholic doctrine. It is true that Protestants generally hold with Luther, "optima poenitentia nova vita"; they read μετάνοια (repentance) in preference to "poenitentia" (penance), and with perfect propriety, since the Greek is the original, the Vulgate the translation.

Here is the very core of the dispute between Catholic and Protestant theologians. Lépicier represents the Catholic standpoint when he says in a tone of reproach: "The translators (of the King James version) persistently discard the word penance . . . and repeatedly prefer the word repentance. More is suggested than expressed in this preference. It is true that both words have now come to mean very nearly the same, yet viewed in opposition with each other, the word repentance may be taken as meaning simply a turning of the mind, an aftercounsel, as Erasmus called it, stripped of every sense of unpleasant and bitter memory, and exempt from the hardship which penance necessarily involves."

There need be no doubt that the choice of the Latin "poenitentia" for the Greek μετανοιά strengthened the doctrinal position of penance in the Western Church during the Middle Ages. Unconsciously, it would force its connotation into the emphatic place, and help to give sacramental authority to the ancient Christian penitential practice. On the choice of a word depends a great deal of the doctrine of indulgences. As Lépicier correctly remarks, penance involves the idea of hardship. It does so, however, by the force of penitential practice, which consists in the voluntary imposition or acceptance of artificial hardships by a penitent. Insofar as such practice is only disciplinary, there can be no doctrinal dispute. It becomes a question of doctrine when it is held that the practice is not merely disciplinary, and therefore salutary, but essential to reconciliation with God.

Roman Catholic dogma teaches that "there are two things consequent on sin, the stain and the punishment; and altho the punishment of eternal death is always forgiven with the guilt to which it was due; yet, as has been declared by the Council of Trent, it does not always happen that the Lord remits the remains of sins and the definite temporal punishment which is due to sin." "Hence it follows that when a sinner wishes to be restored to the grace and friendship of God, it is not enough for him to propose to himself a change of life, and actually to avoid sin and its occasions. . . . The natural law which binds man to his neighbors prescribes that when a man has offended his fellowman, no reconciliation can take place except on condition that the offender offers to him whom he has offended a compensation proportionate to the grievousness of the offense. How much more, then, should a man

offer to God, besides the sorrow in his heart, a due compensation for the offense he has given his divine majesty?"

In short, contrition removes the stain, but not the debt of guilt, which takes the form of temporal punishment, on earth or in Purgatory, or both. This temporal punishment is met in medieval and modern practice by penance. As taught by the schoolmen, penance includes contrition, confession, satisfaction, and absolution. All the schoolmen (and of course the Church officially) place penance among the sacraments, usually with baptism and the eucharist among the three most important. Indeed, it achieves a greater importance than the other two, for baptism comes but once, and the eucharist has no tangible effect. But penance comes as often as the sinner chooses to avail himself of its benefits, and assures him that "he is quits with God." Of the four elements of penance, it is the satisfaction particularly which meets the demands of God's justice. This satisfaction consists in penitential exercises (usually prayer, fasting, and almsgiving), imposed by the priest to whom confession has been made. The penitential exercises are in direct line with the disciplinary practice of the early Church, tho a distinction arose between sacramental and canonical penance, and the early rigor of penitential discipline was more than considerably relaxed. The Catholic claims the same historical continuity alike for indulgence and penance. The relaxation of the early penitential discipline, consequently, belongs to the history of indulgences and penance both; the relaxation is in this sense the early application of the principle of the indulgence.

"An indulgence"—we recall the definition already given (above p. 5-6)—"is the extrasacramental remission of the temporal punishment due, in God's justice, to sin already forgiven . . . ." The sin has been forgiven thru the sacrament of penance by the absolution of the priest. There was satisfaction, however, to render to God's justice. This an indulgence either mitigates or commutes—in the terms of the definition, remits: "which remission is granted by the Church in the exercise of the power of the keys, thru the application of the superabundant merits of Christ and the saints, and for some just and reasonable motive."

The doctrine of indulgences stands, then, in close relation to the doctrine of penance. There are two questions to consider in this connection:

1) Was the practice of indulgences known to the early Church?

2) Is penance truly a sacrament—was the penance of the early Church sacramental?

Was the practice of indulgences known to the early Church? We have noticed (p. 7, above) that Catholic scholars put St. Paul's forgiveness of the incestuous one at Corinth, and the libelli pacis of the persecutions in the category of indulgences. There is here

a certain analogy of fact, but not necessarily of theory. The libelli come closer than St. Paul's admonition to an indulgence. There seems to be a rudimentary conception of the transfer of satisfaction, a judicial balance of accounts. Indeed, it seems to me that the early Church was fairly launching on a dangerous practice under a dubious theory, tho the action itself, as well as the motive, was sound Christian charity.

Was penance in the early Church sacramental? No Protestant concedes readily that it was, since the Protestant recognizes only baptism and the eucharist as sacraments. The Roman Catholic Church itself was a long time in doubt as to the exact nature and the number of the sacraments, until the Council of Florence (1439) fixed the number as seven, which had commonly been accepted. Of the five sacraments which the Protestants reject, by far the best case can be made out for penance. Catholics and Protestants will forever hopelessly disagree, less on facts than on the interpretation of facts, over the sacraments.

I confess that I am not convinced that the nature of penance was not essentially sacramental in the early Church. The question was much discussed, whether those who have fallen into mortal sin after baptism have another chance to be admitted into the Church. The stricter disciplinarians, like the Montanists, denied that they have. Tertullian himself, however, before he joined the Montanists, declared penance "the second plank after shipwreck" whereby men were given one more chance. The importance attached to the question in the Shepherd of Hermas also, and the treatment of the subject, is more in accord with a sacramental than merely disciplinarian view.

But there seems to be no demonstrative proof either way. And, as has been suggested, the historical element is of secondary importance to the Roman Catholic. N. Paulus emphatically repudiates any "dogmatic necessities" for historical evidence of indulgences in the early Church. "The Council of Trent merely decided that the Church has the power to grant indulgences. Nothing definite was said about the time when the Church began to exercise this power." Paulus therefore continues: "There is no dogmatic necessity for tracing the beginnings of the indulgence up beyond the eleventh century. The dogmatician would accommodate himself very readily to the fact that the indulgence appeared suddenly in the eleventh century. Not so the critical historian. He would be inclined from the first to assume that the indulgence, like any other institution, did not make a sudden appearance in the eleventh century, but developed by gradual stages."

With these words, Paulus squarely meets the statement of Brieger, that "the Christian Church existed for about a thousand years without indulgences, for they are not traceable, even in

their first meagre appearances, beyond the eleventh century." In the first place, according to the Roman Catholic, it is of small importance when the practice began,—the Church had the authority; and in the second place, according to the critical historian, nothing appears suddenly without a cause. Paulus is right about the second point, tho Brieger is not wholly wrong. "Altho," says Paulus, "the indulgence in the form in which it exists to this day appeared in the eleventh century as something new, the way had been prepared by other, earlier institutions and customs." The practice, that is to say, was a new application of an old theory. Brieger concerns himself only with the practice as he finds it; whatever the cause, he would not justify it.

We need not justify the practice, however, when we seek its cause in an old theory. Was there any such old theory? I believe that there was, not only an essentially sacramental view of penance, but also, as Boudinhon asserts, a disposition to be indulgent toward repentant sinners, in the early Church. Certainly I believe that the evidence is sufficient from the Catholic standpoint to establish a presumption that both penance and indulgence are in harmony with ancient practice and theory. Only a presumption, however; one may differ at every point without violence to reason.

Now I have already indicated that Protestants and Catholics differ over the words repentance and penance (above, p. 16). The difference is more than verbal. It is fundamental. It is that difference between Protestantism and Catholicism which Schleiermacher states to be "that Catholicism makes the relation of the believer to Christ depend on the Church; Protestantism makes the relation of the believer to the Church depend on Christ." For the Catholic, the only communion of saints conceivable is that which Cusa portrays in the Concordantia (above, p. 10-11), with one Church on earth that is bound to the heavenly at the chair of St. Peter. To this Church, thru its ministers, it was given to bind and to loose, under the authority of the vicar of Christ, its head.

I have called attention to the importance of the papal supremacy in relation to the treasury of the Church as well as this conception of the communion of saints. All these conceptions are the outgrowth of a legalistic, governmental tendency; their development is fairly parallel, and they culminate together in the Church of the Middle Ages. Accept any one, and you can hardly refuse the rest. To this extent, the whole of Catholic dogma is consistent with itself. But repudiate one, and the rest follow. Penance, or repentance, to the Protestant, is a thing between him and God, without relation to any human mediator. Hence there can be no indulgence, no relaxation or remission of punishment due to God. Let it be understood, however, that Christ appointed a vicar in His

stead, and committed to him the power of binding and loosing punishment: then in a sense you anticipate the day of judgment by the legitimate operation of the papal office. Then the pope has the right to inflict penance and to grant indulgence.

So far, we have found both doctrine and history in the background of indulgences. Doctrinally, indulgences are related to penance. Historically, I have alluded to the fact that they are found in anything like their present form only since the eleventh century. Doctrinally, penance is so intimate a part of the Roman Catholic dogma, and temperamentally so congenial to the Roman Catholic conception of the unity of the Church, that to accept one is to accept the other. And if there is penance, there may well be indulgence. Historically, it may be impossible to document indulgences before the eleventh century; but historically, we demand an efficient cause for their appearance, which it is reasonable to find in the indulgent treatment of penitent sinners at all times in the Catholic Church. On the other hand, if we reject the Roman Catholic conception of the Church, we reject penance as a sacrament, and indulgences along with it. An attack on the abuses solely of indulgences would have no serious doctrinal consequences, at least not of necessity. By just so much, however, as Luther's attack went beyond the abuses of practice, it was bound to involve him in what came out of the publication of the ninety-five theses—the Protestant Reformation.

Second Coming of Christ.

(According to Rev. 18-19)

Read at Buffalo Pastoral Conference by Rev. H. L. Streich.

I. The Passage.

1. The passage under consideration may be called "The Heart of the Book." All that precedes leads up to it. The foregoing is but the scenery for the act described in these two chapters. Here the real purpose and value of the Book of Revelation may be seen, both for those that lived at the time of its construction as well as for all future time, which includes our time.

2. And not only is this passage the climax of the preceding, but the foundation of all that comes after. All the following is but the result and consequence of the Coming spoken of here. Future events are explained by this Coming; indeed are possible only by reason of this Parousia of Christ.

3. Thus the theme of Revelation may fittingly be called "The Second Coming or Parousia of Christ."

There are three appearances of Christ found in the New Testa-

ment: His Past Appearance in the Gospels; His Present Appearance in the Epistles; His Future Appearance in Revelation.

Here, thus, is completed also the portrait of Christ depicted in the Old Testament as Prophet, Priest and *King*. Here He appears as King, His promised and true character.

4. The passage thus brings not only the Bible, and the New Testament, but the character of Christ to a proper close and completion.

Herein lies the value and importance of this interesting chapter.

II. The Picture.

The picture is a many-sided, composite one. The language, as in the rest of the book, is symbolical and describes Christ as the royal warrior and victor over Evil and Satan (19: 11-16).

1. He is pictured as a great Commander going forth to battle in all the splendor and yet terrible array for battle.

2. His Empire is in heaven, from thence He issues forth with His hosts.

3. He is no less than a Royal personage (12). Many crowns are on His head, and (v. 16) He bears the inscription—"King of Kings, and Lord of Lords!"

4. Indeed, He is the Lord Christ Himself, for here as in John's Gospel he is called "The Word of God."

5. This Lord of Lord shall (v. 15) "Rule and administer judgment over the nations of the earth, as He smites them with the sharp sword that goeth forth out of His mouth."

6. The Weapons of His Warfare, "The sharp sword proceeding out of His mouth," is either the power of His Word, the Holy Scriptures, which Paul in Eph. 4: 17 calls "the sword of the Spirit," and in Heb. 4: 12 describes as "two edged, piercing even to the dividing of soul and spirit, and quick to discern the thoughts and intents of the hearts." This interpretation would make the battle a spiritual one. The Word of God, as Faithful and Truth, finally overcoming Evil, and making it manifest and helpless, thus conquering it.

Or the "Sword proceeding from His mouth" is His Word of Command to His followers to execute just vengeance upon His enemies, thus making the battle literal.

7. As a background to the picture, the Fowls of heaven (5: 17-18) are bidden to feast upon the fallen, signifying that the forces of nature shall witness the fall and decay of the enemy, Evil.

8. The picture is completed with the Casting of the Beast and False Prophet, perhaps, signifying Evil and its followers, into the "lake of fire burning with brimstone." Victory thus comes

to the Rider of the white horse, the One with "eyes like flames of fire, who is called "the Word of God."

From this description we may conclude that Christ's Appearance will be a personal, visible and spectacular one; bearing out the words of the angels at the Ascension, "This Jesus who you beheld going up into heaven, will so come again in like manner, as you beheld Him going up into heaven." And Paul's words in Thess. 4:16: "For the Lord Himself will descend from heaven, with a shout, with the voice of the archangel, and with the trump of God."

Thus is excluded the interpretation that Christ's Second Coming is but a spiritual one, and already fulfilled in the coming of the Holy Spirit.

III. The Purpose of the Picture.

1. To reassure the saints, then and of all times, that Christ is still alive in heaven. To allay any fears; to satisfy any doubt of this fact; and to answer all denials that the Crucified and Buried One is still alive. "He liveth and reigneth on high." A living Saviour was theirs and is ours.

2. To show that this living Saviour and Lord, tho in heaven, is still actively interested in the things of the world, watching the tribulations of His people and the ways of the wicked. In due season He will interfere. What a comfort this, to know that in all our trials, we have the active interest and personal sympathy of our blessed living Lord.

3. To prove that Christ has and does and will, finally, conquer all Evil. That Evil comes to its end. That it in itself contains the germ of destruction. That wickedness cannot everlastingly withstand Truth. The Evil, "Babylon," "The Anti-Christ," "The Harlot," "The False Prophet," and whatever other name or title given, may appear, then and now, to be the desirable, the better, the more glorious part, yet in reality it is but appearance and error. And in these chapters (including 20) the deception, decay and final destruction of Evil is shown.

What a satisfaction, yes strength, lies in this glorious fact, that Our Cause is a winning one; Our Leader a victorious one; and Our Hope real! True, the battle is still present, the Church still militant,—but the day cometh when victory will crown righteousness, and the Church triumphant will rule!

4. To Complete the Plan of Salvation and the Work of Christ. Without this picture, we have but a crucified, resurrected and ascended Lord, who sitteth at the Righ Hand of God. But does not Evil still prevail in the world, the Prince of Darkness still go about "seeking whom he may devour?" Is not Sin still gripping and damning the lives of thousands? Temptations, vices, corruption are still round about us. Death still rules over us.

And Satan whose head was crushed by the heels of the Seed of the Woman on Calvary, is still powerful and successful. In spite of all Christ did according to the Gospels and the Epistles we still might question the truth and effectiveness of His life and work. True, scores of promises and passages may be found in the New Testament telling and testifying of His Appearing and Coming, yet they are but unfulfilled prophecy.

But here a picture, a revelation of the fact, a portrayal of the fulfillment of all promises. Here we behold Evil, Sin, Death, the last Foe, conquered and cast into the Sea of Fire.

Here is thus the picture of the completion of the work of Christ, the finishing of His mission on earth, and the Plan of Salvation.

Here, also, we behold Him of whom the prophets of old foretold, and the Jews hoped for, and the Christians worship,—The Lord of Lords and King of Kings! His character, the character of the Messiah, is here pictured complete. He here appears not merely as prophet and priest but as *King*.

IV. The Program of His Coming.

That is, the events preceding, during, and following this Second Coming. Much of this is outside our two chapters, yet they belong to our subject.

A. Let us, therefore, first name those found in these chapters, and then those elsewhere.

1. The Fall of Babylon (18: 1—19: 1). The Babylon of Revelation, no doubt, refers on the one hand to the Roman Empire, the destruction of which is here foretold, as an assurance to the saints of John's age of the end of persecution and of the victory of the Gospel. But at the same time, Babylon stands for the whole system of Evil and Corruption of every age, the doom of which is equally certain.

Thus it represents Evil, as the power and dominion of Satan, the final destruction of which is here portrayed in lurid and terrible language.

The symbols and similes are largely those borrowed from prophecies concerning the old Babylon as found in Jer. 50: 51 and Isa. 13-14, and of Tyre, as in Ezek. 26-28.

The analogy of the ancient cities of Babylon and Tyre is found in the similarity of the sins of both, as put in the graphic Hebrew terms "harlotry" and "fornication," that is, false gods, idolatry, and indulgence in the lusts and pleasures resulting from such idolatry and false religions. Cf. 18: 3 "For by the wine of the wrath of her fornications all the nations are fallen; and the kings of the earth

committed fornication with her, and the merchants of the earth waxed rich by the power of her wantonness."

In these words is, at the same time, stated the reason for the destruction of Babylon at the Coming of Christ.

Babylon falls like a great millstone into the sea (v. 31) and ringing notes of joy are heard in her no more (v. 22, 23), but the blood of martyrs is found there, which is here just revenged.

2. The escond event mentioned in our passage is the Marriage Supper of the Lamb (19: 6-9).

The terms "Marriage," "Supper," "Lamb," and "Bride" are, of course, familiar, occurring in the Gospels and Epistles. Christ Himself uses the "Marriage Supper" in His parables. John the Baptist calls Jesus "The Lamb of God." And Paul speaking of the Church (Eph. 5: 23) compares her with a "Bride" being prepared for the "Bridegroom"—Christ.

So here is pictured the *union of the Church or saints with Christ* in the Marriage Supper of the Lamb.

There seems to be a close connection between the Fall of the Harlot, Babylon, and the triumphant success of the Gospel in bringing forth its fruits,—a holy people prepared of God thru grace to be the Bride of the Lamb.

There is no attempt to describe the Marriage itself or the Marriage Supper further than to say, "Blessed are they that are bidden to the Marriage Supper of the Lamb."

We understand the purpose of putting this event here both as a promise and an admonition to the Church then and now, "that she should array herself in fine linen, bright and pure,"—in contrast to the purple and scarlet garments of Babylon, the Great, the Mother of Harlots,—"for the fine linen is the righteous acts of the saints" (19:8).

B. Other events in the Second Coming of Christ not mentioned in our passage are:

1. The Resurrection of those that have fallen asleep in Him. Rev. 20: 4; 1 Thess. 4: 15-16. "The Dead in Christ shall rise *first.*"

2. The Rapture of the Saints. I Thess. 4: 17: "They shall be caught up together to meet the Lord in the air and so shall we ever be with the Lord."

Some hold that the "Marriage Supper" and this being "Caught up" are identical, or, at least, that the Marriage Supper will be held in the clouds.

Other events, such as the Raising of the Dead, the Great Judgment (more than one) etc., belong after the Millennium, really at the *Third* Coming of Christ.

V. The Period (Time) of the Second Coming.

We include this heading, Period, in our discussion, not to attempt any mathematical solution of the figures either in Daniel or Revelation, but to state our position as a Pre-Mellennialist. We hold that the Second Coming of Christ precedes the "Reign of thousand years." The King first, and then the Kingdom.

VI. The Preparation for His Coming.

We would under this head name some commonly quoted events as preceding the Coming.

1. The Gathering of Israel from among the nations unto the Holy Land. Ezek. 36: 24; 37: 21; Zech. 14: 1-4; Isa. 11: 11-12; Jer. 23: 5-6. (Is the Zionist Movement a fulfillment of such prophecies?

2. The Preaching of the Gospel unto all nations. "The whole earth shall be full of the knowledge of the Lord," Isa. 11: 2-5.

3. Times of War and Desolation, and Signs in the Elements of Nature. Lk. 21: 20-28: "There shall be signs in the sun, moon and stars, and upon earth distress of the nations . . . . and then shall they see the Son of Man coming in the cloud and power and great glory." (Is the present World War the last war?)

But just how immediate these events will precede the Coming —Who can tell?

VII. Our Position toward the Coming.

What position and attitude should we Christians take toward the Second Coming of our Lord?

1. One of Expectation,—joyful, eager Expectation. Desiring the Day of the Lord to come, "Amen, come Lord Jesus!" exclaims the Seer in Revelation.

Many are the reasons for such eager, joyful expectation. Just to mention a few:

1) Deliverance from the present evil world will come then.
2) Deliverance from the fear of Judgment.
3) Deliverance from this body of corruption.
4) A Clothing with the resurrection body.
5) A Gathering with loved-ones.
6) A Beholding of Christ.
7) A Dwelling with God.
8) Eternal Bliss.

2. In the second place, we ought to Preach and Teach much more and oftener about the Coming of Christ. For this is yet the greatest event the Church and the world is to experience. We find the apostles ever teaching and preaching the Coming. The New Testament mentions it no less than 318 times in the 260 chapters. Some one, who has made a count, says, "It occupies one in every

twenty-five verses from Matthew to Revelation." It is also very prominent in the Old Testament.

3. Then we ought to use it a strong weapon against the many Errors and False Teachings of today. A well-known writer says, "In the truth concerning our Lord's Return is the safeguard against all current heresies, errors and falsehoods. For example, no one who knows the truth concerning the Second Coming of Christ could possibly be misled by Christian Science, Millennial Dawnism, Occultism, Theosophy. It is remarkable how all forms of error touch the doctrine of Christ's Second Coming and are shattered by the truth revealed about it in the Scripture."

4. We ought to Live in daily expectation of His Appearing. His coming is imminent. This will keep our life and conduct gauged up to the highest standards of Christianity. "Be ye ready: for in an hour that ye think not the Son of man cometh" (Lk. 12: 35-40). "Let your loins be girded about, and your lamps burning; and be yourself like unto men looking for their Lord." "Blessed is that servant, whom his Lord when He cometh shall find so doing" (Matt. 24: 45-51).

5. Finally use this truth of His Coming as a daily source of power to strengthen our faith in all circumstances and experiences. "The truth of our Lord's Return is the most blessed and precious truth the Bible contains. It fills the heart of the believer with joy, and girds him with strength for the daily battle. It lifts him above the sorrows and fears and necessities and trials and ambitions and greed of this world, and make him in all things more than conqueror." For victory is ours, assured by the fact of Christ's Coming again to overcome Evil, Satan and, the last foe, Death.

The Evolution Theory in its Bearing on Theology and Ethics.

Rev. C. Sprenger

In his "Principles of Western Civilization," speaking of the theory of evolution, Kidd says: "Possibly no other single conception of the human mind has produced, thruout so many departments of knowledge, results at once so profoundly disintegrating and so radically reconstructive. It has, to use the words of Romanes, 'created a revolution in the thought of our time, the magnitude of which in many of its far-reaching consequences, we are even yet not in a position to appreciate, but the action of which has already wrought a transformation in general philosophy, as well as in the more special science of biology, that is without a parallel in the history of mankind.'" Some one has said: "Every

historian worthy of the name now writes more or less completely under the dominion of the idea of evolution." The present "voluntaristic" trend in psychology is also doubtless due to the influence of the evolution theory. Natural science and its evolution theory have also wrought great changes in the deeper processes of religious thought and feeling; almost unconsciously to ourselves, they have effected a change in our view of what constitutes the characteristic marks of God's own activity. Whereas, earlier, it was exactly the sudden, the unaccountable, the lawless, that seemed to a great many people most surely assignable to God, now, under the influence of the conviction of the prevalence of law and growth in all God's working, men have come to fear, in all sudden, mysterious, tumultuous experiences, the presence of the magical and superstitious in religion and to fear all lawless upheavals as abnormal and unhelpful to the real goal of life. This great change in point of view has directly affected people's feeling concerning revival methods and has led to a practically general abandonment of those methods in their older form. President H. C. King says—and his language is, perhaps, not too strong: "The hypothesis of evolution has affected the method employed in the consideration of practically every subject of human inquiry." (The Moral and Religious Challenge of Our Times, p. 180). Natural science and its theory of evolution are certainly main factors in our new inner world of thought, and no theologian can be excused today from a careful study of the special relation of theology and ethics to the theory of evolution. The idea of evolution first became a scientific reality to the world with the publication of Charles R. Darwin's "Origin of Species," issued in 1859. Darwin himself now, the father of the theory, attributed the progression of animals upward to the "struggle for existence" and the "survival of the fittest," and not to any resident, vital forces; today, however, the idea of resident forces constitutes one of the essential elements of the theory. Le Conte defines evolution as "continuous progressive change according to certain laws and by means of resident forces," denoting the laws," with him, as "the law of differentiation, the law of progress of the whole and the law of cyclical movement."

As theologians now, our point of view is necessarily different from that of the scientific investigator. We build upon the scientific investigator and take from him the statement of facts and processes. With these we have primarily nothing to do. With reference to evolution, therefore, we do not attempt to do over again the work of the scientist; we simply accept from him the hypothesis of evolution as a description of the process by which God has worked and does work, or as a statement of the method of God's working; that is to say, we take from the scientist the results of his inquiry and reserve to ourselves the right to interpret these

results. As theologians we are interpreters, believers in the supremacy of spiritual interests, believers in religion, believers in a personal God, the Father of our Lord Jesus Christ and Lord of Heaven and Earth, upon whom the whole world, personal and sub-personal, is absolutely dependent. No study of the mode of God's activity can make the dependence of the world on Him less certain. Viewing the evolution theory, then, as the theologian must view it, let us ask: What is the meaning of evolution in its application to theology and ethics?

In order to keep out of confusion in speaking of the meaning of evolution, it will be well that we should first make clear to ourselves what the evolution theory really is; for it makes a great deal of difference in the application of the theory, whether we mean by evolution the purely animal organic evolution, or the entire evolution series, including man; whether we mean real evolution, or a so-called evolution that stops with the animal series.

If by evolution we mean the purely animal organic evolution, then the analogy is taken entirely from the realm below man, from the sub-personal world, and must evidently prove inadequate for an interpretation of the whole life of man. The analogy of animal organic evolution is only an extension of the analogy of the organism to which St. Paul gives classical expression in the 12th chapter of his first letter to the Corinthians. It is the most adequate analogy from nature, but it is still only an analogy from nature and, therefore, inadequate to express completely the entire life of the human spirit in itself and in its personal relations.

Moreover, if, as the law of cyclical movement asserts, evolution means continuous progress, a succession of stages with new phenomena and new laws—not uniformity or identity of laws,—then it is inconsistent with the evolution theory itself to put everything on a dead level, or to attempt to bring all the higher stages under the laws of the lower. In fact, it would be a perversion of the theory to attempt to state the laws of personal relation in terms of organic evolution, and then, perhaps, to continue the process by attempting to state the laws of organic evolution in terms of crystallation. Does the application of evolution to theology and ethics mean the degrading of everything to the lowest level? Can such a method be adequate, or even legitimate at all? Have we access to reality thru any other medium except ourselves? And do we know better what we mean by organisms and organic relations than what we mean by persons and personal relations? No! We are spirit, not organisms, not physical life, and the attempt to state the theological and ethical problem in biological terms—in terms of organic evolution forgets this.

If, however, by evolution we mean the entire evolution series, including man, then, in accordance with the principle of evolution,

we shall recognize the later stages as higher, and as having their own peculiar phenomena and laws. In particular, we shall recognize that with the coming in of man a creature has appeared in whom psychical changes are more significant than physical, a creature once for all capable of unlimited growth in knowledge, in power and in character, in faith, in hope and in love. We shall recognize that with the human stage evolution has reached in its progress persons, personal relations, revelation and faith, and in accordance with the principle of evolution, we shall look on this new stage for new laws, to which the lower laws are subordinate. These new laws, in harmony with the stage reached, will be laws of personal relation. And God will deal with us in accordance with the principle of evolution, if He deals with us as persons and enters into personal relation with us. And that God thus deals with us, the Christian religion has always believed. The application of the evolution theory here will, therefore, simply mean that in these personal relations with us God's self-revelation will always be adapted to our capacities to receive. As Christians we believe that God has given His highest revelation in the personality of Jesus Christ. According to Christ's revelation God is "our Father," a personal God, and the Christian life is thus a personal relation of man to God.

I quote from President H. C. King's "Reconstruction in Theology" (p. 95) a few considerations that will, from the point of view of evolution, help to clearness with reference to God's revelation in Christ Jesus. "We need to remember," he says, "that any adequate view of evolution must recognize evolution both in the organism and in the environment, and that the most important factors in our human environment are persons, the supreme factor, the Supreme Person; and, moreover, that in God's education of us there is a development in the personal relation adapted to our growth. Christ now, it is to be noted, belongs in this divine evolutionary self-revelation of God—not properly in the human evolution; and it is in this developing revelation that evolution has to view Him. That is, Christ's life, as a fact, can be understood or experienced, not in the light of a merely human purpose, but only in the light of a unique divine purpose; but in the progressive manifestation of that divine purpose it finds its real and proper place."

It will thus be seen that the legitimate application of evolution in its entirety is a thing not to be feared, but rather to be welcomed, and it is to be deplored that there is still to be found in the Church a virtual fighting of natural science and of evolution. "There are missionaries," says President King, "in many fields, of honest intent but with a false conception of the meaning of modern science, who are standing right athwart the path, for example, of

educated Indians, Chinese, and Japanese, and preventing them from coming into the Christian faith, because they insist that to accept in any form the theory of evolution makes Christian faith impossible. The mistaken opposition of such missionaries should turn itself, rather, to the facing of the real dangers connected with an exclusively mechanical and materialistic interpretation of the facts of nature and of human life, to which they are really driving these men whom they would help. They should direct their energies to making clear that the ideal interpretations of morals and religion need have no quarrel with the mechanical explanations of natural science; and they should be able to see, with Lotze, that mechanism (with which alone science has to do) is indeed "absolutely universal in extent, but completely subordinate in significance." (The Moral and Religious Challenge of Our Times, p. 133)

Editorielle Aeußerungen

Die Arbeit der Kirche an den Soldaten.

Wenn man an die Fürsorge denkt, welche die Kirchen unseres großen Landes überall den Soldaten zugewendet hat, so kann man nicht anders, als sich dadurch gehoben zu fühlen. Die Kirche sah sich vor eine neue Aufgabe gestellt, und die Kräfte ihrer Glieder waren durch die ungeheuren Erfordernisse eines Weltkrieges schon aufs äußerste angestrengt; dennoch warf sie sich mit Feuereifer auf die Arbeit der geistlichen und sittlichen Verpflegung der jungen Männer, die sich in neuer Umgebung von allerhand Gefahren umgeben sahen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Fehler gemacht wurden. Die große Zahl der kirchlichen Denominationen unseres Landes schien eine Zersplitterung der Kräfte zur notwendigen Folge zu haben. Zuviel Kirchen und daher Verschwendung von Geld und Kraft, das schien die Klippe der religiösen Arbeit in den Feldlagern zu sein, wie es der wunde Punkt des kirchlichen Lebens überhaupt ist. Die Kritiker ließen nicht lange auf sich warten. Ein Major F. A. Rupp von Camp Sherman, Chillicothe, O., geht im „Reformed Church Messenger" mit der Kirche scharf ins Gericht. Nach seiner Meinung hat sie die schwere Probe, die ihr gestellt wurde, schlecht bestanden (s. „Rundschau"). Der Y. M. C. A. hat ihr den Wind aus den Segeln genommen. Seine Versammlungen sind glänzend besucht, dagegen die Gottesdienste der Pastoren, besonders wenn sie ganz wie gewöhnlich gehalten werden, locken nur wenige an. Nach seiner Meinung spielt das Dogma bei den Kirchen eine zu große Rolle ("saving the soul from Hell by the

blood of the Lamb"). Auch könnten sich die Kirchen immer noch nicht frei machen von ihrem Sektenstandpunkt. Schließlich dächten sie auch mehr an "the sweet by and by" als an das, was jetzt und hier erforderlich ist.

Was wollen wir dazu sagen? Gewiß wollen wir nicht die Verdienste, die sich der Y. M. C. A. in dieser Zeit an den Soldaten erworben hat, verkleinern. Wir sind von Herzen dankbar, daß sich beim Ausbruch des Krieges eine christliche Organisation vorfand, welche durch keine konfessionelle Schranken gehindert, ihre Dienste der ganzen protestantischen Jungmännerwelt des Landes anbieten konnte. Sie hatte Unternehmungsgeist und Anpassungsfähigkeit genug, um in kurzer Zeit Bedeutendes zu leisten. Auch trat sie den jungen Leuten nicht als eine einseitige religiöse Vereinigung entgegen, sondern mehr als ein Medium zur Befriedigung allgemein menschlicher und geselliger Erfordernisse.

Die Kirche dagegen kann nie vergessen, daß ihre höchste Aufgabe geistlicher Natur ist. Sie weiß auch, daß sie es mit Geschöpfen von Fleisch und Blut zu tun hat. Sie trägt den gesellschaftlichen und natürlichen Bedürfnissen nach Kräften Rechnung. Aber sie kann nicht dessen unbewußt sein, daß ihr insonderheit das Evangelium vertraut ist. Daß religiöse Versammlungen weniger gut besucht werden als „Picture Shows" und Concerte, wußten wir längst. Das ist auch zu Hause so, nicht bloß in den Feldlagern. Der Mensch will viel lieber unterhalten als belehrt und erbaut werden.

Doch daß die Kirchen noch zu viel auf dem engen Sektenstandpunkt stehen, glauben wir im allgemeinen nicht. Auch ist die Zahl derer größer, die auf das gegenwärtige Heil den Ton legen, als derer, welche das Evangelium als Schlüssel zum Jenseits anpreisen. Sodann aber konnte es von den Kirchen erwartet werden, daß sie die Pflege ihrer zu den Fahnen Berufenen dem Kaplan oder dem Y. M. C. A. überlassen würden? Sollte sie die vergessen, die fern von der Heimat des Trostes, der Aufrichtung und des geistlichen Zusammenhangs mehr denn je bedurften? Auch konnte sie nie die zurückgebliebenen Angehörigen aus dem Auge lassen, die der Teilnahme und Liebe ganz besonders benötigt waren. Diese Teilnahme aber konnte auf keine bessere Weise bewiesen werden, als durch die Arbeit der Kirche an den Soldaten. Diese Arbeit, wenn treu und mit Weisheit ausgeführt, muß reiche Früchte bringen. Selbstverständlich sind viele Hindernisse vorhanden, welche die religiöse Tätigkeit an den Soldaten erschweren. Aber auf der anderen Seite tut doch auch der Ernst der Lage manche Tür zu jungen Männerherzen auf, die sonst verschlossen sein würde. Zu Haus aber knüpfen sich zwischen solchen, die lange vielleicht fern gestanden, und ihrer Kirche wieder Fäden der Liebe und Zuneigung an, die sie vielleicht für immer bei Gottes Haus und Wort erhalten. Alle Ehre dem Y. M. C. A., doch die Kirche kann er nie ersetzen. Alles was er an wahrem Christentum hat, kommt aus

der Kirche. Seine leitenden Männer sind Pastoren. Auch er kann die Soldaten nicht mit Zigaretten und „Smileage Tickets" ins Himmelreich bringen. Ehre auch der Kirche für das Werk, das sie mit so viel Freude und Hingabe an den Soldaten tut! Es ist ein Werk der Liebe wie der Hoffnung, und der Herr des großen geistlichen Ackerfeldes wird dem Säemann seiner Zeit den Erntesegen nicht vorenthalten.

Müssen wir anders predigen seit dem Karfreitag 1917?

Es ist eine gute Sache, daß der christliche Prediger unter großen Schicksalsschlägen, die ihn oder sein Volk treffen, nicht auf seine eigene Weisheit und Kraft allein angewiesen ist. Instinktiv wird er bei solchen Gelegenheiten sich ins Wort Gottes getrieben fühlen. Es geht ihm wie dem Psalmisten, da er sagte: „Ich gedachte ihm nach, daß ich es begreifen möchte; aber es war mir zu schwer, bis daß ich ging in das Heiligtum Gottes. So werden wir in das Heiligtum seines Volkes gehen. Handelt es sich um persönliche Erlebnisse, so wird das Neue Testament Licht geben; um nationale, so weist der Weg ins Alte Testament. Hier ist der Prophet Hesekiel. Er wirkte unter den Gefangenen seines Volkes in Babylon. Noch hoffte man, daß Jerusalem nicht fallen würde. Da war es seine Aufgabe, dem Volke diesen falschen Trost zu nehmen und den bestimmten, unausweichlichen Eintritt des völligen Untergangs des jüdischen Staates zu verkünden. Da kommt die Nachricht von der Zerstörung der heiligen Stadt und der furchtbaren Katastrophe, die über das Volk erging! Sofort ändert der Prophet den Ton seiner Rede und (von Kap. 33 an) wird ein Tröster der Zerschlagenen.

Da also haben wir ein klassisches Beispiel dafür, daß allerdings ein Prediger nicht nur seinem Publikum sich anpassen muß, sondern auch den Zeitumständen. Es kann nicht ausbleiben, daß der Krieg auch in unseren Kanzeläußerungen nachzittert; ja es mag dahin kommen, daß er unsere Weise der Bedienung mit dem Wort aufs tiefste beeinflußt.

Dennoch können wir nicht denen zustimmen, die mit lauter Stimme und dem Brustton der Ueberzeugung öffentlich verkünden, daß all unser Predigen vorher nur Kinderspiel gewesen sei. In einem bekannten Modeblatt hat sich ein östlicher Prediger in diesem Sinne hören lassen. Vor dem Kriege sei er ein in der Wolle gefärbter Optimist gewesen, das Millennium hätte ihm nicht mehr fern geschienen. Krieg und Kriegsgeschrei waren nach seiner Meinung nahe daran, dem allgemeinen Frieden Platz zu machen. Die Völker standen schon auf einem hohen Punkt der Zivilisation, die christliche Religion sollte nur noch sie etwas besser machen. Dann kam der Krieg, und all jene schönen Illusionen zerplatzten wie Seifenblasen.

Dem gegenüber möchten wir sagen, daß wir keine von diesen genannten Illusionen gehabt haben. Wir wußten, daß das Menschenherz böse sei und böse Früchte hervorbringen würde, und daß die

Menschheit im 20. Jahrhundert die Kraft des Evangeliums gerade so brauche wie sonst. In der Beziehung brauchten wir also unser Predigtamt nicht zu ändern. Es ist demnach immer gut, wenn man einen kühlen Kopf bewahrt und eine nüchterne Anschauung von menschlichen Dingen. Optimismus ist gut, doch muß er nicht zu Schwärmereien führen.

Der genannte Prediger schließt seine Bemerkungen damit, daß er sagt, nie habe er die Bedeutung des Kreuzes Christi so verstanden und gewürdigt wie jetzt. Ja wohl, unter das Kreuz führt uns die große Heimsuchung, die über die Welt gekommen ist. Unter dem Kreuze finden wir uns ein und schlagen an unsere Brust, denn wir erkennen- es ist die Sünde, die dies Gericht herbeigeführt, und unsere sowohl, als die Sünde anderer Völker. Unter dem Kreuz suchen wir Gnade durch den, der der Welt Sünde getragen. Dort sehen wir, daß nichts die Macht der Sünde bricht im einzelnen und im Volk als die Kraft des Geistes und des Lebens des Gekreuzigten. Unter dem Kreuze finden wir den Balsam des göttlichen Trostes, denn es predigt die Liebe Gottes. Der uns seinen eingebornen Sohn gegeben, sollte er uns nicht alles schenken? Unter dem Kreuze lernen wir den Sinn der Opferwilligkeit, wenn nötig das Leben, ja das Leben der unsrigen, zu geben im Dienste Gottes und des Volkes.

Wenn so unsere Predigt recht nach dem Kreuze gravitiert, so wird es die Predigt sein, die wir und unser Volk in dieser gewaltigen Zeit am meisten bedürfen und am höchsten zu schätzen wissen werden.

Kirchliche Rundschau.

My Sailor Boy.

By Viola Brothers Shore

I did not ask for strength to let him go
(Altho he seemed so young—still but a child);
I did not pray for courage—God, you know—
When down the silver street, blue clad, they filed.
More than my life went with them thru the snow,
And yet, dear God—you saw—I smiled—I smiled.

But oh! how shall I pass each day his door
Where still the shadow of his presence lingers?
How touch the things he loved to touch,
Still warm and vibrant from his dear brown fingers?
How tread the silent floors his glad feet trod,
Day after day—unless you help me—God!

—*Ladies Home Journal.*

The Church and the Y. M. C. A. in the Camps.

Major F. A. Rupp at Camp Sheridan criticises the work of the churches in the camps severely. He says in the *Reformed Church Messenger:*

"These are indeed critical times, and the great world-war will make and unmake men and institutions. It does not require a seer to prophesy that the Church of today will be one of the institutions to be caught in the path of revolution that must necessarily follow this war-storm. And it only remains for the Church to decide for herself whether she will profit by the war, or go down into oblivion with a destroyed autocracy. The world and all its institutions cannot be the same after the war; things will be made over 'as by fire'; unless, because of inherent power, they are able to withstand that fire.

"I quote from a letter written by a private in a dug-out in the front-line trenches in France to his brother: 'Gee, it sure will be good to get back home again. Wonder what I'll do. Go back to school or go to work? Whatever it is, *I'll do it one hundred per cent better* after being over here than I'd ever do it before.' In those italicized words lies the whole future of the present-day Church. Will she do her work 'one hundred per cent better' after the war than she did before the war came to America? If she will not, then her future is not assured; and no reference to Scripture, no claims of infallibilty, no assertion even of her divine origin, will save her. And from present indications she is not as yet preparing to be 'one hundred per cent better.'

"I am induced to write this paper, after having carefully observed for seven months the Church's attitude toward the war movement, and because of a letter which I received some weeks ago, from which I shall quote quite freely. But before I quote, I desire to draw a comparison which, however odious, yet points a moral. I lived at Fort Benjamin Harrison for three months and at Camp Sherman for four; at the former there were three Y. M. C. A.s and one chapel (Catholic); at the latter there are nine Y. M. C. A.s and one chapel (Episcopalian), and one chaplain for each regiment. I have never attended a Y. M. C. A. gathering which was not crowded,—except the Sunday morning religious meetings and the regular services held by the regimental chaplain in the Y. M. 'huts.' I have discovered that the more nearly a Y. M. C. A. religious meeting approaches a Church service the more poorly it is attended; while the chaplain seems to be scarcely better than a 'fifth wheel,' having only a handful of listeners at his service. The evening program arranged by the Y. M. C. A. included all kinds of entertainments and instruction, lectures, music and movies; and I personally gave lectures on the venereal problem to audiences which packed the commodious Y. M. 'huts.' The Y. M. C. A. week-night audience of soldiers is a crowded one; the Sunday morning audience mighty slim. One morning I went to the only chapel in this great camp of 40,000 soldiers, and by actual count there were 43 men present; and 43 out of 40,000 just about represents the standing of the Church today as far as the soldiers are concerned. Why is it thus?

"But let me quote verbatim from the letter mentioned above. It

came from a minister who serves in a portion of the land where industrialism and commercialism are choking the Church almost to death. Why? Perhaps the letter may explain: 'Yesterday our ministerium met,—I mean our bunch of varied-hue and *unchanging narrowness and cheapness.* We discussed the call for $35,000,000 for the Y. M. C. A. army work and the call for Armenian relief. Some wanted the vicinity canvassed for the Armenians, and some wanted the way cleared for the Y. M. C. A. These questions were asked—"Why should we pat and pet our men in such a way?" "What is *this* Y. M. C. A. *anyway?*" "Can't the Church thru the chaplains take care of the moral welfare work?" "Why should we be called upon to provide so much entertainment for the men?" "What is the relation between recreation work outside of the camp to the Y. M. C. A. inside the camp?" '

"In the next sentence of the letter the writer, perhaps unconsciously, answered every question asked above when he added,—'It is a hard matter to get some ministers to see or think of anything else than "saving a soul from hell by the blood of the Lamb," ' etc. Many soldiers will have nothing to do with that doctrine, or for that matter, with any other doctrine. The chapel here at Camp Sherman advertises from a poster on the side wall of the building just what peculiar brand of Christianity is there handed out. The text of a sermon I heard there one morning was, 'The Master Calls You,' and the rector ended the sermon by saying that 'next Sunday morning there will be a confirmation service, and your confirmation in *this* church will be a proof that you have heeded the Master's call, etc.' Any other denominational chapel, if there were such here, would doubtless advertise its own brand of Christianity. But what is the response? Forty-three out of a great army of 40,000 answer the call to be saved thru a certain Church sect. These Churches,—and I make no particular exception,—promise those who come within their fold salvation *hereafter,* if they accept a peculiar sort of idea stamped with their ecclesiastical seal. *Salvation hereafter,* —that seems to be the promise of the Church; and the response is—43 out of 40,000! The other 39,957 apparently care more for 'the here and now' than for 'the sweet by and by.'

"But at the very same moment I hear the army Y. M. C. A. saying to the men in the great cantonments: 'You men, who are deprived of your homes, with their comforts and parental care, make the Y. M. your home; *we* will take the place of your parents, your home, your college, your school; you are crowded in your barracks which we know are at night anything but home-like; so come to our "hut" where we shall not only keep you warm, but teach you and entertain you; here you can write in comfort to your loved ones at home; here you can find forgetfulness for awhile from your drill and routine; we *want* you, and we want you not alone on Sunday morning, but every day of the week, every evening and all evening; and we want *all* of you, not only those who are members of the Y. M. C. A. at home, but Greek, Italian, Slovack, Polish, Bohemian, American,—Jew, Catholic and Protestant. All we ask of you is that you be *men.* We do not care very much what you believe; in fact, we do not care whether you have any doctrinal creed at all; but *we do want you to be men;* men who after the war is over

will go back home and do what you have to do "one hundred per cent better" than you would have ever done before.'

"And what is the response? Forty-three out of 40,000? No, but all that can be crowded within the four walls of the Y. M. 'hut.' And while all the Churches are clamoring for Church union,—*and each asking all the others to unite on its own particular creedal formularies*, and therefore daily getting further apart,—the Y. M. C. A. is rapidly, yes, by leaps and bounds, becoming a *national institution for making men*,—and men who are going to save the nation and hereafter *care* for the nation.

"If the Y. M. C. A. can do such a great work for the millions of soldiers in the field, why cannot the same Y. M. C. A. do the same kind of work back home? And why should we have $60,000 and $100,000 churches in towns of all sizes, and churches paid for,—or rather left unpaid for for years,—by struggling Missions; and why should we have this condition repeated in town after town thruout the country? Simply because each individual Church believes that it, and it alone, has the only right way whereby men can be saved. But why are such conditions tolerated by intelligent men and women in the different communions?

"If the Church continues to make mere creed her foundation stone; if after the war she will still be divided by difference of creed; if she will stand merely as an insurance company, guaranteeing her policy holders,—that is, her members,—salvation hereafter; if the Church will care only to 'save souls from hell thru the blood of the Lamb,' forgetting the 'here and now'; and if the Y. M. C. A., on the other hand, goes home from the army camps and does for the home boys what that institution is doing today for the army boys; and if, too, the Y. M. C. A. goes home and forgets her $100,000 buildings and, instead, remembers the priceless efficiency of her plain wooden huts in the camps,—then the answer to my question, 'The Future Church: What Will It Be?' is plain: *The Y. M. C. A. will retain the loyalty of the boys and the Church will lose out.*

"After the war the time will be gone for one to belong to a certain political party or Church just because his father did. The millions of men now in the great cantonments will have something to say when they return home after victory has been won. They will be in no mood to hold to old traditions, which have not made good; but they will do their work 'one hundred per cent better' than before they left home. Will the same thing be said of the Church,—of a united Church at that?"

"Theology without Germany."

It is most natural that the war should have occasioned a general revolt against all things German, in particular against German theology. For it has been felt that there must be something very wrong with the religious life and thought of Germany, else that country could never have waged war as she is doing. Doubtless in this thought there is a large measure of truth. Even before this war broke out many grateful admirers of certain large elements in German theology had clearly rec-

ognized the sore hurt done to German Christianity by the enforced subservience of the established churches to state authority. No small part of what is wrong with German theology is chargeable to this unfortunate relation. But of course there are also faults that must be traced to other sources.

It is hardly to be doubted that large circles of American and British theologians have shown a more or less abnormal dependence upon German theology. When, therefore, the watchword, "Theology without Germany," is given out, as was recently done by the Rev. E. S. Waterhouse, in the *Contemporary Review* of August, 1917, we understand and in no small measure sympathize with the thought. Mr. Waterhouse points out several very serious faults in German theology. He also, of course, freely acknowledges certain marked excellences in the same. Apart from the merits of the case against German theology, Mr. Waterhouse is doubtless right in his conviction that the bond of fellowship in the realm of theology between Great Britain and Germany has been almost entirely severed for a considerable period to come. This he seems to regard as not only natural and inevitable, but also eminently right. This attitude we regard as deplorable and unsound. The just reproaches that must lie against much of modern theology and philosophy are very serious indeed. But the utter severance of the bond of fellowship between the *Christian* thinkers of different lands is impossible and unthinkable. We must distinguish. The real Christians of Germany are as truly members of the one body, along with the real Christians of other lands, in the midst of the war, and shall be so after the war has ceased. *Whence come wars?* Not from the excess of Christian fellowship, but from its defect. The Church of Christ is a unity of believers from every land and tongue; and against this fellowship the gates of hell shall not prevail.

It is justly charged that German theology is much vitiated by questionable speculations and presuppositions, and that its fruits are sometimes quite unwholesome. But is "German theology" all of a piece? Is it *all* the abomination of desolation in the holy place? Are there no sound, wholesome, and strong Christian thinkers in Germany, who are fighting the good fight of faith—fighting valiantly against the evils which we so much deplore? If there are such, it will behoove us to make all haste to extend them the right hand of fellowship and join them in the good fight.

That there are in Germany many exponents of a pure and noble Christianity, and many eminently sane and well-balanced theologians, seems to us to stand beyond dispute. Outside of Germany no doubt, but also—and perhaps especially—in Germany may be found the antidote to certain baneful tendencies in modern German theology. But in the last two or three decades we have chiefly turned our ear to the left wing, often the extreme left wing, of German theologians. We are fain to quote on this point the testimony and admonition of Dr. P. T. Forsyth. After recognizing the useful function of historical criticism he says: "But it is a misfortune to us, which is also beyond reckoning, that most of the translated works are those of a more or less destructive school. For extremes are always easier to grasp and to sell. . . . The misfor-

tune to the partially educated in this subject, who only read English, is great; especially as the popular impression is produced (and sometimes pursued) that all the ability and knowledge are on one side. Certain nimble popular journals live on the delusion; and they have not so much as heard whether there be alongside of brilliants like Wernle and Schmiedel giants like Kähler and Zahn. It would not be too much to say that the latter two are among the most powerful minds of the world in the region—one of theology and one of scholarship. Yet in this country (Britain), and certainly to our preachers, they are almost unknown" (Person and Place of Jesus Christ, Preface). To Kähler himself it was something of a riddle and a matter of deep regret that nearly all recent American students of theology in German universities attached themselves to the teachers of pronounced liberal tendencies. "They have not thought it worth while to listen to our answer to the 'modern' theology." Yet Kähler was such a man as attracted, during the score of years when he stood at the height of his influence, more hearers than any other systematic theologian in Germany. Mr. Waterhouse exemplifies his thesis that German theology tends to extravagances by mention of Schweitzer's *The Quest of the Historical Jesus* and Arthur Drews' *Christ-Myth.* But he did not tell us that Schweitzer's extreme eschatological interpretation of the activity and teaching of Jesus has been explicitly repudiated by virtually all the liberal theologians, to say nothing of the conservatives, in German universities. And Drews has been overwhelmed by the most complete refutation of his vagaries by nearly the whole phalanx of liberal theologians as well as conservatives. He is in no sense a theologian, either by profession or by training. Mr. Waterhouse was right in citing Drews, if his object was to show how sadly philosophical speculation can vitiate historical criticism; but if he meant to set forth Drews as a typical illustration of German theological tendencies, he overshot the mark. At all events Drews had English and American as well as German precursors in his particular folly.

Our thesis is not that German theology presents a picture of normal health and development. Far from it. There are tendencies in German theology which we regard as seriously harmful and even destructive. Against these tendencies we would now, even more clearly than in the past, utter the strongest possible protest. Let it not be supposed, however, that we are attacking all so-called liberal theology in Germany. Much that is commonly called liberal theology seems to us to have within it the vitalizing and controlling principle of a sound evangelical faith. It is liberal only in some conventional sense of the word. But there is a liberal theology, of various shades of thought, that professes to be modern in the sense of no longer affirming the finality of the biblical revelation, but recognizing the principle of the perpetual evolution of "the Christian idea." Against this modern theology we protest—the theology that would put a religious idea in the place of the historical, biblical Christ. But while we so unconditionally oppose these negative tendencies, it is a great comfort to reflect upon the fact that there are still in Germany mighty witnesses to the pure Christian faith and upholders of the highest principles of Christian morality. In spite of the

sad perversions of religious thinking as revealed in the well-known book, *Hurrah and Hallelujah,* we are glad to assure our readers that we know of many utterances of a wholly different tenor. There is encouragement in this when it sometimes seems as if the Christian foundations in Germany were crumbling or had crumbled.

We often declare that, while we are fighting against the execrable system of autocracy and militarism, we are not really fighting to hurt the German people, but rather to help them to realize their true liberties. Doubtless we are quite right in hoping to see the dawn of a better day for the German people. May we not in like manner hope to see a better day for German theology? To some of us the voices of such men as Kähler and Schlatter, as Ihmels and Heim, have seemed almost like the voices of prophets. May they not prove to be heralds of a new day? For our own part we look forward with eager anticipation toward a tomorrow when a liberated German Christianity shall again become a tower of strength for a positive, evangelical theology. So let our program be that of independent research and thinking, yet of Christian fellowship with all that is good, even tho it may be found in Germany.— *Methodist Review.*

Zwei charakteristische Gebete.

Billy Sunday, Evangelist und Doktor der Theologie, war aufgefordert worden, am 10. Januar dieses Jahres bei der Eröffnung der Sitzung des Repräsentantenhauses in Washington das Gebet zu halten. Sunday soll dabei folgendes geredet haben:

Du weißt, o Herr, daß wir uns im Kampf auf Leben und Tod befinden, mit einer der ehrlosesten, gemeinsten, geizigsten, habsüchtigsten, wollüstigsten und lasterhaftesten Nationen, die je die Blätter der Geschichte entehrt haben. Du weißt, daß Deutschland von den Augen des Menschengeschlechts genug Tränen gezogen hat, eine andere See daraus zu machen; daß es Blut genug gezogen hat, jede Woge jener See rot zu färben; daß es genug Seufzer und Schmerzensschreie aus den Herzen von Männern, Frauen und Kindern hervorgepreßt hat, einen andern Berg daraus zu machen. Wir flehen zu dir, daß du deinen mächtigen Arm entblößen wirst und jenes Pack hungriger, wölfischer Hunnen zurückschlägst, deren Fänge von Blut und Schmutz triefen. Wir flehen zu dir, daß die Sterne in ihren Bahnen und die Winde und Wogen gegen sie kämpfen mögen."

Bischof Gores (Oxford, England) Gebet in England.

„Gib deinen Segen, o Vater, dem Volk des großen und schönen Landes, mit dessen Herrschern wir im Kriege sind. Stärke die Hände der Weisen und Gerechten, die der christlichen Liebe nachgehen und nach Gerechtigkeit und Freiheit schauen — unter ihnen wie unter uns! Jage fort die bösen Leidenschaften von Haß, Verdacht und das Fieber für Krieg — unter ihnen wie unter uns! Erleichtere und tröste die Besorgten, die Beraubten, die Kranken und die Gemarterten, und alle die bleichen Scharen der Dulder — unter ihnen wie unter uns! Belohne die Geduld, den Fleiß, die liebende Güte und Einfachheit aller gewöhnlichen Leute und die Männer mit gutem Herzen — unter ihnen wie unter uns! Vergib die Grausamkeit, die Ehr-

sucht, den närrischen Stolz, die herzlosen Pläne, deren die Herrscher der Welt sich schuldig machen! Lehre uns überall zu bereuen und uns zu bessern! Hilf uns, so unsere gegenwärtigen Heimsuchungen anzuwenden, daß wir Verlangen darnach haben mögen und dafür arbeiten für einen dauernden, festen und nachbarlichen Frieden! Gewähre, daß vereint in gutem Einverständnis mit denen, die jetzt unsere Feinde geworden sind, obgleich sie unsere Brüder in Christo sind, sie und wir eine neue Ordnung schaffen, worin die Nationen zusammen leben mögen im Wetteifer nach großen Errungenschaften und guten Taten, vertrauensvoll, ehrlich und gerecht in unserm Handeln miteinander, in allen Dingen in getreuer Nachfolge der hohen Ziele des Menschensohnes, den wir verleugnet, geschändet und aufs neue auf Golgatha, dem Schlachtfeld, gekreuzigt haben." („D. Luth.")

Soll der deutsche Unterricht fallen gelassen werden?

Ueber dieses Thema hielt Professor Dr. F. Coe Barnes vom Union College, Schenectady, N. Y., vor dem Verband der Hochschullehrer der deutschen Sprache einen Vortrag. Im Laufe des Vortrags verlas der Redner brieflich eingegangene Erklärungen von achtunddreißig der hervorragendsten Männer unsers Landes. Zwei davon verhielten sich völlig neutral und enthielten sich jeglichen Urteils. Fünf sprachen sich offen gegen deutschen Schulunterricht aus. Einunddreißig aber sprachen sich ganz entschieden für die Aufrechterhaltung des deutschen Unterrichts in unsern Hochschulen aus. Jede Antwort auf das Rundschreiben des Professors enthält so ausgezeichnetes Material, daß wir glauben, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir wenigstens einige davon hier wiedergeben.

Ex-Präsident Wm. H. Taft, ein glühender Amerikaner und ausgesprochener Gegner von allem, was Deutschland in diesem Kriege getan hat, schreibt: „Ich denke, es wird ein Fehler sein, das Studium der deutschen Sprache aus dem Lehrplan der Schulen zweiter Klasse (Secondary Schools) und unserer Universitäten nur wegen des Krieges zu streichen.

„Das Deutsche ist eine Sprache, in der so viele Meisterwerke der Literatur geschrieben und so viele wissenschaftliche Werke veröffentlicht worden sind, daß jeder gebildete Mensch die Sprache kennen sollte. Es tut mir sehr leid, daß ich, obgleich sich mir die Gelegenheit dazu bot, nicht genug Ausdauer hatte, um sie mir anzueignen."

Präsident Brown von der New Yorker Universität sagt, daß er in Bezug auf die gegenwärtige und zukünftige Wichtigkeit des Unterrichts in der deutschen Sprache und Literatur in diesem Lande nicht die geringsten Zweifel hege. Er sagt: „Deutschland hat unter einer Hysterie von militärischer Ueberhebung zu leiden. Dies muß überwunden werden, zum Besten der ganzen Welt, einschließlich des deutschen Volkes, aber wir werden die Kraft, welche wir haben, um diese Ueberwindung zu bewerkstelligen, nicht vergrößern durch eine Gegenhysterie oder Furcht oder giftige Revanche."

Ex-Präsident Andrew D. White von der Cornell Universität, eine Autorität auf dem Gebiete der Wissenschaft und Ex-Botschafter in Deutschland, schreibt:

„Ich stimme vollständig mit Ihnen überein, daß es ein höchst schlimmer Fehler sein würde, wenn wir gestatten würden, daß die durch den jetzigen Krieg mit Deutschland hervorgerufenen Gefühle es verbieten würden, daß

in Zukunft auf unsern Colleges und Universitäten die deutsche Sprache und Literatur studiert werden. Die Idee erscheint mir unsinnig, und ich hege das Gefühl, daß die Gründe für das sorgsame Studium der deutschen Sprache und Literatur und dessen, was der deutsche Genius im allgemeinen geschaffen hat, eher vervielfältigt als vermindert worden sind, durch seine neuere Geschichte, welche in dem gegenwärtigen Krieg seinen Kulminationspunkt fand."

Prof. L. M. Dennis von Cornell wendet sich ebenfalls sehr energisch gegen den Plan der Abschaffung oder Verminderung des deutschen Unterrichts.

„Diese Quelle der Information aus den deutschen Publikationen für unsere Studenten der Chemie zu schließen, würde fast einen lähmenden Einfluß auf den Erfolg der Studenten haben, mag derselbe nun im Regierungsdienst stehen oder sich der chemischen Industrie widmen." Er stellt diese Frage: „Angenommen, unser Kriegsdepartement erlangte eine deutsche Gasmaske, die besser ist als alle Erfindungen der Alliierten, oder daß es Kenntnis von einem Rezept für einen Explosivstoff, der weit kräftiger ist, als irgend einer, den wir hervorbringen, erlangte, würden die Freunde der deutschen Sprache der Ansicht sein, daß unsere Truppen des Schutzes der Maske und des Gebrauchs des Explosivstoffes beraubt werden sollten, weil sie deutschen Ursprungs sind?"

Dr. Wheelock: „Ich bin durchaus der Meinung, daß der Krieg, welcher in vielen Orten dieses Staates gegen die deutsche Sprache geführt wird, ein großer Fehler ist. Ich hoffe, er wird keinen Erfolg haben. Aus dem Umstand, daß wir Schönheit, Mittel zur Kultur und praktischen Wert in dem Studium der deutschen Sprache finden, ergibt sich noch nicht, daß wir „Pro-German" sind. Ich habe häufig den Rat erteilt, Schillers „Wilhelm Tell" mit Eifer und Ausdauer zu lesen. Eine emphatischere Anti-Kaiser-Literatur kann nirgends gefunden werden."

Dr. Lyman Abbott vom „Outlook" denkt, daß, wenn es auch Gegenden geben möge, in denen es am besten sein würde, keinen deutschen Unterricht in den Volksschulen zu erteilen, so würde es doch ein Akt unglaublicher Torheit sein, uns selbst von der Literatur und Wissenschaft, welche das deutsche Volk der Welt geliefert hat, abzuschneiden. Würde man das tun, dann würde man eine Blockade an unsern eigenen Küsten errichten gegen die Einführung unschätzbarer Reichtümer.

Professor Albert Bushnell von der Harvard Universität sagt: „Es ist zu hoffen, daß das Studium der deutschen Sprache in den Schulen und Colleges fortgesetzt wird. Es ist eine reiche Sprache, die mit unserer Muttersprache verwandt ist und von Millionen bereits gebraucht wurde, ehe der gegenwärtige Kaiser geboren ward. Sie ist ein literarisches Medium („Vehicle of Literature"), welches der Welt gehört. Sie schließt ein, und wird in Zukunft einschließen, wissenschaftliches und anderes Material, welches ein Teil der Gelehrsamkeit der Welt („World Stock of Learning") bildet." — Er fügt hinzu, daß die Dinge, die man den Deutschen zuschreibt, nicht aus der deutschen Sprache entspringen.

Dr. W. Whitney, Ober-Chemiker der General Electric Co.: „Es würde mir leid tun, wenn wirklich ernstliche Schritte getan werden sollten, um den deutschen Unterricht zum wenigsten in Bezug auf die Studenten der ange-

wandten Wissenschaften und des Ingenieurwesens zu beschränken. . . . Die Möglichkeit, daß wir die Arbeit der Bekämpfung der Krankheiten mit Serum und ähnlichen modernen Fortschritten weiterführen können, verdanken wir zum Teil der mühseligen Arbeit der deutschen Forscher, welche ihre Forschungen veröffentlicht haben. . . . In der John Crerar Bibliothek in Chicago, die umfangreichste wissenschaftliche Bibliothek des Landes, bilden die deutschen Bücher etwa 30 Prozent der Gesamtzahl. In der Bibliothek des „Rockefeller Institute for Medical Research“ ist das Verhältnis der deutschen zu den englischen Büchern 2 zu 1. In der Biliothek unsers Laboratoriums für Forschungen („Research Laboratory“) sind über ⅔ der Regale mit deutschen Werken gefüllt. Und wir machen auch jetzt noch täglich die Erfahrung, daß viele der besten Artikel und Nachschlagebücher den jungen Ingenieuren unzugänglich bleiben, weil letztere nicht imstande sind, Deutsch zu lesen.“

Dean Shailer Mathews von der Universität Chicago würde es für sehr schlimm halten, wenn das Studium des Deutschen aufgegeben würde.

Dr. Leonard Wickenden, Ober-Chemiker der West Virginia Pulp and Paper Co., schrieb: „Ich habe mit Kummer den Vorschlag vernommen, die Schüler zu entmutigen, die deutsche Sprache zu studieren. Es ist schwierig, einzusehen, in welcher Art und Weise Deutschland infolge eines solchen Schrittes zu leiden haben würde, aber es ist sehr leicht zu erkennen, wie sehr Amerika leiden würde. Würde man dies tun, so würde man damit eine ausgezeichnete Methode befolgen, um dem Feinde zu helfen und es ihm bequem zu machen. Wenn dieses Land sich gegen Deutschland in kommerzieller Beziehung behaupten will, dann muß es mehr und bessere Chemiker, die sich mit Forschungen beschäftigen, haben, und der „Research Chemist,“ der kein Deutsch versteht, ist in jeder Beziehung behindert.“ — Er plaidiert gleichzeitig für den französischen Unterricht.

Prof. Bliß Perry von Harvard, früher Redakteur des „Atlantic Monthly,“ sagt unter anderm, es sei wohl bekannt, daß der Krieg im Jahre 1870 in Frankreich zu einer großen Zunahme im Studium des Deutschen geführt habe, und daß sich das Studium als ein ausgesprochener Vorteil für das französische Volk erwiesen habe.

„Englisch und Deutsch sind die beiden am meisten in der Welt gesprochenen, zivilisierten Sprachen, mit etwa 150 Millionen, respektive 130 Millionen. Diese sind die Rivalen für die Anerkennung ihrer Sprache, der Weltsprache, und wir sind aufgefordert worden, kein Deutsch mehr zu lernen und die kommende Generation nicht mehr von der einzigen andern Sprache wissen zu lassen, die nur unsern Platz der Sonne streitig machen kann. — Sind wir in der Lage, dies geschehen zu lassen?“

(„Am. Botschafter.“)

Mehr Frauen als Männer.

In den meisten europäischen Ländern und namentlich in den Großstädten Europas bestand schon seit Jahrzehnten ein nicht unbedeutender Ueberschuß der Frauen über die Männer in der Gesamtbevölkerung, trotzdem überall mehr Knaben als Mädchen geboren werden — auf ungefähr 105 Knaben-, kommen 100 Mädchengeburten. Zu diesem Mißverhältnis haben hauptsächlich die größere Sterblichkeit der Männer infolge höherer Berufs-

gefahren, der schärfer gewordene Existenzkampf und die mancherlei Ausschreitungen, ferner auch die stärkere Auswanderung der Männer beigetragen.

Vor dem Krieg hatte Großbritannien von allen europäischen Ländern den höchsten Frauenüberschuß. Nach der Volkszählung vom Jahre 1911 stellte er sich auf mehr als 1,300,000. In Deutschland war der Frauenüberschuß während der letzten Jahre vor dem Kriege wieder etwas zurückgegangen, betrug aber nach der Volkszählung vom Jahre 1910 immer noch 840,000. So weit die russische Bevölkerungsstatistik in einigermaßen verläßlichen Angaben vorliegt, belief sich dort der Frauenüberschuß auf mehr als 685,000. In Oesterreich-Ungarn betrug er weit über 500,000. Aus Italien, Frankreich und der Schweiz liegen keine neueren Zusammenstellungen über das Zahlenverhältnis zwischen Männern und Frauen vor, doch treten auch in diesen Ländern die Männer zahlenmäßig hinter den Frauen zurück. Das kleine Portugal hatte einen Frauenüberschuß von rund 250,000, Dänemark 83,000, Holland 64,000, Belgien 44,000.

Als einzige Länder mit einem Männerüberschuß kamen vor dem Kriege in Europa bloß die Staaten auf dem Balkan in Betracht. So betrug der Männerüberschuß in Rumänien 96,000, in Bulgarien 78,000 und in Griechenland 17,000. Insgesamt dürfte die männliche Bevölkerung Europas hinter der weiblichen um fünf bis sechs Millionen Köpfe zurück bleiben. Durch den großen Krieg ist dieses Verhältnis noch ungünstiger geworden. Wird doch allein in Rußland mit zwei bis drei Millionen Toten gerechnet. Insgesamt dürfte die Gesamtzahl Toter aus dem jetzigen Krieg mit fünf bis sechs Millionen nicht zu hoch eingeschätzt sein.

Im Gegensatz zu Europa besteht in den Ländern anderer Erdteile vielfach ein Männerüberschuß. In den Vereinigten Staaten beträgt er gegen zwei Millionen und in dem verhältnismäßig schwach bevölkerten Canada stellt er sich auf über 130,000 Köpfe. Am stärksten ist der Männerüberschuß in Britisch-Indien. Dort wohnen gegen 5½ Millionen mehr Männer als Frauen. In Australien mit seinen 4½ Millionen Einwohnern sind die Männer mit mehr als 220,000 Köpfen in der Ueberzahl, und auch in Afrika ist im allgemeinen die Zahl der Männer größer als die der Frauen.

(„Sendbote.")

Heirat unter Blutsverwandten.

Ein trauriges Zeichen unserer Zeit ist, daß die Zahl der Blinden, Lahmen, Stummen, Epileptischen, Idioten, Krüppel von Jahr zu Jahr größer wird. Unbarmherzig weist uns das die Statistik nach, wie auch die einzelnen Staaten nicht Räumlichkeiten genug schaffen können, um diesen Unglücklichen Obdach zu gewähren. Dem Alkohol mag ein Teil des Unglücks aufs Schuldkonto geschrieben werden. Sodann sind es aber ganz besonders die Ehen zwischen Blutsverwandten, aus denen Kinder hervorgehen, die ihr ganzes Leben lang den Gemeinden, den Verwandten oder dem Staat zur Last fallen. O, ihr Eltern, seid hart und unbeugsam, wenn eure Kinder ein Verhältnis mit einem Blutsverwandten beginnen und die Absicht haben, einander zu heiraten. Duldet es niemals, auch wenn die äußeren Verhältnisse noch so glänzend sind; denket an die schweren Folgen dieses Schrittes, durch welche nicht bloß die Gesundheit der Kinder, sondern das Glück der Familie

aufs Spiel gesetzt ist. Die Kirche (wie auch der Staat) sieht die Ehe zwischen Blutsverwandten sehr ungern, und sie hat ein trennendes Ehehindernis aufgestellt, und nur bei den wichtigsten Gründen wird Dispens erteilt.

Noch deutlicher aber spricht, wie schon gesagt, die Statistik. Ein französischer Arzt sagt und hat festgestellt, daß 18 Mal mehr taubstumme Kinder aus Ehen zwischen Blutsverwandten zweiten Grades und 37 Mal mehr taubstumme Kinder aus Ehen zwischen ersten und dritten Grades stammen, als aus gewöhnlichen Ehen. Nach den neuesten Aufstellungen steht es fest, daß die Hälfte der Kinder, die aus verwandten Ehen stammen, körperlich oder geistig minderwertig sind. Je näher die Verwandtschaft, desto größer die Gefahr. Eine Vereinigung amerikanischer Aerzte hat folgende Zahlen aufgestellt:

1. Von 100 Kindern, deren Eltern im dritten Grade miteinander verwandt sind, sind zirka 41 Kinder krank oder mißgestaltet.

2. Von 100 Kindern, deren Eltern im zweiten Grad miteinander verwandt sind, sind 65 Kinder kränklich oder mißgestaltet.

3. Von 100 Kindern, deren Eltern vom ersten und dem dritten Grade miteinander verwandt sind, sind 81 Kinder kränklich oder krüppelhaft.

4. Von 100 Kindern, deren Eltern nahe doppelt verwandt sind, sind 96 Kinder nicht normal.

Dazu ist noch zu bemerken, daß die schlimmsten Folgen sich oft in der ersten Generation nicht zeigen, sondern erst in der zweiten, das heißt unter den Kindeskindern der blutsverwandten Eltern.

Diese Zahlen verkünden eine schreckliche Wahrheit. Welche Verantwortung wird jene Eltern treffen, die um des Geldes und Gutes willen ihre Kinder zu derartigen Heiraten drängen! (Cinc. Fr. Pr.)

Nutzen der Abfallstoffe.

Auch städtische Gemeinden können zur Gewinnung des Krieges beitragen, und zwar dadurch, daß sie mit Verschwendung aller Art aufräumen, sagt die staatliche Kriegsbehörde von Ohio. Neunundzwanzig größere Städte des Landes schaffen ihre Abfallstoffe jetzt durch den Verbrennungs-Prozeß aus dem Wege, wodurch sie für Dungzwecke nutzbar gemacht werden können. Mit einer Gesamt-Bevölkerung von 18,200,000 Köpfen produzieren diese 29 Städte durch Verbrennung der Abfallstoffe jährlich annähernd 72,000,000 Pfund Schmiere und 150,000 Tonnen Dungstoffe. Der ungefähre Wert dieser Ersparnisse beläuft sich auf $11,100,000.

Die aus dem Abfall gewonnene Schmiere ist hinreichend für die Gewinnung von 10,000,000 Pfund Nitroglyzerin, welche wiederum zur Ladung von 16,000,000 Granaten für unsere dreizölligen Feldgeschütze hinreichen. Die fetten Säuren genügen zur Herstellung von etwa 200,000,000 Stück Seife zu je 12 Unzen. Die 150,000 Tonnen Dungstoffe genügen, um dem Boden die Nahrstoffe wieder zuzuführen, welche zum Wachsen von 8,000,000 Bushel Weizen gebraucht werden.

Selbst da, wo Städte chemische Verbrennungs-Anlagen besitzen, werden immer noch in vielen Hotels, Apartementhäusern und Privathäusern die Abfallstoffe verbrannt. Diese Praxis sollte eingestellt werden, da die von den Städten durch den Verbrennungs-Prozeß gewonnenen Produkte so nötig gebraucht werden.

Teuerungsstatistik.

Das Büro für Arbeitsstatistik im Bundesarbeitsdepartement hat kürzlich eine interessante Uebersicht über das Steigen der Großhandelspreise mehrerer Bedarfsartikel veröffentlicht. Es ergibt sich daraus, daß das Steigen der Großhandelspreise sich hierzulande zuerst in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 empfindlich bemerkbar machte und seitdem mit geringen Unterbrechungen andauert. Im Laufe jenes Jahres stiegen sie im Durchschnitt um 49 Prozent. Während des folgenden Jahres, 1916, kletterten vor allem die Preise für die Farmprodukte, Nahrungsmittel aller Art, Kleiderstoffe und Kleider, Brennmaterial und Beleuchtungsstoffe, Metalle und Metallprodukte beispiellos in die Höhe. Im Dezember 1916 waren die Großhandelspreise für Nahrungsmittel um rund 28 Prozent höher als im Januar des gleichen Jahres, für Kleider und Kleiderstoffe um 40 Prozent, für Brennstoffe und Beleuchtungsmaterial um 60 Prozent und für Metalle um 47 Prozent. Drogen und Chemikalien stiegen während der ersten fünf Monate des Jahres stetig und rasch, fielen alsdann ebenso schnell, wie sie gestiegen waren, erreichten den niedrigsten Satz im September, um alsdann wieder in die Höhe zu gehen und im Dezember um 2 Prozent teurer zu sein, als sie im Januar gewesen waren. Hausmobiliar war im Dezember 1916 um neun Prozent teurer als im Januar, Baumaterial um 7 Prozent.

Das Jahr 1917 zeigte im allgemeinen die gleiche aufwärtsstrebende Tendenz der Großhandelspreise. In der Zeit vom März bis zum Mai machte sie sich am fühlbarsten bei den Farmprodukten und Nahrungsmitteln. Mit dem Herannahen der Ernte im Juni begannen deren Preise aber zurückzugehen, bis sie im September am niedrigsten standen, um im Oktober wieder aufs neue zu steigen. Gleichzeitig ging selbstverständlich auch alles übrige in die Höhe, mit alleiniger Ausnahme der Preise der Metalle und Drogen, die ein zeitweiliges Sinken erkennen ließen. Vergleicht man die Großhandelspreise im Dezember 1917 mit denen im Monat Januar des gleichen Jahres, so ergibt sich eine Aufwärtsbewegung von 39 Prozent bei Farmprodukten, um 23 Prozent bei Nahrungsmitteln, 28 Prozent bei Kleidern und Kleidungsstücken, 27 Prozent bei Baumaterialien, 60 Prozent bei Drogen und Chemikalien, 37 Prozent bei Hausmobiliar, während beim Heiz- und Beleuchtungsmaterial eine Abnahme von 10 Prozent und bei Metallen eine solche von 3 Prozent festzustellen war. Aus der gleichen Statistik läßt sich ersehen, daß die durchschnittlichen Großhandelspreise während des Jahres 1917 um ungefähr 75 Prozent höher waren, als sie im Jahre 1913, dem Jahr vor dem Ausbruch des Krieges, gewesen waren.

(„Botschafter.")

„Bücherloses Amerika"

war das Thema, das Edward M. Mumford letzte Woche in einem Vortrag im New Century Club in Philadelphia behandelte. Nach den Zeitungsberichten behauptete der Redner, daß nur 6 Prozent aller Bücher, die in den größeren Ländern der Welt gedruckt werden, in Amerika herauskämen. Anderseits kämen von allen Magazinen der Welt 60 Prozent auf die Vereinigten Staaten. Es gibt in unserm Lande 2000 Buchhandlungen, aber 100,000 Verkaufsstellen für Magazine. Auf einen Buchladen kommen also

50,000 Einwohner, aber je 1000 Einwohner haben einen Platz, um sich ein Magazin zu kaufen. In der Schweiz z. B. würden im Verhältnis zu den Vereinigten Staaten zehnmal so viel Bücher veröffentlicht als in den Vereinigten Staaten. Der Redner gab den Wandelbildern, dem Phonographen, Automobile, Telephon und Trolley die Schuld daran, daß der Amerikaner so wenig wissensdurstig, dagegen so heißhungrig nach Neuigkeiten sei. Das mag wohl auch für einzelne Fälle die Veranlassung, der äußere Entschuldigungsgrund, sein, aber die Ursache liegt tiefer. Auch die Schule trägt dazu bei. Die Kinder werden leider schon in untern Klassen der Volksschule zum Zeitungslesen angehalten, müssen Bericht erstatten, welche wichtige Ereignisse gerade berichtet werden u. s. w. Und das alles nicht erst seit Ausbruch des Krieges, sondern schon vorher. Hochschulkinder werden angehalten, in schnell hingeschriebenen Aufsätzen irgend welche Magazin-Artikel zu bearbeiten. In oberen Klassen der Volksschule fängt man schon an, unter den Kindern Abonnenten für wöchentliche oder monatliche Blätter zu sammeln. Gar manchmal haben die Eltern den Eindruck, als wollte die Schule ihre Kinder zu Berichterstattern für Zeitungen heranbilden. Wir erinnern uns eines deutschen Gymnasialdirektors, der in große Hitze geraten konnte, wenn er entdeckte, daß seine Schüler Zeitungsleser waren. Nach seiner Meinung sollte es niemand erlaubt sein, die Zeitung zu lesen, bis er die Staats-Examina hinter sich habe. „Sie lesen in einer Zeitung in wenigen Minuten alles mögliche, das wohl für den Augenblick festhält, aber nichts, das für die Zukunft lehrreich ist; vieles, was dem Gehirn nur schadet, aber nichts, das bildend einwirkt.“ W.

Die Amerikanische Bibelgesellschaft.

Der 101. Jahresbericht der Amerikanischen Bibelgesellschaft, welcher es mit der Arbeit des Jahres 1916 zu tun hat und erst jetzt von der Presse gekommen ist, läßt ersehen, daß diese Gesellschaft infolge des Krieges mit bedeutenden Schwierigkeiten zu rechnen hatte. Da die Herstellung der Bibeln bei den gegenwärtigen hohen Preisen des dazu nötigen Materials so viel höher zu stehen kommt und die Einnahmen dieser Gesellschaft in 1916 eine Abnahme zu verzeichnen hatten, war der Absatz bedeutend geringer als in dem vorhergehenden Jahre. In 1916 wurden 2,301,847 Bände in New York herausgegeben. Das waren 400,000 weniger als in dem vorhergehenden Jahre. Von den ausländischen Agenturen wurden 2,776,244 Bände, 1,300,000 weniger als in 1915, ausgesandt. In den 101 Jahren des Bestehens dieser Gesellschaft sind in Amerika 73,838,152 und im Auslande 49,454,207 Bände herausgegeben worden, zusammen 123,292,359. Der Segen, welcher dadurch für Zeit und Ewigkeit gestiftet worden ist, läßt sich von Menschen nicht berechnen.

Die Einnahmen der Amerikanischen Bibelgesellschaft aus allen Quellen belief sich in 1916 auf $673,019.37. Die permanenten Fonds, welche dieser Gesellschaft anvertraut worden sind und deren Einnahmen zum Betrieb dieses Werkes angewandt werden, belaufen sich auf $2,158,606.45.

Daß die Heilige Schrift bei weitem noch nicht allen Völkern der Erde zugänglich ist, geht hervor aus dem Teil des Jahresberichts, welcher sich auf die Uebersetzungsarbeiten bezieht. Hier in diesem Lande war in 1916 Rev. F. C. Mitchell, unterstützt von einigen Mitarbeitern, mit der Uebersetzung der

Bibel in die Sprache der Navajo-Indianer beschäftigt. Für gewisse asiatische Völker sind mehrere Uebersetzungen in der Arbeit. Eine solche wird in der Kamu-Sprache erscheinen. Die Kamu sind ihrem Ursprung nach ein Gebirgsvolk, welches meistens in den Bergen des östlichen Teils der britischen Shanstaaten und im nordwestlichen Teil des französischen Cochin-China wohnte. Sie sind aber nach dem nördlichen Siam ausgewandert und hier haben amerikanische Missionare der Presbyterianerkirche unter ihnen gewirkt. In China sind auch Fortschritte mit der Herstellung der Wenli-Ausgabe der Bibel gemacht worden. Dr. Andrus von Mardinhas befaßt sich mit der Herausgabe eines kurdischen Neuen Testaments in arabischen Buchstaben. In Afrika ist das Neue Testament der Zulubibel bereits erschienen und die Uebersetzung des Alten Testaments wird bald vollendet sein. Das sind nur einige der Uebersetzungsarbeiten, welche in diesem Jahresbericht erwähnt werden. In dem Berichtjahr wurden von dem Bibelhaus in New York die Heiligen Schriften nebst der englischen in 91 Sprachen und Dialekten verbreitet.

Increase in Population of German Empire.

War has produced some remarkable changes in the population and relative importance of big German cities. The five principal centers of the munition industries have suddenly mounted to places among the nine largest cities in Germany. Before the war Munich was the third largest city in Germany, ranking immediately after Berlin and Hamburg. Munich has now dropped into seventh place and Bochum, in Westphalian Prussia, has risen to third place.

Bochum is the seat of great coal, iron and steel industries. In 1900 it had a scant 65,000 inhabitants. Now it boasts of more than 764,000.

Dresden and Breslau, which were formerly the fourth and fifth cities in Germany have fallen well behind Dortmund and Essen.

An official tabulation of the chief population centers of Germany gives them in the following order:

Berlin, 3,386,624; Hamburg, 1,014,664; Bochum, 764,774; Leipzig, 763,689; Cologne, 671,220; Duisburg, 619,800; Munich, 608,124; Dortmund, 568,055; Essen, 562,507; Dresden, 531,697; Breslau, 514,947; Dusseldorf, 449,643; Recklinghausen, 444,160; Frankfort, 414,578; Königshütte, 413,786; Hanover, 407,800; Kiel, 370,358; Chemnitz, 358,786; Nuremburg, 357,141; Stuttgart, 340,554; Elberfeld, 339,400; Bremen, 299,526.—*American Lutheran Survey.*

Das Lied vom Hemd.

In Deutschland gehört die Leinenwäsche zu den Märchen aus alten Zeiten — die neue, die kriegerische Zeit kennt nur Papierwäsche. Ueber die Leiden, die der Träger der Papierwäsche harrt, singt ein Witzbold folgendes „Lied vom Hemd“:

Es war ein schönes Hemd. Auch Perlmutterknöpfe waren daran. Sie sind auch jetzt noch da, das Hemd aber ist verschwunden, ohne daß ein Dieb die Hand danach ausgestreckt hätte. Wo es geblieben? Das ist eine gar merkwürdige Geschichte!

Mit dem Bezugsschein fing es an. Trotzdem ich den Zustand meiner Leibwäsche in den „düstersten" Farben schilderte, schien man auf der Bezugsscheinstelle doch der Ansicht zu sein, daß ein Kragen und ein Vorhemd für einen eleganten jungen Mann vollkommen hinreichend, ja sogar eine üppige und verschwenderische Ausstattung seien. — Vielleicht hielt man sogar das Vorhemd für entbehrlich, kann doch die Blöße schließlich durch eine große Kravatte gedeckt werden, oder wenn die Damen schon ausgeschnitten gehen, warum sollen die Herren der Schöpfung hinter ihnen zurückstehen? Und so zog ich zerknirscht ohne Bezugsschein ab.

Mein Freund August, an dessen Busen ich mich ausweinte, riet mir zum Ankauf eines Papierhemdes. Das halte sogar noch wärmer als ein leinernes und kein noch so Kurzsichtiger könne auf 200 Meter Entfernung den Unterschied bemerken. So erstand ich also ein Papierhemd. Nach achtwöchentlichem Gebrauch fand ich, daß man es zwar noch recht gut einige Wochen tragen könne. — Da ich aber ein peinlich sauberer Mensch bin, so beschloß ich doch, es waschen zu lassen. Gesagt, getan! Ich übergab den kostbaren, noch in verhältnismäßig blendender Weiße erstrahlenden Schatz meiner Wäscherin. Ich legte ihn ihr mit den schönsten Ermahnungen für gute Behandlung ans Herz und träumte dem Tage entgegen, wo sie ihn mir wieder überreichen werde.

Es kommt aber manchmal ganz anders, als man denkt. Aus dem süßesten Schlummer und aus besagtem Traum holte mich die Wäscherin in die Waschküche. Dort zeigte sie mir das Hemd. Es bestand aus nur noch vier Perlmutterknöpfen, die in der Waschbrühe herumschwammen. Alles andere war weg, verschwunden, vom Erdboden vertilgt! Die Gelehrten, die ich ob dieses merkwürdigen Falles befragte, sind sich nicht ganz einig. Der eine ist der Ansicht, daß sich das Hemd mit den Wasserdämpfen zusammen ins Kosmische verflüchtigt habe, während der andere glaubt, daß es mit der Waschbrühe wohl auf die Rieselfelder hinaus schwimmen werde, wo es vielleicht gelingen könnte, es wieder zusammen zu finden. Das würde aber eine recht mühselige Arbeit sein, die sich kaum recht lohnen dürfte. Keinesfalls aber hätte ich Grund zur Klage, seien doch die Perlmutterknöpfe noch vorhanden, und an diese ließe sich ja schließlich immerhin noch ein neues Hemd annähen.

Wiederum weinte ich mich am Busen meines Freundes des August aus. Dieser aber, der „Kniggës Umgang mit Papier" studiert zu haben scheint, sprach sanft belehrend und weise: „Niemals sollst du ein Papierhemd viele Stunden lang in Seifen- oder Sodalauge kochen. Wie den Frauen, so mußt du auch ihm zart entgegenkommen. Reinigen in warmem Wasser genügt. Auch etwas Zusatz einer guten, überfetten Seife wird im allgemeinen nichts schaden." „Ueberfett" hat er gesagt. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört und kann es beschwören. Augenblicklich, im vierten Kriegsjahr, suche ich also nach dieser Seife, die „überfettet" ist. Wenn ich sie finde, werde ich sie zunächst gegen Eintrittsgeld sehen lassen, denn ich glaube, die Leute werden sich drängen, um einmal etwas Ueberfettes sehen zu können. Von den so eingegangenen Geldern werde ich mir dann ein neues Papierhemd kaufen. Inzwischen aber breche ich, ein eleganter Jüngling und Zeitgenosse, ohne Kragen und Vorhemd Herzen! („Am. Botschafter.")

Sturmsignale.

„Das ideale Heim," betitelt sich ein kürzlich erschienenes Buch über die Kunst, das eheliche Leben im speziellen und das Familienleben im allgemeinen zu einem nahezu vollkommenen Glück zu gestalten. Der Verfasser ist kühn genug zu behaupten, daß jede Ehe einigermaßen glücklich sein könnte, wenn beide Teile in erster Linie die gegenseitigen Schwächen und Fehler aneinander studieren und dann diese nicht etwa zu bessern und auszutreiben suchen, sondern sie stillschweigend zu übersehen sich bemühen würden. Einen tief eingewurzelten Charakterfehler, der meist ein Resultat schlechter Erziehung ist, läßt man am besten möglichst unbeachtet, denn ihn auszurotten wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Mit dem Vorhandenen muß man sich abfinden und nur dafür sorgen, daß keine neuen schlechten Gewohnheiten durch das Verhalten des einen zum andern hervorgerufen werden. „Es ist eine beklagenswerte Tatsache," heißt es in dem Buche, „daß Eheleute alle die kleinen Höflichkeiten und Rücksichten, die sie im Verkehr mit andern Menschen oft peinlich gewissenhaft beobachten, in ihrem eignen Heim allein miteinander gänzlich außer acht lassen und die reizenden Aufmerksamkeiten, mit denen sie sich gegenseitig bedachten, als sie noch Brautleute waren, hören in der Ehe nur zu bald auf. Welches Natur- oder Lebensgesetz bedingt das? Ist es wirklich nicht notwendig, höflich und rücksichtsvoll gegeneinander zu sein, wenn man beständig beisammen weilt? Im Gegenteil, gerade dann müßte jeder doppelt bemüht sein, sich dem andern angenehm zu machen. Gerade weil man immer aufeinander angewiesen ist, soll man sich gegenseitig jene Höflichkeiten und liebevollen Rücksichten erweisen, die ein anständiger Mensch zum Beispiel für einen willkommenen Besuch doch stets in Bereitschaft hat. Keine Frau wird unempfänglich sein für ritterliches oder doch aufmerksames Wesen des eignen Ehemannes. Das weibliche Herz hungert förmlich nach zarten, kleinen Beweisen der Liebe, von der es weiß, daß sie ihm gehört. Und keine Unhöflichkeit empfindet die Frau so bitter, wie die vom Gatten. Zwischen Eheleuten sollte ohne Unterbrechung die ausgesuchteste Höflichkeit, die zärtlichste Rücksichtnahme und die herzlichste Liebenswürdigkeit beobachtet werden. Wie selten aber trifft das zu! Es gibt Ehepaare, die Wochen und Monate hindurch kaum ein Dutzend Worte miteinander wechseln. Nicht, weil das Weibchen trotzt und der Mann verdrießlich ist. O nein, darüber ist man längst hinaus. Man hat sich eben nichts zu sagen und geht gleichgültig nebeneinander her. Wie traurig ist ein solches Verhältnis! Was an Gemüt in der Frau vorhanden ist, muß dabei veröden; jedes herzlichere Gefühl muß erstarren. In Gesellschaft weiß jeder von beiden amüsant und fesselnd zu plaudern, daheim aber wird der Mund nur zu den allernotwendigsten Mitteilungen geöffnet, anstatt immer etwas zu besprechen, zu beraten, sich etwas zu erzählen zu haben. Sehr temperamentvolle Menschen können in einem solchen Zustand dauernden Stummseins nun kaum geraten; eher werden sie sich Tag für Tag zanken. Auch eine derartige Ehe ist nicht schön. Das Dauerschweigen wie der tägliche Streit können leicht vermieden werden, wenn man gegenseitig gleich zu Anfang ein wenig Mühe aufwendet, um das während der Brautzeit übliche Verhalten auch im Eheleben fortzusetzen. („Ref. Kirchztg.")

Durchschnittsgehalt der Prediger.

Der Durchschnittsgehalt der Prediger in den Ver. Staaten beträgt nach Statistiken der Bundesregierung $663, während nach Statistiken sich der Lohn von Stallarbeitern auf $689 und derjenige der Backstein- und Mörtelträger auf $900 beläuft. Die 125 größten Städte in Amerika ausgeschlossen, beträgt der Durchschnittslohn der Prediger $573. In 100 der kleineren Städte des Staates Massachusetts beträgt der Durchschnittslohn der Prediger, wo in einer Stadt nur eine Gemeinde besteht, $874; wo zwei Kirchen sind, $687, und wo drei Gemeinden bestehen, $473. W.

Dr. J. H. Jowetts Predigtweise.

Daß Dr. J. H. Jowett als Prediger der Fifth Avenue Presbyterianerkirche der Stadt New York resigniert hat, um wieder nach England zurückzukehren, haben wir bereits früher unsern Lesern mitgeteilt. Dr. Jowett war von 1895 bis 1911 Prediger an der bekannten Carr's Lane Kongregationalistenkirche in Birmingham, England, und kam dann nach Amerika, um das Pastorat der obenerwähnten Gemeinde in New York zu übernehmen. Obwohl die Fifth Avenue Presbyterianerkirche nahezu 3000 Personen faßt, ist sie nicht imstande gewesen, die vielen Zuhörer zu fassen, die sich sonntäglich einstellten, um Dr. Jowett zu hören. „Zions Herald" vom 10. April bringt eine interessante Korrespondenz von Dr. John Alfred Faulkner, Professor **am** Drew Theological Seminary, in welcher er über zwei Gottesdienste berichtet, denen er vor einigen Wochen an einem Sonntag in dieser Kirche beiwohnte. Er stellte sich bei guter Zeit ein, fand aber, daß an 150 Personen sich mit Stehplatz zufrieden geben mußten. Anfangs mußte er sogar in der Vorhalle bleiben. Er wirft in dieser Korrespondenz die Frage auf: Worin liegt das Geheimnis der so großen Anziehungskraft, die Dr. Jowett ausübt? Wie Dr. Faulkner schreibt, bedient er sich keiner auffallenden Methoden und ist das gerade Gegenteil von allem, was man sensationell heißen könnte. Der Inhalt seiner Predigt ist auch nicht sonderlich anziehend. New York habe eine ganze Reihe von Männern, die als Prediger ebenso gut, wenn nicht noch besser sind. Zu diesen zählt Dr. Faulkner Cadman, Hillis, Boynton, Holmes, Wright, Roberts und Jefferson, und doch hat keiner von diesen eine so große Zuhörerschaft aufzuweisen. Die klare, melodische Stimme Jowetts, meint Dr. Faulkner, ist ihm von außerordentlichem Wert. Er redet rasch, aber seine Aussprache ist so klar und deutlich, daß man ihn mit Leichtigkeit in der großen Kirche überall verstehen kann. Er moduliert seine Stimme, schreit aber nie und macht wenig Gesten. Der überaus ernste Eindruck, den seine Predigt macht, meint Dr. Faulkner, ist zurückzuführen auf sein tiefes Interesse an dem, was er bringt. Er ist mit seinem Gegenstand eng verbunden. Er glaubt nicht nur jedes Wort das er sagt, sondern lebt selbst in der Sache, die er behandelt. Dr. Faulkner sagt ferner:

„Dr. Jowett besitzt zwei seltene Eigenschaften eines Predigers, die nur wenig in *einem* Manne beisammen gefunden werden. Seine Predigt befaßt sich mit tiefen geistlichen Fragen, und diese behandelt er in so interessanter Weise wie ein Romanschreiber. Er erläutert die ewigen Wahrheiten der Religion, die jeder Seele sehr nahe liegen. Er behandelt tiefe Fragen, bringt diese aber in Verbindung mit den tiefsten Gefühlen der menschlichen Seele und mit den Regungen, die den Mittelpunkt des Seelen-

lebens bilden. Er wählt immer nur Gegenstände und Texte, die es mit dem religiösen Leben zu tun haben, versäumt es aber nie, diese mit dem menschlichen Leben in Verbindung zu bringen. Ja, hier liegt das Geheimnis dieses Mannes. Er dient den tiefsten Bedürfnissen der Seele, den ernsten Aufgaben des täglichen Lebens, unserm Glauben, unserer Hoffnung, unserer Liebe, unserm Schmerz, unserer Freude, unsern Befürchtungen und unserm Begehren, indem er in tiefgehender und doch leicht verständlicher Weise die geistlichen Stellen der Bibel auslegt, welche denselben ihren unsterblichen Reiz verleihen und sie zur Speise für die Seele macht, die im Ebenbild dessen geschaffen ist, von dem die Heilige Schrift stammt. England hat viele solcher Prediger, Amerika aber nur wenige. New York hat ihn weit nötiger als London, und daß die Stadt New York ihn so sehr zu schätzen weiß, beweist, daß sie gesunden Herzens ist."

Es ist zu bedauern, daß Dr. Jowett in so wenigen Städten dieses Landes gehört wurde. Das ist, weil er sich von Anfang an entschlossen hatte, keine Predigt- oder Vortragsreisen zu unternehmen. Er sagte zur Zeit seiner Einführung, daß er es als seine Pflicht erachte, seine Zeit ausschließlich der eigenen Gemeinde zu widmen. („Apol.")

The Minister and His Greek Testament.

Darüber schreibt Dr. Machen in "The Presbyterian" das Folgende:

"The widening breach between the minister and his Greek Testament may be traced to two principal causes. The modern minister objects to his Greek New Testament or is indifferent to it, first, because he is becoming less interested in his Greek, and, second, because he is becoming less interested in his New Testament.

The former objection is merely one manifestation of the well-known tendency in modern education to reject the "humanities" in favor of studies that are more obviously useful, a tendency which is fully as pronounced in the universities as it is in the theological seminaries. In many colleges, the study of Greek is almost abandoned; there is little wonder, therefore, that the graduates are not prepared to use their Greek Testament. Plato and Homer are being neglected as much as Paul. A refutation of the arguments by which this tendency is justified would exceed the limits of the present article. This much, however, may be said—the refutation must recognize the opposing principles that are involved. The advocate of the study of Greek and Latin should never attempt to plead his cause merely before the bar of "efficiency." Something, no doubt, might be said even there; it might possibly be contended that an acquaintance with Greek and Latin is really necessary to acquaintance with the mother tongue, which is obviously so important for getting on in the world. But why not go straight to the root of the matter? The real trouble with the modern exaltation of "practical" studies at the expense of the humanities is that it is based upon a vicious conception of the whole purpose of education. The modern conception of the purpose of education is that education is merely intended to enable a man to live, but not to give him those things that make life worth living.

In the second place, the modern minister is neglecting his Greek

New Testament because he is becoming less interested in his New Testament in general—less interested in his Bible. The Bible used to be regarded as providing the very sum and substance of preaching; a preacher was true to his calling only as he succeeded in reproducing and applying the message of the Word of God. Very different is the modern attitude. The Bible is not discarded, to be sure, but it is treated only as one of the sources, even tho it be still the chief source, of the preacher's inspiration. Moreover, a host of other duties other than preaching and other than interpretation of the Word of God are required of the modern pastor. He must organize clubs and social activities of a dozen different kinds; he must assume a prominent part in movements for civic reform. In short, the minister has ceased to be a specialist. There is really no one thing that he is expected to do better than anyone else, unless it be to engage without undue awkwardness in facile speech. The change appears, for example, in the attitude of theological students, even of a devout and reverent type. One outstanding difficulty in theological education today is that the students persist in regarding themselves, not as specialists, but as laymen. Critical questions about the Bible they regard as the property of men who are training themselves for theological professorships or the like, while the ordinary minister, in their judgment, may content himself with the most superficial layman's acquaintance with the problems involved. The minister is thus no longer a specialist in the Bible, but has become merely a sort of general manager of the affairs of a congregation.

The bearing of this modern attitude toward the study of the Bible upon the study of the Greek Testament is sufficiently obvious. If the time allotted to strictly Biblical studies must be diminished, obviously the most laborious part of those studies, the part least productive of immediate results, will be the first to go. And that part, for students insufficiently prepared, is the study of Greek and Hebrew. If, on the other hand, the minister is a specialist—if the one thing that he owes his congregation above all others is a thoro acquaintance, scientific as well as experimental, with the Bible—then the importance of Greek requires no elaborate argument. In the first place, almost all the most important books about the New Testament presuppose a knowledge of Greek: the student who is without at least a smattering of Greek is obliged to use for the most part works that are written, figuratively speaking, in words of one syllable. In the second place, such a student cannot deal with all the problems at first hand, but in a thousand important questions is at the mercy of the judgment of others. In the third place, our student without Greek cannot acquaint himself with the form as well as the content of the New Testament books. The New Testament, as well as all other literature, loses something in translation. But why argue the question? Every scientific student of the New Testament without exception knows that Greek is really necessary to his work; the real question is only as to whether our ministry should be manned by scientific students.

That question is merely one phase of the most important question that is now facing the Church—the question of Christianity and culture. The modern world is dominated by a type of thought that is either con-

tradictory to Christianity or else out of vital connection with Christianity. This type of thought applied directly to the Bible has resulted in the naturalistic view of the Biblical history—the view that rejects the supernatural not merely in the Old Testament narratives, but also in the Gospel account of the life of Jesus. According to such a view, the Bible is valuable because it teaches certain ideas about God and His relations to the world, because it teaches, by symbols and example, as well as by formal presentation, certain great principles that have always been true. According to the supernaturalistic view, on the other hand, the Bible contains not merely a presentation of something that was always true, but also a record of something that happened — namely, the redemptive work of Jesus Christ. If this latter view be correct, then the Bible is absolutely unique; it is not merely one of the sources of the preacher's inspiration, but the very sum and substance of what he has to say. But, if so, then whatever else the preacher need not know, he must know the Bible; he must know it at first hand, and be able to interpret and defend it. Especially while doubt remains in the world as to the great central question, who more properly than the ministers should engage in the work of resolving such doubt—by intellectual instruction even more than by argument? The work cannot be turned over to a few professors whose work is of interest only to themselves, but must be undertaken energetically by spiritually-minded men thruout the Church. But obviously, this work can be undertaken to best advantage only by those who have an important pre-requisite for the study in a knowledge of the original languages upon which a large part of the discussion is based. There never was a time when a knowledge of the Greek Testament was quite so important as it is today. Is the Bible to be abandoned altogether to its enemies? They will study it scientifically, we may rest assured, if the Church does not.

If however, it is important for the minister to use his Greek Testament, what is to be done about it? Suppose early opportunities were neglected, or what was once required has been lost in the busy rush of ministerial life. Here we may come forward boldly with a message of hope. The Greek of the New Testament is by no means a difficult language; a very fair knowledge of it may be acquired by any minister of average intelligence. And to that end two homely directions may be given. In the first place, the Greek should be read aloud. A language cannot easily be learned by the eye alone. The sound as well as the sense of familiar passages should be impressed upon the mind, until sound and sense are connected without the medium of translation. Let this result not be hastened; it will come of itself if the simple direction be followed. In the second place, the Greek Testament should be read every day without fail, Sabbaths included. Ten minutes a day is of vastly more value than seventy minutes once a week. If the student keeps a "morning watch," the Greek Testament ought to be given a place in it; at any rate, the Greek Testament should be read devotionally. There should be no sharp separation between the study of the Greek Testament and devotional reading; the school-boy attitude should be abandoned by full-grown men. The Greek Testament is a sacred book, and should be treated as such. If it is treated so, the reading of it will soon become a source of joy and power."

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

A Theology for the Social Gospel by *Walter Rauschenbusch*, author of *Christianity and the Social Crisis*, etc. Published by *The MacMillan Co.*, 1918. 219 pages.

A new book by Rauschenbusch is for many a happy event. His style is so fresh, his authority in his chosen line so unquestioned, his touch on the pulse of the times so unerring sure, that one always expects something worth while when a new publication of his is announced. We have not been disappointed in reading his latest book, which presents the Taylor Lectures of 1917 before the Yale School of Religion, in elaborated form.

His subject is certainly quite an ambitious one. He proposes to give a new Theology for the Social Gospel, that is, the Old Theology revised, adjusted and developed to meet the needs of the social conscience of the 20th century. When one considers that R. is by profession a church historian, it seems almost audacious for him so to assume the office of the systematic theologian and to try to recast for us our whole doctrinal theology. In European countries it would be, we dare say, something unheard of. Zoeckler, a professor of church history, does indeed give us a System of Dogmatics (in his *Handbook*, vol. 3), but that is really only a reproduction of the conventional doctrines of the Lutheran Church. Neander and Kahnis, in their time, made ventures outside their own sphere but always on a more limited scale. Harnack is the only historian we can think of who has attempted to offer his contemporaries something which might be called a draft of a new doctrinal theology. But then that was Harnack, *facile princeps* among theologians of the day; and besides he gave only a program of the liberal theology, his proposed changes were trifles compared with the "Social Gospel." Well, R. has attempted it, here is the book and now we can sit in judgment on it. He often makes remarks which are apt to exasperate the firm believer in orthodox theology. At times he says things about God or the Bible that cannot be called reverent. But, on the other hand, it must be conceded that while reading his books the love of man seems to steal into one's heart. You begin to feel that your religion is not nearly what it ought to be, and that the world has claims on you whose very existence was unknown to you. You find yourself stopping from time to time to think on aspects of sin that are quite new, or to look out on vistas of Christian usefulness and excellence that had never appeared to you so lovely and attractive before he drew the veil aside.

The book follows in general the ordinary lines of doctrinal theology, speaking in 19 chapters of sin, salvation and the Saviour, the kingdom of God, the Holy Spirit, the sacraments, and eschatology.

It is often charged aaginst the spokesmen of the social gospel that they weaken the sense of sin in men. They put the blame on the environment and make little of individual sins compared with their manifestation in the corporate life. R. admits that there often is overemphasis of the one and less emphasis on the other, but he says that is always so when new and revolutionary ideas struggle into life. The pendulum had gone so far to the one side that now naturally it swings to the other extreme. But the new gospel makes a very distinct and important contribution to our view of sin. With the prophets and Jesus it pays little attention to the Fall of Adam and its effects on the universality of sin and more to the social stumbling-blocks of temptation, customs and institutions where it has found a firm lodgment, and whence it is transmitted to the individual by tradition and unconscious influence. Christ speaks of a kingdom of Evil, whose head, Satan, is the prince of this world. The belief in this satanic kingdom is older than Christianity. It was evolved by the Jews in a pagan atmosphere. It exerted a tremendous influence in the first Christian centuries, the Roman world power furnishing a new illustration for its character and organization. This belief has faded out of the consciousness of the modern Church. There may or may not be a Satan, but he has become only a "literary and theological" devil. He is a theological necessity rather than a religious reality. "Nevertheless we ought to get a solidaristic and organic conception of the power and reality of evil in the world. If we miss that we shall see only disjointed facts. The social gospel is the only influence which can renew the idea of the kingdom of Evil in modern minds, because it alone has an adequate sense of solidarity and a sufficient grasp of the historical and social realities of sin. In this modern form the conception would offer religous values similar to those of the old idea, but would not make such drafts on our credulity, and would not invite such un-Christian superstition and phantasms of fear."

The Church as the social factor of salvation has filled a position of tremendous importance in the history of the race. The great ideas of sin, duty, salvation, holiness have become living truths under its teaching. We are getting a fresh understanding of its great mission after the individualistic conceptions of Reformation times had for a while obscured it. But the Church had early lost its hold on the central idea of Christ's message, the kingdom of God, and had put itself in the place of it. Christ's purpose according to churchly teaching was to save as many individual souls as possible from the contamination of the world. But His object was greater. His supreme end was the reorganization of human society according to the will of God, and the Church was created to be the chief means to bring this end about. Jesus Christ is the initiator of this kingdom. The very breath of His life was communion with God, but He did not try to escape from the world, its joys and its duties. He did not despair at the greatness of the task of changing the world, nor did He point to heaven as the place where His work was to be completed, after He had failed on the earth. As a result of His own inward growth and struggle He achieved a great personality, in which the divine and the human were perfectly

blended, and in which the love of God and man was the impelling force; and thus He succeeded to make His own person the principal cell for the evolution of a new type of man. He perpetuated His spirit, and what was personal with Him became social within the group of His disciples.

The Conception of God is a chapter in the book quite suggestive and interesting, but apt to be hard on conventional views of inspiration. We are inclined to think that our ideas of God are something that we owe to the chosen instruments of divine revelation, the prophets and the Lord himself, and that therefore they are a *noli me tangere*, an inviolable possession of the Christian mind. But here comes R. and tells us that the ideas of God held by any social group are a social product. The environment influenced the theological and religious conceptions of God. Man was under the despotic sway of human autocrats and transferred the same qualities to his ideas of God and his government. (Man "made his God in his own image"). The doctrine of the divine election, as taught by Augustine and Calvin, is an instance of this transference of arbitrary human decisions to God. The exaggerated sense of fear which has pervaded religion is in part a psychological result of the despotic attitude of parents, priests and authorities. The Reformation did something to cleanse and free the Christian idea of God from these elements, but the Social Gospel is predestined to continue this process. "The worst thing that could happen to God would be to remain an autocrat while the world is moving toward democracy!"

Omitting several chapters on the Sacraments and Eschatology (the latter is quite important) we will say a few words on the last exceedingly interesting chapter, "the Social Gospel and the Atonement." It is a kind of after-thought for it does not come in the logical order of theological ideas but after eschatology, perhaps because in the social gospel it does not occupy as important a place as it does in theology.

As Christian men we believe that the death of our Lord concerns us all. He bore the sin of the world, but how? The solution of the problem lies in the recognition of solidarity. There are a few permanent evils which have blighted the life of the race and of every individual in it. He mentions six of them: Religious bigotry, graft and political power, corruption of justice, mob-spirit, militarism and class contempt. These sum up the constitutional forces in the kingdom of Evil. Jesus bore these sins in no legal or artificial sense but in their impact on His soul and body. By repeating the sins of the past we are involved in the guilt of the past. In so far as we have done so, we have made ourselves guilty of His death. In this sense He bore our sins and the sins of the world.

But how did this affect God and change the relation of humanity to Him? Humanity is in a state of opposition to God and forces God into a similar state of opposition to itself. Christ was the first to live fully within the consciousness of God and to share His holy and loving will. He set in motion a new beginning of spiritual life within the organized total of the race. This was the beginning of the kingdom of God within the race. Thus the relation between God and humanity is altered from antagonism to co-operative unity of will. Christ is here the

initiator, and it is his aim to become the first-born among many brethren. Lastly how did the atonement affect man? It was the conclusive demonstration of the power of sin, it was the supreme revelation of love, and it has reinforced prophetic religion (because it was the clearest and most conspicuous case of prophetic suffering). This last chapter is very fine and we regret that we can only give the headings of the chief lines of thought.

We have given an outline of the main chapters of the book. We do not hesitate to express our admiration of the thoroness with which the author has carried his social gospel into all the channels of theological thought. It is not superimposed on the old systems from without. It is made the central idea and then radiates naturally from there, filling every section with the same beneficent light. We confess we oftentimes cannot follow him in the exceeding boldness of his treatment of the word of God and its contents, but we never doubt his Christian spirit or his high purpose. He has laid us under great obligations by the new and unaccustomed light he sheds on old subjects. His view of theology we cannot term other than revolutionary. Of course the social viewpoint itself is not his own discovering, but he is the first one, as far as we are aware, who has so let the social leaven permeate his whole thinking that he has been able to sketch for us a new theology for the Social Gospel.

While reading the book the conviction that the reconstruction of doctrinal theology on social lines cannot long be postponed, has become quite strong with us. Systematic theology can never remain stationary, the advancing thought of the age will always affect it more or less. In the 16th century papal tyranny forced the Reformers to recast their whole theology; one hundred years ago the philosophers made it again necessary for the theologians to re-lay the foundations of their belief; and, at this time, it seems as tho the common people who used "to hear Him gladly" will demand a restatement of theology which will give them a place, as in the scheme of God, so in the system of the theologian. We do not think we are saying too much when we predict that, in this future development of theology, R.'s book will be pointed to as an early textbook marking the beginning of a new era, the era of Social Theology.

The Confessions of a Browning Lover by *John Walker Powell. The Abingdon Press,* 1918. $1.00. 248 pages.

Browning lovers are of necessity only a small crowd, for Browning is not a man who appeals to the general readers of poetry. We are pretty sure that of 100 such readers not more than five could be found who really like and appreciate him. He had his great limitations. Our author tells us that to the end of his life the art of saying directly and simply what one had to say remained a mystery to Robert Browning. He could not write a telegram without having to send a letter after it to explain what the massage was about! Under these circumstances only those who care more for substance than for form, who are willing to take the time to think and think seriously, could at all enjoy the

truths and beauties of our poet. For this reason it can perhaps be said that Browning lovers are really the upper ten of literary society.

There is a widespread idea as tho B. was read by most people more on account of his philosophy of life and for intellectual stimulus than for the excellencies of his poetry. According to Powell, however, he is primarily an artist who makes his appeal to our heart and imagination. He is mainly interested in making us see what he has seen in the world, rather than in persuading us to think about it as he thinks. In breadth of human interest and in power to delineate character he is to be compared with Goethe, Shakespeare and Dante, altho he does not have their universal genius. In his own chosen field of the individual soul, of the hidden drama whose action takes place within a man's own heart, he stands without a peer. His interest is less in the conflict of wills, or of the will with fate, than in the inner and subjective conflicts within a man's own will.

In a fine chapter "Artists and Philosophers" Powell gives us a piece of personal history, how he became a Browning lover. He says, the idea that Browning appeals more to the intellectual than the artistic side of our nature, has not been his, the author's, experience. For he himself received the artistic viewpoint from him who is supposed to have been a thinker rather than a poet. The mission of art in life is an important one. Oftentimes religious severity has seen in it only the lure of the senses. From Augustine down to the Puritans there has been a tendency to see in it a product of the world-spirit rather than an expression of divine ideas and truths. Art expresses beauty and beauty is not a merely ornamental addition of life but a fundamental necessity and an integral part. Its function as a witness of truth has oftentimes been overlooked. The artist may go up into the mountain and receive a revelation of the ideal, but he will come down again and put them before his lesser brethren so that they have impressions of truths that lie behind the senses, and of aims and purposes that are worthy of their highest endeavor. So the artist becomes a teacher and philosopher, whose methods are different from the latter but who may have a greater success in lifting the race to a higher level than the sage and educator.

The author is well qualified both to speak of the artistic aspect of Browning's work and of his great message. Theologians will be especially interested in Browning's attitude toward religion. Browning was as a young man a free-thinker or an atheist, but when he seriously asked the new science and philosophy of his age what they could give to make life worth living, he turned away from them to positive Christianity. The book closes with a chapter on Immortality. It will be interesting to read how B. thought and struggled and doubted and believed and triumphed while engaged with this great subject. We are all familiar with the ordinary objections and evidences that might here be mentioned, but it is a refreshing thing to see how a great poet and thinker wrestles with this problem and how he gives expression to the inward conflict.

Mr. Powell is an author who handles his difficult subject well. With the poet, he will have to be contented if his subject will win him read-

ers only among the select few, and his consolation will be that if his public is not all that could be wished for in quantity, it will make up for it in quality.

The Master Quest by *Will Scranton Woodhull. The Abingdon Press.* 186 pages. 75 cents. 1918.

Man is a Seeker, the Greek would say a seeker after Truth, the Roman might substitute Power for Truth. The Medieval man dreamt of the Holy Grail, the place of God's holiest treasure, where fulness of joy and peace of heart is to be found. To set out on the quest of this is the knight's highest aim. In the modern world every man who seeks to extend the field of his knowledge, enlarges the sweep of his experience, digs after fundamental principles, is such a Sir Gallahad. But enlisted in the Master Quest is he who seeks God and finds in Him the solution of his intellectual needs and the fulfillment of his moral aspirations.

The textbook that charts the sea of human endeavor for him is the Bible. In the chapter "Life and the Book" the author bears witness to the fact that from all corners of he intellectual universe evidences come for the essential truth of the Bible. The Bible fits the needs of men and its music harmonizes with all the tones of life, as men must live it. "Be his music today loud or low, stern as justice or tender as gentle mercy, glad with trumpeting majors or sad with sobbing minors, every man will find that the messages of the book, like great organ pipes, will give it a volume and a solemn beauty beyond any power of his own, thin life." Questions as to the origin of life and to moral consciousness here find satisfactory answer. On such weighty matters as sin, atonement and faith, life and the Book are in agreement. Sin is the same sad, universal, big fact here and there. The atonement thru vicarious suffering, as taught by the Book, has its analogies in life. Sins of fathers visited on the children, and virtues of ancestors exerting a blessed influence on the character of the offspring, testify to the solidarity of the race. The sufferings of leaders, heroes and martyrs are the sources of deliverance and enrichment to those who enter into spiritual fellowship with them. Faith has its supreme place in human life as well as in the Book. It is the warp of life. Without it the whole social fabric would fall in pieces. "The way, the common unreligious way, out of weakness into strength, out of sin into righteousness, is the path of faith."

Christianity is above all the religion of a person, not the profession of a creed. All faith and Christian life we come across in the Bible sprang into being by personal contact with Jesus. So it is today. It does not come from our creeds or traditions. When by personal experience we develop into a state of forgiveness of sin and freedom of the moral nature, then our creed begins to live. The Christian life is not essentially a matter of conduct but one of personal relation with Christ; good conduct is only an incident consequent to this. The dynamic reason for Christian Ethics lies in the fact that the Master is in the highest degree ethical. Out of our love for him is born our worthiness.

Get the faith in the moral miracle of His person and all the other miracles connected with Him will seem easy and natural. We have not space to give a full account of the contents of this fine chapter, but we commend it very highly.

The next chapter also, entitled the "Man from Nazareth" is splendidly attractive. It portrays Jesus as the Son of man, His full and real humanity, His development, His neighborliness and brotherliness; Jesus the Teacher speaking in concrete terms, in pictures, in the language of the common man, walkng thru life with open eyes; simple at all times in His greatness; a winner of men; a friend; a Master who trains disciples who continue His work.

The book has to do with subjects familiar to us all but ever and always vital. It approaches them in the devout spirit of the believer. All thru its pages there is the joyous note of experimental faith, "we speak of what we know," but the difficulties are not overlooked but honestly met. The style is fresh and the interest does not flag, for out of the abundance of the heart the mouth speaketh. The book will be read with profit and interest by everybody.

The Religion of Israel by *John Bagne Ascham. The Abingdon Press*, 1918. 239 pages. 75 cents.

This book is the first one in the "Kingdom of God" Series. Of this series two volumes have come out on the Old Testament, the "Religion of Israel" and the "Religion of Judah"; two on the New Testament, "The Life of Jesus" (discussed by us in the May issue) and the "Teachings of Jesus." Several other volumes on "The Kingdom of God Since the Time of Christ" and kindred subjects are in preparation. The title "Kingdom of God" Series is much more than a name in these books. It rather expresses their viewpoint and character. They are written under the influence of the social ideas of the times. "The Kingdom of God does not complete itself in the redemption of the individual. It means that some day science and society, commerce and civics and letters and trade shall be sweetened and purified and uplifted till they are in happy harmony with the will and purpose of the divine father." "Too often in human history the sharp contrast between actual conditions and the higher demands of the Christian ideal has discouraged those upon whom rested the responsibility for making that ideal real. In the face of the overwhelming preponderance of sin in the world the Christian Church has again and again contented itself with snatching as many brands as possible from the burning, without, at the same time, seeking to organize the constructive forces of life and of society for the seemingly impossible task of putting out the conflagration." That God himself had much more in mind than the saving of the individual, is seen at once in the history of His relation to Israel. The ruling idea here was the establishment of a people of God, not the saving or sanctifying of individuals only. In this light we view in this first volume the development of the Kingdom of Israel. To those fond of the modern view of the divine work of revelation, it will be a pleasure, in the study of the Old Testament dispensation, to follow a guide who believes

in the social or kingdom idea. He is, however, not at all one of those modern theorists and idealists who seek the perfect social order only thru just political and economic relationships. All such programs do not touch the springs of human action. Back of man is God. Our fundamental relationship is with Him. His will alone guarantees a satisfying and enduring social order. The author carries the story in this first book down to the fall of the Northern Kingdom, which is at the same time, in his view, the greatest epoch of Israel's religion, namely, the work of the eighth century prophets. This is not the usual way of distribution of the material, but it is decidedly the modern one. He has some fine comment on the service of the prophets which will be read with pleasure by those who have a full realization of the immense importance of these great men.

In 26 chapters (each of about six pages) he traces the history of God's relation to Israel—after dealing with certain fundamentals of religion first—from the Patriarchal age thru Mosaism to the rise of the Monarchy, the disruption of the Kingdom, and the fall of Samaria. The language is clear and intelligible; the application to modern conditions is never overlooked and is unstrained. A number of questions at the end of the chapter make it easy to test how far the facts of the lesson are understood and remembered. The Book is for adult Bible classes and also meets the demand for a modern textbook written in scholarly spirit but popular style for preparatory and high schools and for advanced groups in week-day religious instruction in local parishes. Besides every pastor will find that there is nothing better to refresh and broaden his own knowledge of Old Testament history and revelation than this volume of Ascham's. We confess that we have looked thru the book with the greatest satisfaction, and that we shall be glad if we get a little more time in the future for a more extended study of the book.

Service and Prayers for Church and Home. Edited and compiled by *W. P. Thirkield*, Bishop of the M. E. Church. *The Methodist Book Concern*, 1918. 309 pages. 50 cents.

While the Methodist Church has ever encouraged the exercise of free prayer, it has instituted a stated Order of Public Worship. It has never gone to the extreme of Puritanism in its condemnation of printed prayer. Today we notice more than ever a getting away from the radicalism of revolutionary movements to the more sane and sober attitude of old and well established churchly bodies. Art in architecture, picture and appointment has long ceased to be the mark of popery and paganism and is now recognized by Protestants also as the "handmaid of religion," yea, as the natural and legitimate expression of the most exalted sentiments. So we have also come to regard books of prayers as aids to faith and tongues to silent feelings rather than as dead forms and relics of the religion of by-gone ages. We know also that often ministers have offended devout and sensitive souls by "mean, irregular and extravagant effusions," and that therefore such books as this may be profitably studied and used to the acquirement of noble,

clear, and uplifting expression in prayer. The book contains prayers to be used in church for all conceivable purposes, also prayers for the special seasons of the Christian Year, prayers for the Home, and Special Objects and Conditions; furthermore the Order of Worship (Wesley Sunday Service), Rituals, Catechism and so on. The prayers are all selected from the best sources, ancient and modern. The book is in black cloth, well bound, in pocket size.

Songs of Help for the Sunday School, Evangelistic and Church Services. Edited by *James M. Black*. *The Abingdon Press*, 1917. 223 songs. 35 cents net; $30.00 per 100, carriage extra.

The book is attractively gotten up, with good paper, clear type; the music is in easy but pleasing style. It has quite a goodly number of the old standard songs and also many new ones. No other books of this character, says the publishing agent, except the old Gospel Hymns, have ever sold in such a multitude as Professor Black's books have done.

The Significance of the Protestant Reformation by *Lynn Harold Hough*, Professor of Historical Theology in Garrett Biblical Institute. *The Abingdon Press*, 1918. 106 pages.

We are given here a series of four lectures which were delivered in connection with the observance of the 400th anniversary of the Reformation last year. The first one "the Background of the Reformation" impresses us as the best. The lecturer gives there a survey of the historical development of the world and the Church up to the time of Luther. He deals only with the ideas contributed by the leading nations of history and by the Church. The older Oriental nations had made arbitrary and far-flung power a part of the imagination of man. Greece, on the other hand, had represented the dawn of confidence in man. "To the Greek life was not something to be delivered from; it was something to be enjoyed. He was seeking self-expression rather than salvation." Rome stood for a practical power of organization. Rome made a politician's contribution to the philosophy of human life. What it lacked in ideas it made up in shrewd practical efficiency. From the Hebrews the world received the inestimable gift of a God with a character. The Greek often blushed for his gods. The Hebrews suffered the perpetual discomfort of worshipping a God who had no vices, and He had virtues. The Hebrew religion became the religion of ethical salvation. Christianity was the successor of the prophetic religion of Israel. Jesus translates the supreme moral principles into the realm of action. In the fifth century came the end of all things. Rome broke to pieces, but the Church proved strong when all else was weak. The Roman empire was transformed into the Roman Catholic Church.

Now the Church, when becoming a powerful organization, emulated the old empire as a law-giver but the prophetic element was lost. The Roman Church became a new Judaism built about ritual and ceremonial. The Church forgot the deepest things in Greek life and failed

to emphasize the prophetic elements in Hebrew and Christian life. From this point of view we can say that the Renaissance was a going back to reclaim the Greek elements, and the Reformation was a going back to reclaim the Hebrew and Christian elements which had slipped out of sight.

Then he takes up the two ideas of individuality and institution or solidarity. The Greeks bring out the supreme rights of the individual; Rome and the Roman Church emphasize the supremacy of the state, the organization, the Church. These two opposing systems of thought appeared in the Medieval world in the philosophical schools of the Nominalists and Realists. In this world Luther grew to be a man. It was his great historic achievement to assert victoriously the rights of the individual. Organization was to be less powerful than life. The priestly was to retire before the prophetic.

In the second lecture Hough describes the religious aspects of the Reformation. The "Babylonian Captivity" of the Church and the resulting Schism made church reform imperative. Great councils were held and abuses were abolished, but the sacramental theory of religion and the ascetic view of life remained in force. Then Luther came. To him religion had become personal trust in a mighty Saviour. That faith authenticates itself against every opposition from ecclesiastical or secular power. The papacy is seen to be an enemy of this faith in the soul's personal relation with its Saviour. So the ax is laid to its root. Two more lectures, one on the political aspect of the Reformation, and another on "Completing the Reformation" follow. The little book is very readable thruout, but the first, historical, lecture must be accorded first rank.

Religion and the School by *Emil Carl Wilm*, Professor of Philosophy in Boston University. *The Abingdon Press*, 1918. 53 pages. 35 cents.

Professor Wilm is the successor of the late Professor Borden P. Bowne of Boston University, who ranked high in the philosophical world. When he speaks of religion and its place in the school, he can claim respectful attention for he has given the subject a great deal of attention and written notable books on it. Perhaps our readers, seeing the title, may expect from the author a solution of the problem of introducing religious instruction into the public schools. That, however, is not the case. He touches on it later on but he has no great encouragement to offer along that line. His position is a different one. He thinks moral and religious influence could be brought to bear on the pupil in other ways. In the first place the fact has to be taken into consideration that doctrinal religious teaching in the schools is altogether out of the question, for a great many thoughtful men have long ceased to believe in the traditional formulation of faith. Besides it would not do to burden the child or young person with statements and dogmas which to him at least would not be an expression of experience.

Religious training can be given in other ways. God is everywhere

in the world and all life is of the spirit. So everywhere approaches to the divine may be made. Even the Sciences can be taught so that the pupil will have his religious views stimulated. He gets there the first glimpses of the unity of nature and the existence of beauty and order, and finds in it a confirmation of the truth that God is the same yesterday, today, and forever. Still more can the teaching of the humanistic, history, literature and art be so utilized. Here he comes in touch with what ought to be, not what is. Schiller believed in art as an educational and moral influence for the uplifting of man. Again manual training is a branch full of possibilities for character development. It teaches the dignity of labor, equips a boy to win his bread and so furnishes a healthful occupation which may lead to a wholesome development.

Special religious lessons on the Bible may be given but they should form an integral part of the whole educational plan. Care should be taken that this religious instruction be not regarded as a thing separate but the view kept in the foreground that the whole curriculum and conduct of the school must contribute in a large sense to the ends of religious and moral culture. The discipline of the school and the personalities of the teachers are of course great factors in its influence on the formation of character. Close co-operation with the Church and Sunday school should be sought and maintained.

The chief idea of the writer that the whole of the school curriculum and life should be made to contribute to the moral and religious growth of the pupils, is certainly good and even splendid. But in actual practice it doesn't work out so well. If, however, in addition to that, more time for direct religious instruction in the schools would be given, that would seem preferable, provided that the teaching could be made just as efficient and worth having as that in the secular branches.

Religious Education and Democracy by *Benj. S. Winchester,* Chairman Commission on Christian Education of the Federal Council of the Churches. *The Abingdon Press,* 1917. 293 pages. $1.50.

The present world situation has compelled a serious re-examination of the foundations of democracy. A consideration of educational processes and materials was especially necessary. Under this conviction B. S. Winchester prepared for the Federal Council a survey of week-day religious instruction. He added a selection of documents showing typical curricula of moral and religious education in countries where state control obtains and many other valuable data. The first five chapters are of a general character on the subject of Education and are very illuminating. Two principles are firmly established in the life of the American people: that of compulsory education and of religious freedom. The first one has induced the state to provide for public instruction, the second has caused the exclusion of religious instruction from the school curriculum. Private agencies have been relied upon to supply the religious element. The Church has tried to solve this task thru the Sunday school. But time, equipment and teaching force of the

Sunday school are wholly inadequate to perform this tremendous work. The problem thus created is all the greater because the cause of Democracy needs all the help the Church can give for the proper training of its members in knowledge and character. Up to this time too much emphasis has often been placed in democratic communities upon the rights of the individual and less upon its duties and upon the need of co-operative effort. This has led to exploitations by the strong of the weak and to the threatened collapse of the very institutions of democracy. If these evils are to be overcome faith in the nature and future of democracy must be strengthened. This can best be done by the religious work and educational efforts of the Protestant churches. The gospel of Jesus Christ is the very fountain-head of democracy, and the Reformation of the 16th century has re-asserted the rights of the individual, the necessity of freedom from spiritual autocracy. That has led in time to political emancipation. But the emancipated and enfranchised citizen has the duty laid upon him of service for the common welfare. A chapter on the history of education shows how important a part it has played in this process. This chapter points out interestingly the tremendous strides that have been made in the conception of a natural, adequate, efficient education of the young. The author then shows what approaches have been made in various parts of our countries toward week-day religious instruction. He suggests the establishment of a community school of religion, to be conducted co-operatively. The plans are of necessity of an experimental character, for little has been accomplished so far compared with the immensity of the task and the needs. The book, however, has rendered the cause of religious education a distinct service by giving so clear an account of the present situation. At the same time it contains a wealth of material to which reference may be had and which is bound to be exceedingly helpful for information and guidance.



❋ Magazin ❋
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 20. Band. St. Louis, Mo. September 1918.

The "Victorious Life".

Von H. Kamphausen.

Wenn wir einen englischen Titel an die Spitze dieses Aufsatzes setzen, so geschieht das nicht, weil wir die deutsche Sprache mit englischen Brocken mehr schmackhaft machen wollen; auch nicht, um die Leser darauf vorzubereiten, daß mit der Zeit doch alles englisch werden muß. Wir hoffen, daß diese Eventualität, die für viele ein beklagenswertes Unglück sein würde, nicht eintreten wird. Wir haben den Ausdruck gewählt, weil wir ihn in einem viel gelesenen Blatt gefunden haben, und wir haben ihn nicht übersetzt, weil er im Deutschen fremd klingen würde. Das Blatt, das seit Monaten über the victorious life geschrieben hat, ist die "Sunday School Times." Es meint damit ein christliches Leben, wo die Gnade den Sieg davon getragen hat, und wo es nicht mehr von Niederlage zu Niederlage geht, sondern wo die Verheißung des 84. Psalms ihre Erfüllung gefunden hat: „Sie gehen fort von Kraft zu Kraft, bis daß sie erscheinen vor Gott in Zion." Mit diesen Artikeln über das siegreiche Leben scheint die "Times" so sehr einem tiefen und weitgehenden Bedürfnis entgegen gekommen zu sein, daß sich schon eine Vereinigung von Liebhabern solchen Lebens gebildet hat. Dieselben werden diesen Sommer in Silver Lake eine Konvention halten, und the "victorious life" nach all seinen Beziehungen wird der Gegenstand der Betrachtungen sein.

Der von der "Times" gewählte Ausdruck mag neu sein, aber die damit gemeinte Sache ist nichts weniger als neu. Es ist einfach eine erneute Betonung des Artikels der Heiligung. Wenn gerade das Eigenschaftswort "victorious" geprägt worden ist, so mag das sich aus der kriegerischen Atmosphäre erklären, in der wir leben. Warum aber gerade heute die Heiligung so nachdrücklich in den Vordergrund gerückt wird, dürfte ebenfalls seine Begründung in der durch den Krieg entfesselten und grell beleuchteten Macht des Bösen finden, der gegenüber eine völligere Entfaltung der Heilkraft der Gnade nötig ist.

Die Aufsätze der "Times" sind uns zu Herzen gegangen. Wir

halten dafür, daß es an der Zeit ist, den angeschlagenen Ton weiter klingen zu lassen. Ja, wann wäre das Dringen auf Heiligung nicht zeitgemäß? Oder wann hätte man je gefühlt, daß die Kirche oder die Christenheit sich die Gnadenschätze der Erlösung so völlig, wie sie sollte, zu eigen gemacht? Wir wollen von der katholischen Kirche schweigen. Ihr Frömmigkeitsideal war stets die Askese, die Abtötung des Fleisches, das Verzichten auf ein volles Menschenleben in Arbeit und Genuß, Besitz und Geistesentfaltung. Der vollkommene Mensch war der Mönch, der Heilige war derjenige, der es in der Bedürfnislosigkeit und Unterjochung des Leiblichen am weitesten gebracht. Die Reformation erst brachte den biblischen Gedanken wieder zur Geltung, daß der Glaube zum Herrn aller Dinge macht. Der Christ lebt in der Welt, wenn er auch nicht von der Welt ist. Sein Vorbild ist der Meister, der ißt und trinkt, ein Geselle der Zöllner und Sünder ist, nicht der Täufer im Bußgewand, dessen Speise ist Heuschrecken und wilder Honig. Jedoch Luthers Aufgabe war, die Rechtfertigung durch den Glauben auf den Leuchter zu stellen, nicht die Heiligung. Er hatte es mit der Grundlegung des christlichen Lebens zu tun, nicht so sehr mit der Ausgestaltung, mit dem Glauben mehr als mit den Werken. Bei ihm freilich war der Glaube eine lebendige Kraft, welcher aus sich das Leben umgestaltet. Bei seinen Nachfolgern aber wurde der Artikel von der Sola Fides ein bloßer Gegenstand der Lehre, und die Zustimmung zu derselben war dann der rechte Glaube, obwohl dies doch eine Sache des Verstandes und nicht des Herzens ist. Reine Lehre oder Orthodoxie wurde der große Abgott, und im Streit der Theologen ging das christliche Leben zugrunde.

Dies war der Notstand, der den lutherischen Pietismus ins Leben rief. Arndt, Francke und Spener war es auch um den Glauben zu tun, aber um den Herzensglauben, und sie fanden die Bewährung desselben nicht in der Annahme der Konkordienformel, sondern in einem christlichen Wandel. Sie legten den Nachdruck auf die Heiligung, die Ausgestaltung des täglichen Lebens. Es ist wahr, daß sich in solche Bestrebungen fast unvermeidlich ein gesetzlicher Zug eindrängt. Das praktische Leben besteht in äußerlichen Handlungen, und bei solchen immer den Ton auf innere Gesinnung zu legen und nicht auf den äußeren Akt allein, ist nicht leicht. Bei Zinzendorf und seinen Herrnhutern zumal will es uns oft zu eng werden. So geistlich wie sie können die meisten Menschen nicht leben. Wer von den alten Griechen und auch von Luther her die Idee hat, daß es unsere Aufgabe oder doch zum mindesten unser Vorrecht sei, ein volles Menschenleben zu führen, dem kann es bei den „Mährischen Brüdern" nicht recht behagen. Bei der toten Orthodoxie war es zu kalt und verstandesmäßig, aber bei Zinzendorf und seinen „Lämmlein" wird es vielen zu süßlich und weibisch. Dennoch, wer wollte sich nicht freuen über die befruchtenden Gewässer, die der lutherische Pietismus (und der reformierte unter Ter-

stegen u. a.) über die lechzenden Gefilde der Kirche geführt hat? Oder wer nicht den Heldenmut und die Jesusliebe der Herrnhuter bewundern, die sie zu den ersten Missionsleuten der neuen Zeit gemacht hat?

In England wurde die Forderung wahrer Herzensfrömmigkeit erst durch den Methodismus des 18. Jahrhunderts zu einer volksbewegenden Macht. Der Puritanismus hatte auf Reinheit vom römischen Sauerteig gedrungen und die protestantische Lehre mannhaft vertreten, aber es fehlte ihm die hinreißende Gewalt warmer Herzensüberzeugung. Erst als Wesley und Whitefield mit feurigen Zungen das Evangelium von der rettenden Gnade verkündigten, regten sich die Totengebeine. Es wirkt noch heute wie ein Trunk starken Weines auf jedes empfängliche Gemüt, das Leben und Wirken Whitefields vor seinem Auge vorüberziehen zu lassen. W. Mathews schreibt darüber in "Oratory and Orators:" "For thirty years Whitefield was listened to with breathless interest in both hemispheres. His preaching tours, it has been truly said, were often like triumphal processions, in which he was escorted by bands of enthusiastic horsemen from place to place, and awaited at every halt by crowds of insatiate listeners, who could never have enough of his heartfelt oratory. Shut out from the english church he turned to the open fields,

"To that cathedral, boundless as our wonder,
Whose quenchless lamps the sun and moon supply,
Its choir the winds and waves, its organ thunder,
Its dome the sky,"

and there, with the hillside for his pulpit, harangued the men, women and children, who came trooping from north, south, east and west, even before daylight, to hear him. Preaching four times on Sunday, and on every day of the week, talking sometimes from seven in the morning till late at night, he showed no sign of exhaustion, but everywhere and at all times subdued and charmed men by the spell of his fervid oratory." Seine Beredsamkeit hätte nicht so glühend sein können ohne das Feuer des göttlichen Geistes in ihm. Dasselbe war in ihm und Wesley genährt durch Erbauungsschriften wie Taylor's "Holy Living," Law's "Serious Call" u. a., bis daß es durch gründliche Bekehrung und Wandel in der Heiligung in ihnen seinen eigenen Herd gefunden und daselbst brannte mit stetiger und nie versagender Glut. Man mag gegen den Methodismus unserer Tage viel einzuwenden haben — und Schreiber dieses meint seine Schwächen zu kennen — aber jene Männer waren von Gott berufen und ausgerüstet, und jene Zeiten waren große und segensreiche Erweckungszeiten, von denen man nur sagen kann:

Wenn Gottes Winde wehen
Vom Thron der Herrlichkeit
Und durch die Lande gehen,
Dann ist es selge Zeit!

J. Wesley und seine Mitarbeiter hatten eine verschiedene Aufgabe als Dr. Luther. Luther war im Katholizismus geboren und mußte von allen menschlichen Mitteln hinweg zu Christo den Weg finden und zeigen und dem Christenmenschen die Bibel in die Hand geben. Sola fide und Scriptura sola sind die beiden Pole, um die sich seine Lebensarbeit bewegt. Zu Wesleys Zeiten war die protestantische Kirche allein herrschend in England, aber sie war tot, und die Bibel wurde niemand entzogen, aber man bekümmerte sich nicht darum. Es fehlte der Lebenshauch wahren Herzensglaubens, das Pfingstfeuer im Innersten und die glühende Kohle auf den Lippen. Luther führte vom katholischen Aberglauben zu biblischer Wahrheit, Wesley und Whitefield von totem Kirchentum zu wahrer Erweckung und christlichem Wandel. Luther war damit zufrieden, der Kirche die Bibel zu geben und in der Bibel das Evangelium von Christo. Wesley aber drang darauf, daß man sich bekehre zu Christo und ihm folge in einem heiligen Leben. In der Reformationszeit nahmen ganze Städte und Staaten das Evangelium an, da konnte natürlich keine Rede davon sein, daß jeder einzelne oder auch nur jeder Prediger wahrhaft gläubig sei. Man gab ihm die Mittel, Gottes Wort und Wahrheit, und vertraute dem Walten desselben, daß es mit der Zeit auch das innere Leben umgestalten werde. Wesley dagegen und Whitefield forderten zur persönlichen, augenblicklichen und entschiedenen Bekehrung auf.

Bekehrung ist ein innerer Vorgang. Er ist mehr oder weniger mit Gefühlserregung verbunden. Gefühle sind aber dem Wechsel unterworfen. Die Frage entsteht: Wie weiß ich, ob ich bekehrt bin? In diesem Zusammenhang wurde viel Gewicht gelegt auf das Zeugnis des Heiligen Geistes und die daraus entstehende Glaubensgewißheit. Luther selbst hatte dieselbe in hohem Maße, dennoch wies er seine Hörer auf das Zeugnis des göttlichen Wortes hin als auf die Stimme eigener und innerer Erfahrung. Wesley und der Methodismus dagegen erkennen den Appell an Herzensvorgänge als ein rechtmäßiges Mittel zur Erlangung der Heilsgewißheit an. Der bekehrte Mensch ist dem Gesetz des Wachstums unterworfen gerade wie der natürliche Mensch. Doch wie weit kann er kommen in seiner geistlichen Entwicklung? Kann er vollkommen werden, kann die Sünde als eine herrschende Macht vollständig ausgeschaltet werden? Diese Frage spielt im Methodismus eine große Rolle. Wesley selbst behauptet, daß der Christ zur Vollkommenheit gelangen könne, jedoch nicht in dem Sinne der völligen Sündlosigkeit, sondern der Vollkommenheit in der Liebe. So sehr ist dieser Punkt ein wesentliches Merkmal methodistischer Lehre, daß noch heute der Kandidat fürs Predigtamt vom Bischof gefragt wird: Do you expect to be made perfect in love? Man beachte das "expect." Es heißt nicht „wünschest oder hoffst" du? denn das würde nicht viel besagen, sondern do you expect? Es soll Gegenstand zuversichtlicher Erwartung sein. Immerhin ist das etwas zuviel ver-

langt von dem angehenden Prediger, der noch so weit sich von der Vollkommenheit entfernt weiß. Darum wird dieser Ausdruck meist abgeschwächt durch Erklärungen, die ihn dem normalen Menschen etwas weniger zweifelhaft machen, damit er doch nicht in Gewissensnöte komme. Auf diese Praxis nimmt kürzlich in der "Methodist Review" L. J. Birney Bezug ("The Great Expectation"). Er bekennt sich zu dem Wesleyschen Standpunkt. Er gebraucht den schönen, allerdings etwas hochklingenden Ausdruck: "Methodism's mission is to spread the contagion of holy living thruout the land." Wolle er aber das tun, so müßten die Prediger die Hauptfaktoren sein, und ohne ihres Stifters heilige Hoffnung und Erweckung ließe es sich nicht erreichen.

Eine weitere wichtige Stufe ist die Frage: Kommt es zu dieser Vollkommenheit allmählich oder auf einmal? Die Antwort ist eine zweifache. Die einen sagen: auf einmal, durch den Empfang des second blessing, durch welche die Lust zum Sündigen ganz weggenommen wird, also der alte Adam, wenn nicht getötet, so doch ganz impotent gemacht wird. Die andern: nein, eine solche Veränderung der menschlichen Natur ist gegen das Wort Gottes und die allgemeine Erfahrung. Es ist vielmehr ein allmählicher Prozeß, und der Geist Christi gewinnt bei treuem Ernst und gläubiger Zuversicht mit der Zeit ein solches Uebergewicht, daß die Worte des Johannisbriefes über das Nichtsündigen ihre Wahrheit haben.

Hier haben wir nun in ziemlicher Ausführlichkeit die methodistische Lehre über die Heiligung dargestellt. Es erweckt den Anschein, als ob diese Kirche diesen Punkt gewissermaßen in Erbpacht genommen und andere Kirchen nichts dazu zu sagen, oder doch keine wesentliche Beisteuer dazu zu machen hätten. Doch wollen wir uns dadurch nicht anfechten und noch weniger in Opposition gegen den beregten Gegenstand drängen lassen. Der Methodismus hat in der Tat in dieser Sache die Führung übernommen, und außerdem ist sein Einfluß auf Praxis und Methode der Evangeliumsverkündigung auch anderer Kirchen in diesem Lande so stark, daß wir uns notwendigerweise mit diesem Punkt seiner Lehre auseinandersetzen müssen.

Seit Pearsall Smith ist es üblich geworden, den Schritt zur wahren Heiligung "the perfect surrender" zu nennen. Man vergleiche und lese das schöne und ergreifende Lied, das bei solchen Gelegenheiten gesungen zu werden pflegt: "All to Jesus I surrender" mit dem bei jedem Vers sich wiederholenden: "I surrender all." Der Evangelist Chapman hat die Gewohnheit, bei seinen evangelistischen Versammlungen diejenigen, die schon im Glauben stehen, zur vollständigen Uebergabe aufzufordern, d. h. durch eine entschlossene und absolute Willensübergabe sie auf eine höhere Stufe des christlichen Lebens zu heben. Der bekannte südafrikanische Schriftsteller und Prediger Andrew Murray prägt statt dessen den Ausdruck: Bleibe in Jesu! Also bei dem Amerikaner Chapman erscheint es wie eine neue Tat, bei

dem andern als das Festhalten und Behaupten dessen, was wir schon im Glauben haben.

Es fragt sich nun, wie wir uns in dieser äußerst wichtigen Sache des christlichen Glaubenslebens stellen wollen. Das Beklagenswerteste wäre gewiß, wollten wir den ganzen Gegenstand als methodistische Gefühlsduselei oder geistliche Forcierarbeit von der Hand weisen. Wer so spräche oder handelte, würde damit bezeugen, daß er von den tiefen Schäden unsers geistlichen Lebens, von dem traurigen Versagen unserer Kraft, von der klaffenden Kluft zwischen biblischem Christentum und unserm eigenen Leisten keine Ahnung hat. Bei dem alle Stände durchdringenden praktischen Materialismus und dem unglaublichen Leichtsinn und Vergnügungshunger unserer Tage kann nur ein Predigtamt Erfolg haben, dem das Pfingstfeuer nicht fehlt, noch die von der Kohle des heiligen Altars entzündete Zunge. Man halte uns noch eine Anführung aus dem schon erwähnten Aufsatz über Whitefield zu gut. "It was this deep sympathy for his hearers, this intense love of sinful human souls, that was the great secret of Whitefield's power. Without it neither his energy, nor his eloquence, nor his marvelous dramatic gifts, nor all these united, would have enabled him to work a tithe of the miracles he did." "If ever philantropy burned in the human heart with pure and intense flame," says Sir James Stephens, "it was in the heart of George Whitefield." "It was not the theology of his sermons, which was often hard and literal, but the preacher's spirit, that won the people's ear and heart. They knew that it was for no selfish end that he was wearing himself out in behalf of frail, sorrowing, perplexed and dying men; that, with the exception of brief intervals of repose, his whole life was consumed, so to speak, in the delivery of one continuous or scarcely interrupted sermon."

Hier wird Whitefields Menschenliebe als ein großer Zug seines geheiligten Lebens hervorgehoben und als das Hauptgeheimnis seines Erfolges. Doch sie war ja nur die schönste Frucht seines Lebens vor Gott, und es ist dies innere, geistliche Leben und seine biblische und gottgewollte Entfaltung, wozu seine Laufbahn uns ebenso wohl den stärksten Antrieb als den ergreifendsten Kommentar liefert. Wir brauchen uns hier nicht in Extreme zu verlieren. Wozu von vollkommener Sündlosigkeit reden, wenn doch jeder verständige Mensch weiß, daß sie unerreichbar ist? Wozu sich damit abplagen, ob das "second blessing" als eine einmalige Gabe zu empfangen und zu verstehen sei, oder als ein allmähliches Wachstum? Die Hauptsache ist, daß wir überhaupt den Geist Christi haben und ihm immer mehr Raum geben. Wir erinnern uns vor Jahren einen methodistischen Prediger gehört zu haben, als er über das "second blessing" redete und uns allen große Dinge davon zu sagen wußte. Doch als wir nachher seine eigenen Glieder fragten, fanden wir, daß sie von dem "second blessing" ihres

Pastors gar nicht so sehr erbaut waren. Der eine sagte: „Vielleicht ist es eine gute Sache. Aber wenn man es zweiundfünfzigmal das Jahr hören muß, wird es einem über." Und wiederum kannten wir einen evangelischen Prediger (jetzt deckt ihn schon der Rasen), einen sehr lieben und ernsten Mann. Er behauptete zu Zeiten, daß der Herr ihn vom Sündigen freigemacht habe. Ein Freund, der die Verhältnisse kannte, sagte: „Wollte Gott ihm die Augen öffnen, die Schwächen zu sehen, die seine Gemeinde an ihm wahrnimmt!"

Also hier sagen wir, daß wir nach vielen persönlichen Versuchen und Mißerfolgen uns von diesen Extremen abgewandt haben, auch es nicht für weise oder gut halten, nach einer beweglichen, oder gar überwältigenden Rede die christlichen Hörer zur unbedingten Uebergabe (perfect surrender) aufzufordern. Das Beste und Hülfreichste, das man tun kann, ist sich an das Wort und den Befehl des Herrn selbst zu halten: Bleibet in mir, wie der Rebe im Weinstock! Es ist ein Wort an gläubige Christen. Es ist vorausgesetzt, daß man zum persönlichen Glauben gekommen ist; aber es ist ein wunderbar einfacher und tröstlicher Rat, den er dann gibt, den ganzen Fortschritt des inneren Lebens nur als ein Bleiben in Ihm aufzufassen.

Es setzt das voraus die Kontinuität des geistlichen Lebens. Es gibt in ihm kein wirkliches Wachstum, wenn es bloß am Ende der Woche funktioniert, wenn man sich auf den Sonntag und seine Predigten vorbereitet, am Montag aber wieder in Stagnation übergeht. Nur im täglichen und stetigen Bleiben in dem Lebenselement der Seele kann Charakterstärke gewonnen werden. Alles geistige Leben ist psychologischen Gesetzen unterworfen, Gewohnheit, das ist tägliches Ueben und Wiederholen, macht irgend eine Tätigkeit leicht und schließlich zur andern Natur, so daß sie mühelos und von selbst vor sich geht. So kann auch nur durch tägliches Weilen in der Lebensgemeinschaft mit dem Herrn sich die Seele vom sündlichen Treiben loslösen, und so die Liebe zur Wahrheit, zum Guten, zum Dienst an den Menschen uns zum andern, zum neuen Selbst werden.

Auch so nur lernen wir die große Hauptwaffe in dem inneren Streit gebrauchen, das Gebet, wie der Herr sagt: So ihr in mir bleibet . . ., so werdet ihr bitten. . . . Es wird wohl niemand bestreiten, daß die meisten, weitaus meisten Prediger das Gebet aufs traurigste vernachlässigen. Man denke, was es im Leben der Jünger und im Leben Luthers war. Man lese, was Spurgeon in seinen „Vorlesungen in meinem Predigerseminar" vom „Gebet des Predigers im Kämmerlein" sagt. Er sagt z. B. dort von dem schottischen Prediger Robert Murray McCheyne: „Aber sein Fleiß im Gebet war noch größer. Er konnte in der Tat nicht genug Umgang mit Gott pflegen, ehe er in die Versammlung eintrat. Er mußte ganz von der Liebe Gottes überströmt sein. Sein Predigtamt war so sehr ein Wiedergeben der Eindrücke, die zuerst seine eigene Seele geheiligt hatten, daß die Ge-

sundheit seiner Seele zur Kraft und Frische seiner Tätigkeit absolut nötig war." Oder was Jonathan Edwards daselbst von David Brainerd, dem Heidenmissionar, sagt: „Sein Leben zeigt uns den rechten Weg zu erfolgreicher Wirksamkeit im Predigtamt. Er suchte ihn, wie ein entschlossener Soldat den Sieg bei einer Belagerung oder in einer Schlacht sucht; oder wie ein Mensch, der sich zum Wettlauf nach einem großen Preise anschickt. Wie arbeitete er doch immerdar durchdrungen von der Liebe zu Christo und den Seelen, so glühend, nicht nur im Wort und in der Lehre, öffentlich und sonderlich, sondern auch in Gebeten Tag und Nacht, „ringend mit Gott" im Geheimen und „mit Aengsten gebärend" in unaussprechlichem Seufzen und Sehnen, bis Christus in den Herzen des Volkes, zu dem er gesandt war, Gestalt gewönne! Wie dürstete er nach einem Segen auf seine Arbeit und „wachte über ihre Seelen, als der da Rechenschaft darüber geben sollte." Wie zog er aus in der Kraft des Herrn, indem er den besondern Einfluß des Geistes, um ihm Beistand und Erfolg zu verleihen, suchte, und sich darauf verließ! Und wie köstlich war schließlich die Frucht nach langem Warten und vielen dunkeln und entmutigenden Erfahrungen: als ein wahrer Sohn Jakobs hielt er an mit Ringen durch alle Finsternis der Nacht, bis der Morgen anbrach."

Man kann billig sagen, daß, wenn es mehr David Brainerds gegeben, die Geschichte unserer Indianermission und Indianerpolitik eine andere und bessere gewesen wäre. Aber man kann auch und mit noch mehr Recht sagen, daß, wenn derselbe Geist in den Predigern des Evangeliums zu finden wäre, wir bald eine Frühlingszeit anbrechen sehen würden in der Christenheit mit einem Knospen, Blühen, Reifen, das an die Zeiten der Apostelgeschichte erinnern dürfte. Darum laßt uns mit der Mahnung schließen, in die wir uns selbst so sehr wie den geringsten und schwächsten Knecht Christi einbeziehen, um den Geist des Gebetes, wie der Schriftforschung brünstig zu beten, damit der Kampf um die Freiheit und Zukunft der Kinder Gottes gewonnen, und das „siegreiche" Leben des Glaubens nicht bloß ein heißerwünschtes Ziel, sondern eine herrliche Wirklichkeit werde.

Die Entstehung der evangelischen Bekenntnisschriften.

(Auf Wunsch der Nebraska-Pastoralkonferenz in verkürzter Form dargeboten von H. Steger.)

I.

Die evangelischen Bekenntnisschriften sind die Fixierung der evangelisch-kirchlichen Grundgedanken Luthers und der auf Luthers

*) Benützt wurden: Loofs, Dogmengeschichte; Tschaeckert, P., Die Entstehung der lutherischen und reformierten Kirchenlehre; Schmidt, Symbolik; Henke, Kirchengeschichte; Herzogs Real-Enc. III; Richard, The Confessional History of the Lutheran Church. — In erweiterter Form auf der Pastoralkonferenz des Nebraska-Distrikts verlesen.

Gedanken aufbauenden Theologie der Mitreformatoren. Die Konkordienformel muß als eine Fixierung luther-melanchthonischer Gedanken zur Schlichtung der Lehrstreitigkeiten betrachtet werden.

A. Luthers Katechismen: Die Ursache der Entstehung derselben lag in der priesterlichen und pfarramtlichen Praxis. Bereits im Jahre 1518 gab Luther die „kurze Auslegung der zehn Gebote, ihre Erfüllung und Uebertretung" heraus, da ihm die zehn Gebote der beste Beichtspiegel deuchte. Im Jahre 1519 erschien die kurze Unterweisung, wie man beichten soll, ebenfalls eine Auslegung der zehn Gebote. Diese Arbeiten faßte er 1520 zusammen unter dem Titel „Kurze Form der zehn Gebote, des Glaubens, des Vaterunsers," welch letztere Form der Grundstock des 1522 herausgekommenen Betbüchleins, und die bedeutendste Vorarbeit zu den eigentlichen Katechismen wurde. Durch die von den Sektierern hervorgerufenen Wirren wurde Luther von der Notwendigkeit der Behandlung der Heilswahrheiten vor der Gemeinde und der dringenden katechetischen Unterweisung der Jugend überzeugt. Als Leitfaden sollte nach Luthers Wunsch ein „Katechismus" dienen, den Jonas und Agricola herstellen sollten. Da dies aber nicht zustande kam, so wurde vorläufig ein „Büchlein für die Laien und Kinder" benutzt, das Luthers Betbüchlein zur Grundlage hatte. Diesem Büchlein lagen Luthers Katechismuspredigten aus dem Jahre 1528 zugrunde. Eine im Jahre 1528 abgehaltene Kirchenvisitation in den sächsischen Landen, ließen in Luther den Plan vollends reifen ein Volks- und Kinderbuch zu schaffen, damit man, wie er sich ausdrückt, die Heiden, so Christen werden wollen, lehret und weiset, was sie glauben, tun, lassen und wissen sollen im Christentum. Im Jahre 1529 hatte er sich an die Ausarbeitung des „Großen Katechismus" gemacht, und zugleich einen Katechismus in Tafelform "pro pueris et familia" bearbeitet. Sie sollten im Hause oder in der Schule an die Wand geheftet werden. (Besonders für unsere amerikanischen Verhältnisse empfehlenswert.) Im April 1529 kam Luthers Großer Katechismus in Versand unter dem Titel „Deutsch Katechismus, Mart. Luther." Im wesentlichen hat er seine ursprüngliche Gestalt beibehalten, und wurde nach von Selnecker gemachten Veränderungen (1529) ins Konkordienbuch aufgenommen. Am 16. Mai 1529 erschien die von Luther besorgte Ausgabe des Kleinen Katechismus, unter dem Titel „Der Kleine Katechismus für die gemeine Pfarrherr und Prediger, Mart. Luther." Während die Tafeln für die Hausväter bestimmt waren, sollte die Buchform „eine kleine Hausagende" für die Prediger sein. In der Ausgabe von 1531 hatte er zwischen dem vierten und fünften Hauptstück „Wie man die Einfältigen soll lehren beichten" eingeschoben. An sachlichen und sprachlichen Verbesserungen seines Katechismus hat es Luther nicht fehlen lassen, von der Unvollkommenheit seiner Arbeiten war er mehr überzeugt, als seine blinden Nachbeter. Die Form war ihm nicht die Hauptsache, denn er sagt

selbst in seiner Vorrede: erwähle dir, welche Form du willst, aber er war auch Pädagoge genug, um auf die schädlichen Folgen der Neuerungssucht im Jugendunterricht hinzuweisen. Ob der Katechismus den durchweg vollständigen und einwandfreien Ausdruck bringt von dem, was Luther geben wollte, ist angesichts der kurzen Zeit, in der er entstanden, fraglich. In der Vermeidung aller theologischen Schulausdrücke hat er bis heute das apostolische Glaubensbekenntnis evangelisch verstehen gelehrt, und hat sich als ein Kleinod der Evangelischen Kirche behauptet.

B. Die Augsburger Konfession: Die wohlgemeinten Einigungsversuche des hessischen Landgrafen waren durch das Marburger Gespräch erfolglos geblieben. Die mündliche Nießung im Abendmahl war der ausschlaggebende Punkt. Die „Schwabacher Artikel," die eine Umarbeitung der Marburger Artikel waren, und in denen die magische Anschauung über das Abendmahl hervortritt, sollten zunächst dazu dienen, zu zeigen, worin man einig sein solle und müsse, um politisch zusammengehen zu können. Auf Wunsch des Kurfürsten, der den Wittenberger Theologen befohlen, sich über die zwiespältigen Artikel zu beraten, hat Melanchthon die gewünschten Artikel nach Torgau gebracht, welche als unter dem Namen „Torgauer Artikel," dem zweiten Teil der Augustana entsprechen. Diese beiden Artikel sind wertvolle Vorarbeiten für das Augsburger Bekenntnis gewesen, denn Melanchthon hat, durch das kaiserliche Ausschreiben zum Augsburger Reichstag veranlaßt, bereits auf der Reise dorthin, in Koburg, allwo Luther zurückblieb, angefangen ein Bekenntnis zu verfassen, in dem die Stellung zum alten Glauben und zu den kirchlichen Zeremonieen dargelegt werden sollte. Am 11. Mai wurde dasselbe zur Begutachtung an Luther gesandt, der es mit dem charakteristischen Vermerk zurücksandte „Ich habe Magister Philippsen Apologie überlesen, die gefällt mir fast wohl und weiß nichts dran zu bessern, noch ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten." Melanchthon hatte inzwischen täglich an hinzugefügten Artikeln weitergearbeitet und der Kanzler Brück hatte sich um die neue Vorrede verdient gemacht, die nötig wurde, da eine Reihe Fürsten und Städte das ursprünglich sächsische Bekenntnis annahmen. Am 25. Juni 1530 wurde das Bekenntnis übergeben, das Dr. Beyer in deutscher Srache verlas. Der Kaiser erhielt das lateinische Exemplar, während das deutsche Original dem Reichskanzler zur Aufbewahrung im Reichsarchiv übergeben wurde. Beide Originale sind abhanden gekommen. Trotz des Verbots des Kaisers, daß etwaige Handschriften gedruckt würden, entstanden in kurzer Zeit sechs deutsche und ein lateinischer Druck, die aber zahlreiche Fehler enthielten. Melanchthon entschloß sich daher einen korrekten Text herzustellen, der als die editio princeps später im Konkordienbuch Aufnahme fand, und mit

der von Justus Jonas bearbeiteten deutschen Uebersetzung den Titel "Confessio fidei exhibita invictiss. Imp. Carolo V. Caesari Aug. in Comiciis Anno M D X X X Addita est Apologia Confessionis. Beide Deudsch Und Lateinisch, Psalm 119. Et loquebar de testimoniis tuis in conspectu Regum et non confundebar." trug. Nicht nur den deutschen, sondern auch den lateinischen Text dieser Ausgabe hatte Melanchthon verändert, und eine „unveränderte Augsburger Konfession" entspricht nicht dem historischen Tatbestand. Auf Grund der neununddreißig existierenden Handschriften, welche teils Abschriften des Originals sind, hat man versucht, einen Originaltext der Augustana herzustellen.*

Der Inhalt der Konfession besteht aus den Artikeln des Glaubens und der Lehre, und aus den sieben Artikeln, in welchen Zwiespalt ist, da erzählt werden, die Mißbräuche so geändert. Daß Melanchthon die Augustana beinahe so oft veränderte, als er sie in den Druck gab, mag ihm vom juristischen Standpunkt aus verdacht werden, vom Standpunkt der theologischen Entwicklung aus ist dies nicht anders zu erwarten. Die lateinische Ausgabe von 1540, welche als die confessio Augustana Variata gemeinhin bekannt ist, weist besonders zwei Hauptveränderungen auf, worin er im achtzehnten Artikel die Freiheit des menschlichen Willens im Verhältnis zur göttlichen Gnade behauptete (Synergismus); und im zehnten Artikel die lutherische Konsubstantiationslehre aufgab und eine reale Mitteilung Christi im Abendmahl lehrte.† Zur Reformationszeit hat niemand Anstoß an den Veränderungen genommen, ja selbst die weiteren Veränderungen der Augustana fanden die Anerkennung der Reformatoren. Erst von 1548, als sich das Gnesio-Luthertum von der melanchthonianischen Richtung schied, wurde die vermeintlich „unveränderte" das Symbol des echten Luthertums. Die Deutsch-Reformierten hatten die Variata als ihr Symbolum erwählt, und bei Berufung auf die Invariata stets den zehnten Artikel so verstanden, wie er in der Variata dargelegt war.

Die Augsburgische Konfession war zur Zeit ihrer Entstehung nichts weniger als das Bekenntnis einer Kirche, oder gar der Lutherischen Kirche. Es sollte ja dadurch vielmehr die Existenzberechtigung der sich anbahnenden Kirche innerhalb der lateinischen Kirche gewahrt bleiben. Im zehnten Artikel ist die Transsubstantionslehre eher einals ausgeschlossen. Das „Leisetreten" Melanchthons war nicht nach Luthers Geschmack. Es ist aber zweifellos, daß trotz des Leisetretens und trotz der Unfertigkeit der Theologie Melanchthons, das Evangelium der Reformation in der Augsburgischen Konfession einen mei-

*) Tschackert, P., Die unveränderte Augsburgische Konfession, Kritische Ausgabe, 1901.

†) Text des 10. Art. der Variata: De coena Domini docent, quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in coena Domini.

sterhaften Ausdruck gefunden hat. Melanchthon hatte die Rechtfertigung zum Zentrum der Konfession gemacht, und den religiösen Glauben in vortrefflicher Weise dahin charakterisiert: id est memnisse Christi, beneficia est memnisse. Andrerseits kann nicht behauptet werden, daß man manches im Bekenntnis vermißt, noch kann es als ein Schlüssel zu einem vollen Schriftverständnis betrachtet werden.

Statt einer sachgemäßen Antwort erfolgte von römischer Seite eine langweilige Schmähschrift gegen Luther, von welcher der Kaiser behauptete, daß sie seinen Glauben ausdrücke, und als „Vogt christlicher Kirche" gegen die Widerstrebenden vorgehen werde. Im April 1531 gab Melanchthon eine Widerlegung der römischen Confutatio heraus, die sich zu einer theologischen Begründung der Augustana gestaltete, und obgleich Privatschrift, als die Apologia eine öffentliche Bedeutung erhalten hat.

C. Die Schmalkaldischen Artikel: Anläßlich der Ausschreibung des allgemeinen Konzils im Mai 1837 zu Mantua, drückte der Kaiser den Wunsch aus, daß der religiöse Streit beigelegt werden sollte. Deshalb erging an Luther die Bitte, Artikel des Glaubens aufzustellen, auf denen er angesichts des Todes bestehen wolle. Da der Auftrag hinausgeschoben wurde, so wurde das Ersuchen in der Weise wiederholt, festzustellen, in welchen Artikeln um christlicher Liebe willen, doch außerhalb Verletzung Gottes und seines Wortes, die nicht nötig wären, etwas könnte nachgegeben werden. Das Original trägt den Vermerk Melanchthons: „Ich, Phil. Melanchthon, halte diese obgestellte Artikel auch für recht und christlich. Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um des Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er hat, jene humano auch an uns zugelassen sei. Der Kurfürst, erfreut über Luthers Bekenntnis, wies energisch den Zusatz Melanchthons ab.

Die Artikel selbst zerfallen in drei Teile. Vom zweiten Teil, der von den Artikeln handelt, so „das Amt und Werk Christi oder unsere Erlösung betonen," sagt Luther, kann man nicht weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde, und auf diesem Artikel steht alles, was wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben. Der vierte Teil ist speziell dem Papsttum gewidmet, worin Luthers Auffassung, daß der Papst der rechte Endchrist oder Widerchrist sei zum Ausdruck kommt. Unter Ausschluß des Papsttums hatte selbst Luther auf eine Verständigung aufgrund seiner Artikel gehofft. Melanchthon nahm besonders an der scharfen Bekämpfung des Papsttums Anstoß, ebenso an Luthers Definition über das Abendmahl. Während sich vorher Luther dahin erklärte, daß unter Brot und Wein sei der wahrhaftige Leib und Blut Christi im Abendmahl, drückte er sich in den Artikeln dahin aus, das Brot und der Wein sei der wahrhaftige Leib und das Blut Christi. Die Bedeutung der Schmalkaldischen Artikel liegt in

„ihrem polemischen Charakter und ihrer protestantischen Entschiedenheit, und darin, daß sie recht eigentlich Luthers Eigenart tragen.“

Tetrapolitana: Wesentlich unter Zwinglis Einfluß entstanden die zwölf Artikel der fidei ratio, worin er am ausführlichsten seine Stellung zum Abendmahl dargetan hat. Die fidei expositio zeigt noch mehr die rücksichtslose Darlegung Zwinglischer Grundsätze. Besonders aber war die Tetrapolitana, das Vier-Städtebekenntnis, der Ausfluß zwinglischer Gedanken. Es zeigt einerseits den Anschluß an die Augustana, andrerseits die Zwinglische Selbständigkeit, und unterscheidet sich besonders von der ersteren dadurch, daß sie, 1. das Schriftprinzip ausdrücklich betont; 2. daß von den Sakramenten gesagt wird, sie seien sacramenta genannt, auch deshalb quod his fidei professio fit, und weil das Abendmahl eine Speise der Seelen sei, 3. daß der an sich freie Gebrauch der Bilder in den Kirchen kritisiert wird, und 4. daß die Notwendigkeit der guten Werke geltend gemacht wird.

Obwohl die Trennung von der römischen Kirche bereits 1532 vollzogen war, so blieb nach dem Konvent zu Schmalkhalden 1537 das Verhältnis bis über Luthers Tod hinaus ein unklares. Eine juristische Anerkennung der Augustana kannte man nicht, ja man erließ den Oberdeutschen, als sie sich zur Annahme der Augsburgischen Konfession bereit erklärten, die im zehnten Artikel ausgesprochene Verurteilung der Zwinglischen. Auch die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften war keine allgemeine. Nur die Grundgedanken, aber nicht der Wortlaut, wurden als verpflichtend angesehen.

II.

Den weiteren Bekenntnisschriften, die mehr oder weniger lokaler Natur sind, liegt jene Schrift zugrunde, welche die abgeschlossenste Gestalt des calvinischen Denkens darbietet, die institutio religionis christianae. In der dritten und zugleich letzten Hauptausgabe tritt die calvinische Theologie am schärfsten hervor. Calvin ersieht den Grund der Sünde nicht in dem Willensausfluß der ersten Menschen, sondern in der Verordnung Gottes. Es ist das decretum horribile, das ihm als Ursache der Sünde erscheint. Nach einem ewigen, unveränderlichen und unwiderruflichen Ratschlusse hat Gott einen Teil der Menschheit zum Heil erwählt, um an ihnen seine Barmherzigkeit zu erzeigen, die übrigen aber verdammt, um seine Strafgerechtigkeit zu offenbaren. Zu erfahren, wer erwählt sei oder nicht, ist Neugierde. Calvin überbot selbst die Prädestinationslehre Augustins, indem er auch eine Vorherbestimmung zum ewigen Verderben lehrte (sed aliis vita eterna, aliis damnatio aeterna praeordinatur). So schreckt er auch nicht zurück, Gott zum auctor peccati zu machen. Es war mehr die Befriedigung des praktischen Interesses, die ihn zur Annahme dieser unevangelischen Lehre trieb. Das anstößige dieser Lehre wurde allerdings zur Reformationszeit nicht in dem Maße unseres evangeli-

schen Empfindens gefühlt, und die schroffe Stellung zwischen Luthertum und Calvinismus war viel weniger in der Prädestinationstheorie als in der Lehre vom Abendmahl begründet.

Im Unterschied von Luther wich er in der letzteren nur in der Vorstellung vom Modus des Vorgangs der sakramentalen Wirkung ab. Zwingli hatte hauptsächlich die historische Tatsache des Todes Christi den Teilnehmern in Erinnerung bringen wollen, als eine Speise der Seele hatte er das Abendmahl stets anerkannt. Calvin denkt sich die Verbindung der Seele mit dem Erlöser vermittelt durch die caro Christi, in welches auf wunderbare Weise aus der Gottheit Christi Leben und Kraft zuströmt, das dadurch zu einer reichen und unerschöpflichen Quelle wird, und dem gläubig genießenden, die von Christus geleisteten Wohltaten real von oben her mitteilt. Der Geist wird als Kanal für das Fleisch gedacht, das Fleisch wiederum als Kanal für die Wirkungen des Geistes.

Die erste offizielle Bekenntnisschrift Calvins war der Catechismus Genevensis, der aus Fragen und Antworten bestehend, für die Jugend herausgegeben wurde. Im Jahre 1559 überreichte Chandien, ein treuer Schüler Calvins, dem König Franz I. die Confessio Gallicana, worin in vierzig Artikeln nicht nur die dogmatischen Streitgegenstände, sondern auch die Fragen der Kirchenverfassung behandelt werden. Der Confessio Gallicana ähnlich ist auch die Confessio Belgica, welche die Niederlande für den calvinischen Geist eroberte.

A. Der Heidelberger Katechismus: Nachdem durch Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz der Calvinismus auch seinen Einzug in Deutschland gehalten, wurde 1541 zur Beseitigung der lutherisch-reformierten Streitigkeiten der Heidelberger Katechismus von dem Melanchthonianer Ursinus und dem Calvinisten Olevian verfaßt, und dann 1563 mit einer vom Kurfürsten verfaßten Vorrede gedruckt und als Lehrnorm für Prediger und Schulmeister herausgegeben. Er behandelt in klarer, warmherziger Ausführung den calvinischen Typus der reformierten Heilslehre. Der Einfluß der deutschen Reformation machte sich bemerkbar, da nicht nur manches Schroffe aufgegeben und gemildert wurde, sondern die ganze Einteilung selbst sich mehr den deutsch-lutherischen Bekenntnissen anschloß, als dies bei den extrem calvinistischen Bekenntnissen der Fall ist. Der erste anthropologische Teil handelt von des Menschen Elend, der zweite von des Menschen Erlösung (Apostolicum und Sakramentslehre); der dritte Teil von des Menschen Dankbarkeit (Dekalog und Gebet). Ausgeprägt calvinisch ist er nur in der Sakramentslehre, dagegen beschränkt er sich in der Prädestinationslehre nur auf das Tröstliche der Erwählung. Gegen die römische Messe ist er sehr schroff. Von den Lutheranern sehr bekämpft, von seinen Verfassern mutig verteidigt, wurde er auf der Emdener Synode in verschiedenen Gegenden Deutschlands und der Schweiz eingeführt, und auf der Dortrechter Synode 1619 ausdrück-

lich als Symbol der Reformierten Kirche erklärt. Neben der Bibel und Luthers Katechismus ist er wohl das verbreitetste Buch in der evangelischen Christenheit. Biblisch gut fundiert, reicht er an die Einfachheit und pädagogische Praxis des Kleinen Lutherschen Katechismus nicht heran. Man hat von ihm behauptet, er habe lutherische Innigkeit, melanchthonische Klarheit, zwinglische Einfachheit und calvinisches Feuer in eins verschmolzen.

B. Helvetica Secunda: In der Befürchtung, daß die Reformierten vom Augsburger Religionsfrieden ausgeschlossen werden möchten, hielt es Kurfürst Friedrich III. für das beste Mittel ein feierliches Bekenntnis zum christlichen Gemeinglauben darzulegen. Er beauftragte dazu Heinrich Bullinger, der ihm ein aufgesetztes Bekenntnis, das sein Testament sein sollte, übersende. Im Unterschied zur ersten helvetischen Konfession, welche die deutsche Schweiz vereinigte, trägt die Helvetica Secunda einen ökumenischen Charakter und bildet den Höhepunkt reformierter Bekenntnisbildung. In dreißig ziemlich ausführlichen Artikeln entwickelt sie, von der Schrift ausgehend, die wichtigsten dogmatischen Punkte.

C. Dortrechter Artikel: Da der in den Niederlanden herrschende schroffe Calvinismus von dem Prediger Arminius und seinen Schülern angegriffen wurde, die sich besonders in dem Bekenntnis sententia Remonstratium ihren Anklägern gegenüber zu rechtfertigen suchten, so wurde 1618 nach vorangehenden unerquicklichen Streitigkeiten auf der Synode zu Dortrecht das Los der Arminianer entschieden. Die Beschlüsse der Synode lassen sich hauptsächlich dahin zusammenfassen: Gott erwählt nicht, weil er den Glauben der zu Erwählenden vorhersieht, sondern ganz nach seinem freien Wohlgefallen, eine bestimmte Anzahl Menschen, denen er den Glauben schenkt. Die andern überläßt er ihrer Bosheit, und dem Verderben. Christus ist nur für die Erwählten gestorben. Die Gnade wirkt unwiderstehlich, aber nicht zwangsweise. Der Wiedergeborene sündigt auch noch, aber er kann nie die Sünde wider den Heiligen Geist begehen, nie mehr aus der Kindschaftsgnade fallen. Die Artikel selbst haben außerhalb Hollands nur eine geringe Geltung erhalten. Denjenigen, welche eine Milderung der prädestinationischen Orthodoxie herbeiführen wollten, sollten durch die von dem Züricher Heidegger ausgearbeitete Formula Consensus Helvetica die Prinzipien des Calvinismus in ihrer Schärfe vor Augen gestellt werden. Der Verfasser hatte sogar die Inspiration der hebräischen Buchstaben behauptet.

D. Westminster Konfession: Das von John Knox verfaßte Glaubensbekenntnis (1560) fiel der Entwicklung des Reformators entsprechend rücksichtslos calvinistisch aus. Durch die Confessio Scoticana posterior sicherten die Schotten sich ihr Kirchenwesen. Abgelöst wurden die schottischen Bekenntnisse durch die Westminster Konfession von 1647. Man hatte es auf eine Reinigung der Kirche abgese-

hen (Puritanism). Im Gegensatz zur Episkopal-Kirche erstrebten die Puritaner eine Reformation durch die Gemeinde, betonten die Presbyterialverfassung, energische Geltendmachung des Schriftprinzips, einen bilderlosen Gottesdienst und strenge Kirchenzucht im Gemeindeleben. In den dreiunddreißig Artikeln stellte die Westminster Konfession den geschichtlich bewährten Calvinismus in streng systematischer Gliederung dar, und zeichnete sich durch besonnene Schriftforschung aus.

E. Neununddreißig Artikel: Im Anschluß an den Calvinismus hat sich auch das anglikanische Kirchenwesen entwickelt. Im Dogma mild calvinisch, in der Verfassung katholisiert, tritt beim Anglikanismus das persönliche Element hinter das anstaltliche zurück. Die 1553 von dem Erzbischof Cranmer in Anlehnung an Calvin verfaßten zweiundvierzig Artikel wurden durch die neunundreißig Artikel der sogenannten Anglicana confessio fidei abgelöst. Die Abänderung bestand mehr in der Form als in der Lehre. In der Verfassung selbst weicht die anglikanische Kirche von allen calvinischen Kirchen ab. Der König hat Jurisdiktions- und Disziplinargewalt in der Kirche mit alleiniger Ausnahme der Verwaltung des Wortes Gottes und der Sakramente. Die in der Episkopal-Kirche übliche Berufung auf die successio continua apostolorum ist nirgends dogmatisiert. Der Kultus wird durch das book of common prayer geregelt.

III.

A. Die Konkordienformel: Als sich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Reihen der Gnesio-Lutheraner lichteten, entfaltete ein Luthertum seine Macht, das als Erbe des schwäbischen Reformators Brenz bezeichnet werden kann. Es war besonders durch den Kanzler Jakob Andreae vertreten, einen eifrigen Vertreter der Ubiquität. Dazu kamen Schüler Melanchthons (Chemnitz, Selnecker), die ihren Meister nicht verleugnend, in der Abendmahlslehre spezifisch lutherisch waren, ohne allerdings auf die von den Schwaben wieder aufgenommenen Ubiquitätsvorstellungen einzugehen. Angeregt durch freundschaftliche Beziehungen zwischen Andreae und den Melanchthonianern faßte ersterer den Entschluß, durch die Herstellung eines gesamt lutherischen corpus doctrinae, die Wirren der dogmatischen Streitigkeiten zu schlichten. Aus den 1573 veröffentlichten sechs Predigten Andreaes „von den Spaltungen, so sich zwischen den Theologen Augsburgischer Konfession von Anno 1548 bis auf dies Jahr 1573 nach und nach erhoben," war die „Schwäbische Konkordia" entstanden, und aus ihr nach mancherlei Aenderungen die „Schwäbisch-sächsische Konkordia." Nach dem Sturz des Philippismus ging vom Kurfürst der Anstoß aus, daß die württembergischen Theologen eine Schrift ausarbeiteten, die ihm als die „Maulbronner Formel" zuging. Im Mai 1576 wurde zu Torgau aufgrund der „Maulbronner Formel" und der „Schwäbisch-sächsischen Konkordia" das „Torgische Buch" hergestellt, durch die sechs bekannten Theologen Selnecker, Andreae, Chemnitz,

Chyträus, Musculus und Körner. Da das Bekenntnis als zu lang beanstandet worden war, unternahm Andreae einen meisterhaften Auszug des Buches. Auf weitere Anordnung des Kurfürsten fanden sich die drei Theologen Andreae, Chemnitz und Selnecker zusammen, zu denen sich später noch drei andere gesellten, um eine Schlußredaktion des Bekenntnisses vorzunehmen. Das Resultat dieser Zusammenkunft war das „Bergische Buch," die spätere „solida declaratio" der Konkordienformel. Andreaes Auszug aus dem Torgauischen Buch wurde einer gründlichen Prüfung unterzogen und als epitome articulorum dem Bergischen Buch vorangestellt. Am 25. Juni 1580 wurde die Konkordienformel unter dem Titel: „Konkordia=christlich wiederholte einmütige Bekenntnis" deutsch publiziert. Das Konkordienbuch selbst wurde 1584 herausgegeben. Es enthält die drei ökumanischen Symbole, die Augustana, die Apologie, die Schmalkaldischen Artikel, Luthers beide Katechismen und die Konkordienformel.

Die Art der Einführung der Konkordienformel in den deutschen Landen war nicht einwandfrei, in manchen Gegenden wurde sie aus dogmatischen und politischen Gründen abgelehnt, in Schweden und Dänemark war ihre Publikation bei Todesstrafe verboten. Zur Rechtfertigung der am heftigsten angegriffenen lutherischen Streitschrift muß hervorgehoben werden, daß ihre Form und ihr Inhalt von den Zeitverhältnissen bedingt ist, und daß man durch sie den unaufhörlichen Lehrstreitigkeiten ein Ende bereiten wollte. Daß aber die Verfasser der Formel Luthers tiefreligiöse Gedanken nicht besser verarbeitet, und das intellektuelle Moment einseitig hervorgehoben haben, so daß die ganze Arbeit auf eine gemäßigte antiphilippische Korrektur hinauslief, hat mit dazu beigetragen, daß durch die Formel die reformatorischen Gedanken erstarrten, und auf lange hinaus der Gedanke einer evangelischen Union zerstört ward. Wohl wird in echt protestantischem Sinne die Schrift als die einzige Regel und Richtschnur anerkannt, die andern Symbole sollen „allein Zeugnis und Erklärung des Glaubens sein, wie jederzeit die Heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden worden." Aber trotz dieser Erklärung war es die persönliche Ueberzeugung der Verfasser, und ist es bis heute bei manchem Lutheraner, daß das quatenus, als quia zu fassen sei. Die Konkordienformel selbst sollte nicht nur ein Bekenntnis für die damalig Lebenden, sondern für alle Zukunft ein Lehrgesetz sein.

Wer in den dogmatischen Formeln der Reformationszeit die endgültige Gestaltung des Protestantismus ersieht, beachtet nicht, daß dieselben nur Entwickelungen des neuen Verständnisses des göttlichen Wortes sind, die zur weiteren gemeinsamen Erfassung und Vertiefung desselben treiben sollen. Viel wäre der Kirche der Reformation an konfessionellem Hader bis zur heutigen Stunde erspart, wenn der Vollkommenheitsbegriff der Bekenntnisse ausgemerzt wäre. Wenn

zum Christentum nichts anders gehört als der die Wohltaten Christi sich aneignende Glaube, dann sind die sich bekämpfenden, engbegrenzten, dem Konfessionalismus huldigenden Lehrkirchen eine Verkümmerung des freien Geistes der Reformation. Das Evangelium der Reformation muß jedem evangelischen Christen ein heiliges Erbe der Vergangenheit sein, von dem gilt, es zu erwerben, um es zu besitzen. Aber man darf nicht vergessen, daß dieses Evangelium des sechzehnten Jahrhunderts eingebettet ist in eine Menge alter mit ihm innerlich nicht notwendig zusammenhängenden Traditionen. Glaube ist das von Jesu Ergriffensein, und die menschlichen Vorstellungsformen, in denen der einzelne sich die Wohltaten Christi aneignet, bedingen eine solche Mannigfaltigkeit, daß sie sich nicht an die Formen einer gewissen Zeitperiode binden lassen. Je lebendiger darum der Geist der Väter unter uns waltet, je mehr eine gemeinsame Vertiefung der göttlichen Wahrheit stattfindet, um so mehr wird auch unser Intellekt und Wille begnadet werden, die ewigen Wahrheiten in den Denkformen der jeweiligen Kulturepoche zu verkünden, und es muß darum auch in Beziehung auf die Bekenntnisschriften die Wahrheit des geflügelten Schleiermacherschen Wortes sich rechtfertigen: „Die Reformation dauert fort."

How to Study the Book of Revelation.

PROFFESOR PHILIP VOLLMER.

The World War has directed the attention of an increasing number of Christians to the prophetic word in general and to the study of the book of Revelation in particular. Literature on this subject is being distributed in large quantities and all kinds of questions are being asked, orally and in letters, by ministers and laymen about the correct interpretation of this precious book. Both the literature and these questions show the almost hopeless confusion in the minds of many Christians, caused by contradictory interpretations of the book. Such confusion can only be avoided by forming a clear idea of the real *aim* of Revelation and by using with consistency a natural *method* in interpreting its contents.

The Original Aim of Revelation.

Revelation is an epistle, exactly like Romans or Corinthians, having like these an epistolary introduction and conclusion. The writing is specifically addressed to seven local churches in proconsular Asia. As in the case of the other N. T. letters, the immediate object of the book is to answer definite local and temporary needs. Its contents must therefore have been intelligible to the first readers of the writing. The permanent underlying principles of the book, are as in the case of all Biblical books, applicable to similar conditions in all subsequent ages.

These pressing needs of the churches in Asia were encouragement and faith amidst the most terrible persecutions which had already begun under Nero (A.D. 54-68) and were destined to last three hundred years with increasing fury. The burden, therefore, of the entire book is the reiteration of words of comfort: "Fear not, even in the midst of anguish and persecution, ye true saints of God! Christ shall triumph! Christ's enemies shall be overthrown!" A second need of these suffering people was to be reassured in particular that God rules the world and not the Roman emperor. True, "he moves in a mysterious way his wonders to perform," but to them that love God all things must work together for good. In the famous words of Kant, truth will not be forever crucified and error crowned. God will meet out absolute justice. Revelation is therefore at bottom ethical in its tendency, outlining in an elementary way a Christian philosophy of history, vindicating God's justice and defending God's dealings, reiterating thruout all its chapters in almost wearysome monotony: "Truth crushed to earth will rise again; the eternal years of God are hers." From these considerations it follows that the object of Jesus in giving these visions to John was not to forecast the distant future or to reveal an almanach for the purpose of assisting future generations to do what Christ in Mark 13 : 32 and Acts 1 : 7 expressly forbids his followers to do—to define times and seasons. On the contrary, Christ told John to write down only three things: what he saw, what now is, and what will *shortly* come to pass (John 1 : 1; 1:8; 2 : 33; 21 : 5; 22 : 12) like every one of the N. T. writers, fervently hoped that the Lord might come during his own life-time. It was therefore entirely foreign to his mind to speak of the consummation of the Kingdom of God as lying in the far distant future. This view by no means discredits the inspiration of the Apostolic writers, for in the words of that conservative scholar, Prof. Erdman, of Princeton, "while all the apostles hoped that Christ *might* come during their life-time, they never taught positively that he *would*."

Four Methods of Interpreting.

The aim of Revelation should determine the method to interpret it correctly. Four main systems of interpretation are being advocated.

1. The oldest and until recently the most prevalent among Catholics and Protestants is the *Continuous-Historical Method*. It tries to interpret our book on the supposition that it contains a prophetic history of the world and the Church from the time of John to the end of the ages, thus furnishing a chart for the navigation of the Church. The advocates of this method differ widely from one another. We find among them the various groups of *Post-Millenniarians*. These hold in common that the "Millennium" of

Rev. 20: 1-6 comes first and after it the Lord shall appear; hence their name: post-after. But some of the Post Millenniarians understand the figure "1000" in a general sense as comprising the entire period of the Christian Church until the second coming of Christ. This group should coin another name because they evidently do not accept the arithmetical sense of the term. Another group of post-millenniarians insist that the figure means exactly a thousand years. These then feel obliged to set dates. St. Augustine (died 430) dated the millennium in this sense from the beginning of the Christian era, so that in the year 1000 A. D. the end of the world was widely expected. Some date it from the triumph of Christianity over Roman Paganism at the accession of Constantine the Great in A. D. 313; others like Hengstenberg, figure it from the conversion of the Teutonic nations about 800 A. D. (Some adopt the "year-day" theory, that a day in prophetic Scripture stands for a year, according to Ps. 90: 4.)—The continuous historical method of interpretation is pursued also by the various groups of the *Premillenniarians*. These earnest Christians hold that Christ will come "before" the millennium (hence, "pre") "to overthrow Satan and all his works and then establish a kingdom of righteousness, having either the martyrs or the entire Church with himself as sovereign, Jerusalem as the capital, converted Israel as the center, and all other nations included in a universal kingdom of pure government." (From "Christ is coming".) All kinds of charts have been made by these Christians. One of the oldest is that by Lowman, in 1737, who divided the prophetic parts of Revelation into 7 periods: (1) The seals, representing the state of the Church under the pagan Roman emporors from A. D. 95-323; (2) the trumpets, A. D. 337-750; (3) the bowls, 756-2016; (4) the millennium, 2000-3005; (5) Satan loosed for a little season; (6) Resurrection and final judgment; (7) heavenly bliss. Others adopting the "year-day" method contend that the 1260 days occurring so often in the book of Revelation denote so many years which must be counted from a certain date to the second coming of Christ. Here again disagreement arises as to the point from which to count. Melanchthon dates from A. D. 660 to 2000; Bengel: 576-1836; Elliott, 608-1868, etc. Pastor Russell asserted that the second coming of Christ had taken place in Oct., 1874; he is here, only we do not see him. The final consummation of the age, Russell said years ago, was to take place in October 1914. "In view of this confusion who does not agree with that saintly scholar, Prof. Dr. Moorehead of Xenia, O. who writes: "One grows weary of this everlasting attempt to fix chronologically the end of the age. Mk. 13: 32 should stop this nonsense, but alas, it does not."

Post- as well as Pre-Millenniarians hopelessly disagree among themselves as to the interpretation of details. The Protestants identify the pope with the beast and the Roman Church with the

scarlet harlot, while the Catholic exegetes return the compliment by calling Luther and Protestantism by these names. "Appolyon" is, of course, Napoleon I., sound and spelling of the word being too alluring; the frogs are the monks and the battle at Armageddon was the French Revolution and is now the present world war. The total failure of any Christian commentator in any age to do more than guess at the significance of these symbols in Revelation and the complete variance of the explanations suggested for them should show that they belong to the subordinate and less essential elements of the book.

2. The *Futurist Method* of interpreting Revelation holds that nothing at all or very little of the contents of the book have been fulfilled and that all the predictions will have their fulfillment in a brief space of time at the close of our dispensation. The whole contents of the seals, trumpets, bowls, etc., will be limited to a few, (Dr. Moorehead says, "some seven") years, which end with the Lord's advent.

3. The *Spiritual* (also known as the Ideal or Symbolic) *Method* holds that Revelation treats of the never-ending conflict between good and evil, between Christ and Satan that runs thru all history from the fall to the end of time. Revelation is essentially a poetic and prophetic picture of this struggle between righteousness and sin, and that accordingly we are not to look for special fulfillments of its predictions in definite historical events. It deals with great principles (not with definite historical events and least of all with details), with their action, their defeats and victories, all in the form of figures and images. So the seals are to show one phase of the conflict, the trumpets another and the bowls a third; yet all are but vivid photographs of the war between good and evil, and by no means specific transactions in history. The symbols do not describe real events and actors: with them the Dragon is Satan; the Beast any hostile power of the state (not only Rome); the harlot any apostate Church (not only papal Rome), and so forth.

4. The *Preterist Method* holds that the predictions of Revelation refer to John's own time or to the period immediately following it, and that whatever was to be fulfilled at all has already been fulfilled in the first century. Hence its name, from "praeter"-past. The chief prediction of the book, that the gates of hell shall not prevail against the church was actually fulfilled in John's time, while John's expectation that persecuting pagan Rome would "soon" be destroyed was not literally fulfilled. On the contrary, Rome and its emperor, Constantine the Great, adopted Christianity in the 4th century, and when finally the West Roman empire was actually destroyed in 476 and the East Roman empire in 1453, both were already "Christian" empires. It is now an almost universally adopted

theory that, while the prophets clearly see the peaks of future events, they often miss the intervening valleys and the events in detail. As an author says: "Biblical prophecy is not the same as pagan vaticination and soothsaying."

The Preterist, therefore, holds that Revelation is a dramatic representation of conditions and events existing in John's own day, that its visions must be limited to his horizon, that it has to do with the Roman State, with Jerusalem, with the Church of the first century and with the conflicts then raging. Some refer them chiefly to the overthrow of Rome, others chiefly to the conflict with the Jews and still others to both. The Preterist therefore holds that Nero was the Beast, that the letters of his name written in Hebrew ("Kaisar Nero") give the mystic number 666; that John and the entire Apostolic Church expected that very soon, probably during their own lifetime, the entire book would find its fulfillment, including the coming of Christ, the last judgment and the renovation of the world, symbolized in the coming down on earth of the new Jerusalem. To the question: "Post or Pre-millennium?" The Preterist therefore answers: "No millennium at all!" These terms should be banished from Christian terminology, for the figure "1000" in Rev. 20, has no numerical value, but expresses, like almost all the mystic figures in Revelation, an idea and is symbolic."

The Preterite method commends itself to a constantly increasing numbers of devout and at the same time scientific commentators because it enables us to retain all that is really valuable in the other methods. For example, it fully agrees with the spiritual interpreters in that it admits of the *analogical application* of prophecy to conditions which, in the cycles of history bear a close resemblance to each other. It applies to all times the principles originally laid down with reference to events which were then being enacted. The Preterist accepts the axiom of Bacon, that Divine prophecies have steps and grades of fulfillment thru diverse ages. Farrar thinks that the founder of the preterite school is none other than John himself. For he records Christ as saying to him: "Write the things which thou sawest, and *the things which are,* and the things which are about to happen." That is, he is to describe the contemporaneous state of the Church and the world and the things which were immediately to follow.

The Right Attitude of Bible Students.

Bible students should consider carefully each of the four methods and having adopted one of them, should carry it thru with consistency. For it leads inevitably to hopeless confusion in the results of exegesis to jump from one method to the other as one proceeds from chapter to chapter. It does not agree with the dignity of an

inspired writing to play fast and loose in trying to interpret its contents.

The chief branches of the Christian Church have never taken any official position on the controversial questions involved in the exegesis of Revelation, evidently because they were not considered as fundamental. All chief official creeds of all Christendom are silent regarding these. Only the Augsburg Confession, of 1530, the principal creed of Lutheranism, touches on the subject by denouncing premillenniarianism as a "Jewish dream". This negative testimony of the Church universal which evidently suggests liberty of research, should teach men of strong feelings on these controversial points to exercise tolerance. In the words of Prof. Erdman: "This is not a time for unkindly criticism of fellow Christians not for disputing over divergent views; not for dogmatic assertions of prophetic, programs, but for work and for the humble acknowledgment that "we know in part."

The True Value of Revelation to Us.

Revelation has for the Christians of all subsequent ages, our own included, all the value which it had for its first readers. It still inspires the devout readers with the same faith in God and the ultimate triumph of the right which vibrates thruout its pages. It still strengthens our conviction that the kingship of Christ will yet be realized on earth. Its warnings still tend to implant hatred of evil and to recall apostates. It keeps alive the expectation of our Lord's coming. Moreover, some of the most comforting passages in all kinds of adversity, for the sickroom and at the grave have been selected from our book. It has suggested some of the sublimest hymns, such as, "Jerusalem the Golden," etc. Revelation is a most precious book for devotional use.

Available Literature on the Book of Revelation.

The following five books on Revelation every minister and interested lay-people should read. They are all new, and not expensive.

1. *Porter,* The Messages of the Apocalyptic Writers. (Consistently Preterit) 367 pages, $1.25, at Scribners.

2. *W. E. B.*, Jesus is Coming. (Consistently Premillenniarian)
200 pages, $1.00, at Moody's School, Chicago.

3. *Schumm,* Essay on Revelation, Chapter 20. (Consistently Postmillenniarian). Concordia Publishing House, St. Louis. 10 cents.

4. *Eckman.* When Christ Comes Again. (Against Premillennialism) 260 pages, Abbington Press. $1.25

5. *Clarke,* The Use of Scriptures in Theology, pages 102-115. Highly interesting, but very radical.

These five books give the principal views on the subject. Let the minister prove all of them and hold fast to that which is good. In addition to these five books I will mention others, most of which I know thru personal use.

1. *Hodge, Charles,* Syst. Theol. III, p. 861, ff. A condensed statement of the postmillenniarian position.

2. *Milligan,* Revelation in the Expositor's Bible. Follows the spiritual method and is very good.

3. *Moorehead,* Studies in the Book of Revelation. Adopts in the main the Futurist method.

The following books follow the Preterite method with more or less consistency.

4. *Scott,* Revelation, in The New Century Bible. (good).

5. *Farrar,* Early Days of Christianity. (very good and thoroly informing).

6. *Farrar,* The Messages of the Bible.

7. *Warren,* The Book of Revelation.

8. *Dean,* Visions and Revelation.

9. *Palmer,* Drama of the Apocalypse.

10. *Charles,* Hebrew, Jewish and Christian Eschatology.

11. *Kent,* Work and Teaching of the Apostles, page 276 ff.

12. *Meyer,* Revelation, in his great commentary.

13. *Ramsay,* Letters to the Seven Churches.

14. *Swete,* Apocalypse of St. John.

15. The Boooks on N. T. Theology by *Sheldon, Stevens,* and *Beyschlag.*

16. *McGiffert,* Hist of the Apostolic age.

17. *Vollmer,* The Modern Student's Life of Christ, pp. 20 ff.

18. *Harnack,* Art. on the Millennium in the Encycl. Brit.

The following two books are strongly Premillenniarian.

19. *Beet,* The Last Things.

20. *Andrews,* Christianity and Anti-Christianity in their Final Conflict.

Helpful material will also be found in all other commentaries as well as in all Dictionaries of the Bible under "Apocalypse," "Millennium", and "Revelation." The commentaries by *Porter,* (page 360), *Meyer* and *Swete* contain valuable lists of additional books. *Lange's* Com. on Rev. contains an exhaustive chapter on the interpretation of the mystic and symbolic numbers in Revelation.

Das Gebet des Herrn.

Predigt-Dispositionen von Pastor G. Fr. Schütze, Tigerton, Wis.

Die Anrede.

Matth. 6, 9.

A. Das Ziel alles unseres Strebens ist das Himmelreich. Wie aber gelangen wir hinein? Nicht durch die eigene Gerechtigkeit! Die Pharisäer hatten die Gerechtigkeit der Werke, und doch wurden die Zöllner eher gerechtfertigt, denn sie (Luk. 18, 14). Unsere Gerechtigkeit aber sollte noch besser sein! Und da fehlt es! Nein, nicht durch Gerechtigkeit kommen wir zu Gottes Himmelreich, sondern dadurch, daß wir in Christo einen gnädigen Gott und Vater haben. Das ist das Größte, das uns der Glaube bringt:

B. Das Geheimnis der Gotteskindschaft.

I. Was will das Wort „Vater“ sagen?

a) Gott ist der **Herr** über alles im Himmel und auf Erden. Und doch will er nicht mehr der Herr sein, sondern der liebende Vater. Das hat der Heiland uns ausgelegt in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn. Dieser hätte zufrieden sein können, wenn er als ein Tagelöhner wieder hätte in der Heimat sein dürfen; aber der Vater nimmt ihn aufs neue als seinen Sohn an. So dürfen auch wir in Gott nicht mehr den gestrengen Herren sehen, sondern den liebenden Vater. Gott befiehlt uns ihn zu lieben; wie können wir ihn aber lieben, wenn wir uns vor ihm fürchten müssen? (1. Joh. 4, 18) Nicht wie der Preußische König, der mit dem Stocke seine Untertanen lehren wollte: „Ihr sollt euch nicht vor mir fürchten; ihr sollt mich lieb haben,“ sondern, wie ein rechter Vater zu seinen Kindern, sucht er uns mit Liebe und Wohltaten zu reizen und locken, daß wir „getrost und mit aller Zuversicht zu ihm beten sollen, wie die lieben Kinder zu ihrem rechten Vater.“ Das bedeutet das Wort Vater.

b) Mehr noch will der Vater aber sagen, wenn er sich Vater nennt, nämlich, daß er nicht will unser **Richter** sein. Er richtet niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne übergeben (Joh. 5, 22). Freilich wir haben Gericht und Strafe wohl verdienet durch unsere vielen Sünden, — Uebertretungen wie Versäumnisse — wir haben gesündigt im Himmel und vor dir, d. h. auf Erden; dennoch: Kein Gericht, nur eitel Vaterliebe! Hosianna! Ob unsere Sünden gleich blutrot wären, schneeweiß sollen sie werden (Jes. 1, 18), Halleluja!

c) **Vater!** Das bedeutet, daß er sich unser erbarmet, wie ein rechter Vater über seine leiblichen Kinder. Elternliebe, das Größte auf Erden. Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen? (Jes. 49, 15). Siehe, so wie einen seine Mutter tröstet, so will der Herr uns trösten (Jes. 66, 13). Mehr aber noch; denn Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf (Ps. 27, 10). Ewig ist er bei uns und mit uns, sorgt für uns, wacht über uns. Alle gute und vollkom-

mene Gabe erhalten wir nur von ihm, der uns nicht verlassen noch versäumen will, weil er ein Herz voll Liebe für uns hat. O unergründliches Geheimnis der Liebe Gottes, daß wir seine Kinder sollen heißen und er sich unseren Vater nennt.

II. Wem gilt denn das Wort „Kind?"

a) Zunächst wohl dem eingeborenen Sohn allein; denn zu ihm hat sich Gott mehrfach bekannt und gesprochen, daß er sein Sohn ist (Vergleiche Jesu Taufe und Verklärung). Dann aber gilt dieses Geheimnis von der Kindschaft auch allen denen, die Christum angezogen haben (Gal. 3, 26). Ihr seid Gottes Kinder, des wollen wir alle froh sein. Welche selige Verheißung! Und niemand ist davon ausgeschlossen. Alle, die an ihn glauben, sind berufen zu den Stufen vor des Lammes Thron. Die Liebe Gottes ist so groß, daß in seinen Vaterarmen Raum ist für alle, die sich nur hineinflüchten wollen aus der Welt und deren Elend. Seine Arme stehen auch dir offen; auch für dich hat Jesus vom Kreuze aus seine Arme ausgebreitet und auch für dich ausgerufen: Es ist vollbracht! Aber leider: Er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht an; viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet.

b) Wer sind die Auserwählten Gottes? Paulus sagt uns: Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle hat Gott berufen (1. Kor. 1, 26), sondern was töricht und was schwach ist, das Unedle und das Verachtete hat Gott erwählt. Auch dafür dürfen wir Gott danken. Wie die Verhältnisse in diesem Lande einmal stehen, ist unsere Kirche in der großen Mehrzahl eine „Arme-Manns-Kirche," aber deshalb um so näher dem Herzen Gottes; denn die Anfechtung lehrt aufs Wort merken. Durch das Wort aber kommt die Predigt, und aus der Predigt der Glaube.

c) So halten wir es nun (Röm. 3, 28). Zur Rechtfertigung gehört aber als letztes Hauptstück die Aufnahme in die Kindschaft Gottes. Jesu Verheißung: Dir geschehe, wie du geglaubt hast! Nicht umsonst hat uns Gott den Geist und das Zeugnis gegeben, daß wir seine Kinder sind. Daran laßt uns halten in bösen Tagen: Durch die Züchtigung erbietet sich Gott uns als Kindern (Hbr. 12, 6—7), daß er uns nicht von Herzen betrübt (Klag. 3, 33), sondern daß er uns aus sechs Trübsalen errettet hat und in der siebten uns kein Uebel treffen soll (Hiob 5, 19). Darum werft euer Vertrauen nicht weg, sondern allezeit behaltet das vor Augen: Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet (Ps. 103, 13). In guten Tagen aber hebet eure Augen auf zu den Bergen, von welchen die Hilfe kommt, zu dem Berg der Bergpredigt, der uns hinweist auf die Kraft des Gebetes (Matth. 7, 7—11), zu dem Berg der Verklärung, von dem uns das Bekenntnis Gottes zu seinem Sohne kommt, und vor allen zu dem Berge Golgatha, auf dem unsere Kindschaft errungen, und zum Oelberg, auf dem die heilige Taufe

als Uebertragung unserer Kindschaft befohlen. Und dann danket dem Vater für alle Liebe und Freundlichkeit.

d) Meine Schafe hören meine Stimme und sie folgen mir. Das darf nicht fehlen. Nicht mit Herr, Herr oder Vater, Vater sagen kommen wir ins Himmelreich, sondern mit dem Tun des Willens Gottes. Vergleiche die beiden ungleichen Söhne. Aller Glaube, der Berge versetzen kann, ohne die Liebe ist nichts, sondern ohne Werke ist er tot. Manches Kind kann man an der Familienähnlichkeit mit seinem Vater erkennen. Christliche Familienähnlichkeit besteht in der Liebe (Joh. 13, 31). Gott ist die Liebe. Als Gottes Kinder müssen auch wir Liebe üben.

III. Wie werde ich denn nun aber ein Kind Gottes?

a) Die Heilsordnung (Katech. Fr. 91). Lassen wir Berufung und Erleuchtung beiseite — beide sind Gnadenwerke des Heiligen Geistes — unsere Frage ist vielmehr: Was muß **ich** tun, daß ich selig werde? Gott wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, aber darum gerade schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern. Kinder Gottes sind wir geworden ohne unser Zutun, aber was für welche? Verlorene Söhne! Was mußte aber der verlorene Sohn tun, um wieder ein liebes Kind zu werden? Er sprach: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Mit einem Wort: Was muß ich tun? Antwort: Buße. Das erste Stück. Damit fängt das Neue Testament an. Johannes predigt: Tut Buße und bekehret euch! Jesu erste Predigt (Matth. 4, 17) lautet: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Den Pharisäern predigt er Matth. 9, 13 Sünder zur Buße zu rufen. In Nazareth (Luk. 4) der praktische Inhalt seiner Predigt ist die Buße. So noch heute: Tut Buße, kehret um von euren bösen Wegen, macht euch auf und kommt zu eurem Vater!

b) Praktisch muß sich das zeigen in eurem täglichen Leben. Zachäus (Luk. 19), auch ein verlorener Sohn, spricht: Die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wen ich betrogen habe, dem will ich es viermal ersetzen. Oder denke an Saulus vor Damaskus: Herr, was willst du, daß ich tun soll? Dann siehe den Unterschied: Saulus hat Wohlgefallen an dem Tod des Stephanus, Saulus verfolgt die Heiligen des Herren mit Schnauben und Morden; Paulus aber predigt alsbald Christum in den Schulen, daß derselbige Gottes Sohn sei. Saulus ein großer Herr, mit Brief und Vollmacht vom Hohenpriester; Paulus dagegen in Ketten und Banden (2. Kor. 11, 23—28), auch mit Brief und Vollmacht, aber von dem himmlischen Hohenpriester. „Beuge dein Haupt, stolzer Sigambrer, verbrenne, was du angebetet hast, und bete an, was du verbrannt hast." Das sollst auch du tun, um dich als Gottes Kind zu erweisen.

c) Führt dich dieses Suchen nach Gott und nach seiner Kind-

schaft, auch in Not und Elend, das schadet nichts; denn es ist keiner, der alles verlassen hat, dem es nicht vom Vater im Himmel hundertfach vergolten ist. Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, dann darfst du auch zuletzt rühmen: Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.

Die erste Bitte.

Matth. 6, 9b.

A. Bei den Kindern Israels wurde der Name Gottes so heilig gehalten, daß nicht einmal im Gottesdienst und Gebet der Name Gottes gebraucht werden durfte, sondern statt dessen: Der Herr. Das ist natürlich übertrieben und verkehrt. Doch nicht umsonst ist das dritte Gebot im Katechismus. Vielfach übertreten, hat es doch seine hohe Bedeutung. Der Name ist die Bezeichnung des Wesens. Ist nun aber der Name schon so heilig, wie viel mehr wird es die Person Gottes selbst sein. Darum eine ernste Mahnung in dieser Bitte: Bedenke die Heiligkeit Gottes.

B. Ich bin heilig, der Herr, euer Gott.

I. Wie offenbart sich Gottes Heiligkeit für uns?

a) Was heißt **heilig?** und besonders: Was heißt, Gott ist heilig? Ohne auf theologische Feinheiten einzugehen, dürfen wir es erklären: Frei sein von allem Bösen, sowohl an sich selbst, als auch in seinem Verhältnis zu den Menschen. Er hat nicht Gedanken des Bösen mit uns, sondern nur Gedanken des Guten. Alles, was uns böse erscheint, Leiden, Not, Sterben, ist in erster Linie nicht durch Gottes Heiligkeit hervorgerufen, sondern durch der Menschen Unheiligkeit. Gott hat keinen Gefallen an dem Tode des Sünders (Hes. 18, 23), sondern daß er sich bekehre und lebe. Darum ist die schönste Offenbarung der Heiligkeit Gottes seine **Liebe.**

b) Freilich, Gott will für die Füll' etc. Dem natürlichen Menschen fällt es oft sehr hart, die heilige Liebe Gottes zu erkennen! An Gräbern, an Krankenbetten, bei großen Unglücksfällen hört man oft murren: Konnte er nicht machen, daß dieser nicht stürbe? (Joh. 11, 37.) Bei großen Unglücksfällen, ja in diesem ganzen grausigen Krieg fragt sich auch der Fromme: Konnte Gottes Liebe denn das nicht verhindern? Gottes Antwort: Spricht auch der Ton zu seinem Töpfer: Warum machst du mich also? (Jes. 45, 9.) Es ist nicht unsere Sache, mit Gott zu rechten, sondern vielmehr uns zu beugen unter seine gewaltige Hand. Bedenken wir: Gott legt wohl eine Last auf, aber er hilft sie auch tragen. Nicht murren wider Gottes Heiligkeit, sondern beten: Dein Name werde geheiligt. Willst du noch mehr Antwort, so höre:

c) Gottes Heiligkeit ist auch **gerecht.** Aus dem Katechismus wissen wir, daß Gott nur das Gute und Reine liebt, dagegen das Böse richtet und verdammt. Er muß strafen um seiner Gerechtigkeit willen;

darum kommt so viel Böses über die Menschheit, daß sie sich bekehre. Nicht immer sind gerade die die allerschlechtesten, die von Gottes Heiligkeit in Unglück und Tod gegeben werden, sondern so ihr euch nicht bessert, so werdet ihr alle auch also umkommen. Denke an die achtzehn, auf die der Turm zu Siloah fiel, und die bei ihrem Opfer getöteten Galiläer (Luk. 13, 1—5). Schuldig sind wir alle und haben nichts als eitel Zorn und Strafe verdient. Darum demütige dich und bete: Dein Name werde geheiligt.

d) Die Alten bildeten die Gerechtigkeit ab mit einer Binde über die Augen, um anzuzeigen, daß die Gerechtigkeit kein Ansehen der Person kennt. So sagte auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen: Fiat justitia, pereat mundus, d. h. Gerechtigkeit muß sein, und wenn die ganze Welt darüber in Stücke geht. Aber das auf die Spitze getriebene Recht wird zum allergrößten Unrecht, wenn es nicht verbunden ist mit dem **Erbarmen.** Vor Jahren wurde einmal ein Mädchen zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, weil es für den kranken Bruder sechs Eier gestohlen. Christus würde nie dieses Urteil gefällt haben. Denke an die große Sünderin (Joh. 3), die er auch nicht verdammen wollte. Ja, aber ist das heilig und gerecht? Gewiß. Wäre er nicht derjenige, in dessen Mund keine Lüge gefunden, den niemand einer Sünde zeihen konnte, dann wäre alles Verzeihen Parteilichkeit und Schwachheit. Ein Sünder kann nicht Sünden vergeben, wohl aber er, der versucht ist allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde. Weil Jesus der Heilige und Gerechte ist, kann und darf er Sünden vergeben. Darum müssen wir bitten: Dein Name werde geheiligt, daß auch wir die Vergebung für unsere Sünden empfangen mögen.

II. Wie offenbart sich Gottes Heiligkeit in uns?

a) Luther sagt: Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird. Da kommt denn die große Frage: Wird denn bei **uns** der Name Gottes geheiligt? Haben wir die lautere und reine Lehre des Wortes Gottes? Oder ist es wahr, was andere Kirchen behaupten, daß nur bei ihnen die reine Lehre zu finden sei? Nach 1. Kor. 11, 31 laßt uns selbst uns richten: Ist unsere Lehre evangelisch oder nicht? Das heißt entspricht sie dem Worte Gottes, wie es uns in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments aufbewahrt ist? Gott sei gelobt, daß wir kühnlich bekennen dürfen: Ja, bei uns wird Gottes Name in der Lehre geheiligt. Beweis. Nun ist das nicht Beweis, daß zu uns Leute kommen von allen Seiten, von den äußersten Lutheranern bis zu den äußersten Reformierten und finden bei uns ihre Seligkeit? 1. Kor. 1, 18 und Röm. 1, 16. Der Beweis der Kraft ist der allerstärkste Beweis für die rechte Lehre. Wie sagt Gamaliel: Ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist's aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen (Apstg. 5, 38), damit ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen. Das phänomenale Wachstum unserer Synode in den achtundsiebzig Jahren ihres Bestehens ist ein Be-

weis, daß sie von Gott ist. Wenn sie nicht etwas hätte, was andere Synoden und Kirchen nicht haben, also das ganz besonders evangelische Prinzip, und wenn das nicht einem schreienden Bedürfnis unseres Landes entsprochen hätte, so würde nie ein solcher starker Baum aus dem schwachen Pflänzchen geworden sein. Vielmehr gerade durch unser evangelisches Bekenntnis und Predigt wird der Name Gottes in unserem Lande geheiligt.

b) Dessen wollen wir uns aber nicht rühmen und prahlen, als hätten wir etwas oder wären wir etwas aus uns selbst, sondern die Güte Gottes soll uns zur Buße reizen und zu dem Gebet treiben: Abba, Vater, laß deinen Namen auch in Zukunft immer unter uns geheiligt bleiben. Darum muß die Fürbitte für unsere Pastoren und für die Leiter unserer Synode wie unserer Seminarien stets zu dem täglichen geistlichen Brote unserer evangelischen Christen gehören, daß Gott uns allezeit treue Lehrer seines Wortes geben möge, und daß das Licht seines Wortes nie von dem Leuchter gestoßen werden könne, noch unter den Scheffel getan werde. Zu diesem Gebete muß dann auch noch der Vorsatz kommen, zu helfen, daß in unseren Seminarien das Wort Gottes stets gelehrt werden könne, indem wir für dieselben einstehen mit dem Wort und mit der Tat. Wie die altmärkischen Bauern 1813 sich sammelten unter Fahnen, die die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserem König mit Habe und Blut,“ so sollen auch wir unsern Gott heiligen mit unserer Habe, indem wir gern und willig für unsere Lehranstalten opfern unsere Gaben und auch unser Blut, d. h. unsere Söhne, die unser Blut sind.

c) Zum andern fährt Luther fort: Und wir auch heilig als die Kinder Gottes darnach leben. Wiederum: Mit dem Herr, Herr sagen ist es nicht getan, sondern wir müssen den Willen tun unseres Vaters im Himmel. Gott danken mit Herz und Mund ist nicht so arg schwer; aber die wirkliche Probe ist das Tun mit den Händen. Das ist aber der Wille Gottes, eure Heiligung. Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott. Heiligen heißt absondern: Stellt euch nicht dieser Welt gleich, denn was hat Christus gemeinsam mit Belial? So vielmehr soll es sein: In Wort und Werk und allem Wesen sei Jesus und sonst nichts zu lesen. Keine Sonntagsheiligkeit! Im Feuer des täglichen Lebens muß unsere Heiligung die Probe aushalten können, sonst ist sie nicht echt. Wir haben die Pflicht als das heilige Volk, das Volk des Eigentums, die Tugenden des zu verkündigen, der uns berufen hat. Eine solche Verkündigung aber geschieht mit der Tat und der Wahrheit, nie anders.

d) Das hilf uns, lieber Vater im Himmel, und da behüte uns vor, himmlischer Vater, heißt es in dem Was ist das? zu dieser Bitte. Das soll uns darauf verweisen, daß es in diesem Stücke wirklich vonnöten ist, fleißig und anhaltend zu beten, daß wir ohne Gott nichts tun können, auch nicht in dem heiligen Lebensstreben. Darum noch zum

Schluß zwei Mahnungen, nämlich Gal. 1, 8—9: Ein anderes Evangelium ist nicht möglich, denn das wir euch geprediget haben, und deshalb: Bleibe in dem, was du gelernt hast, und dir vertrauet ist 2. Tim. 3, 14—15. Sodann aber: Jaget nach der Heiligung (Hebr. 12, 14), ohne welche niemand den Herrn sehen wird. Gebe Gott, daß sein Name so auch unter uns heilig werde.

Die andere Bitte.

Matth. 6, 10a.

A. Was ist das höchste Gut? Leben? Vergnügen? Pflicht? Weisheit? Reichtum? Gottes Wort gibt uns eine andere Antwort, Matth. 6, 33: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Das also ist das höchste Gut. Christentum ist aber die Religion des Altruismus, d. h. als Schalksknechte würden wir sein, wenn wir das höchste Gut nur für uns allein begehrten. Daher legen wir uns heute die Frage vor:

B. Was kann ich tun, daß Gottes Reich auf Erden komme?

I. Was ist das Reich Gottes?

a) Es ist wohl leichter dem gewöhnlichen Verständnis zu erklären, was das Reich Gottes nicht ist, nämlich **nicht Essen und Trinken** (Röm. 14, 17), also nichts Aeußerliches, als es verständlich zu machen, was das heißt, Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden; denn der Mensch siehet, was vor Augen ist, aber der Herr sieht das Herz an. Darum kann das Reich Gottes auch nur im Herzen sein (Luk. 17, 21), inwendig in euch. Das entspricht Jesu Worten zu Pilatus: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Es hat also auch nicht irdische Güter, sondern nur geistliche und himmlische Gaben. Wo ist das Reich Gottes? Wo der Mensch durch Jesu Blut die Gerechtigkeit gewonnen hat, die vor Gott gilt; wo das Wort der Engel wahr geworden ist: Friede auf Erden, wo uns unser Gewissen nicht mehr vor Gott verklagt, weil Jesus unser Friede ist; wo jemand, wie die Apostel, eine große Freudigkeit hat (Apg. 4, 13) und wo sich ein Mensch in dem Herrn freut allewege; da, sage ich — da ist das Reich Gottes.

b) Wenn nun aber jemand denkt: Dann bin ich noch ferne vom Reiche Gottes, der soll nicht verzagen; denn das Reich Gottes fängt an wie ein **Senfkorn,** so klein, unscheinbar und gering. So fing die Gemeinde Jesu Christi an mit sechs Jüngern (Joh. 1, 35—51), dann wurden es zwölf, dann siebzig, dann dreitausend, dann fünftausend (Apg. 4, 4) und wurden immer mehr hinzugetan (Apg. 5, 14). Die Verheißung ist, daß es soll einmal nur eine Herde unter einem Hirten werden. Drum verzage nicht und halte an am Gebet, daß dich der Herr möge in seine Herde aufnehmen. Wer zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen. Du denkst aber, weil du von dieser Freude im

Heiligen Geist noch nichts spürst, so seiest du noch nicht im Reiche Gottes. Aber wenigstens bist du dann nicht mehr ferne davon; denn gerade, daß sich ein Mensch Gedanken macht über das Heil seiner Seele, ist der Beweis, daß der Heilige Geist in ihm arbeitet, daß das Reich Gottes im Kommen ist. Man kann das Senfkorn nicht wachsen sehen, sondern auf einmal über Nacht ist die Pflanze da. Sieh auf die Heidenmission. Da hieß es auch so oft: Vergebens! Zehn Leiber wurden ausgesät, als wären sie verloren, bis dann auf einmal der Baum der Gerechtigkeit wuchs, der in seinen Blättern die Inschrift trägt: Nicht vergebens, sondern **Vergeben!** So war es in Grönland, in Afrika, in Feuerland, in Eromanga, in Indien, in China und Siehe da: Auf einmal war das Reich Gottes da; denn

c) Das Reich Gottes ist auch zu vergleichen einem **Sauerteig.** Bei dem Sauerteig kann man auch nicht sehen, wie er arbeitet, sondern allmählich und doch unaufhaltsam dringt er vor. Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig (1. Kor. 6, 6). Uns ist aber nicht nur ein wenig Sauerteig gegeben, sondern eine Fülle, in dem Worte Gottes und den heiligen Sakramenten. Daran laßt uns uns halten und beten, daß nicht der Sauerteig der Welt in unseren Herzen sei. Kehret den alten Sauerteig aus, auch von dem Sauerteig der Welt ist ein klein wenig genügend, um den ganzen Teig zu versäuern. Darum laßt uns fleißig sein im Gebet, daß uns Gott seinen Heiligen Geist gibt, daß wir seinem Worte durch seine Gnade glauben und heilig leben mögen.

II. Wann kommt das Reich Gottes?

a) Zeit und Stunde sind uns verborgen (Apg. 1, 7), d. h. wir sollen nicht wissen, wann das Reich Gottes einmal in seiner Vollendung sichtbar sein wird. Wir wissen nur, daß es kommen wird, wie der Dieb in der Nacht, und daß es dann vollendet sein soll; im Großen, aber auch im Kleinen fertig sein soll. Das ist aber für uns, die wir uns so gerne und so oft entschuldigen, daß wir nicht viel tun können, die Warnung auch im geringsten treu zu sein, damit, wenn einst der Tag des Herren kommt, eben nicht unsere geringe Arbeit fehlt. Es darf niemand denken: Ach, auf mein geringes Mitarbeiten kommt es nicht an, ich kann doch nicht viel tun. Das ist wohl möglich, daß du nicht viel tun kannst; aber es ist Gott ein Geringes auch mit viel oder wenig zu helfen. Andreas sagte auch einmal (Joh. 6, 9) Was ist das Wenige, das wir haben, unter so viele? Jesus aber antwortete (nach den Synoptikern): Gebt **ihr** ihnen zu essen! Also hat jeder einzelne von uns die Pflicht, mitzuhelfen, daß das Reich Gottes nach innen und außen, im großen und im kleinen vollendet werde. Und das wird sicher geschehen; denn

b) Man kann das Wachstum des Reiches Gottes schon sehen. In diesem Jahre ist es für uns als evangelische Christen naturgemäß, daß wir dort hinschauen, wo wir als Synode das Reich Gottes zu bauen

haben, auf **unser** Missionsfeld in Indien. Was sind fünfzig Jahre vor Gott? Gar nichts! Und doch wie hat er uns in fünfzig Jahren nicht schon gesegnet? Vor fünfzig Jahren nur ein Mann, den wir wie Jakob mit einem Stabe aussandten; und jetzt dürfen wir auch wie Jakob bekennen: Zwei Heere geworden. (Die genauen Zahlen sind mir nicht gerade an der Hand, werden aber sicher dieses Jahr von der Missionsbehörde veröffentlicht werden.) Einige allerdings schon ältere Zahlen aus Warneck „Missionsstunden" mögen zeigen, daß das Reich Gottes schon im Kommen ist. Die Berliner Missionsgesellschaft hatte fünfzehn Jahre nach ihrer Gründung gerade zwei Getaufte und sechsundfünfzig Jahre später hatte sie drei Missionsgebiete, und in Südafrika allein fünfundvierzig Hauptstationen mit hundert Nebenstationen und 26,000 Getauften. Die Rheinische Gesellschaft hatte ein Jahr nach ihrer Gründung vier Missionare im Dienste, als sie aber ihr goldenes Jubiläum feierte, waren es über hundert. Die Schottische Freikirche sandte 1833 ihren dritten Missionar aus und hoffte von nun an auf eine Jahreseinnahme von 24,000 Mark rechnen zu können — jetzt aber sind ihre Jahreseinnahmen über 1,000,000 Mark. In ganz Indien waren vor fünfundsiebzig Jahren so gut wie noch gar keine Missionare, und vor dreiundzwanzig Jahren waren schon 700,000 Seelen in Gemeinden gesammelt. Wahrlich das Reich Gottes kommt.

III. Wie kommt das Reich Gottes?

a) Die Antwort lautet nach Matth. 12, 28: Wenn Jesus die Teufel durch den Geist Gottes austreibt. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Das Werk des Teufels in uns ist die Sünde, die aus dem Unglauben entspringt und uns immer tiefer in den Unglauben hinein verführt. Gerade so aber ist es auch in der Heidenwelt. Sünde und Unglaube sein grausam Rüstung ist. Jesus allein kann und wird sie vernichten und dadurch das Reich Gottes bringen. Wie aber geschieht das? Diese Art fährt nicht aus denn durch Fasten und Beten (Matth. 17, 21). Der Heilige Geist ist es, durch den das geschieht. Nur durch den Geist können wir in Jesu Namen beten; durch den Heiligen Geist recht fasten (1. Kor. 9, 27).

b) Beten heißt also deine erste Aufgabe für das Reich Gottes. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte. Nicht die Gewalt der Waffen ist es, sondern die Macht des Gemüts, welche die Siege erringt. (Fichte: Reden an die Deutsche Nation.) Gleicherweise darf man sagen: Nicht die Predigt des Missionars ist es allein, welche das Reich Gottes bringt, sondern die betende Gemeinde, die hinter ihm steht. Während der Schlacht von Dennewitz vor den Toren Berlins (1813) lag der Berliner Prediger Jaenicke mit seiner Gemeinde auf den Knieen, bis Bülow die Siegesnachricht schickte, und Bülow selbst schrieb seinen Sieg diesem unablässigen Gebete zu. Un-

sere Missionare in Indien gebrauchen auch die Unterstützung einer Gebetsgemeinde daheim. Betet ohne Unterlaß.

c) Fasten. In diesen Tagen muß manch einer unfreiwillig fasten, weil es an dem Gelde fehlt. Ein freiwilliges Fasten ist also sich seines Geldes entäußern, es dahin geben für das Reich Gottes. Laßt uns denken an Jesu Wort: Arme habt ihr allezeit bei euch. Etwas wahres ist an dem Pharisäischen „Korban" (Mrk. 7, 11), wenn man nur das eine Wörtchen „dir" ändert in „mir." Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden; denn wir sollen auch ernten ohne Aufhören.

IV. Was ist also meine Pflicht für das Reich Gottes?

a) Was **soll** ich tun? So fragt der Lehrling im Reiche Gottes, dem die Arbeit für Gottes Reich noch nicht mehr ist als eine harte Pflicht. Wenn man so fragt, dann ist die Antwort: Bete, als hülfe gar kein Arbeiten! Und arbeite, als hülfe gar kein Beten. Das sollst du **tun!**

b) Was **kann** ich tun? Freund, was du eben gehört hast, daß du sollst. Gott legt eine Last auf, aber er hilft sie auch tragen. Augustin: Da, quod jubes, et jube, quod vis. Kant: Du kannst, denn du sollst und du sollst, denn du kannst. Das ist ein Fortschritt schon, wenn man sich ehrlich fragt: Was kann ich tun? (Vgl. Das Ueberschlagen, ehe man anfängt einen Turm zu bauen und den Ratschlag des Königs, ehe er in den Krieg zieht; Luk. 14, 28—32.)

c) Die rechte Frage aber ist: Was **will** ich tun? In Gottes Reich kann und darf kein Zwang herrschen. Gern, willig und freudig mitarbeiten für Gottes Reich, so tut der Jünger, der den Meister lieb hat. Er spricht nicht erst viel. „Wer überlegt, der sucht Beweggründe, nicht zu dürfen" (Lessing: Nathan, der Weise). Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Lasse die Toten ihre Toten begraben, du aber komm und folge Jesu nach.

C. „Alle Zeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit" ist das Motto eines gewissen Studentenvereins, wie viel mehr sollte es das einer christlichen Gemeinde sein. Offb. 22, 20.

Die dritte Bitte.

Matth. 6, 10b.

A. Seit Aristoteles teilt man die geistlichen Tätigkeiten des Menschen ein in Denken, Fühlen und Wollen. Predigt, die sich an das Denken richtet, läßt kalt und zündet nicht das Feuer an, von dem Jesus sagt, er wollte, es brennte schon. Predigt, die den Menschen an seinem Fühlen anpackt, zündet wohl ein Feuer an, aber nur ein Strohfeuer. Das die Art der modernen Evangelisation so häufig und darum so häufig erfolglos. Die rechte Predigt richtet sich auf das Wollen und sucht den menschlichen Willen umzulenken in den göttlichen Willen. Jede Predigt ist also ein Stück Erziehungsarbeit, wie es auch Gott

vornimmt an uns, wenn er uns so oft praktisch beibringt, daß nicht unser, sondern sein Wille geschehen soll.

B. Wie Gott den Menschen erzieht.

I. Indem er den Eigenwillen bricht.

a) Jesu Vorbild lehre uns. Er betet. Was heißt beten? Im Herzen mit Gott reden. Was redet er aber? Vater, ich will. Doch auch: Nicht, wie ich will, sondern dein Wille geschehe. Wo er weiß, daß sein menschlicher Wille mit seinem und des Vaters göttlichem Willen übereinstimmt, da sagt er: Ich will. Wo aber sein menschliches Fleisch sich auflehnt gegen den göttlichen Ratschluß, da sagt er: Dein Wille! Es ist eine alte Wahrheit, daß, wer befehlen will, muß erst gehorchen lernen. Damit Jesus der Herr des Himmels und der Erden werden kann, in dessen Namen sich alle Kniee beugen sollen, muß er erst lernen den eigenen Menschenwillen zu brechen.

b) So auch der Mensch. Goethe in Hermann und Dorothea: Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung, auf daß es dermaleinst führe die Herrschaft im Haus. Jesus hat seinen Jüngern verheißen, daß sie in seinem Reiche auf Stühlen sitzen sollen und richten die Geschlechter Israel. Dazu muß der Mensch aber erst lernen, daß es nur einen Herrn gibt, nach dessen Willen sich alles richten soll. Wessen Wille ist das? Jedenfalls nicht der deine. Wir beten täglich: Dein Wille geschehe, und meinen dabei so oft: Mein Wille geschehe. Das muß das erste sein, was wir verlernen. Ein kluger Vater wird nie, wenn er sein Kind noch so lieb hat, ihm sagen: Du mußt dies oder das tun aus diesen oder jenen Gründen, sondern er sagt: Warum? Weil ich es so will. Sic jubeo, sic volo; stet pro ratione voluntas. Im Kriege sagt der Feldherr seinen Soldaten auch nicht, weshalb sie diese oder jene Bewegung machen sollen. Er will es; das ist genug. Gott will es. Unter diesem Ruf zogen die Kreuzfahrer in den ersten Kreuzzug. Laßt das auch unsere Losung sein in dem Krieg des täglichen Lebens. Fort mit dem eigenen Willen. Was mein Gott will, das will ich auch.

c) Wie erreicht Gott das in unseren Herzen? Seine Wege sind verschieden. Nicht zwei Menschen auf der ganzen Erde hat und wird Gott auf die genau gleiche Weise berufen. Er hat den Stab Sanft und den Stab Wehe, womit er seine Schafe weidet. Bei dem einen kann Gott alles ausrichten durch freundliche Führungen. Der weiß, daß uns Gottes Güte soll zur Buße reizen, z. B. Noah, Jakob. Bei anderen muß Gott erst mit Strafen dreinfahren, bis der Mensch hört und sich in Gottes Willen fügt, z. B. Pharao, der erst durch den Tod seines ältesten Sohnes zum Gehorsam gebracht werden konnte. Bei dem einen kann Gott durch sein Wort wirken, z. B. Timotheus, bei dem anderen muß er durch härtere Mittel arbeiten, vgl. Saulus vor Damaskus. Bei dem einen ist es genug, daß Gott ihn versucht, z. B.

Abraham bei Isaaks Opferung, bei dem anderen muß er zuschlagen, vgl. Sanherib vor Jerusalem. Den einen kann Gott ziehen durch Verheißungen, z. B. Elias auf Karmel, bei dem anderen muß er schelten und drohen, z. B. Mose am Horeb und Bileam.

d) Nun die praktische Nutzanwendung: Gottes Wille ist allmächtig; er lenkt auch die Herzen der Könige, wie die Wasserbäche; er wird auch dein Herz, das trotzige und verzagte Ding, doch meistern. Es fragt sich nur: Willst du warten, bis Gott mit seinem Wort, dem verzehrenden Feuer und dem Hammer, der Felsen zerschmeißt, deinen Willen bricht? Oder willst du dich demütigen unter die gewaltige Hand Gottes? Gebrochen wird dein Wille, da verlaß dich darauf! Es liegt bei dir: Wie?

II. Indem er uns stille macht in seinem Willen.

a) Wie werden wir stille? Gottes Wort zu den Kindern Israel: Der Herr wird für euch streiten. Seliges Wort. Gott selber streitet für uns. Es kann mir nichts geschehen, etc.; denn wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Darum sorget nicht. Maria spricht: Siehe ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast. Vgl. auch Eli, als ihm Samuel das Gericht des Herrn ansagt: Es ist der Herr, er tue, wie es ihm gefällt.

b) Gott ist der Allmächtige; Widerstand gegen ihn ist unnütz und vergeblich. Das ist die erste Stufe zum Stillsein in Gottes Hand. Wenn der Vogel Strauß sieht, daß er dem Jäger nicht mehr entgehen kann, so verbirgt er den Kopf im Sand und erwartet in stumpfer Ergebung den Todesstreich. Das ist aber nur erst eine geringe Stufe in der christlichen Weisheit, daß wir nicht widerstreben.

c) Die zweite Stufe ist das Vertrauen auf Gottes Allweisheit. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, etc. Das ist schon ein Fortschritt, wenn wir bedenken, daß die göttliche Torheit weiser ist, als die Menschen sind. Konnten wir bei dem Blick auf die Allmacht Gottes ihn nur fürchten, so lehrt uns der Gedanke seiner Weisheit ihm vertrauen. Ihn, ihn laß tun und walten.

d) Die höchste Stufe aber erreicht hat der, welcher sprechen kann: Jesus liebt mich sicherlich, gibt sein Leben hin für mich. Hat nun Gott seines eigenen Sohnes nicht verschonet, wie sollte er uns mit ihm nicht alles geben? Darum mein Herz, gib dich zufrieden; denn größer als der Helfer ist die Not ja nicht. Er hat verheißen, daß er bei uns alle Tage, daß er sorget für uns etc. Gott lebt, wie kann ich traurig sein? Er liebt mich. So will ich ihn nicht betrüben durch Murren und Grämen, sondern ich will ihn wieder lieben und deshalb ganz still sein in seinem Willen. Gebe Gott, daß wir alle soweit in der göttlichen Erziehung gelangen möchten.

III. Indem er uns seinen Willen einflößt.

a) Wenn Gott uns seinen Willen einflößen soll, dann müssen wir erst wissen, was Gott mit uns und für uns will. Die Bibel sagt: Gott

will, daß allen Menschen geholfen werde (1. Tim, 2, 4). Sieh, das ist Gottes Wille; soll es nicht auch dein Wille sein? Da hast du eine Gelegenheit, zu dem Vater zu sagen: Vater, **ich will.** Ja, aber willst du auch wirklich? Jesus fragt den Kranken am Teich Bethesda: Willst du gesund werden? (Joh. 5, 6.) Merkwürdige Frage! Und doch nicht! Wenn wir ernstlich wollten, würde uns geholfen werden von der Krankheit der Sünde. Diese Frage ist ein Prüfstein, daß wir uns selbst erforschen sollen. Du Kranker, willst du gesund werden? Du sinkender Petrus, willst du gerettet werden? Du verlorener Sünder, willst du erlöst werden? O wer sollte nicht da aus vollem Herzen schreien: Ja, Herr, ja und tausendmal ja. Ich will, nun hilf mir dazu!

b) Niemand sage, wenn er verloren geht: Ich habe nicht Schuld, es war so Gottes Wille. Nein, Freund, das ist es nicht. Gott hat keinen Gefallen an dem Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Die Schuld liegt an dem Menschen allein; denn Gott will nicht auch nur eine Seele verloren gehen lassen. Nur der Mensch will so oft sich nicht retten lassen.

c) Das wird noch klarer, wenn wir das zweite Wort ansehen, in dem von dem Willen Gottes die Rede ist. Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung (1. Thess. 4, 3). Wer A sagt, der muß auch B sagen. Willst du gerettet werden, ist es nicht genug, daß du sagst, daß du willst selig werden. Du mußt auch heilig werden wollen. Ohne die Heiligung kann niemand Gott schauen. Hieran liegt es. Auf die erste Frage antwortet wohl jeder mit Ja; bei der zweiten Frage: Willst du heilig werden? da bedenkt sich mancher noch. Aber ganz oder gar nicht, ein Mittelding gibt es nicht. Es gibt keine Seligkeit ohne Heiligkeit. Soll der Wille Gottes, deine Heiligung, nicht in deinem Herzen einen Platz haben? Wolle nur. Auch hier darfst du rufen: Herr, **ich will;** hilf mir dazu!

C. So laßt uns beten; denn dieses Gebet wird immer erhört. So lange wir eigenen Willen haben, nie! Aber wenn wir recht beten, dann können wir beten: Gott, tue deinen Willen. Das Gebet erhört Gott immer.

Die vierte Bitte.

Matth. 6, 11.

A. Diese Bitte ist dem natürlichen Menschen die am leichtesten verständliche. Sie enthält aber recht betrachtet, mehr als das: Gib uns, nämlich die Bitte: Segne es uns. Gott gibt täglich Brot auch wohl allen bösen Menschen (Luther), auch ohne Gebet. Aber segnet er es allen? Darum:

B. Segne uns unser täglich Brot!

I. Weshalb wir das erbitten müssen?

a) Weil wir es allein aus eigener Macht nicht erringen können,

weder das Brot selbst, noch den Segen Gottes darauf. Dies ist verhältnismäßig leicht dem Landmann zu predigen, den sein Beruf und seine Erfahrung dazu gebracht hat, daß er es weiß, daß Alles an Gottes Segen gelegen ist. Aber dem Großstädter ist Ps. 127, 1—2 in der Regel ein Buch mit sieben Siegeln. Nur in solchen schweren Zeiten wie jetzt lernt er es einsehen, daß alle Menschenweisheit, Witz und Verstand auch nicht einen Laib Brot hervorbringen kann. Darum muß man auch bei guten Zeiten immer wieder mahnen, daß alle gute und vollkommene Gabe von oben kommt vom Vater.

b) Sodann aber auch, daß die reichste Ernte nichts hilft, wenn nicht Gott seinen Segen zu ihr gibt, oder wie Luther es ausdrückt: gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen. Was nützt mir all mein täglich Brot, wenn ich ein kranker Mann bin, der es nicht genießen kann? Was hilft alles Gut, wenn ich nicht in Frieden unter meinem Weinstock und Feigenbaum wohnen kann (Micha 4, 4)?

c) Wir müssen um Gottes Segen beten, damit wir nicht denken, wir vermöchten etwas durch unseren Reichtum. Ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums; denn es ist Gott ein Geringes mit wenig oder viel zu helfen (vgl. Speisung der 5000). Salomos Weisheit zeigt sich auch darin, daß er Gott nicht um Reichtum bittet (1. Kön. 3, 11; Spr. 30, 8). Besser ein Gericht Kraut mit Liebe etc. (Spr. 15, 17). Wer sich auf Reichtum verläßt, wird untergehen (Spr. 11, 28), wie der reiche Mann (Luk. 16) uns beweist; darum, fällt euch Reichtum zu, so hänget euer Herz nicht daran (Ps. 62, 11).

d) Laßt uns vielmehr den Segen Gottes mit Demut empfangen. Petri reicher Fischzug zwingt ihn auf die Kniee nieder. Ich bin ein sündiger Mensch. Das sind wir auch. Wenn also Gott segnet über Bitten und Verstehen, so muß das zu unserer Demütigung dienen. Und in Demut müssen wir beten: Weil wir eben die Gnadengaben Gottes nicht verdient haben, so entziehe Gott nicht seinen Segen, den er uns bisher gegeben hat.

e) Vielmehr bitten wir um ein dankbares Herz, daß wir alles aus Gottes Hand nehmen mit Freuden. Unser Dank aber muß nicht bestehen in Worten, sondern in rechter Verwendung der Gaben Gottes. Wahre Dankbarkeit besteht darin, daß wir den Segen Gottes auch anderen mitteilen. Der sogenannte „Kantoenlisgeist," das „Wollen die Andern auch was haben, so sollen sie dir's selber sagen," ist der Tod aller echten Dankbarkeit.

II. Wie wir Gott für seinen Segen danken sollen?

a) Wartet des Leibes. Alle Kreatur Gottes ist gut, wenn sie mit Danksagung genossen wird. Dafür hat uns Gott seine Gaben gegeben. Es ist falsche, selbstgemachte Heiligkeit, dem Leibe nicht zukom-

men zu lassen, was zu seiner Erhaltung notwendig ist. Eure Leiber sind der Tempel Gottes (1. Kor. 6, 19). Man kann Gott auch an seinem Leibe preisen. Aus Geiz den Leib vernachlässigen ist eine große Sünde, ist Selbstmord.

b) Doch also, daß er nicht geil werde. Fasten ist wohl eine feine äußerliche Zucht, und zur Nüchternheit wird nicht umsonst gemahnt. Mäßig sein in allen Dingen und nicht den Bauch zu unserem Gott werden lassen; denn damit verunehren wir Gott und das Ende ist die Verdammnis. Siehe den reichen Mann, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und sein Ende: Die Hölle und die Qual. Sieh den reichen Toren, der sprach: Iß und trink, liebe Seele; aber Gott sprach: Du Narr! Gott segnet keine Unmäßigkeit, weder in Essen, noch in Trinken. (Wer will, kann in diesem Zusammenhang über Prohibition sprechen.)

c) Sparsamkeit! Sparen ist nicht geizig sein. Sammelt die übrigen Brocken, mahnt der Heiland. Die Hunde essen von den Brosamen, die von dem Tische fallen. Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Wohl gibt es auch falsche Sparsamkeit, wie uns gezeigt wird am Manna und am Osterlamm (2. Mos. 12, 10; 16, 19). Aber das ist nicht wirklich Sparsamkeit, sondern Mangel an Gottvertrauen. Auch Ananias und Sapphira waren falsche Sparer.

d) Der Gegensatz: Verschwendung. Wer sein Geld von einer Brücke mit vollen Händen ins Wasser werfen würde, würde sicher als wahnsinnig eingesperrt. Wie viele Menschen werfen aber ihr Hab und Gut weg für Hochmut und Luxus, für Schlemmen und Prassen. Kein Wunder, wenn dann für viele der Mammon zum ungerechten wird. Alle Gaben Gottes sind uns nur anvertraut, und wir müssen Rechenschaft ablegen (Luk. 16, 2), zumal da wir den bestimmten Befehl Jesu haben: Handelt, wuchert, bis daß ich wiederkomme (Luk. 19, 13). Das bezieht sich nicht nur auf geistliche Güter, sondern

e) Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht. Aber leider denken oft so viele, wie die Jünger in Bethanien (bei Jesu Salbung) Aber der Heiland sagt: Arme habt ihr alle Zeit; und Paulus mahnt Laßt uns Gutes tun und nicht müde werden. Sonst sind wir Schalksknechte. **Die** Predigt wird aber in der Regel nicht gerne gehört. Desto mehr aber ist es Pflicht, darauf hinzuweisen, daß der Herr ist der Herr auch über unsere irdischen Güter. Mein ist beides, Silber und Gold (Hag. 2, 8). Wir beten zu Gott um irdischen Segen; dann müssen wir auch bereit sein, von dem Segen, den Gott gegeben hat, auch für sein Reich herzugeben. Naeman ein leuchtendes Beispiel. Er spricht zu Elisa: So nimm nun den Segen (2. Kön. 5, 15). Witwenscherflein müssen aus freiem Herzen kommen; aber den Segen für Gott verwenden, ist Pflicht. Im Alten Testament war der Zehnte gesetzt. Unsre Gerechtigkeit aber muß besser sein als die der Pharisäer, d. h. unsre Liebe stärker und unsre Gaben größer.

C. Wir sollen ernten ohne Aufhören. Vgl. die Gaben, die Matth. 25 genannt werden, die haben schon Verheißung. Aber alle diese Taten sind mit Geldausgeben verbunden. Almosen geben armet nicht. Geben ist seliger denn Nehmen. Ein mildes Herz, das Gottes Gaben aus seiner Hand empfängt und sie in seine Hand zurücklegt, ist der schönste Segen.

Die fünfte Bitte.

Matth. 6, 12.

A. Der Uebel größtes aber ist die Schuld (Schiller), wenn auch das Leben der Güter höchstes nicht ist. Das höchste Gut ist das ewige Leben. Davon spricht die letzte Bitte. Diese handelt von dem größten Uebel, von dem uns zu befreien wir Gott bitten. Ohne Jesus sind wir verlorene und verdammte Sünder; aber in Jesus ist Alles: Vergeben! Darum: Sei getrost, mein Sohn; denn

B. Deine Sünde ist vergeben.

I. Wir erwarten ein Großes von Gott.

a) Die Sündenvergebung ist ein großes Gut, um das wir uns nur an Gott wenden können. Wer kann Sünde vergeben, denn nur Gott allein? Laßt uns recht tief in den Gedanken eindringen: Vergeben! Nicht bezahlt, oder vergolten, oder gut gemacht; sondern schlichtweg vergeben aus freier göttlicher Gnade und Huld, d. h. ausgelöscht und ausgetilgt, als ob nie eine Sünde dagewesen wäre.

b) Kann Gott das wirklich für uns tun? Gewiß! Er, der das Gesetz gegeben hat, kann uns für die Uebertretung desselben strafen. Er kann uns aber auch die Strafe erlassen. Ein Zweifel daran ist ein Unglaube an Gottes Allmacht. (Man darf nun aber nicht das naheliegende Kainswort anführen: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir könne vergeben werden. Diese Lutherübersetzung ist ungenau.) Wohl aber gibt uns Judas ein treffendes Beispiel, wohin Mißglaube, Verzweiflung den Menschen bringen kann. Alle Sünden? Wirklich alle? Ja, denn wer noch so fragt, der hat die unvergebliche Sünde, die Lästerung wider den Heiligen Geist, noch nicht begangen.

c) Was verlangt denn Gott dafür? Nichts! Wenn du kommst und bittest, so wirst du empfangen. Kommet her und kaufet beides, umsonst und ohne Geld. Wir sind nicht mit Gold oder Silber erlöset worden, sondern durch das Blut des Lammes von Golgatha.

d) Dürfen wir denn wirklich eine solch große Gnade von Gott erwarten? Das kommt ganz auf dich an, wie du Gott kennst. Kennst du ihn nur als den großen Jehovah, den allmächtigen Schöpfer, den gestrengen Regierer, den gerechten Richter, dann magst du wohl mit Hiskia sagen: Um Trost war mir sehr bange. Aber gerade dann, wie muß es den Sünder freuen, wenn er doch hören darf, und er darf es hören: Sei getrost, mein Sohn! Ob deine Sünde gleich blutrot wäre

etc.: nimm nur die ausgestreckte Gnadenhand; fürchte dich nicht, glaube nur!

e) Kennst du aber Gott als den Allgütigen, der die Liebe ist, dann brauche ich dir diese Bitte nicht ans Herz zu legen. Dann weißt du ja, daß es genug ist, wenn du dich wie David demütigst und sprichst: Ich habe Sünde getan, um auch die Nathans-Antwort zu hören: So hat Gott deine Sünde weggenommen. Dann darfst du von Gott wohl ein Großes erwarten, ja Größeres noch. Sprich nur in deinem Herzen, wie der verlorene Sohn: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, und der Vater wartet nicht erst, bis du dich ihm zu Füßen wirfst, sondern er eilt dir entgegen; denn wenn Menschenliebe schon der Sünden Menge zudecken kann, wie viel mehr wird Gottes unendliche Liebe es tun? Erwarte nur getrost von Gott ein Großes; aber dann bedenke auch dabei, daß

II. Gott von dir ein Großes erwartet.

a) Oder ist es nicht etwas Großes, was du Gott versprichst, wenn du betest: Wie wir unseren Schuldigern vergeben. Das Wörtchen „Vergeben" spricht sich ganz leicht aus, aber zu tun ist es oft so schwer. Eher noch kann ein Mensch einem anderen eine recht große Sünde vergeben, als die täglichen feinen Nadelstiche, denen unsere Empfindlichkeit und eingebildete Ehre so oft ausgesetzt ist. Der Mensch braucht, wenn ich so sagen darf, zu oft ein Fernrohr. Alles, was der Nächste ihm tut, wird durch dies Rohr angeschaut, so daß es gewaltig groß und mächtig erscheint; was wir aber selber den Nächsten antun, das betrachten wir nur durch die verkehrte Seite des Fernrohres, durch das Verkleinerungsglas. Dann vergleicht und mißt der Mensch seine Sünde gegen die der anderen und, da er zwei Gläser hat, ist es ein Wunder, wenn er sich vermißt und nicht vergeben will?

b) Und doch ist das eben die eine unerläßliche Forderung, die Gott an uns Menschen stellt. Nicht falsch messen, sondern recht messen; mit welchem Maße ihr messet, damit werdet ihr wieder gemessen werden. Als ewig warnendes Denkzeichen, gleich wie Achans Grabhügel (Jos. 7, 26) hat uns der Herr die Geschichte vom Schalksknecht erzählt. Vergebet, so wird euch vergeben; vergebet nicht, so wird euch auch nicht vergeben. Bedenkt: in das Himmelreich kann und darf man auch nicht eine, auch nicht die kleinste Sünde mit hinein nehmen. Darum vergibt Gott alle Sünden gänzlich. Darum mußt du auch alle Sünde deinen Nächsten ganz und gar vergeben.

c) Die Größe dieser Forderung laßt uns an einigen Beispielen erkennen. Petrus fragt: Wie oft muß ich vergeben? Siebenmal? Jesu Antwort will uns nicht zu genauer Buchführung und Abrechnung anhalten, genau Siebzigmal siebenmal; und dann hat es ein Ende mit dem Vergeben; sondern Jesu Meinung ist, daß wir immer wieder vergeben sollen, so oft der Nächste auch sündigt, völlig und ohne Rückhalt

und zwar sofort. Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen! Zürnet und sündiget nicht! Zorn ist Sünde. Es gibt wohl auch einen heiligen Zorn, daß man eifert zu Gottes Ehre, wie es auch von Jesu heißt: Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen (Joh. 2, 17); aber ich meine, wir lassen diesen Eifer lieber für solche, die von Gott zu solchem Eifer berufen sind, damit es nicht heißt: Sie eifern um Gott, aber mit Unverstand (Röm. 10, 2)) Oft nimmt der Satan, wenn er uns zum Zorn reizt, die Larve vor des Eifers für Gott, während es nichts ist als eitel Selbstgefälligkeit, um die wir eifern. Also nicht eifern und zürnen, sondern vergeben.

d) Bedenke, daß deine Sünde vor Gott groß ist. Wie groß die Sünde deines Nächsten ist, darüber bist du nicht Richter. Gott wird schon richten. Rächet euch selbst nicht; Gott will vergelten. Vielleicht ist deines Bruders Sünde gar nicht so groß, wie deine eigene. Es ist die Absicht, wonach die Sünde gewogen wird, und du mußt nicht denken, daß alle deine Mitmenschen nur Bosheitssünde begehen, dich mit Willen und Vorsatz kränken. Wenn Gott das auch wollte von dir denken, wo wolltest du bleiben? Tust denn du alle deine Sünden gegen Gott und gegen deine Mitmenschen mit vorbedachter Bosheit? Nun also, die anderen tun es ebenso wenig. Darum vergib! O lieb, so lang du lieben kannst! Einst kommt die Zeit, da du an Gräbern stehst und weinst. Wenn dein Bruder heut stirbt und du mußt durch dein ganzes Leben denken: Der oder die steht nun vor Gottes Thron und verklagt mich. Darum noch einmal: Vergib!

C. Die beste Art des Vergebens wird uns Matth. 5, 39—48 und Röm. 12, 20 gesagt. Danach laßt uns handeln, so werden wir auch Vergebung erlangen.

Die sechste Bitte.

Matth. 6, 13a.

A. Gott versucht zwar niemand, sondern Jak. 1, 13—15. Wenigstens nicht zum Bösen. Wo von einer Versuchung in der Bibel durch Gott die Rede ist, dürfen wir das Wort mit Prüfung, Erprobung wiedergeben, deren Ziel der Sieg des Versuchten ist (vgl. Abraham 1. Mos. 22, 1; Joh. 6, 6; 1. Kor. 10, 13). Von dieser ist hier nicht die Rede, sondern von der Versuchung durch den Teufel, die Welt und unser Fleisch, die uns versuchen mit der Absicht uns zum Falle und zur Sünde zu bringen, darum bitten wir

B. Gott wolle uns behüten und bewahren.

I. Er wolle uns nicht aus der Welt nehmen.

a) Woher kommt die Versuchung? Hätte Gott nicht die Welt frei von der Versuchung schaffen können? Warum ließ er es dem Teufel zu, daß er im Paradiese die Frau versuchte? Gewiß hätte Gott das so machen können, daß der Mensch nicht versucht würde, aber er wollte es nicht. Warum denn nicht. Gott könnte uns abspeisen, wie man

kleine Kinder abfertigt, die so gerne immer Warum fragen, und denen man dann zuletzt sagen muß: „weil ich es so will, das ist genug." So könnte Gott mit vollem Rechte zu uns sprechen: Ich will es nun einmal so!

b) Aber was wäre die menschliche Tugend, wenn sie keine Gelegenheit hätte, erprobt zu werden. Echtes Gold wird nur gereinigt durch Feuer, echte Tugend nur im Kampfe wider die Sünde und die Versuchung. Die Versuchung ist dazu da, daß eines jeden Werk offenbar werde, ob er auf den edlen Grund lege ein Werk aus Holz, Heu und Stoppeln oder aus Gold, Silber und edlen Steinen. Ein Soldat kann den Tapferen spielen auch im Frieden; ob er es wirklich ist, beweist sich nur im Kriege. Ohne Versuchung kein Ueberwinden; ohne Ueberwinden keine Krone. Darum läßt Gott die Versuchung zu. Merke wohl: Gott will sie nicht, aber er läßt sie zu.

c) Gott hat auch zugelassen, daß sein lieber Sohn vom Teufel in der Wüste versucht würde. Der Jünger ist aber nicht über den Meister. Hat Jesus die Versuchung erlitten, so müssen auch wir sie erleiden. Selbst wenn Gott uns aus der Welt nähme, daß uns der Teufel und die Welt nicht versuchen könnten, so bleibt doch noch immer unser Fleisch, uns zu versuchen. Die Geschichte von dem Einsiedler, der in die Wüste ging, um der Gefahr des Zornes zu entgehen, den aber der unter der Quelle umfallende Wasserkrug so erregte, daß er ihn im Zorn gegen den Felsen zerschmetterte. Ein Nehmen aus der Welt wäre also ganz nutzlos, so lange Gott die Welt nicht aus uns nimmt.

d) Gott braucht uns auch nicht aus der Welt zu nehmen; denn die Versuchung, die uns bisher widerfahren ist, war nur eine menschliche und leichte (1. Kor. 10, 13). Wir haben noch nicht bis aufs Blut widerstanden in dem Kampfe wider die Sünde (Hebr. 12, 4); sondern jetzt heißt es noch immer: Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch (Jak. 4, 7). Die Zeit kommt noch erst, wo man den Bergen sagen möchte: Fallet über uns! und zu den Hügeln, decket uns, wenn die große und schreckliche Versuchung und Verführung der letzten Tage kommen wird, da der Teufel sich verstellt zum Engel des Lichtes (2. Kor. 11, 14). Dann mögen wir beten, daß uns Gott aus der Welt nehme. Einstweilen wollen wir beten, daß uns Gott wolle behüten und bewahren. Klarer würde unsere Bitte lauten, wenn da stände, nicht: Führe uns nicht in Versuchung! sondern: Führe uns aus der Versuchung. Das ist aber die Meinung des Gebetes, wenn wir nun zum andern beten:

II. Gott wolle uns in der Welt bewahren.

a) Wie geschieht das? Gott kann das auf mancherlei Weise tun. Er kann der Versuchung ein Ende bereiten, indem er uns in eine solche Lage versetzt, in der uns die Versuchung nicht mehr schaden kann. Zum Beispiel ein Mensch mag im Begriff sein, der Versuchung zu erliegen, in einem unbewachten Augenblick etwas zu stehlen; durch den

Eintritt eines Menschen aber ward der Versuchung ein Ende gemacht, indem die Möglichkeit der Sünde fortgenommen wird. Das ist die geringste Art der Bewahrung, da uns Gott nur vor der Tat selbst bewahrt, während im Herzen die böse Lust und Begierde bestehen bleibt. Es ist nur eine äußerliche Bewahrung.

b) Dann kann uns Gott aber auch innerlich bewahren, wenn er der Versuchung ihre versuchliche Kraft nimmt. Das geschieht, wenn wir unter der frommen Maske den teuflischen wirklichen Sinn der Sünde erkennen. Vgl. die Versuchung des Heilandes auf der Zinne des Tempels. Der Teufel gebraucht sogar ein Bibelwort, um Jesum zu verführen; aber der Herr durchschaut ihn und spricht: Du sollst Gott nicht versuchen. Wenn wir immer der Versuchung den frommen Mantel abreißen könnten, würden wir nicht so oft fallen. Das können wir aber durch das Wort Gottes (Hebr. 4, 12). Darum schließt unsere Bitte das Gebet ein, daß Gott sein Wort unter uns und für uns erhalten wolle. Er, der Wahrheit und Leben ist, befiehlt uns in dem Wort der Wahrheit zu suchen. Bleibet in seinem Wort; dann werdet ihr bewahrt werden.

c) Die dritte Art der Bewahrung möchte ich die siegreiche nennen. Die geschieht dann, wenn Gott wohl zuläßt, daß wir in die Versuchung hineingeraten, uns aber dann die Kraft gibt, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten. Das vermögen wir natürlich nicht aus eigener Vernunft oder Kraft; sondern Christus ist der Weinstock und wir sind die Reben. Ohne ihn können wir nichts tun. Aber mit ihm können wir alles (vgl. Ps. 60, 14; Ps. 18, 30). Er ist wie eine feurige Mauer um uns her, (Sach. 2, 9) oder wie die Feuersäule, die zwischen Israel und Aegypten war (2. Mos. 14, 20). Wenn wir stille sind und Gott für uns streitet, das ist die herrlichste Bewahrung.

d) Wann geschieht das? Wenn wir es erbeten. Rufe mich an in der Not, u. s. w. Vergiß das nicht. Das ist die eine notwendige Bedingung, die aber, wenn sie erfüllt wird, auch die Verheißung hat: Apg. 2, 21. Selig werden! Das glaube nur und kämpfe den guten Kampf des Glaubens; dann erfährst du auch die Kraft des Glaubens, den Sieg. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt, also auch die Versuchung, überwindet.

C. Führe uns nicht in Versuchung, d. h. führe uns in der Versuchung und führe uns aus der Versuchung, so wollen wir dich preisen.

Die siebente Bitte.

Matth. 6, 13b.

A. Was ist richtiger: Erlöse uns von dem Uebel oder von dem Bösen? Also das Uebel, das Böse oder der Uebele, der Böse? Es kommt nicht darauf an; die Hauptsache ist, daß wir davon frei werden. Frei will ein jeder sein und ist so oft doch ein Knecht (Röm. 6, 16; Joh. 8, 34). Wir haben aber einen Befreier, den Sohn. Welche der Sohn frei macht u. s. w. Wir reden also heut

B. Von der seligen Freiheit eines Christenmenschen.

I. „Der Christ ein freier Herr und niemand untertan.“ (Luther)

a) Wahre Freiheit hat nicht immer, wer sich seiner Freiheit rühmt. Man kann in Ketten liegen und doch frei sein; denn Freiheit ist ein Lossein von allem, was uns hindert und beengt. Es kommt darauf an, was unser Ziel ist. Ist unser Ziel die Hölle, nun dann sind wir immer frei. Ps. 109, 17. Da hindert uns nichts, wenn wir uns nicht von Gott hindern lassen. Ist aber unser Streben himmelwärts gerichtet, dann sind der Hindernisse gar viele. Der Teufel, die Welt, die Sünde, unser Fleisch, mit einem Worte das Uebel.

b) Sind wir denn frei? Allerdings; denn Christus ist gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre (1. Joh. 3, 8). Mit aller seiner Macht und List kann ihn ein Wörtlein fällen. Das hat Jesus uns gezeigt (Matth. 4). Und auch wir haben die geistliche Waffenrüstung, mit der wir auslöschen können alle feurigen Pfeile des Bösewichts (Eph. 6, 16). Wir waren wohl unter der Herrschaft des Teufels, aber seit dem Karfreitag auf Golgatha sind wir freie Herren und nicht mehr der Gewalt des Bösen unterworfen.

c) Auch die Sünde und die Welt hat nicht mehr Macht über uns. Ihr seid nun frei geworden von der Sünde (Röm. 6, 18). Zwar tun wir noch oft Sünde, und zwar so oft, daß kein Tag ohne Sünde vergeht; aber doch sind wir frei vom Gesetz, d. h. dem Zwang der Sünde (Röm. 8, 2). Keiner darf sich entschuldigen, daß er nicht der Sünde widerstehen konnte. Doch du kannst; denn wir sind nicht mehr Schuldner dem Fleisch, daß wir nach dem Fleische leben (Röm. 8, 12). Das Heilmittel gegen das Leben im Fleisch ist uns gegeben: Durch den Geist des Fleisches Geschäfte töten. Widerstehen, kämpfen, fallen und doch endlich siegen, das ist des Christen Schlachtordnung. Ja, soweit soll unser Kampf gehen, daß wir lieber das rechte Auge oder die rechte Hand einbüßen und opfern als unsere Seligkeit dahingeben. Das Wort: nicht widerstreben dem Uebel (Matth. 5, 39) gehört nicht hierher; das redet von dem Widerstand gegen die Sünde durch die Sünde, und mahnt, das Böse mit Gutem zu überwinden.

d) Dieser Widerstand gegen das Böse aber ist uns nur möglich durch die Kraft des Heiligen Geistes (Gal. 5, 13—25). Zur Freiheit berufen, haben wir im Geiste die Macht, die uns frei macht. Die aber muß erbeten sein. Stete Wachsamkeit ist der Freiheit Preis, das Wachen und Beten, damit es nicht gehe nach Luk. 11, 24—26. Deshalb anhalten im Gebet, daß uns unsere Freiheit nicht wieder genommen werde, sondern daß uns Gott frei mache von allerlei Uebel Leibes und der Seele, Gutes und Ehre. Aber Freiheit ist nicht alleine ein gelöst sein von allen Banden, das ist Anarchie; sondern vielmehr ist gerade der Freie gebunden durch unsichtbare, aber darum desto stärkere Bande. So ist

II. „Der Christ ein dienstbarer Knecht und jederman untertan."

a) Augustin: Freiheit ist die selige Nötigung zum Guten. Die ersten Menschen dachten, sie wären frei, als sie das Paradies verlassen mußten. Wären sie wirklich frei, von der Sünde frei, geblieben, so hätten sie doch das Gesetz Gottes über sich gehabt. Also ganz frei ist niemand, selbst Gott nicht; denn er ist gebunden an seine Heiligkeit und Gerechtigkeit. Dies geschieht aber nicht durch Zwang; denn wer will Gott zwingen? Sondern aus seinem eigenen freien Willen. So sind wir Menschen gebunden entweder an die Sünde, die zum Tode führt, oder an Gott; dann werden wir erlöst und frei von allem Uebel.

b) Laßt das auch bei uns geschehen durch unseren eigenen freien Willen, uns nicht zu binden an das Gesetz der Sünde, sondern an das Gesetz der Freiheit (Jak. 1, 25). Welches ist das Gesetz? Liebe. Matth. 22, 40. An diese beiden Worte gebunden, ist man doch frei. Wenn ich Gott liebe, ist sein Gebot, das ich halten soll, nicht mehr furchtbarer Zwang, sondern selige Lust. Und wenn ich den Nächsten liebe, so bin ich völlig frei; ich kann tun, wie ich will; das sechste bis zehnte Gebot ist für mich einfach nicht da. Ich kann tun, wie ich will, aber ich will nur das Gute und bin darum frei von dem Bösen.

c) Deshalb bin ich als ein Christ auch ein dienstbarer Knecht meiner Mitmenschen. Röm. 13, 8 erkennt ausdrücklich an, daß die Liebesverpflichtung und Schuld besteht und bleibt, bei aller anderen Freiheit. Nur Liebe üben, das ist die Hauptsache, wenn wir von dem Uebel erlöst werden wollen. Gott ist Liebe und Satan ist Haß (Joh. 8, 44). Du kannst nicht zweien Herren dienen. Christi Werk ist ein Kampf gegen die Werke des Teufels. Bist du Gottes Kind und Christi Jünger, so hilf des Teufels Werke zerstören, indem du Gutes tust an deinen Nächsten. So ist der Christ durch Liebe einem jeden untertan.

d) Wiederum aber muß dieser Geist der Liebe erbeten sein; denn er ist gegen den Geist des natürlichen Menschen. Erlöse uns von dem Uebel, d. h. Gott möge alles Böse in uns und um uns besiegen und besonders die Strafe des Bösen, den Tod von uns nehmen, ein seliges Ende bescheren und mit Gnaden zu sich nehmen in den Himmel. Der Tod ist der letzte Feind, der uns angreift und, wie es aussieht, über uns siegt. Aber es sieht nur so aus. Wenn wir uns an Jesus gebunden haben, so wird er uns vom Tode frei machen. Der Tod ist der letzte Feind, den Jesus besiegt. Das gilt auch uns. Wenn er für uns den Tod besiegt hat, dann sind wir frei von allem Uebel und nichts hindert und stört dann mehr das Band, das uns an Jesus bindet.

C. Vielmehr werden wir dann bei dem Herrn sein alle Zeit. So tröstet euch nun mit diesem Worte unter einander, daß ihr zu Pauli freudiger Zuversicht gelangt: Der Herr **wird** mich erlösen von allem Uebel, und aushelfen zu seinem himmlischen Reich (2. Tim. 4, 18).

Der Beschluß.

Matth. 6, 13c.

Das Gebet des Herren endet mit einem Lobpreis. Dieser Ton durfte nicht fehlen. So sollst du mich preisen (Ps. 50, 15). Nach den sieben Bitten mußte ein Wort des Dankes und Lobes folgen. Ob die moderne Gelehrsamkeit diesen Satz für unecht erklärt, soll uns nicht stören. Uns ist er echt, d. h. er entspricht den Gefühlen unseres Herzens; denn er enthält:

B. Das Endergebnis des Gebets des Herrn. Welches ist es?

I. Glaube an den, dessen **Reich** von Ewigkeit her besteht.

a) Was heißt glauben? Vertrauen, wo wir nicht sehen (Hebr. 11, 3), und zwar felsenfest, unbeirrt durch das Reden der Ungläubigen (2. Petr. 3, 3—4) und die scheinbare Aussichtslosigkeit. Fest halten an dem Bekenntnis unseres Glaubens, ruft uns der Beschluß zu. Felsenfest ist eigentlich viel zu wenig gesagt; denn Felsen können gesprengt werden. Felsen können auch nach Jesu Wort durch das Senfkorn des Glaubens in das Meer geworfen werden. Für den Glaubenden aber gilt das Wort des Horaz: Und wenn die Welt in Stücke geht, der Glaube ohne Wanken steht.*

b) Worauf soll sich dieser Glaube gründen? Auf die Verheißung der Schrift (vgl. Hab. 2, 3; 2. Petr. 3, 9). Das prophetische Wort ist fest, und ihr tut wohl, daß und wenn ihr darauf achtet (2. Petr. 7, 19—22). Viele Verheißungen des Alten und des Neuen Testamentes sind schon buchstäblich erfüllt, besonders die Strafweissagungen über die Feinde des Reiches Gottes. Man denke an die Verheißungen über Niniveh und Babel. So wird auch das erfüllet werden, was wir noch nicht gesehen haben.

c) Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte, wenn wir es ansehen von dem Gesichtspunkte, daß alles Geschehene dienen soll, um das Kommen des Reiches Gottes vorzubereiten. Der Psalm sagt: Er hat ein Reich angefangen, so weit die Welt ist (Ps. 93, 1) und zugerichtet, daß es bleiben soll; aber er hat es noch nicht vollendet. Auf ihn wollen wir unser Vertrauen setzen und nicht wegwerfen; denn er hat uns versprochen: Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist deines Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben. Dies Versprechen steht da, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln; denn, wenn auch viele Verheißungen noch nicht erfüllt sind, so ist doch keine einzige dabei, von der wir sagen dürfen: Sie kann nicht erfüllt werden.

d) In seinem Munde ist während seines Wandels auf der Erde keine Lüge erfunden worden, und jetzt im Himmel wird er, der die Wahrheit ist, auch ganz gewiß nicht lügen. Unser Zweifel an Jesu

*) **Si fractus illabatur orbis. Impavidum ferient ruinae.**

Verheißungen ist gewöhnlich nur ein nicht an ihn glauben wollen, als ob er nicht helfen könne, weil wir zu blind sind zu sehen, wie er helfen kann. Als Christen sind wir aber nicht so. Der Wolken, Luft und Winden etc., der wird auch Wege für mich finden in sein ewiges Reich.

II. Liebe zu dem, der mich mit großer **Kraft** führt.

a) Worin steht die Macht und Kraft Gottes? Ein alter heidnischer Philosoph behauptet, daß der Streit die Ursache alles Geschehens sei. Der Mann hat eben nicht die Geschichte der Schöpfung in der Bibel gekannt. Wie sollte Gott aus Haß dazu gekommen sein, ein Ebenbild von sich auf die Erde zu setzen? Als Christen ist unsere Antwort vielmehr: Gottes Kraft ist die Liebe. Nicht nur Kinder speist man mit einer Fabel ab. (Lessings Nathan) Darum hier die Fabel von der Sonne und dem Wind, wer dem Wanderer könne den Mantel abnehmen. Der Wind, der Haß, versuchte es umsonst; die Sonne, die Liebe, vermochte es gleich dem Wanderer warm ums Herz zu machen. Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ. Gott ist die Liebe.

b) Darum ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart, dem Kraft-Held, in seiner Krippe, in seinem Wandeln, in seinem Kreuz, in seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt, seinem Sitzen zur Rechten des Vaters, um uns zu vertreten. Und dann will ich bedenken, daß dieses alles auch mir zu gut, zu meinem Segen geschehen ist. Ich habe einen Heiland, der mich über alle Maßen lieb hat und mich mit großer Kraft führt auf seinen Wegen. Ps. 23: Der Herr ist mein Hirte. Er führet mich; Preis und Anbetung sei ihm dafür.

c) Praktisch aber soll meine Anbetung darin bestehen, daß ich Gott liebe für seine Liebe, die er mir erwiesen, von ganzem Herzen, ganzer Seele, allem Vermögen. Der heilige Entschluß werde heute in uns geboren: Ich will dich lieben, meine Stärke, ich will dich lieben mit dem Werke. Das ist die Liebe zu Gott, seine Gebote halten. Sie sind aus Liebe mir gegeben und in Liebe will ich sie halten und erfüllen. Es sind ja nur zwei Gebote, die uns aufliegen, die Liebe zu Gott und die zu dem Nächsten. Wie das zu tun, sagt uns 1. Joh. 3, 17; 4, 20.

III. Hoffnung auf den, der mich einst wird bringen zu seiner **Herrlichkeit**.

a) Röm. 8, 18: Die Leiden dieser Zeit stehen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns **soll** geoffenbart werden. Wir wissen, daß wir durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen müssen. Leiden dieser Zeit, wer kennt sie nicht? Aber in dem allen sind wir getrost; der seinen eigenen Sohn nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles geben? Wir wissen ja, dieses Leben ist nur eine kurze Spanne Zeit, ist nur Vorbereitung

auf die zukünftige. Hier keine bleibende Statt; aber die Tore des Himmels sind aufgetan. Wenn diese Erdenzeit einmal für uns schließt, dann richtet sich unser sehnsüchtiger Blick heimwärts nach Himmelshöhen.

b) Diese Hoffnung aber darf uns nicht betrügen. Wenn alles Harren und Hoffen uns auch fehlschlagen sollte, diese eine nicht. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, hat uns einer gesagt, der es wissen konnte. Darum, wenn der Himmel noch so trübe und der Wolken noch so viele am Himmel, hoff, o du arme Seele; denn dein wartet die ewige Herrlichkeit.

c) Ist er doch unser lieber Vater und wir seine lieben Kinder! Und er sollte uns im Stiche lassen? Nimmermehr. Einige wenige Stellen des Alten Bundes, die uns überzeugen können und sollen, wie Gott uns lieb hat: Ps. 103, 13; Jes. 49, 15; Jer. 31, 20. Und wenn er in Ps. 16, 10 sagt, daß wir nicht verwesen sollen und in der Hölle bleiben, was bleibt anderen übrig, als daß er uns nimmt in den Himmel? Dort aber ist ewige unaussprechliche Herrlichkeit, vielleicht nicht für alle in demselben Maße, aber doch genug, daß wir dadurch selig sind und nicht nach mehr verlangen. An dieser Hoffnung wollen wir halten und uns durch nichts davon abwenden lassen.

C. In dieser Hoffnung sagen wir: Amen, amen, d. h. Ja, ja, es soll also geschehen. Amen!

Editorielle Aeußerungen.

Seele und Leib.

Die Zeit der Lehrstreitigkeiten scheint vorüber. Selbst die Kirchenkörper deutscher Abstammung und lutherischen Glaubens, die von jeher die Mission in sich gefühlt haben, mit ungebrochener Phalanx für die reine Lehre einzutreten, können sich dem Zeitgeist nicht verschließen. Generalkonzil, Generalsynode und Vereinigte Synode des Südens haben die Streitaxt begraben und wollen sein ein einig Volk von Brüdern. „Missouri" wird bald mit dem bekannten Sänger sagen können: „Ich bin allein auf weiter Flur."

Aus Gründen der Hinneigung zu anderer Lehre verlieren wir heutzutage selten Glieder aus unsern Kirchen. Es ist eine Sekte vorhanden, die uns ziemlich Opfer kostet, aber nicht, weil sie für irgend einen Punkt angeblich reinerer Lehre eintritt. Ihr Anspruch und ihre Gefährlichkeit liegen auf anderem Gebiete, auf einem mehr praktischen, liegen dort, wo Seele und Leib sich verbinden und auf einander einwirken. Sie verspricht ihren Gläubigen Heilung, nämlich des Lei-

des, nicht Vergebung oder Gnade. Diese Sekte nennt sich Christian Science und die Wissenschaft, die sie zu haben behauptet, ist das Wissen um den Weg zur wahren Gesundheit.

Es ist nicht nötig, hier auf die Weise einzugehen, wie Christian Science der Krankheit und anderer Uebel ledig wird. Es genügt zu sagen, daß viele unserer Leute dem System zum Opfer fallen, um die Frage zu erwägen, wie dem abzuhelfen ist.

Gewiß nicht indem man behauptet, daß die ganze christliche Wissenschaft auf Schwindel beruht und ihre Kuren auf Einbildung. Noch kürzlich kam ein Fall zu unsrer Beobachtung, der sich so nicht abtun ließ. Eins unsrer Glieder, ein Mann von vielleicht 35, der länger am Magen gelitten, fehlte in den Gottesdiensten. Wir forschten nach und fanden ihn bei den Christian Science Leuten. Er erzählte, daß er dort Gesundheit gesucht und gefunden und überhaupt ein ganz anderer Mensch geworden sei. Seine Familie, treue Glieder unserer Gemeinde, bestätigten es. Seitdem ist er dort geblieben, und was das Schlimmste ist, mit der Zeit wird er das ganze Glaubenssystem der Sekte, auch daß Frau Eddy Baker der versprochene Tröster und Heilige Geist sei, annehmen. Also, was ist zu tun? Denn tun wir nichts, so ist ja nicht abzusehen, wie weit unsere Verluste noch steigen werden.

Es handelt sich bei der Christian Science und ihren Heilungen um den Einfluß des Geistes auf den Körper. Derselbe ist zugestandenermaßen groß, aber wie groß, ist noch lange nicht genügend erforscht und allgemein bekannt. Durch Beeinflussung des Leibes durch den Geist werden allerhand Leiden geheilt, insonderheit Nervenstörungen, hysterische Erscheinungen, Magenleiden, soweit sie geistigen Ursprung haben, Schwermut. An ihre Stelle treten Fröhlichkeit, Optimismus, Selbstvertrauen und ein Gefühl allgemeiner Gesundheit, verbunden mit Unternehmungsgeist und Menschenliebe. Solcherlei sind die Kuren, die der Christian Science Eingang verschaffen. Daß sie auch organische Leiden heilen kann, wie Schwindsucht, Herzfehler, Lähmung, halten wir für ausgeschlossen.

Nun, warum sollen solche Triumphe von geistiger Heilung der Christian Science überlassen werden? Vor Jahren hörten wir von dem "Immanuel Movement" in Boston. Ein Dr. (D.D.), Worcester, verrichtete wunderbare Nerven- und andere Heilungen durch Suggestion. Dieselben lagen auf derselben Linie wie die Kuren der Christian Science. Seitdem ist es davon still geworden.

Hier ist der Punkt, wo die medizinische Wissenschaft einsetzen sollte. In europäischen Ländern, insonderheit in Frankreich, ist man längst viel weiter fortgeschritten. Die geistige Therapie hat dort schon lange Bedeutendes geleistet. Suggestion und Autosuggestion werden in der medizinischen Praxis viel angewandt. Bei uns scheint man im Gegenteil mehr an den Einfluß des Körpers auf den Geist zu glauben und den Ursprung alles Abnormen und Krankhaften

im Physischen zu suchen. Die Doktoren und Psychologen sollten die Uebertreibungen der Christian Science auf ihr rechtes Maß zurückführen und zu gleicher Zeit zeigen, daß sie ähnliches leisten können.

Die Kirche an ihrem Teil sollte das Feld des Glaubens und Gebetes mehr anbauen als bisher und versuchen, ob sie nicht im Leiblichen den Hülfesuchenden ebenso Linderung und eventuelle Heilung bringen kann, wie im Geistlichen.

Während sie aber in dieser Richtung noch mehr Licht und Leistungskraft sucht, gilt es, die haarsträubenden und unbiblischen Irrlehren der christlichen Wissenschaft aufzudecken, damit diejenigen, die um irgend welcher physischen Hülfe willen (wirklich oder eingebildet) der Sekte zufallen möchten, womöglich stutzig gemacht werden. Solche Irrlehren wären: Die Behauptung, daß Sünde, Uebel, Krankheit auf Einbildung, auf einer falschen Anschauungsweise des menschlichen Geistes beruhen; daß alle und jede physische oder geistige Unvollkommenheit weichen müßte, wenn nur der Geist die rechte Erleuchtung empfangen habe; die Idee, als bedürfe es zur Erlösung des Menschen keines Sühnopfers, sondern bloß der Aufdeckung der Tatsache für jedermann, daß Gott die Liebe sei und anderes mehr.

Alles dieses erfordert Zeit, und es ist daher nicht zu vermeiden, daß wir Verluste haben. Der geheilte Mann zieht seine Frau mit sich und umgekehrt; Familien und Verwandte folgen und zu Zeiten ist der Abbröcklungsprozeß wirklich beunruhigend. Dennoch mit Schimpfen, verächtlichen Bemerkungen, mit Parforcemitteln ist nichts zu machen. Liebe, Weisheit, Verständnis, Sachkenntnis und Aufdeckung von eingebildeten temporären oder gar betrügerischen Kuren wird uns am weitesten führen.

Die Ferien des Pastors.

Ein sehr angenehmes Thema. Das Wort allein zaubert anregende Erinnerungen hervor. Wir sehen uns im Waldesschatten zwischen hochragenden Fichtenbäumen. Kein Laut ist zu hören als hier und da das Trillern eines Vogels oder der dumpfe Klang der Axt des Holzfällers. Wie wohltuend ist das für die müden Nerven eines vielgehetzten Großstadtpastors! Oder wir wandeln am Meeresstrand entlang, vielleicht am frühen Morgen, ehe die Sonne noch ihre brennenden Strahlen sendet von steiler Höhe. Wie glänzt die Wasserfläche im Morgenlicht, und was für eine reine, ozongesättigte, herzstärkende Seeluft saugen wir in vollen Zügen ein! Jawohl, solche und ähnliche Genüsse der Ferienreise sind Dinge, an denen man jahrelang zehrt.

Gewiß für den, der sie sich leisten kann, so seufzt dieser oder jener, aber wie steht es mit dem, der jahraus jahrein aus der Tretmühle nicht herauskommt? Wir erinnern uns an einen Bruder, der in einer unserer größten Städte seit vielen Jahren seines Amtes waltete. Er sagte uns, in fünfzehn Jahren sei er nicht drei Tage aus der Stadt

herausgekommen! Er tat uns von Herzen leid, aber Gewissenhaftigkeit und schlechte Gewöhnung seitens der Gemeinde hielten ihn auch fernerhin im Geschirr, im Staub und Lärm und rasenden Getriebe der Millionenstadt, bis er kraftlos am Wege niedersank in ein frühes Grab, ein Opfer seiner Selbstlosigkeit und der — unbewußten — Selbstsucht oder Achtlosigkeit anderer. Ein anderer dagegen sagt: Ich nehme nie Ferien, ich brauche sie nicht. Ferien sind eine moderne Erfindung, und die Leute überreden sich, daß sie ohne sie nicht fertig werden können. Ein gelegentliches Picknick ist alles, was ich mir erlaube, und das ist bedeutend billiger.

Es ist wahr, Ferien kannte man früher nur in den Schulen, für den Mann im Amte gab es so etwas nicht. In den alten europäischen Ländern hatten sie sich natürlich schon längst eingebürgert. Dort halfen sich auch die Pastoren im Sommer brüderlich aus, damit jeder sich seine drei bis vier Wochen Vakanz nehmen konnte. Unser Land dagegen hielt diese Einrichtung lange für einen Auswuchs des europäischen Klassensystems, welches für die Privilegierten alle möglichen Bedürfnisse erfinnt und Genüsse bietet, während der gewöhnliche Mann unberücksichtigt bleibt.

In den letzten Jahren ist das anders geworden. Im geschäftlichen Leben sind Ferien von ein bis zwei Wochen etwas ganz Gewöhnliches. Manche Arbeitgeber verlangen es sogar von ihren Angestellten, daß sie auf die Vakanz gehen, weil sie es für vorteilhaft halten für den Arbeiter, wie fürs Geschäft.

In unsern Gemeinden hat es sich verhältnismäßig noch wenig durchgesetzt. Die Landgemeinden sehen es im allgemeinen für unnötig an. In den Städten dagegen, zumal wo die Pastoren darauf dringen als etwas, was zum modernen Leben gehört, — o diese fortgeschrittenen, sich geltendmachenden, unverzagten Brüder, o diese edle und so nötige und heilsame Dreistigkeit! — in den Städten, sagen wir, werden Ferien mit der Zeit etwas Selbstverständliches.

Ist das zu beklagen, ist es ein Zeichen zunehmender Vergnügungssucht und Weltförmigkeit? Es ist wahr, in den Lebensbeschreibungen der großen Männer des Reiches Gottes lesen wir nichts von regelmäßig wiederkehrenden Ruhepausen oder Ferienreisen. Der Herr Christus soll allerdings einmal seine Jünger aufgefordert haben in die Ferien zu gehen. Es war Markus 6, 31, wo er zu ihnen sagte: Lasset uns besonders in die Wüste gehen und ruhet ein wenig! Auf diesem „ruhet ein wenig“ bauen heutigestages manche ihre Ferientheorie als auf sicherer biblischer Grundlage auf. Wir haben nichts dagegen, aber der Herr selbst scheint sonst für sich an Ferien nicht viel gedacht zu haben. Ebenso wenig der Apostel Paulus, dies klassische Beispiel eines wahren Evangelisten und Reichsgottesarbeiters. Man bekommt den Eindruck, daß er nach dem Rezept Edisons gehandelt habe, wenn derselbe auf die Frage, was man im Falle von Uebermü-

dung für ein Heilmittel brauchen sollte, antwortete: Mehr Arbeit! Oder vielleicht mehr noch den Rat Gladstones, des großen englischen Staatsmannes, der in gleichem Falle sagte, nicht **mehr** Arbeit, sondern **Wechsel** in der Arbeit, Arbeit auf anderem Gebiet und anderen Gegenständen!

Nun man lege nicht das Beispiel dieser Großen dem gewöhnlichen Pastor als Gesetz auf. Wer des Geistes Fülle hat, oder die sich immer selbst erneuernde Kraft des Genies, oder den Erfolg und das Wachstum an Einfluß eines schöpferisch wirkenden Mannes, hat Quellen der Erfrischung, die sich dem Durchschnittsmenschen nicht bieten. Jeder Pastor fühlt in unserer Zeit zuweilen das Bedürfnis nach Ausspannung. Bei einem vielbeschäftigten Manne ist tatsächlich die Kraft von Hirn und Nerven zu Zeiten aufgebraucht. Bei allen aber liegt die, oft unbewußte, Notwendigkeit eines Wechsels vor: andere Gesichter, andere Umgebung, andere Gedankengänge, andere Eindrücke! Es ist schwer für einen Nichtpsychologen, dafür das physiologische Gesetz treffend auszudrücken. Aber jeder kennt die wunderbar stimulierende Wirkung einer selbst kurzen Reise. Schreiber dieses hat öfters in den ersten Stunden einer Eisenbahnfahrt mehrere Texte gefunden und ausgearbeitet, ohne Mühe. Also von diesem Gesichtspunkte aus ist eine Vakanz ein wahrer Gottessegen, oder kann es werden.

Sieht nun aber aus mancherlei Gründen der Pastor sich von dem Genuß und der Anregung eines Ferienaufenthalts abgeschnitten, so muß er das, was ihm ein solcher bringen sollte, sich anderweitig erstehen. Pflüget ein Neues! heißt es in den Propheten. Kann er sich neue Interessen verschaffen, so ist das Spiel schon halb gewonnen. Er tue etwas, was er sonst noch nie getan. Manche finden dies durch stärkere Beteiligung am städtischen oder kirchlichen oder auch gesellschaftlichen Leben des Ortes. Die Isolierung mancher unserer Brüder, eine Isolierung, die durch den Krieg zum Teil noch verschärft wird, zehrt an ihrem Lebensmark. Sie bedürfen da sehr der Brünnlein Gottes und tiefere Erfahrung der Heil- und Hebekraft des Glaubens. Doch auch sollten sie alles tun, neue Fäden der Gemeinschaft anzuknüpfen, Straßen der Tätigkeit zu bahnen, aus den alten Geleisen des Denkens, Sorgens, Grämens herauszukommen. Ganz besonders nützlich und wichtig aber ist es, der Fröhlichkeit zu pflegen. Herzlich lachen macht dick, heißt es. Es ist ein einfaches und billiges Mittel in der Diätetik der Seele. Dennoch ist es nicht so leicht auszuführen. Wer darin Anleitung bedarf, den weisen wir auf die Bücher von O. S. Marden, „The Optimistic Life,“ „Peace, Power and Plenty,“ „Getting On,“ und auf das kürzlich angezeigte „The Peaceful Life“ von O. Kuhns. Eine Lektüre derselben möchte vielleicht diesem oder jenem mehr helfen als die schönste Vakanz.

Kirchliche Rundschau.

Abuses of Evangelization.

Dr. D. H. Bauslin in the "Lutheran" presents a very strong protest against the abuses of evangelization by sensational methods.

"The antidote for irreverence is the fear of the Lord. The man who sins in irreverence is never a complete Christian. It is becoming an increasingly serious question whether the modern 'tabernacle evangelism' creates a religious climate in which the finer and higher human qualities are native and in which the supreme forces of righteousness are released and permanent good insured; whether such methods as are characteristic of such widely exploited campaigns are not more likely to result in a crop of tares and weeds which will prove to be a menace to real religious culture. Many good men we are assured, believe otherwise. But it is more and more becoming a serious question, with wise and observing men in all the churches, whether the acute actions of an extraordinary genius in the acts of dramatic speech, combined with unusual skill in the manipulations of religious propaganda and financial response, will not seriously retard the growth of that devout reverence for God and the sacred associations of religion, which is fundamental in all sound religious life. No amount of apology for it can relieve the impression that the coarse and vulgar jest and violent invective against the Church and the ministry, however imperfect the witness of both at times may have been, are a sad and unwholesome travesty upon the Gospel of our Lord and Redeemer. Good may result in some measure, but the real question is not whether good follows, but whether on the whole, the balance as between the good and the evil in the total result is in favor of the good; whether the secondary effect of violent imprecation and slangy vulgarity, and salacious suggestion upon the multitudes of young hearts in lowering the tone of respect for the gracious and enduring sanctities of our religious institutions and usages and of Christian civilization itself, is not permanently harmful. The bizarre mixture of some good with what good men and wise men who love and serve their Lord regard as a still larger, subtler and more permanent evil, in the long run is doing no real good, we are assured, for pure and undefiled religion.

"It is increasingly difficult to induce multitudes of the best people in the Church, that violent gesticulation and gymnastics, contortions of face and figure, noisy demonstrations worked up to the top pitch, coarse speech, slang from the tough sections of the town, the lingo of the sporting fraternity, maledictions in prayer addressed to the human hearers and uttered in apparent forgetfulness of a listening God, carricature of the Scriptures, familiarity with sacred things, expressions of chummy friendship with the Almighty, stories and jokes that excite loud demonstrations of laughter, constant displays of an irreverence that approaches blasphemy—it is, we say, increasingly difficult to induce many

of the best people of the land that these features of some present-day methods of doing Christian work, are helpful to the promotion of those qualities that are fundamental in religion, that they are going to prove in the end, to be promotive of a wide religious vision or depth of religious conviction.

"Slapping and banging away in rash assaults at scholarship, no matter what the immediate results may be, will certainly not be such as to develop an all-sided vision nor a well-balanced conduct of life. The assailants of the evolutionary hypotheses have usually been people of considerate speech and have refrained from making consignments of well-known scientists to perdition while the enraptured tabernacle assembly yells its unmeaning applause. 'There goes old Darwin! He's in hell sure.' 'Stand up there, you bastard evolutionist! Stand up with the atheists and the infidels, and the whoremongers and adulterers and go to hell.' Such speech as this not only shows the degeneracy of a deplorably commercialized evangelism, but quickens the indignation and sadness of people who still believe that reverence and tenderness are adjuncts of effective and consistent religious speech.

"That some good is done in spite of such un-Christian speech and assumptions of the power that belongeth to the Lord, is not to be disputed. The evil is less palpable, not admitting of statistical description. It is largely in the atmosphere that is created. It is not to be listed as are the tables of alleged 'conversions.' The commercializing of men's ideas of Christian service and compensation, the lowering of their sense of reverence, their cultivation of the habit of censoriousness in religion, the brash expressions of familiarity with God—these are things of which the reporters and the statistical tables take no note, but which are open, clear and deplorable to men who are able to discern. The number of people who in consequence of the use of such methods as we have noted, are permanently prejudiced against religion is never computed. This is fundamentally true, that nothing can be more harmful to the future depth and strength of religion among any people than the training of young people for the responsibilities of manhood and womanhood in an atmosphere that is destitute of reverence. People may be in a way religious without reverence, but not deeply religious.

"The antidote for the age of irreverence is a renewed emphasis on the fear of the Lord. 'Let all the earth fear Jehovah; let all the inhabitants of the world stand in awe of Him.'"

---

† Julius Wellhausen. †

Der am 17. Mai 1844 in Hameln geborene alttestamentliche Kritiker **Julius Wellhausen** ist gestorben. Er hatte unter Ewald in Göttingen studiert und sich 1870 ebenso habilitiert. Wirkte dann kurze Zeit als Professor der Theologie in Greifswald, mußte aber wegen des Widerspruchs zu seiner theologischen Stellung die theologische Wirksamkeit verlassen und ging als Professor der orientalischen Sprachen nach Halle, von da nach Marburg, von da nach Göttingen. Durch seine 1878 zum ersten Mal erschienene „Geschichte Israels" und seine 1876—77 in den Jahrbüchern für deutsche Theologie veröffentlichte „Komposition des Hexateuchs" (separat 1885) wurde er der bahn=

brechende Hauptvertreter der grundstürzenden alttestamentlichen Kritik, welche den evolutionistischen Gedanken auf die Entwicklung Israels übertrug und im Gesetz Mosis nicht den Anfang, sondern erst den exilischen und nachexilischen Schlußstein der vorausgegangenen Entwicklung erkennt. Es hat selten eine Schule so destruktiv auf die alttestamentliche Theologie eingewirkt als die Schule Wellhausens; es hat aber auch keine so zur Arbeit angespornt als diese; sie hat nicht nur die negativen, sie hat auch die positiven Kräfte zu mächtiger Entfaltung angeregt, und heute ist ihr selbst von rein wissenschaftlichem Standpunkt aus das Fundament mehr und mehr unter den Füßen weggezogen worden: Die Ausgrabungen haben gezeigt, daß sie auf nicht haltbaren Voraussetzungen ruht. Zuletzt hat Wellhausen seine destruktive Tendenz auch auf dem Gebiet der neutestamentlichen Arbeit geltend machen wollen, hatte aber nur geringen Erfolg.

(M. R. in „Kirchl. Zeitschrift.")

Die Entstehung des Talmud.

Der Talmud, den die Juden so hoch verehren, ist von hohem Alter. Er ist zusammengesetzt aus den Ansprüchen, Worten, Erklärungen und Verordnungen der „weisen Männer." Sein Ursprung muß ohne Zweifel einer Zeit zugeschrieben werden, die lange vor der christlichen Aera liegt. Die Rabbiner wollen sogar seinen Ursprung bis auf Moses zurückleiten und die Verordnungen des Talmud gleich alt mit dem geschriebenen Gesetz (fünf Bücher Moses) machen.

Sie behaupten, Mose habe außer den Gesetzestafeln noch mündliche Gebote auf dem Berge Sinai erhalten. 2. Mose 24, 12 steht: „Der Herr sprach zu Mose: Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir steinerne Tafeln und Gesetze und Gebote gebe." Sie erklären es so: Gesetze meint die Tora Schebikkav (das geschriebene Gesetz, das meint die fünf Bücher Moses) und mit „Gebote" wird gemeint die „Tora schebaal peh" (das mündliche Gesetz, der Talmud), und dieses mündliche Gesetz habe Moses dann ebenso mündlich an Josua übergeben. Josua habe es dann den Aeltesten mitgeteilt, und diese überlieferten es den Richtern, diese wieder an die Propheten u. s. w. Auf diese Weise seien sie in gerader Linie immer mündlich bis an den großen Sanhedrin überliefert worden.

Die Rabbiner schreiben diesen mündlichen Gesetzen gleiche Autorität mit den geschriebenen zu. Ja, sie versuchen ihnen sogar überwiegende Autorität zu geben. So lehren sie: Ein Mensch soll seine Zeit zum Studieren des Gesetzes in drei Teile einteilen, ein Teil soll er lernen „Mischna," ein Teil „Gemara" und ein Teil das geschriebene Gesetz. Da sind also schon zwei Teile an den Talmud und ein Teil auf Gottes Wort entfallen. Ein anderer Rabbi sagte, daß die obige Einteilung nur für einen Anfänger gilt, wenn aber der Mensch älter und klüger geworden ist, soll er seine ganze Zeit nur mit dem Talmud-Studium zubringen.

Unser Heiland bezieht sich auf dieses mündliche Gesetz in seiner Antwort an die Pharisäer: „Wohl fein habt ihr Gottes Gebote aufgehoben, auf daß ihr eure Aufsätze haltet, und hebet auf Gottes Wort durch eure Aufsätze, die ihr aufgesetzt habt und desgleichen tun ihr viel." Markus 7, 7—13.

Erst zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christo wurden diese Lieferungen gesammelt und veröffentlicht.

In jener Zeit lebte Rabbi Jehuda hakodesch (Jehuda der Heilige). Dieser berühmte Rabbi sah die immer weitere Zerstreuung seines Volkes und wurde besorgt, das mündliche Gesetz könne im Laufe der Zeit vergessen werden, und um dem zuvor zu kommen, begann er die Meinungen, Gebote u. s. w. der Aeltesten zu sammeln und aufzuschreiben und vollendete nach vierzigjähriger Arbeit das, was man seitdem „Mischna" nennt, und den Grund zum Talmud legte. Nach seinem Tode unternahm sein Schüler Rabbi Johana mit mehreren andern gelehrten Rabbis die Aufgabe, die Mischna zu erläutern und zu erklären, weil sie das Werk ihres Meisters nicht für vollendet hielten. Nachdem dies geschehen war, nannten sie das ganze Werk „Gemara" (Vollkommenheit.) Dieses Erzeugnis wurde der „Talmud" von Jerusalem genannt, um ihn von einem ähnlichen, aber umfangreicheren Werk zu unterscheiden, das kurz nachher von Rabbi „Asa," der an der Spitze einer Schule in Sora bei Babylon stand, geschrieben wurde. Das letztere Werk steht in höherem Ansehen als der Talmud von Jerusalem, weil es die Ansichten einer viel größeren Zahl „weiser Männer" enthält und auch in anderer Hinsicht für vollkommen gehalten wird.

In dem Talmud haben die Rabbiner uns aber auch mit äußerst wertvollen Schätzen versehen. Dieses Werk ist reich an praktischer, gesunder Sittenlehre. Welcher Christ wird nicht in folgenden Aussprüchen der Rabbiner den Geist echter Religion erkennen? „Wer seine Weisheit herrschen läßt über die Sünde, des Weisheit wird bleiben, wer aber seine Sünden herrschen läßt über seine Weisheit, wird nicht bleiben." „Wem ist der gleich, des Weisheit sich seiner guten Werke rühmet? Einem Baume, dessen Zweige zahlreich, dessen Wurzeln aber wenige sind; wenn der Wind kommt, reißt er ihn aus und stürzt ihn um, aber wem ist der gleich, des gute Werke seine Weisheit rühmen? Einem Baume, dessen Zweige wenige, dessen Wurzeln aber viele sind; wenn der wildeste Sturm seine Wut an ihm ausläßt, wird er ihn doch nicht erschüttern." „Sei schnell zur Ausführung der kleinsten Vorschrift und fliehe das Tun einer Sünde, denn die Erfüllung einer Vorschrift erzeugt eine andere und Sünde gebärt Sünde."

Verstümmelung der Mischna.

Folgendes Schreiben erging von einer Versammlung von Aeltesten in Polen im Jahre 1630 n. Chr.:

„Friede unsern Brüdern aus dem Hause Israel. Da wir erfahren, daß viele Christen mit großer Mühe die Sprache zu erlernen suchen, in welcher unsere Bücher geschrieben sind, so mahnen wir euch bei Strafe des großen „Bannes," der über die unter euch verhängt werden soll, welche dies unser Verbot übertreten, daß ihr in keiner neuen Ausgabe der „Mischna" oder „Gemara" irgend etwas auf Jesum von Nazareth Bezügliches mitteilen sollt, und besonders sollt ihr Sorge tragen, weder Gutes noch Böses, was ihn betrifft, zu schreiben. Wenn ihr unsere Vorschrift nicht befolgt, sondern fortfahrt, unsere Bücher in hergebrachter Weise zu veröffentlichen, werdet ihr dadurch uns und euch große Bedrängnis verursachen und Schuld sein, daß wir, wie früher, das Christentum annehmen, so daß unsere letzten Bedrängnisse schlimmer sein werden als die früheren.

Darum befehlen wir euch, wenn ihr eine neue Ausgabe jener Werke veröffentlicht, die Stellen, die sich auf Jesum von Nazareth beziehen, leer zu lassen und den Zwischenraum mit diesen Zeichen — — — zu füllen. Die

Rabbis und die Lehrer der Jugend wissen wohl, wie sie die Kinder durch Wort und Mund unterrichten sollen. Dann werden die Christen über diese Sache nichts mehr gegen uns aufzuweisen haben und wir Befreiung von dem Druck erwarten, den wir sonst erduldet haben und dürfen in Frieden zu leben hoffen." (P. O. Gruen in „Der Freund Israels.")

Jiddisch.

Wenn man die Weltsprachen aufführt, so vergißt man sicherlich immer eine Sprache zu nennen, der doch ein Platz unter den Weltsprachen gebührt: das jetzt mit einemmal so interessant gewordene Jiddisch. Das ist bekanntlich ein bastardiertes Deutsch, das nicht allein von der großen Mehrzahl aller Ostjuden von Polen bis hinein in die Tschuktschen-Halbinsel gesprochen wird, sondern zugleich in Amerika und Süd-Afrika, in Syrien wie in Australien die Umgangs- und Familiensprache des größten Teiles der dortigen Judensiedlungen ist. Dank dem Jiddisch kann man, ohne eine andere Sprache als Deutsch zu verstehen, in einem großen Teile aller Erdteile sich verständigen, und schon der niederrheinische Ritter Arnold von Harff, der in den Jahren 1496 bis 1499 eine Pilgerfahrt unternahm, die ihn von Köln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien führte, berichtete an seinen Landesherrn, den Herzog Wilhelm von Jülich und Berg, daß er an vielen Orten seiner Wanderfahrt deutschsprechende Juden gefunden und um der Sprache willen oft mit ihnen habe Gesellschaft halten müssen.

Wie ist es nun gekommen, daß das Judentum in einem so großen Teile der ganzen bewohnten Erde am Deutschen als der Grundlage seiner Verkehrssprache festgehalten hat? Die Erklärung gibt ein lehrreicher Aufsatz über das Jiddisch, den Heinrich Löwe in dem Hefte Ostjuden der Süddeutschen Monatshefte in München veröffentlichte. Die Vorfahren aller dieser jiddisch sprechenden Juden wohnten einmal auf dem Boden des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wo ja die Juden im Mittelalter eine solche Bedeutung für das Stadtwesen hatten, daß sie nach Wilhelm Arnold geradezu zum Begriff der Stadt gehörten. Besonders im 14. und 15. Jahrhundert sind dann diese deutschen Juden in Massen gen Osten gewandert; dies wurden die Vorfahren der heutigen polnischen und lithauischen Juden, und mit der ganzen Zähigkeit des jüdischen Stammes haben sie die Zustände ihrer bisherigen Heimat zu bewahren gesucht. So ist der für die Ostjuden kennzeichnende lange Rock noch eine Mode aus den Tagen der Meistersinger und so hat auch das Jiddische eine große Fülle von altem deutschem Sprachgut bewahrt, das sonst in unserer Sprache untergegangen oder doch in entlegene Winkel verschwemmt worden ist. Wenn der polnische Jude ein Linnentuch Leilech, ein Taschentuch Zwehl nennt, wenn er für Träne Treher oder Tre und für Lippen Lefzen sagt, so gebraucht er altes deutsches Sprachgut, und so haben sich auch die Verwandtschaftsbezeichnungen Schnur und Eidam, die in der heutigen deutschen Sprache ganz zurückgetreten sind, im Jiddischen bis zur Gegenwart erhalten.

Eine wunderliche Laune der Sprachgeschichte will, daß das Sabbatbrot der Juden, der Barches, nichts anders ist, als Berchias Brot, wie es die alten Germanen kannten, und das süße Sabbatgemüse Zimmes hat, wie wir aus Hebel wissen, seinen altdeutschen Namen im alemannischen Basel

ebenso bewahrt wie im Jiddisch der Ostjuden. Eine alte deutsche Sprachform hat sich auch im Judendeutsch erhalten, wenn der polnische Jude fragt: „Von wannen kommt Ihr?" im Sinne von „Von wo kommen Sie?" „etz" an Stelle von „ihr" und „engker" für „eure" sind bekanntlich gut bayerisch, und das so oft als Mauschelei verspottete „Waas ist dermehr?" ist nichts anderes als die gute mittelhochdeutsche Frage: „Was ist der Mär?" Man wird hiernach nicht in Abrede stellen können, daß Stärk recht hat, wenn er im „Neuen Merkur" darauf hinweist, daß das Jiddisch für die Germanisten eine Menge interessanter Probleme biete.

Nun enthält das Jiddische freilich nicht ausschließlich deutsche Sprachelemente. Aus dem Lateinischen des Mittelalters sind zum großen Teil solche Begriffe entnommen, die sich auf den Kultus beziehen. So heißt das Vorlesen der Heiligen Schrift in der Synagoge leinen (von „elegere"), das tägliche Beten Oren („orare") oder Dawwenen („devovere"), segnen und Tischgebet sprechen heißt Benschen („benedicere"). Die der slawischen Umgebung entnommenen Ausdrücke sind recht gering und beschränken sich auf einige Körperteile, auf das Handwerk und manche andere Dinge des täglichen Lebens. Dagegen hat das synagogale und das Familienleben dem Jiddischen eine Anzahl von hebräischen Worten zugeführt: Synagoge und Familie waren und blieben ja die Zufluchtsorte, in die sich der Jude allein bei den Unterdrückungen retten konnte. So heißt im Jiddischen noch heute die Familie auf Hebräisch Mischposche, der Bräutigam Chosse, die Braut Kalle — aber der Sohn heißt Suhn, die Tochter Tochter, die Tante Muhme, der Onkel Vetter, der Schwiegervater ist der Schwäher, die Schwiegermutter Schwigger, der Schwiegersohn auf gut Deutsch Eidam. Bemerkenswert ist dabei, daß auch die dem Hebräischen entnommenen Wörter ganz deutsch gebeugt werden und, wenn sie sich nicht ohne weiteres dazu eigneten, entsprechend umgeformt und mit deutschen Vor- und Nachsilben so verbunden und verdeutscht worden sind, daß sie nunmehr ganz wie deutsche ungezwungen abgewandelt werden können. Also das Jüdischdeutsche hat nicht das Deutsche hebräisiert, sondern umgekehrt, das Hebräische verdeutscht.

(„Der Sendbote.")

The Situation in German Foreign Missions.

By Rev. K. A. Moden, Stockholm, Sweden

Before the war, the Evangelical Societies in Germany conducted prosperous missionary work in China, Japan, India, in the South Sea Islands and in the English and German colonies in Africa. During the three years of war the various societies have, naturally, sustained heavy losses, and the hardships and sufferings of the missionaries have in certain cases been severe. Nevertheless, the work in these fields has not been entirely destroyed or discontinued.

At the outbreak of the war the connection between the missionaries and their native land could be kept up with difficulty and in certain cases it was impossible. The missionaries were for the most part removed from their stations and interned or sent home to Germany. Many of them were by and by permitted to return from the places where they were interned to their mission stations, where they now are allowed to continue their work.

The experiences of the German missionaries in India were all the more painful, as German missions have been prosecuted there so long. From there all the mission workers who were German citizens were sent away. There were 137 missionaries, 116 wives of missionaries, 36 lady missionaries, and 179 children. Eight missionaries are still kept interned there. Then there remain only 26 missionaries, 18 wives of missionaries, and 8 lady missionaries to continue the work. These are not German citizens, altho they have been engaged by German societies.

In Japan the missionaries have been permitted to remain at their stations, and under strict supervision are permitted to carry on their work. According to recent information, they are not allowed to send letters abroad or to receive such from other lands.

In a recent publication ("Das Kriegserlebnis der deutschen Mission im Lichte der Heiligen Schrift"), Missionsdirektor Carl Alenfeld, Berlin, describes the present situation of the German missions as follows: "If we sum up the whole in order to get a vivid picture we must say that the work is greatly handicapped, nay almost ruined in Kamerun and in the greater part of German East Africa, except in the northeastern part of this colony and in the northern part of Togo. In the other German colonies, however, the work goes on, tho embarrassed thru many restrictions; for instance, in South Togo, German Southwest Africa, Kaiser Wilhelms Land, and Kioochow (China). Among the great mission fields in the British colonies, India has suffered most. But there it has in all the mission fields been possible to get substitutes, at least while the war continues, for the German missionaries, so that the existence of the congregations and the churches which are being constituted seems not to be seriously menaced. From some smaller English colonies the German missionaries have been sent away, as from Hongkong, North Borneo, and Volta Dreieck. But here only a few missionaries are concerned. On the other hand, mission work can still be prosecuted, altho with many restrictions, in the whole of South Africa, on the Gold Coast, in the North of Australia, and all American colonies of Great Britain."

Lately China has declared war against Germany. The consequence of this must be that the troubles of the German missionaries there are increased. They number 324, wives of missionaries and lady workers included. Before China's declaration of war they had great liberty to prosecute their work. What has happened since is still unknown.

The war has caused the mission a heavy loss also in another way. Among the missionaries who were summoned to military service there were already a year ago 42 prisoners of war, 167 wounded and 157 killed. In addition, 52 sons of mission leaders and missionaries were killed. According to later information, about 400 missionaries and missionary volunteers are summoned into military service, 68 are in hospitals, and 120 are prisoners of war in various countries, viz.: 25 in France, 12 in Russia, 9 in England, 1 on Malta, 41 in Africa, 30 in Asia, and 2 in Australia.

But after all storms that have swept over the missions about 1,000 German missionaries are still working in the various fields. And nearly

200 of the missionaries who now are in Germany are given opportunity to preach the Gospel among their fellow-countrymen and to the prisoners of war.

For the support of those who are still in the fields and a great many of those who have to remain home, the several mission societies are responsible. To solve this problem the boards and the mission societies are compelled to give themselves to incessant work, great self-denial and fervent prayers. As an example of what they are doing for the mission under existing circumstances, we may mention that of the Leipzig Society, whose work in India and German East Africa suffers from great disturbances, yet in the year 1915 collected 536,000 marks and during 1916, 614,000 marks. Last New Year the society, strange to say, had a balance in its funds. This surplus is, however, outweighed by the loans which the missionaries in Africa were compelled to take because money could not be sent to them from their society. Besides, the mission societies have had troubles on account of the great sinking in value of the German mark.

But the friends of the mission have not been without encouragement in their work. Very joyful reports have come from South Africa. The missionaries of the Hermannsburg Society, who are working there, could complete church buildings during the year 1916 and pay debts on them. A great many converts have joined the churches organized by the Rhenish Society. The mission work which this society carries on in the Mentarvei Islands and Kaiser Wilhelms Land seems now to be leading to the result that paganism there is ready to collapse. And among the Battak tribes in Sumatra there have been great revivals. These occurrences are rays of light that penetrate the darkness, which the shadow of the war cast over the German mission work.

To arrange for the work in the churches from which the missionaries had been sent away was not an easy task. But mainly this problem has been solved satisfactorily. Thus the Leipzig Society has entrusted its old field among the Tamils in India to the Swedish State Church Mission. The churches on this field have about 21,400 members. The Swiss missionaries who were in the service of the Basel Society are still at their stations; but recently steps have been taken by this society and friends of the mission in Switzerland to organize a new society there with its seat at Berne. This new society will engage the Swiss missionaries in its service. In many places the native pastors are entirely responsible for the care of the churches. This for instance is the case in that part of India where the Gossner Missionary Society is working among the Kols. The churches, which have about 80,000 members, are now ministered to by 43 native pastors. The important educational work of that society has been put under the leadership of the Anglican Bishop Westcott at Chota Nagpur.

In the autumn of the year 1913 a society was constituted in Germany which is called *Deutsche Evangelische Missions-Hilfe.* Its aim is to unite the German societies in mutual support. It may be said that it was organized at an opportune moment. After the outbreak of war most of the societies have joined it, so that it now consists of almost all

societies in Germany. Missions-Hilfe has no mission of its own, but its aim is to awaken, tend and promote a common interest for mission work. In its report for the year 1916 Missionsdirektor A. W. Schreiber, Berlin, who has written it, says that an Oriental and Islam Committee was constituted March 1, 1916, which comprises all German charitable work in the Orient, and that a Committee for East Asia was appointed September 28, 1916. Of the first committee, he says:

"The greatest and most important work has been done by the Islam Committee, the existence of which is due to the Oriental conference of October 9, 1915, which was arranged by the Missions-Hilfe, and at which it was decided to present a petition to the Chancellor of the German Empire with regard to the situation of the Oriental Christians, especially the Armenians. The circumstances in the Orient put the charitable work there face to face with very difficult problems handled with great discretion in view of the current opinion about German Christendom abroad and the political import of the questions concerned. But that did not hinder some members of the committee from sending out an appeal calling for aid to the Armenians, in which they, without regard to merit or worthiness, begged for a Samaritan service to the dying Christian people. Funds were collected under the auspices of the Missions-Hilfe. At the end of the year 1916 a sum of 36,000 mark had been raised, to which 1,577 donors had contributed."

As this summer 400 years have elapsed since Martin Luther posted his 95 theses about the indulgence, which gave rise to the German Reformation, the Missions-Hilfe has sent out a proposal that the memory of the reformation might be celebrated in the mission fields as well as in Germany October 31st or November 4th. Many societies responded to the proposal, so that the jubilee was celebrated generally in the German evangelical mission fields.

The contributions to the societies are naturally reduced on account of the war. Tens of thousands of mission supporters have been killed, made invalids or prisoners of war. And great numbers of persons who regularly used to contribute to the missions are at the fronts and can give only very little or nothing.

The German missions are now struggling hard to maintain their future existence. And one cannot watch their efforts without being reminded of a word by St. Paul which may be applicable to our German mission friends. Like him, they can surely say: "We are troubled on every side, yet not distressed; we are perplexed, but not in despair; persecuted, but not forsaken; cast down, but not destroyed."

There are now dark days for German missions; but after the night passes we believe that a day of hope will come and German missions will once more be permitted to carry on the work that they so efficiently conducted in the past. *Miss. Review.*

Slump in College Enrollment Reported.

Thirty educational institutions in the United States have 26,000 fewer students than they had in 1917—16, according to an article published in the current issue of *School and Society.* Since thirty universities and colleges have lost this number of students, the total loss for

the higher institutions of learning in the United States is estimated at 68,500 by Huber William Hurt, of McKendree College, Lebanon, the writer of the article, who has this to say about the effect of the war on colleges:

"While America is wealthy, our wealth is that of abundant natural resources, largely unconserved and too often wasted. We do not create our wealth in the sense that the older European cultures have done America confronts a future big with demands for trained skill. Meanwhile the transfer of these thousands of college youth into immediate national service creates an imminent skill famine.

The National Army has transferred a million and more from all walks in life. When these return to normal peace service they will create a new problem of readjustment. Losses of men at the front have been so far below 10 per cent that it seems fair to predict that nearly 90 per cent of the National Army will be able to return to America after the war. However, it is seriously to be questioned whether they will resume training where they left off. They will be different and older men. What they will need and demand is as difficult to predict as it is imperative to meet.

"With the tremendously enhanced applications of science on all hands, it would seem necessary to fill the places vacated by these 68,500 college youths by an early effort for new collegiate recruits to train for tomorrow's exacting demands. In the interests of our national welfare, the Federal Government might properly conduct an enlisting campaign in our secondary schools, to secure graduates to actually enlist for college and university to prepare to take the places of the thousands who have sprung to the defence of the colors. America can ill afford the loss of these thousands of her potential leadership—facing as she does the winning of the war (which is essentially a technical and applied-science project)—and the even larger social challenge of the reconstruction where our skill will be confronted with the needs of a democratic world."

The losses in enrollment at twenty-eight institutions are given as follows:

	Loss	Percentage Loss
Harvard	2,537	40.2
Pennsylvania	2,422	26.8
Columbia	2,214	16.3
Michigan	1,801	24.8
Nebraska	1,537	30.5
Northwestern	1,386	25.4
Wisconsin	1,178	15.9
Yale	1,174	35.5
Illinois	1,172	17.9
Chicago	1,166	12.7
Ohio	1,034	17.9
Missouri	792	20.3
Texas	712	18.2
Princeton	683	43.9

Minnesota	647	16.3
Syracuse	640	15.8
Kansas	568	17.2
California	496	5.2
Stanford	456	22.6
Indiana	435	15.2
Virginia	351	14.6
Iowa	270	8.1
Pittsburgh	251	7.6
Johns Hopkins	242	9.5
Cornell	172	3.2
Washington Univ.	119	8.8
Tulane	60	2.4
Western Reserve	46	2.2

Two institutions, Cincinnati University and New York University, are said to have gained, the former thirty-eight and the latter 154 students.—*Am. Lutheran Survey.*

Die Gemeinschaft der „Freunde" und ihre Stellung zum Krieg.

Die religiöse Gemeinschaft der Freunde hat auf der Philadelphia Jahresversammlung für Pennsylvania, New Jersey, Delaware und Teile Marylands nachstehende Erklärung erlassen: Diese entscheidende Stunde in der Geschichte fordert unsere Gesellschaft auf, zur Befriedigung der tiefsten Bedürfnisse der Menschheit unsern höchsten Beitrag zu liefern. Ueberzeugt, daß wir dabei den sittlichen und geistigen Fragen der Gegenwart eine einfache und furchtlose Antwort geben sollten, fühlen wir uns verpflichtet, die Stellung unsers christlichen Glaubens gegenüber dem Krieg klar zu legen. Der Widerspruch unserer Gesellschaft gegen jeden Krieg als etwas Unchristliches, ist während ihrer ganzen Geschichte aufrecht erhalten worden.

* * *

Im Jahre 1660 erklärten unsere Vorväter: „Wir entsagen völlig allen äußern Kriegen und Streiten und dem Kämpfen mit äußern Waffen, um welchen Zweck es sich auch handeln und unter welchem Vorwand man auch beginnen mag. Dies ist unser öffentliches Bekenntnis vor der ganzen Welt. Christi Geist, von dem wir geleitet werden, ist nicht veränderlich, so daß er uns einmal befehle, etwas zu meiden als ein Uebel und dann wieder, es zu erstreben; und wir wissen für gewiß und bezeugen es der Welt, daß der Geist Christi, der uns in alle Wahrheit leitet, uns nie bewegen wird, gegen irgend einen Mann mit äußern Waffen zu kämpfen und zu kriegen, weder für das Reich Christi noch für die Reiche dieser Welt."

* * *

Diese Ueberzeugung ist von allen Geschlechtern der Freunde wieder bestätigt worden, und während des gegenwärtigen Kriegs haben unsere Jahresversammlungen in der ganzen Welt deutliches Zeugnis abgelegt, daß sie auf denselben Grundsätzen feststehen. Der Grund unserer Abneigung gegen den Krieg liegt viel tiefer als in irgend einem einzelnen Gebot des Alten oder Neuen Testaments. Es ist unser Glaube, daß der Weg der Liebe, auf dem unser Meister Jesus Christus dem Uebel widerstand und es überwand, seinen Nachfolgern heutzutage die rechte Art lehrt, wie sie das Unrecht be-

kämpfen sollen. Dies schließt für uns wie für ihn die Weigerung ein, Mittel anzuwenden, die wie der Krieg die Liebe verletzen und ihre Ziele vernichten; aber es bedeutet nicht eine schwache Unparteilichkeit gegenüber dem Uebel. Für uns, wie für ihn bedeutet das ein tätiges Leben, das dem heldenmütigen Zwecke geweiht ist, Böses mit Gutem zu überwinden. Die unsäglichen Leiden der Menschheit fordern uns und alle Menschen jetzt zu noch größeren Opfern und ernsteren Bemühungen auf, solchen Glauben in Taten umzusetzen. Solchen Bemühungen weihen wir uns.

* * *

Im Einklang mit diesem Glauben wünschen wir heute alle unsere Beziehungen aufrecht zu erhalten. Unserm geliebten Vaterland geloben wir aufs neue die tiefgewurzelte Treue dankbarer Herzen. Wir sehnen uns danach, ihm zu helfen, daß es als ein großer, der Freiheit und der Volksherrschaft gewidmeter Freistaat seine edelsten Tugenden betätige. Jedoch, wir glauben, daß wir unserm Vaterland und der gesamten Menschheit am besten dienen, wenn wir daran festhalten, daß die Religion und das Gewissen noch über dem Staat stehen. — Dem Präsidenten Wilson sprechen wir unsere Wertschätzung seiner stetigen und mutigen Bemühungen aus, die Ziele der Vereinigten Staaten in diesem großen Kampf großmütig, selbstlos und gerecht zu erhalten. Unsern Landsleuten, die der Stimme ihres Gewissens auf Wege folgen, auf denen wir sie nicht begleiten können, geben wir die Versicherung unserer Achtung und unserer Teilnahme an allem, das sie erdulden. Endlich beten wir für alle Menschen, mögen sie unsere Feinde genannt werden oder nicht, daß die sich aufopfernde Liebe Christi, die uns zur Buße reizt, alle Menschen in der Brüderschaft seines Geistes versöhnen und vereinigen möge. W.

Beschlüsse des Ministeriums von New York zur Weltlage.

Bezüglich der gegenwärtigen Weltlage empfehlen wir, unsere Gemeinden zu ermahnen:

1. Daß sie sich auch hierin beweisen als die Kinder Gottes, die sich nicht überwinden lassen von dem Bösen, sondern das Böse mit Gutem überwinden. (Röm. 12, 21.)

2. Daß sie darum bußfertig in sich gehen und ein jeglicher sich prüfe, was er Uebels getan und Gutes unterlassen habe, daß ein solches Strafgericht über unser Land und Volk hat kommen dürfen.

3. Daß sie unter den mancherlei Nöten und Leiden der Zeit nicht verzagen, sondern ihre Hoffnung auf Gott setzen.

4. Daß sie, was auch immer der Ausgang des gewaltigen Ringens sein möge, nicht wankend werden in dem Glauben, daß Gott es ist, der den Kriegen steuert in aller Welt, mit allmächtiger Hand waltet unter den Geschicken der Völker und alles zum vorgesetzten Ziele leitet und lenkt, wenn auch seine Gedanken nicht unsere Gedanken, und seine Wege nicht unsere Wege sind.

5. Daß sie sich nicht durch Haß und Rachgier das Herz vergiften lassen, auch nach Kräften dem Umsichgreifen unchristlicher Passionen und Tendenzen wehren und entgegenwirken.

6. Daß sie dagegen alle Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, z. B. die Bestrebungen der Roten Kreuz Gesellschaft, die Fürsorge für die

Kriegsbeschädigten u. s. w. unterstützen und fördern, denn Wunden heilen ist besser als Wunden schlagen.

7. Daß sie sich der Angehörigen unserer Kirche in Heer und Flotte mit seelsorgerlicher Treue annehmen, sie dem gnädigen Schutze Gottes befehlen und sonderlich für das Seelenheil der Sterbenden auf den Schlachtfeldern und in den Hospitälern täglich beten.

8. Daß sie Gott ohn Unterlaß anflehen, er wolle doch diesem schrecklichen Kriege bald ein Ende gebieten und der seufzenden Menschheit einen gerechten, dauernden Frieden bescheren.

9. Daß sie als Bürger des Landes seinen Gesetzen den schuldigen Gehorsam willig leisten, so weit irgend ihr in Gottes Wort gebundenes Gewissen es zuläßt.

10. Daß sie zwar nicht aufhören, unentwegt einzutreten für die kostbaren Güter: Freiheit des Gewissens, des Denkens und der Rede, die in der Konstitution dieses Landes garantiert sind, für die auch die Väter unserer Kirche Gut und Blut geopfert haben; daß sie sich aber alles voreiligen Urteils und unnützen Geschwätzes enthalten nach der Regel: Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz. (Sirach 3, 24.)

11. Daß sie allen übelwollenden Verdächtigungen und Beschuldigungen gegenüber sich darauf berufen, daß unsere Kirche sich noch jederzeit als ein Vorbild wahrer und echter Loyalität bewiesen hat im Gehorsam gegen das Wort Gottes: Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgehet, so gehet's euch auch wohl. (Jeremia 29, 7.)

War Resolutions of the General Council.

The General Council expressed its attitude on the war in the following resolutions:

We, the Members of The General Council of the Evangelical Lutheran Church, in convention assembled in this notable year of the Quadri-Centennial of the Reformation, representing over 800,000 communicant members, conscious of our sacred duty before Almighty God in these trying times, and deeply moved by the great and serious task which they have imposed upon our Government; and mindful of the heroic deeds and noble sacrifices of our fore-fathers at every crisis in the history of our beloved country, do hereby present the following preamble and resolutions:

Whereas, we are mindful of the good order and happiness flowing from attachment to the principles upon which our Government is founded, and sincerely hold and believe that it is the bounden duty of those in authority to provide for the enactment and enforcement of laws to the end that the rights, prerogatives and obligations of American citizenship may be secured, maintained and met;

Whereas, the doctrinal basis of the Evangelical Lutheran Church, expressed in the principles of the Augsburg Confession, to which the ministry and members of the Church are solemnly obligated, commands loyalty to the Government of the United States; therefore,

Be it resolved: 1. That we remember before God and record before man, our deep gratitude that the United States has rightly main-

tained liberty of conscience, freedom of worship and a separation of Church and State, which are precious heritages of the Reformation and under which our Church has enjoyed unbroken prosperity.

2. That we pray Almighty God to grant us, the American people, together with our Allies, a complete and decisive victory over our enemies, in order that our ancient liberties may be preserved and deepened; and that justice, righteousness and that freedom, which is our sacred heritage, may be enjoyed by the nations of the earth.

3. That we express to the President of the United States our Christian sympathy and loyal devotion, and beseech our Heavenly Father to sustain and strengthen him with all needed grace, and that we most earnestly pledge to him our support in the exercise of his constitutional authority as the Commander-in-Chief of the Army and Navy of the United States, in his high and earnest purpose "to make the world safe for democracy."

4. That we express our earnest co-operation in all constructive efforts to bring this great war to a just issue, and that we encourage all our people to give their enthusiastic support to the efforts of our Government for the conservation and control of food supplies, to all Liberty Loans, to the work of the Red Cross and to all agencies which promote the welfare of our soldiers and sailors.

5. That we record with just pride the fact that so many of our young men have gone forth from our congregations at their country's call; that we pray that they, and all the young men of our Army and Navy, be found courageous and chivalrous, strong and heroic, pure, temperate, manly and just; that we beseech God to defend them in all danger and save them from temptation; that we urge all men cheerfully to respond to the call to arms and utterly condemn those who in any way falter or obstruct the carrying out of the laws of our land; holding, as we do, that upon the declaration of the state of war every loyal man and woman becomes a trustee of his time and talents, life and fortunes for our country.

6. That we unite in prayer to Almighty God to give us as a nation a due sense of His overruling providence so that we may enjoy that security which can only be obtained by a unity of purpose and effort, which will command and receive the respect of the whole world; securing in the end victory to our arms, and the blessing of a speedy, honorable and lasting peace.

7. That a copy of these resolutions be transmitted to His Excellency, the President of the United States, and to all Lutheran Chaplains, at their posts of service.

Eine Sonntagschule von 3276 Männern.

In vergangenen Jahren kam es zuweilen vor, daß sich 3276 Personen zu einer einzelnen Sitzung einer Sonntagschule zusammenfanden, aber keine Schule kann sich solch zahlreichen sonntäglichen Besuchs rühmen. Durch die Zusammenkunft von Tausenden von Männern innerhalb der engen Grenzen eines Soldatenlagers jedoch ist es dem Christlichen Verein Junger Männer möglich geworden, Sonntagschulen von so ungewöhnlicher Größe zu or=

ganisieren. Eine der ersten Gruppen der Soldaten, welche so eingereiht wurden, waren die jungen Männer in der Great Lakes Naval Training Station, deren ganze Einwohnerzahl sich auf 30,000 oder mehr beläuft. Bibelagenten in andern Lagern sagen, daß dieses das bestorganisierte Werk aller religiösen Betätigungen in den verschiedenen Kantonnements sei. Während der ersten vier Sonntage im März war der durchschnittliche Besuch dieser Great Lakes-Sonntagschule 3276. Wo waren vor dem Krieg 3276 Personen als eine einzige Organisation versammelt, um die Bibel zu studieren? Und ein jeder der Schüler ist ein junger Mann im Alter von 18 bis 31 Jahren. Natürlich versammeln sich die 97 Klassen dieser Schule nicht in einem einzigen Zimmer; auch können sie nicht an einer gemeinsamen Eröffnungsfeierlichkeit teilnehmen; aber bemerkenswert ist es, daß mehr als eine dieser Klassen oftmals einen Besuch von über 260 Personen aufweist. Welcher Prediger, so groß seine Gemeinde auch sein möchte, wäre nicht begierig nach der Gelegenheit, solch eine Gesellschaft von jungen Männern anreden zu dürfen!

Die meisten Klassen werden in den Quartierhütten gehalten, wo die langen Bänke nahe zusammengerückt werden, sobald der Lehrer hereinkommt. Manchmal findet die Klasse einen Platz da, wo die Hängematten zeitweilig entfernt worden sind, oder die kleinen Zimmer der Unteroffiziere werden benutzt, die zwar oft so überfüllt werden, daß die Männer während des ganzen Unterrichts stehen müssen. Das ist ein Umstand, der Stoff zum Denken gibt; wer von uns hat je eine Gruppe junger Männer im Alter von etwa zwanzig Jahren gesehen, die willig waren, eine halbe Stunde lang zu stehen, um biblischen Unterricht anzuhören? Dieser Sonntagschule, wie die Soldaten sie selber heißen, steht Frank Torell als Superintendent vor. Ehe er in die Chicago-Universität eintrat, arbeitete er als Buchdrucker in Omaha. Als der Krieg größere Bedürfnisse für Y. M. C. A.-Arbeiter erzeugte, verließ er seine Studien und widmete sich dem religiösen Werk bei Great Lakes. Von Anfang hatte er nur ein halbes Dutzend Klassen, bestehend aus Rekruten, die zurzeit in dem einzigen Associationsschuppen in der Station Briefe schrieben und von Sekretären unterrichtet wurden. Aber bald darauf bekam er durch Hilfe der Cook County Sonntagschul-Association mehr Lehrer und die Kirchen von Chicago wurden um ihre besten Lehrer angegangen, diese Gruppen von jungen Marine-Soldaten zu unterrichten. Einige der besten Männer folgten dem Aufruf. Ein jeder von den Aeltesten der Wilmette Presbyterianerkirche, zum Beispiel, ließ sich als Lehrer einreihen und fast alle Mitglieder des Vorstandes sind jeden Sonntagmorgen auf ihrem Posten. Ein anderer Lehrer, ein hoher Beamter der Rock Island-Eisenbahn, bekam Urlaub von seiner Klasse von fünfzig jungen Männern in einer Kongregationalistenkirche, acht Meilen südlich von Chicago, und übernahm eine Klasse in Great Lakes; um dies zu tun, fährt er jeden Sonntag die Strecke von 52 Meilen in seinem Auto hin und wieder zurück. Andere Männer kommen von verschiedenen Vorstädten Chicagos, um den Zug, welcher das Northwestern Depot um 8 Uhr vormittags verläßt, zu besteigen; überdies bezahlen sie ihre Reisekosten selbst und verzichten auf den Besuch ihres eigenen Gottesdienstes zu Hause.

Die Entwicklung dieser Lehrkraft, die an 120 Personen zählt, bildet ein interessantes Kapitel. Wie die Eisenbahnverwaltung bewogen wurde,

ihren Schnellzug für die Lehrer anhalten zu lassen, und wie die militärischen Autoritäten sich bewegen ließen, für die Bibelklassen Raum zu schaffen, ist ebenfalls ein interessantes Kapitel.

Die Lehrer kommen ein wenig vor 9 Uhr an dem Haupttor der Station an. Acht oder zehn große Autowagen der Flotte stehen da für sie bereit. und eine Anzahl von Y. M. C. A. Sekretären beeilen sich mit der Aufgabe, jeden Lehrer auf den richtigen Wagen zu befördern. Während die Männer auf den schwankenden Wagen stehen, werden sie rasch nach den verschiedenen Lagern gefahren, während die Wachtposten den Männern der Y. M. C. A. das Wegerecht geben. Sobald der Wagen am Ende jeder Regimentsstraße anhält, steigen die Lehrer rasch aus und begeben sich nach den Quartierhütten, in welchen sie diesen Tag dienen sollen.

Man hat sich das Ziel gesteckt, in jeder Kompanie eine Bibelklasse zu bilden; aber es mangelte bisher an Lehrern, dieses Ideal zu erreichen, weshalb Klassen da eingerichtet wurden, wo die Bedürfnisse am größten waren. Der Lehrer behält seine Klasse, so lange die Kompanie in demselben Lager bleibt. Weil das Einexerzieren etwa drei Monate dauert, welche durch Quarantäne und Urlaub unterbrochen werden, so hat ein Lehrer seine Gruppe nur etwa zwei Monate. Alle zwei Wochen jedoch bekommen die Soldaten „Landurlaub“ und dann mag die halbe oder gar die ganze Klasse an einem gewissen Sonntag in Chicago sein. Dann muß er sich eine Klasse zusammen suchen, wo er Rekruten finden kann. Ueberdies mag ein Lehrer sich auf „die beste Lektion der zwei Monate“ vorbereitet haben und dann, wenn er in der Station anlangt, erfahren, daß die Kompanie zur See beordert worden ist und daß ihm eine ganz andere Gruppe zugewiesen wurde, die vielleicht erst drei oder vier Wochen von ihrer Heimat in Iowa oder Texas auszogen. Alsdann muß er von neuem anfangen, sich über den Bildungsgrad und die frühere religiöse Erziehung der jungen Männer zu informieren und mit dem Unterricht fertig zu werden, ehe das Signal tönt, welches jeden Soldaten für den Gottesdienst um 9.50 Uhr herausruft.

Eine Ansprache über das Leben Jesu, speziell von Dekan E. J. Bosworth entworfen, wird in den Klassen gebraucht und den jungen Männern wird stets die Notwendigkeit des Bibelstudiums ans Herz gelegt. Unter der Leitung der Kapläne werden in den verschiedenen Lagern, welche sich in einer Station befinden, regelmäßige Predigtgottesdienste gehalten. Unter der Zustimmung der militärischen Autoritäten, hält die Y. M. C. Association öfters evangelische Versammlungen ab.

Jedem Lehrer steht es völlig frei, die bezeichneten Lektionen nach bester Einsicht zu behandeln, unter der Voraussetzung jedoch, daß die Lehrer sich nicht in Lehrstreitigkeiten einlassen. Ein Chicagoer Advokat hielt vor seiner Klasse von sechzig Männern einen Vortrag über das Leben Jesu von dem Stadtpunkt der biblischen Beweise, welche in einem weltlichen Gericht zugelassen würden. Manche der Männer in den Gruppen kommen aus Kollegien und Universitäten; ein beträchtlicher Teil derer, welche die Klassen besuchen, würden in der Sonntagschule sein, wenn sie daheim wären; andere, die Matthäus hinten im Neuen Testament suchen, bekennen es offen, daß sie seit Jahren in keiner Kirche gewesen sind. Der Besuch der Klassen ist durchaus ein freiwilliger. Beamte der Y. M. C. A. besuchen während der Woche jede neue Kompanie, welche hereinkommt, erkundigen sich nach den Matrosen und besprechen sich mit ihnen über die Sache. Dem Lehrer wird

der Name eines Unteroffiziers angegeben, der sich für die neue Klasse interessiert. Sobald der Lehrer ankommt, sucht er denselben auf, und dieser gibt den Befehl, daß die Bänke in Ordnung gestellt werden. Der Besuch hängt freilich größtenteils von dem taktvollen Benehmen des Lehrers selbst ab, wenn er unter den Soldaten umhergeht und sie zu seiner Klasse einlädt. Bei denjenigen Kompanien, welche erst frisch hereinkommen, bilden Bibelklassen, welche die Y. M. C. Association hält, die einzige Form religiöser Uebungen, welche die Männer Gelegenheit haben zu besuchen. (Diese sogenannten „Rookies" werden vorläufig drei Wochen lang eingehalten, ehe sie in regelmäßige Kompanien eingereiht werden.) Oftmals wird es auch Bibellehrern erlaubt, in die Quartierhütten zu kommen, wenn es den Männern selbst nicht erlaubt ist, dieselben zu verlassen. Sehr oft werden Lehrer solcher Klassen für ihre Mühe belohnt durch das herzliche Wertschätzen ihres Dienstes seitens der Matrosen. Ein junger Bursche von Indiana z. B., der es zu Hause gewöhnt war, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, sagte seinem Lehrer, er sei nun sieben Wochen bei der Flotte gewesen und eine solche Klasse sei die erste religiöse Uebung, der er habe beiwohnen können. Tausende von jungen Männern, welche diese Klassen lieben, scheuen sich nicht, am Schluß derselben sich um den Lehrer zu scharen und sich in ein intimes Gespräch mit ihm einzulassen. In solchen Momenten können Zivilisten sehr viel Gutes wirken. („The Continent.")

Verbot des Verkaufs deutscher Zeitungen ungesetzlich.

Eine Entscheidung von grundsätzlicher Bedeutung hat soeben der Supremerichter Giegerich in New York abgegeben. Er hat nicht nur den von New Yorker deutschsprachigen Zeitungen und den Hearstschen Blättern beantragten vorläufigen Einhaltsbefehl gegen die Durchführung der vom Stadtrat von Mount Vernon, N. Y., für die Dauer des Krieges angenommenen Bann-Verordnung gewährt, sondern auch rundweg erklärt, daß die Behörden von Mount Vernon überhaupt kein Recht hatten, eine derartige Verordnung zu erlassen, und daß es, wenn die Preßfreiheit überhaupt beschränkt werden sollte, jetzt mehr als je zu bedauern wäre, wenn die Vollmacht dazu in die Hände der Stadtverordneten oder Verwaltung irgend einer Stadt oder eines Dorfes im Lande gelegt würde.

Nachdem er hervorgehoben, daß die Verordnung, so weit die deutschsprachigen Zeitungen inbetracht kommen, nicht durch den Inhalt der Veröffentlichungen veranlaßt sei, sondern lediglich auf die Tatsache, daß sie in deutscher Sprache gedruckt wurden, bestreitet er, aufgrund der gesetzlich oder verfassungsmäßig festgelegten Machtvollkommenheiten, sowohl den Ortsbehörden des Staates New York wie der Staatsgesetzgebung das Recht, derartige Verbote zu erlassen.

Von weitreichender Bedeutung sind die Schlußbemerkungen des Richters, die sich in lichtvollen Ausführungen wie folgt auf die Frage der Preßfreiheit während des Krieges beziehen: „In seinen mündlichen Ausführungen nahm der Vertreter der Beklagten auf den jetzt bestehenden Kriegszustand Bezug und schien nahezulegen, daß die Stellungnahme des Gerichts diesem Falle gegenüber nicht dieselbe sein sollte, wie in normalen Zeiten. Die Frage, ob die Preßfreiheit, wie sie bisher in unserm Lande bestand, als Kriegsmaßnahme beschränkt werden sollte, kann in einem Falle, wie dem vorliegenden,

nicht aufs Tapet gebracht werden. Wenn solche Beschränkungen überhaupt auferlegt werden sollten, so ist es offenbar, daß dies durch nationale und nicht durch lokale Maßnahmen zu geschehen hat. Es wäre eine außerordentliche und bedauerliche Situation, wenn jene Freiheit der Presse, die wir so eifersüchtig bewacht haben, und die uns so viel bedeutet, gerade jetzt auf das Gebot der Stadtverordneten oder Trustees der ersten besten Stadt oder des ersten besten Dorfes im Lande unterdrückt werden könnte; gerade jetzt, wo Fragen von überragender Bedeutung vom Volke überlegt und entschieden werden müssen. Dann wäre keine Veröffentlichung sicher. Unsere größten Zeitungen und andere Informations- und Diskussions-Mittel wären auf die Gnade irgend welcher kleinen Gruppen von Lokalbeamten angewiesen und würden das Volk erreichen oder nicht, je nachdem diesen Gruppen die Neuigkeiten darin gefielen oder nicht."

Welche Veränderungen der Krieg auch herbeiführen mag, es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß solche Vollmachten nicht in solche Hände werden gegeben werden. Damit will ich nicht im geringsten die Ehrenhaftigkeit und guten Absichten solcher Beamten in Zweifel ziehen, noch ihre Fähigkeit zur Erfüllung der Pflichten, wozu sie vom Volk erwählt oder vom Gesetz berufen wurden."

Fluggeschwindigkeit der Vögel und Aeroplane.

Als die größtmögliche Geschwindigkeit des Vogelfluges gibt Hilsheimer 62 Meter pro Sekunde oder 223 Kilometer pro Stunde an. So rasch fliegt z. B. der wohlbekannte Bewohner unserer Großstadtsteinwüsten, der Mauersegler. Andere Angaben, die jedoch ebenfalls volles Vertrauen verdienen, nennen als beste Leistung 80 Meter in der Sekunde oder fast 300 Kilometer in der Stunde. Ebenso schnell können sich die wundervollen Segler der Meere, die Möwen, bewegen; ja, es wird behauptet, daß der Wanderfalke im Jagdfluge 100 Meter in der Sekunde oder 360 Kilometer pro Stunde zu erreichen imstande sei. An diese enormen Geschwindigkeitsleistungen reicht der Mensch mit seinen Flugzeugen freilich noch nicht heran, aber diese Schnelligkeit entfalten auch nur die allerbesten Flugkünstler der Tierwelt, die meisten Vögel können mit diesen Ausnahmen, zu denen vielleicht noch der Albatroß und der Fregattenvogel kommen, nicht in Wettbewerb treten. Recht gute Flieger, wie z. B. die Tauben, erreichen nicht mehr als 91 Kilometer die Stunde; kleine, sehr geschickt fliegende Singvögel, wie Bachstelzen und Würger, bringen es nur auf 50 Kilometer in der Stunde.

Dabei erreichen selbst die ausgezeichneten Flieger der Vogelwelt diese Maximalleistungen nur gelegentlich bei Flugspielen, auf der Flucht oder bei der Verfolgung von Beutetieren. Bei größeren Wanderungen bewegen sie sich viel langsamer fort; die Möwe legt nur 50 Kilometer, der Mauersegler 80 Kilometer, der Wanderfalke 55 Kilometer in der Stunde zurück. Deshalb kann man wohl sagen, daß der Mensch den gefiederten Meister erreicht habe, denn die durchschnittliche Geschwindigkeit unserer Flieger ist bedeutend größer. Es dürfte nicht viele Vögel geben, die die Strecke von Berlin bis Paris, fast 1000 Kilometer, in fast ununterbrochenem Fluge zurücklegen können; höchstens Möwen, Albatroß, Schwalben, Mauersegler und einige Raubvögel kämen dafür in Betracht. Der französische Flieger Letort legte die Strecke ohne Zwischenlandung in 6 Stunden und 6 Minuten zurück, mit einer

Geschwindigkeit von mehr als 100 Kilometer pro Stunde, und übertraf so den besten der Flugkünstler der Natur.

Was die Flughöhe anbetrifft, so hat ebenfalls der Mensch den Vogel zum mindesten erreicht. Nur ein einziger Forscher, Spill, hat Vögel in über 4000 Meter Höhe gesichtet. Sonst gelten 3000 Meter als Maximalgrenze für den Adler, für die Lerche etwa 2000 Meter. Die meisten Vögel können überhaupt nicht über 1000 Meter steigen. Diese Höhenleistungen sind von unsern Aviatikern bereits weit übertroffen worden.

Während diese Ziffern zugunsten des Kunstfluges sprechen, ist aber die natürliche Veranlagung fast aller Vögel der menschlichen Flugtechnik doch noch weit überlegen. Es handelt sich dabei nicht um die sichere Bewegung im Luftmeer unter allen Bedingungen. Auch die stärksten Stürme bilden keine Gefahr für die Vögel, sie mögen sie aus ihrer Richtung verschlagen, aber ein Vogel wird niemals abstürzen, wie es bei den Flugzeugen immer noch der Fall ist. Die ungemein elastische Art des Vogelfluges, bei dem die Tragflächen die Flügel, auch gleichzeitig zur Fortbewegung dienen, besitzt dem starren Maschinenfluge der menschlichen Flugzeuge gegenüber Vorteile, die wohl kaum in ihrem ganzen Umfange erreicht werden dürften. W.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Mayer G. „Das Alte Testament." X. Band. Der Prophet Jeremia, von D. K. Hackenschmidt.

Es dürfte angezeigt sein, auf dieses Werk religiöser Betrachtung in gegenwärtiger Zeit hinzuweisen und Bruchstücke desselben den Lesern dieser Zeitschrift darzubieten. Freilich ist es nicht leicht, eine geeignete Auswahl von den 50 Betrachtungen zu treffen.

Vorübergehend sei nur bemerkt, daß nach dem 1. Kapitel V. 7—10 der Verfasser in geistvoller Weise den Propheten uns vorführt: vom Herrn erfaßt und festgehalten. Er betont, daß man Jeremias nicht zu weit von Jesaias abrücken sollte, und dies um so mehr, als uns Jeremias viel näher als ein anderer Prophet steht, denn er läßt uns tief in sein mitfühlendes Herz schauen, in den Kummer, den er empfindet über das, was er zu verkündigen hat. In seiner Art erinnert er uns am meisten an den Apostel Paulus. Das Sträuben des jugendlichen Jeremias gegen den an ihn ergangenen göttlichen Auftrag, ist auch ein „wider den Stachel löcken." Wie Paulus richtet sich auch ein Jeremias im Bewußtsein der göttlichen Berufung auf. Und das Wort Pauli: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark," läßt sich auch sehr wohl auf den Propheten anwenden. Die Erfahrung nach des Herrn Wort (Luk. 4, 24): „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande," wurde auch Jeremias inne, was der Verfasser nach Kap. 11, 18—23 unter der Ueberschrift: „Die zärtlichen Verwandten," charakterisiert. Daran anschließend redete er fußend auf Kap. 12, „Vom Weitermachen." Hier-

bei verweist er auf den Wahlspruch des Prinzen von Oranien, Wilhelm des Schweigers: „Es ist nicht notwendig, bestimmte Aussicht auf Erfolg zu haben, um eine gute Sache zu unternehmen, und nicht notwendig, daß einem die Sache gelinge, um darin zu beharren."

Ebenso werden uns nach Kap. 15 „schwache Stunden" vorgehalten, die zur Zeit schweren Notstandes kommen. Wir sehen, wie der Prophet sich in Reih und Glied mit seinem schwer heimgesuchten Volk stellt, für welches er fürbittend bei dem Herrn eintritt. Doch es will keine Fürbitte helfen. Des Propheten Kraft ist erschöpft, und es kommt zu einem erschütternden Ausbruch seiner verzweifelten Stimmung. Wie Elias, so hat auch Jeremias eine Stunde der Entmutigung. Die Rüge aber, die der Prophet von Gott erhalten hat, hat er nicht verschwiegen. Sie ist heilsam und dienlich und wichtig für das Verständnis der Schrift, in der auch Menschen zu uns reden, die wie wir in schwache Stunden kommen. In ihrer Schwachheit kommt dann aber auch Gottes Kraft zur vollendeten Darstellung. Aufgrund von Kap. 17 weist der Verfasser auf Vertrauensseligkeit und seliges Vertrauen hin. Ein furchtbares Wort erklingt Vers 5, welches wie das scharfe Messer des Schafotts auf das Haupt des Verbrechers niedersaust. Es schließt nicht jedes menschliche Vertrauen aus. Denn man gebraucht doch im Leben Menschen, auf die man sich verläßt. Man braucht Hilfsmittel, mit denen man arbeitet und auf die man sich stützen muß. Aber wenn man ausschließlich sich darauf verläßt, da beginnt der Fluch, denn da weicht man von dem Herrn und das Irdische wird zum Abgott. Der Mensch kommt dann in die Lage jenes sterbenden Ministers, der zu dem ihn besuchenden Fürsten sagte: „Hoheit, helfen Sie mir!" Als der Fürst wehmütig den Kopf schüttelte, wandte der Kranke sein Gesicht zur Wand und jammerte: „Wehe mir, der Fürst, dem ich mein Leben lang gedient habe, kann mir nicht helfen, und dem Herrn, der mir jetzt allein helfen könnte, habe ich nie gedient!" — Darum, gesegnet der Mann, der sich auf den Herrn verläßt. Derjenige, der nichts kennt als Menschen und Irdisches, gleicht einer armseligen Staude in der Steppe, für die es keinen Frühling gibt! Der Mann aber, der sich auf den Herrn verläßt, gleicht einem Baum, der am Wasser gepflanzt ist. Und das Gottvertrauen ist Lebenssaft, Triebkraft, unermüdliches Wirken, Unabhängigkeit von den äußeren Umständen, ruhiger Gleichmut, Erhabenheit über den Wechsel von Erfolg und Mißerfolg, von Gunst und Ungunst der Menschen und des Schicksals. Wer das erfaßt, der begreift das Entzücken, mit dem der Psalmist ausruft: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Menschen!"

Die niederschlagende Diagnose von Kapitel 17, 9—14 ist höchst erbaulich und führt zur Bitte gegen den großen Herzenskündiger, V. 14: „Heile mich, so werde ich heil, hilf mir, so ist mir geholfen!" Und ist das Verderben radikal, so ist auch die Kur radikal, so demütigend einerseits, so beseligend anderseits!

Und nun noch nach Kap. 17, 15—18: „Gott ein Gegenstand des Schreckens." Gott wird dem zu einer Furchtgestalt, weil er durch trübselige Gedanken hindurchleuchtet. Beispielsweise erzählt der Verfasser eine Begebenheit, wie bei einem Gang durch die Stadt gegen Abend eine rote Glut ihm entgegenleuchtete. Anfänglich meinte er, es sei ein Feuer, aber dann wurde er gewahr, daß es das Sternnlicht war, das durch dn Nebel wie ein

Feuer schien. So ward Gott dem Propheten zu einer Furchtgestalt, weil er durch trübselige Gedanken hindurchleuchtet. Erklärlich, daß der Prophet erschrak und verzagte. Ihm erging's wie einem Kinde, welches den Vater, der in der Nacht ihm entgegenkommt, für einen Räuber hält und zusammenfährt. Der Verfasser weist auf die Stimmung Jakobs am Jabok hin und was ihm dann zuteil ward, auch auf Jesus in seiner Gottverlassenheit am Kreuz. Wie aber Jakob vom Bundesengel gesegnet wird, wie Jesus am Kreuze sterbend den Vater umfing, wie Paulus in schwerer Anfechtung die Gnade zum Stützpunkt behielt, so der Prophet es aussprach: „Meine Zuversicht bist du am Unglückstage." (7, 17.)

Wir müssen damit uns bescheiden, aber können nicht umhin, diese Betrachtungen über den Propheten aufs beste zu empfehlen. Mit Recht kann man besonders heute den Propheten begrüßen.

Du harter Bote, mit dem tränenvollen,
Dem düstern Blick in unerhörtes Leid!
Lehr uns der Sünde unsrer Zeiten grollen,
Mit gleichem Mitleid für die Not der Zeit!
Wir sehn dich bald als Wurm vor Gott dich winden,
Bald wie ein Kriegsheld aus dem Staub erstehn.
Zeig uns den Pfad aus finstern Zweifelsgründen,
Zu der Gewißheit lichtgetränkten Höhn.
Daß, wo ein sterblich Auge nur Zerstörung schaut,
Der Höchste still und stets an seinem Reiche baut!

M. Weber, P.

Christliche Dogmatik. Dr. Franz Pieper. Band. II. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1917.

„Gewisser Umstände halber erscheint der erste Band zuletzt," wie aus dem Vorwort hervorgeht. Dadurch wird die Aufgabe einer Rezension etwas erschwert, da man im ersten Band gewohnt ist, eine Art Prinzipienlehre vorzufinden, um gleichsam den Dogmatiker bei seiner Arbeit beobachten zu können. Nichtdestoweniger aber weist der 2. Band darauf hin, daß als erstes Merkmal einer „christlichen Dogmatik" gilt, daß sie „lediglich in Gottes Wort orientiert sein" muß. Es werden alle weiteren Ausgangspunkte, ob sie nun „christliches Glaubensbewußtsein," oder „christliches Erlebnis" heißen mögen, abgelehnt. Man will dadurch jedenfalls die Methode der Erlanger Schule, wie sie von Schleiermacher beeinflußt ist, treffen. Ob der Verfasser aber einem reinen Autoritätsglauben das Wort reden will, wird weiter nicht erörtert. Ein solcher ist allerdings eine psychologische Unmöglichkeit und hat in der Geschichte der Dogmatik nie existiert. (Vergl. Heim, Leitfaden der Dogmatik.)

Zum andern wird hervorgehoben, daß es die „moderne Darlegung" mit sich bringt, in „engste Beziehung zur Gegenwart" zu treten. Diese engste Beziehung scheint aber leider nur darin zu bestehen, daß die neueren Dogmatiker insofern zitiert werden, um ihre Uebereіn- oder Nichtübereinstimmung mit den Epigonen der lutherischen Orthodoxie zu zeigen. In Verteidigung der lutherischen Orthodoxie wurde es ferner „für geboten gehalten, den reformierten Einwürfen in alle Winkel nachzugehen." Ferner wurde im Hinblick auf den „langjährigen Kampf," der in der amerikanisch-lutheri-

schen Kirche geführt wurde, eine ausführliche Darlegung des Streitobjektes: „Die Entstehung des Glaubens oder der Bekehrung," geboten.

„Christliche Dogmatik" (modern ?) heißt der schöne, weitumfassende Titel. Und doch wo immer man das Buch aufschlägt, hat man das Empfinden, daß die ganze ausführliche Arbeit nur auf eine Uebereinstimmung mit der lutherischen Orthodoxie hinauszulaufen begehrt. Wenn die christliche Kirche an der Gedankenarbeit der Vergangenheit der lutherischen oder reformierten Richtung festhält, so entsteht die Gefahr, daß die Kirche als solche nichts mehr zu lernen hat. Das Dogma ist fertig, und braucht somit nur verteidigt zu werden. Damit ist aber der scholastische Betrieb nicht überwunden, der nur ein Wissen vom Wissen des andern ist, selbst aber nichts produziert. Kein Wunder, daß man von der Erfahrungstheologie nichts wissen will. Eine „christliche Dogmatik" kann nicht nur aus Bibelzitaten noch aus historischen Erinnerungen bestehen, so fruchtbar auch dieselben sein mögen. Der Systematiker hat die Vorgänge zu verdeutlichen, die in den mannigfaltigen dogmatischen Bildungen der Vergangenheit wirksam waren, und wirksam sind, und das uns jetzt gegebene Wissen zu begründen. Er beschäftigt sich mit der religiösen Gegenwartswirklichkeit. Die Beschäftigung mit den Entstellungen des Dogmas sollte eigentlich in der Apologetik ihre Unterkunft finden, da nicht erst aus den Einwürfen des Gegners, sondern aus dem göttlichen Werk der Antrieb zum Denken und zur Erarbeitung des Dogmas entsteht. Darum sollte jeder Dogmatik die biblische Theologie und die Dogmengeschichte vorausgehen, wodurch dann dem christlichen Dogmatiker die Aufgabe gestellt wird zu zeigen, wie die Gegenwart zur Anerkennung der Herrschaft Jesu gelangt. Einigend für das christliche Dogma wirkt aber weder die dogmengeschichtliche Betrachtung eines Augustin, Luthers, Calvins oder Walthers, sondern die Geschichte Jesu.

Inhaltlich beschränkt sich der zweite Band auf die seligmachende Gnade; Christi Person und Werk; der seligmachende Glaube; die Entstehung des Glaubens; die Rechtfertigung durch den Glauben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Lehre von der Person Jesu einen breiten Raum in der „christlichen Dogmatik" einnimmt. Der Verfasser betont schriftgemäß die wahre Menschheit und Gottheit. Der eigentliche Streit entsteht ja für die Theologie in der Vereinigung der beiden Naturen. Mit den neueren christologischen Darbietungen (Schleiermacher; Kenotiker, Seeberg; Ihmels) geht der Verfasser streng ins Gericht. Als Lehrer seiner Kirche betont er mit Nachdruck: „Wollen wir die studierende Jugend nicht verwirren, sondern klare und schriftgemäße Begriffe vermitteln, dann müssen wir in unserer Lehrmethode zu der von den alten kirchlichen Lehrern befolgten Zweiteilung zurückkehren, entweder lehrt man die Zweinaturenlehre, oder man lehrt sie nicht." Wäre es nicht in einer „christlichen Dogmatik," die sich allein auf die Schrift stellen will, angebracht gewesen, darauf hinzuweisen, daß das Neue Testament, resp. Paulus, die Formel „Natur" Christus gegenüber gar nicht verwendet? Ihm hätte es, der mit griechischer Denkweise vertraut war, nahe liegen müssen, dies zu tun, aber er vermeidet es. Er braucht nicht Natur-, sondern personhafte Kategorien, wo der Wille als das Wesen gilt, aus der das Werk entsteht, und die Person sich die „Gestalt" gibt. Gottheit und Menschheit sind nicht zwei ruhende Dinge nebeneinander, sondern es ist ein Willensverband, darum reichen auch zu dem Einssein der Gottheit und Menschheit in Christo die natürlichen Analogien nicht aus. (Schlatter.)

Zudem, möchte man fragen, wird nicht dadurch, daß man behauptet: „Die Anhypostasie (negativ) oder vielmehr die Enhypostasie (positiv) der menschlichen Natur Christi gehört zum Wesen der Menschwerdung des Sohnes Gottes" (S. 86), die Tür zu doketischen Phantasien offengelassen? Ist nicht doch durch die Unpersönlichkeit des Menschseins Christi eine Verkürzung seiner Menschheit nahegelegt? Allerdings weiß der Verfasser zu sagen: Die Sorge, daß durch die Enhypostasie die Menschheit Christi zu kurz komme, zu einer scheinbaren Existenz herabsinke u. s. w., ist eine ganz unnötige." Denen, die ähnlich wie Kirn in seinem Grundriß der evangelischen Dogmatik annehmen, daß „Gottes absolute Immanenz in dem Menschen Jesus die Grundaussage unsers Glaubens sei," wird entgegengehalten, wie denn bei dieser Wirkung Gottes die menschliche Person „nicht zu kurz kam."

Bei der Behandlung der Empfangs- und Geburtsgeschichte Jesu wird noch hinzugefügt, daß wenn sonst die Christologie in Ordnung ist, so wird man einen Theologen noch „nicht unter die Häretiker zählen, weil er Maria nach der Geburt des Sohnes Gottes noch andere leibliche Kinder gibt." In der Lehre von der Höllenfahrt wird auf Art. IX der Konkordienformel verwiesen, wo ein Satz Luthers aus der Torgauer Predigt dogmatisiert wurde, den Luther selbst nur bildlich gemeint hatte, denn Luther bekannte von besagter Predigt, daß das Hinabsteigen Christi in Wirklichkeit nicht leiblich geschehen ist, sintemalen er die drei Tage ja im Grabe ist blieben.

In der Abhandlung vom Werke Christi wird die stellvertretende Genugtuung den Bekenntnissen gemäß klar hervorgehoben, und die Einwürfe gegen die Satisfaktionstheorie einzeln untersucht. Gegen die neueren Versuche einer Versöhnungstheologie eine schroffe, abweisende Stellung eingenommen. Ist's wirklich nur eine Orientierung in der Schrift, wenn man behauptet: „Ebenso renitent verhält sich der Heilige Geist inbezug auf die mehr „positiv" gerichteten Theorien, durch welche man die „orthodoxe" Lehre von der sttellvertretenden Genugtuung in der Weise „ergänzen und vertiefen will, daß auch, die Umgestaltung der Menschheit, die menschliche Erneuerung, Heiligung, Einpflanzung in die Person Christi, in den Leib Christi aufgenommen und als mitbegründend für seinen Wert von Gott gedacht wird. Alle diese Theorien bringen kein Gewissen zur Ruhe."

Theorien bringen aber überhaupt keine Gewissen zur Ruhe, weil sie meist zu subjektiv gefaßt sind, und alle menschlichen Rechtsanschauungen und Rechtsbegriffe, mit denen man sich das Verdienst Christi klar zu machen sucht, sind zu schwankend und kein absolut zuverlässiger Maßstab, Gottes Strafgerechtigkeit und die von ihr geforderte Genugtuung für die Sünden der Menschen darnach zu bemessen. Die Schrift stellt ja die Versöhnung nicht nur unter den strafrechtlichen Gesichtspunkt, sondern der Grund und Zweck des Eintretens Jesu für uns geht über die Befriedigung der göttlichen Strafgerechtigkeit hinaus. Die Anselmische Theorie hat wohl durch die lutherische Orthodoxie eine Fortbildung erfahren, aber sie verkürzt die biblischen Gedanken durch die einseitig juristische Betrachtung. Zum mindesten sollte auch eine „christliche Dogmatik" alle die achten und schätzen, die in ihrem Teile mithelfen, die biblische Anschauung der göttlichen Zentrallehre zu erfassen. Der Dienst an der Lehre ist nicht nur den Epigonen der lutherischen Orthodoxie übergeben, sondern sie wird zur Arbeit vieler, so daß der Mangel des einen in der Kraft des andern seine Berichtigung und Ergänzung hat.

In der Lehre von der Bekehrung setzt sich der Verfasser mit den Synergisten alter und neuer Zeit auseinander. Selbst wenn man ihm nicht in allen seinen Einwänden folgen kann, so muß man ihm bei seiner Verwerfung des Synergismus hierin beistimmen, daß eben alle synergistischen Formeln, so gut sie gemeint sein mögen, doch die menschliche Leistung der göttlichen gleich stellen, ja über dieselbe überheben. Als Christen sind wir einzig und allein Gottes Werk. Mit der Entstehung der Bekehrung verhält es sich ebenso wie mit der Entstehung unsers natürlichen Lebens, das ohne unser Wissen geschieht. Das göttliche Leben ist da, wenn wir den Willen des Geistes wahrnehmen. Zum andern ist aber auch der Glaube, wie H. Cremer sich in seiner paulinischen Rechtfertigungslehre ausdrückt, nicht eine freie Willenstat. Er ist eine Entscheidung über unsern Willen. Nur der Unglaube ist von Anfang an eine Willenstat und bleibt dies bis in Ewigkeit, nämlich eine Tat des Nichtwollens.

Ebenso wenig wie das Studium einer Dogmatik darin besteht, sich mit der Originalität des Dogmatikers zu beschäftigen, sollte dies bei einer Rezension der Fall sein. Das gibt nur zu leicht Anlaß zu Mißverständnissen. Der Verfasser ist in der altlutherischen Lehre gut zuhaus, und weiß dieselbe mit Nachdruck zu verfechten. Man mag das Werk als ein „Standard"-Werk der amerikanisch-lutherischen Orthodoxie betrachten, und darin liegt der Wert dieser „christlichen Dogmatik." Wer sich mit Missouri und seinen Verbündeten auseinandersetzen will, wird zur Pieperschen Dogmatik greifen müssen. Als Grundlage für theologische Diskussionen, wie sie bei den intersynodalen Konferenzen der Fall sind, wird sie brauchbare Dienste leisten. Mögen sich dann aber auch die sich auf Piepers Dogmatik berufenden allezeit dessen bewußt sein, daß die Begrenzung unsers Wissens verengend auf die andern wirkt, und daß sich die göttliche Wahrheit nicht im Denken des Menschen erschöpft.

H. Steger.

Center Shots at Sin, by *A. T. Abernethy.* The *Standard Publishing Co.*, Cincinnati, O. 1918. 294 pages. $1.50 postpaid.

Of Dr. Abernethy's sermons a publisher says: "They are short, certain shots at sin, told in terse style that reminds the hearer of Bill Nye's humor and Spurgeon's philosophy. They are as "catchy as a basket of monkeys" and every sentence gives the Devil the cramps. They bring the Bible right up to date, and wherever they have been preached they have started a riot or a revival. Reading these sermons will make a miser donate to charity, and cause a chronic grouch to throw kisses at his mother-in-law. They are orthodox, but Dr. Abernethy draws a distinction betwen piety and plain biliousness." The book is advertised as "high-explosive, long-range revival shot and shell." We expect to find its author a man of the Billy Sunday type. And in fact he often reminds us of him. He evidently admires the leading evangelist of the country greatly. He has one sermon on Amos 4: 12. "Prepare to meet thy God," which is entitled "The Billy Sunday of the Bible." In it he says: "The cushion-warming, church do-nothing who gets disgusted with the vigorous preacher and rushes to brother Amos for consolation will find little comfort there." "The whole message and writing of Amos is a mighty severe slap at some of our theological university high-brow D.

D.'s; for Amos was as ignorant of even the scholastic speech of his day as the veriest Reuben. He was uneducated, smelt of the soil, and his 'grammar' shocked the 'Four-hundred' of Bethel and Samaria till they yelled for the police. But he had found time, while herding the odoriferous goats and skinning sycamores, to acquire such a familiarity with the Old Testament that he knew the law of Moses by heart."

The present reviewer does not like vulgar language and has least taste for it in the pulpit. Abernethy's style is therefore at times objectionable to him. But on the other hand, we hasten to say that he has great merit in directness of speech and in telling illustrations, in clothing Bible truths in the language of the man of the street and saying it in such a way that there is not a dull sentence in the book as far as we have seen. How much more captivating the sermon must have been in actual delivery. The greater number of sermons are on Old Testament subjects, some of them very trite and threadbare from much use, and yet, let one read his discourse on "God," on the "Creation," on "Eve and the Apple," or the one on the "Gathering up of the Fragments"—he calls it "Helping Hoover," as Jesus saw it—and one will see that he is always fresh, interesting, practical. Some of us prefer the expository kind of preaching to the topical, some of us succeed better, perhaps, in keeping close to the text, but few, we venture to say, can so make the Bible speak to the men of the 20th century, can so extract living truths for the day from the old book, as Dr. Abernethy.

Greatest Thoughts About the Bible, gleaned from many sources by *J. Gilchrist Lawson.* The *Standard Publishing Company.* 1918. 206 pages. $1.00 postpaid.

Sometime ago we discussed a similar book from this firm, "Bible Truths Illustrated," by Pittman. The present book is on the Bible itself. It contains the utterances of men of old and modern times and from all lands on the Scriptures. They are grouped under seventeen headings. Some of them are: "Inspiration of the Scriptures," "Wonderful Harmony of the Scriptures," "Supremacy of the Bible," "Blessings obtained from Bible Study," "Comfort from the Scriptures," "Great Scholars and the Bible," "Great Statesmen and the Bible," "Skeptics and the Bible," "Anecdotes about the Bible," and so on. In many cases not only the statements are given but also the incidents that led to them; that is a valuable feature. Any one who is familiar with the increasing tendency towards illustrations in all kinds of public speech, who knows how easily the fagging interest of a congregation is roused by a story or a striking saying by some great man, will be glad to get this book; it offers a rich menu of appetizing viands. The preacher in his study waiting for the swelling tide of creative power, or for the afflatus of inspiration, will often find it in this well classified repository of the utterances of the greatest men on the greatest subject.

Jesus—Our Standard, by *Herman Harrell Horne, Ph. D. The Abingdon Press.* 1918. $1.25. 307 pages.

Mr. Horne is not a theologian, but a professor of the history of education and philosophy in New York University. We are glad to get a

book on such a subject and written with so much sincerity and earnestness, from a non-theological source. The underlying idea is that Jesus is our standard, both personal and social. Mr. Horne was asked in a series of lectures to connect the "Canadian Standard Efficiency Tests" with the life of Jesus. The well-known "four-fold development"—intellectual, physical, religious and social (Luke 2: 52) is here broadened into five thru giving independent recognition to the emotional element and by making the religious or spiritual an encircling test covering all the others. The triangle "body, mind and spirit" had already become a square—body, mind, spirit and society, and the author would like to see it become a square inclosed by a circle—body, will, emotion, intellect and spirit.

According to the five ideals then of complete living, the physical, volitional, emotional, intellectual and spiritual, he speaks of the physique of Jesus, His goodness, emotions, intellectuality, and spirituality. It may be inspiring perhaps to make of the emotional one of the five ideals, but when we see that here he speaks of his joy, love, companion, anger, gratitude, sense of dependence, prayer, peace, it will at once be seen that this is indeed a great, whole, important world, the world of feeling, so often overlooked or made little of in our matter-of-fact age, and the reader will be thankful that the author has put these subjects on a level with the other four. At the same time there is no conflicting or overlapping with the spiritual ideal. For in speaking of Jesus' spirituality he has not to do with emotions but with viewpoints. He shows how Jesus sensed His life at the four main points and elsewhere as related to God. He treated his physical life with reverence, his volitional life as related to God's will, his emotional as related to God's perfection, his intellectual as related to God's perfection.

The book is written for boys and young men. It is dedicated to the Boy's Work Secretaries of the Y. M. C. A. The language is simple straightforward, but reverent and earnest thruout. In many respects the book treats the person and example of Jesus in a novel way and under original aspects. We bespeak for it a warmhearted reception among the youth of the land, and wish it the success which the author, so well qualified for the task by training and spirit, richly deserves.

The Teachings of Jesus, by *Harris Franklin Rall. The Abingdon Press.* 1918. 224 pages. 75 cents.

Another book from the "Kingdom of God Series." They are studies in the development of the kingdom of God. We discussed in these pages "The Religion of Israel," by J. B. Ascham, and "The Life of Jesus," by H. F. Rall. Our readers will remember that we gave high praise to both books and especially to Rall's "Life of Jesus." Now he gives us a companion volume in the "Teachings of Jesus." His task, as he sees it, is first of all historical in the narrower sense, namely, to understand the message of Jesus in the setting of his time. The danger must be avoided of making him speak as a "modern" or trying to find answers to questions he never considered. But after we have agreed on this method, we may rightly look for light on our deepest problems in His teachings.

What were the great truths that formed his faith? What was the message which, with increasing power, has commanded the conscience and convictions of men even to our day? It is the aim of the author not so much to find an answer to this old question, but to give it in 20th century terms and viewpoints. In all our study of the Word, and of the teachings of Jesus also, we shall ask the question, what do they mean for the growth of the kingdom of God? There is today a great movement in the religious world, whose keyword is "back to Christ." We see more and more that Christianity is Christ. And in all questions the final authority for us is the mind of God as revealed in Christ Jesus. We see in Jesus more than a teacher, but no doubt to a great extent that was the office in which he appeared daily and to the end of his life before the people. He believed in the power of the truth, therefore he proclaimed it, and then that the truth must be in the life of the teacher, if it is to bring forth life in the pupil. Jesus as a teacher is wonderfully original and independent. Among a people who worshipped authority and tradition he boldly proclaimed truths that seemed revolutionary. His mission is to be the founder of the kingdom of God. He recognizes God in all that has gone before, but he is supremely conscious of the fact that the day of salvation has come, that he is the fulfiller of old hopes, and that the chief hope is the coming of the kingdom of heaven.

As a teacher he is interested in life, not in theory. He came for men and not for ideas as such. The truth that will influence and change life is the only truth that has interest for him. He taught by using the pictorial method. His sermons were profusely illustrated with anecdote and story. His invented stories or parables were so crowded with meaning, constructed with such masterly skill, there is so much art in them and at the same time they are so natural, that we feel nothing more or better can be said, hereafter we can only repeat.

The author tells us in twenty-five chapters what the teachings of Jesus are. His great subject is the Father and how we may come to be His children by repentance and faith. But after that is done we are not at an end. On the contrary, then, we are able to lead a life in which humility and aspiration are blended, devotion and trust, the contemplative and the active element of the religious nature.

The life of the Christian is a life of obedience to the great spiritual laws, of brother-love, reverence, of grace and good will, of service and sacrifice. The right relation to the world must be found, to wealth and the other great interests of life. Or in other words the kingdom of God must be seen as our task and sought as our aim.

It will be a pleasure to the teacher as much as to the pupil, to follow Mr. Rall in this course on so old a subject and to see how he adapts it to our time and age, to realize once more the ageless freshness of the word of truth, the never-disappointing wisdom, depths and helpfulness of the divine teacher.

The arrangement of the chapters is the same as in the other books: six pages of comment grouped under natural and often telling titles, directions for study. If the classes are willing to put serious study on these chapters, they will receive great benefit from the book.

❁ Magazin ❁

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 20. Band. St. Louis, Mo. November 1918.

Professor W. Rauschenbusch. †

Von Pastor H. Kamphausen.

Am 26. Juli c. a. starb in Rochester, N. Y., nach längerer Krankheit Professor Walter Rauschenbusch. Präsident Clarence A. Barbour von dem Rochester Theological Seminary, an dessen Fakultät R. so lange gearbeitet hatte, zeigte sein Abscheiden in folgender Depesche an:

"Dr. Walter Rauschenbusch passed away quietly this afternoon. The loss to the cause of righteousness is very great. He was a knightly Christian scholar and gentleman—a true Greatheart to many pilgrims."

Matthias Claudius sagt in seinem Gedichte „Bei dem Grabe meines Vaters":

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben;
Und mir war er mehr.

Diese Worte kamen dem Redakteur dieses Blattes in den Sinn, als er zuerst die traurige Kunde in dem „Sendboten" (Baptist) las und noch mehr, als er von der schwergetroffenen Gattin des Verstorbenen Nachricht über die letzten Augenblicke des teuren Mannes erhielt. 39 Jahre war er mit Rauschenbusch in inniger Freundschaft verbunden gewesen. Wenige Leute wohl in diesem Lande können etwas Aehnliches sagen, und man wird es daher verstehen, wenn er das Bedürfnis hat, aus den Blumen persönlicher Erinnerung dem Freunde einen bescheidenen Kranz zu winden und ihn an seiner Bahre niederzulegen.

Rauschenbusch hat in den letzten drei Jahren und besonders seit Amerikas Eintritt in den Krieg mancherlei Bitteres erfahren, weil er sich der allgemeinen Verdammung Deutschlands nicht anschloß. Man argwöhnte, ob er wohl überhaupt mit den Kriegszielen dieses Landes im Einklang sei. Darin hat man ihm sehr Unrecht getan, denn sein Leben lang war er für wahre Demokratie, für die Befreiung der Massen, eingetreten. Er ging in diesem Punkte weit über die hinaus, die zu den Stimmführern der Demokratie sich aufwarfen; denn in sei-

nem Programm stand auch die ökonomische Emanzipation des gemeinen Mannes, nicht bloß die politische. Der Grund für seine Zurückhaltung war vielmehr darin zu suchen, daß er wußte, daß bis zu dem Eintritt Amerikas in den Krieg imperialistische Ziele auch bei den Alliierten vorherrschten. Dann aber wirkte auch ohne Zweifel die Liebe zu dem Lande seiner Väter mit, dessen wissenschaftlichem Leben er viel verdankte, und mit dem ihn infolge mehrfachen, längeren Aufenthalts innige Bande verknüpften.

Von seiner ersten deutschen Zeit will ich hier gleich reden, denn damals war es, wo unsere oben erwähnte Freundschaft ihren Anfang nahm. Ich will dabei im Singular reden, nicht, wie sonst, im Plural (modestiae, nicht majestatis), um den persönlichen Ton recht deutlich vorklingen zu lassen.

Im Sommer 1879 erschien bei uns auf dem Gymnasium zu Gütersloh (Westfalen) ein junger Mensch von 17 Jahren aus Amerika und trat in die Untersecunda ein. Seine grammatischen Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen waren schwach, und ich erinnere mich wohl, daß, als wir hörten, er habe drüben einige Jahre ein „College“ besucht, wir die Nase rümpften über die Rückständigkeit amerikanischer Bildungsanstalten. Doch, was den jungen R. anbetraf, so hatte das Naserümpfen bald ein Ende. Er war ein paar Jahre älter, als die meisten von uns, aber wir merkten, daß er auch geistig uns in mancher Beziehung weit voraus war. Abgesehen von seiner natürlichen Begabung hatte er den Vorteil, der Bürger einer neuen Welt zu sein. Beinahe alles, was er in unserer alten Welt sah, war anders als es in der neuen gewesen und forderte deshalb zur Vergleichung, zum Nachdenken und oft zur Kritik auf. Es läßt sich leicht denken, wie dieser Umstand sein geistiges Leben allseitig anregen und befruchten mußte. Eines der Dinge, die ihm naturgemäß auffielen, war die Stellung und Wertschätzung der Frauen in den beiden Ländern. Er erzählte uns oft, daß die Frau in Amerika ein privilegiertes Wesen sei und nicht etwa bloß als hübsches Mädchen oder Dame der Gesellschaft, sondern einfach ihres Geschlechtes halber auf achtungsvolle Behandlung und persönlichen Schutz unter allen Umständen rechnen könne.

Auf politische Disputationen ließ er sich wohl vorsätzlich wenig ein. Er hatte als Fremdling da Rücksicht auf die Gefühle einer stark monarchischen Umgebung zu nehmen. Im Sommer 1881 fand das Attentat Guiteau's auf Garfield statt. Das waren schwere Zeiten für ihn und den andern jungen Amerikaner, Chas. Strong von Rochester, einen Sohn des damaligen Präsidenten Strong des theologischen Seminars daselbst, der sich inzwischen auch in Gütersloh eingefunden hatte. (Derselbe ist, beiläufig bemerkt, jetzt Professor der Philosophie an der Columbia University). Garfield schwebte bekanntlich lange zwischen Tod und Leben. Dann endlich, als er gestorben, zog sich der Prozeß sehr in die Länge. Es gab uns dies Gelegenheit, allerhand Randglossen über amerikanische Justiz zu machen, die ihm nicht angenehm

sein konnten. Sehnsüchtig wartete er zu jener Zeit auf die amerikanischen Zeitungen, die ihm regelmäßig zugeschickt wurden. Ich erinnere mich noch, wie er eifrig die großen Blätter derselben, mit kleinem Druck und schlechtem Papier, auseinander faltete. Sie fielen uns wohl noch besonders auf, weil wir selbst damals gar wenig Zeitung lasen, auch später auf der Universität die Zeitung noch durchaus nicht zum „täglichen Brot" gehörte.

Die letzten drei Jahre wohnte ich mit R. und noch einigen anderen Gymnasiasten in demselben Haus. Das war eine schöne Zeit jugendlichen Strebens und geselliger Freuden. Die Lebensweise war ungemein einfach und anspruchslos. Verglichen mit amerikanischen Verhältnissen waren wir nicht weit von beinahe primitiver Bedürfnislosigkeit. Zwei der Hausgenossen, Ostfriesen, waren dem Tabak stark ergeben; den einen konnte man oft noch lange nach Mitternacht seinen Pfeifenkopf ausschlagen hören, um für eine neue Stopfung Raum zu machen. Die andern begnügten sich mit geistigen Freuden; der Poesie wurde viel gehuldigt. Sonntag abends kamen wir abwechselnd auf einer Stube zusammen zu einer „Tafelrunde." Daselbst wurden dann eigene Gedichte vorgelesen oder Debatten gehalten. Das war R.'s Schöpfung. Das innere, geistliche Leben pflegte jeder für sich selbst, selten wurde davon der Schleier abgezogen. Vielleicht wäre es gut gewesen, auch da einander Handreichung zu tun, aber im allgemeinen wollte jugendliche Scheu diese Dinge keinem fremden Auge preisgeben.

So kam das letzte Jahr heran und mit ihm eine große Ueberraschung: Rauschenbusch wurde zum primus omnium ernannt! Die Lehrer muß es Ueberwindung gekostet haben, einen Amerikaner an die Spitze einer deutschen Oberprima zu stellen, aber es ging nicht anders. R. ragte so entschieden an Leistungen, Urteil und Reife hervor, daß man in den einigermaßen sauren Apfel beißen mußte. Man kann nicht sagen, daß ihm die Ehre zu Kopf stieg, obwohl er naturgemäß den Abstand zwischen sich und Minderbegabten wahrnahm und ihm ein starkes Selbstgefühl eigen war. Er führte sein Amt mit Geschick und zur Zufriedenheit von Lehrern und Schülern.

Gütersloh war damals ein kleines Landstädtchen von 5000 Einwohnern. Es bot sehr wenig an geistiger Anregung mit Ausnahme von gewissen Vorträgen, die im Winter von bedeutenden Leuten gegeben wurden. Von den Lehrern empfing er das meiste von dem Anstaltsgeistlichen P. Braun. Dieser Mann hatte die Gabe der „Seelenführung" (Tersteegen) wie wenig andere. Er zog die Schüler persönlich merkwürdig an, und sie deckten ihm ihr Innerstes ungesucht auf. Er war ein tieffrommer, aber weitherziger und feinfühliger Mann, und es wurde ihm eine unbegrenzte Verehrung entgegengebracht. Obwohl klein, schwächlich, kränklich und stets in einem sehr langen Lutherrock erscheinend, wußte er doch selbst die männlichsten und entschlossensten jungen Männer zu fesseln und tief zu beeinflussen. Er war ausgesprochener

Lutheraner und R. Baptist, aber das war für das gegenseitige Verständnis und die Wertschätzung kein Hindernis.

So kam der Frühling 1883 und mit ihm das Abiturientenexamen heran, das R. glänzend bestand. Bald war die Zeit im alten Vaterland abgeschlossen, und er wieder auf dem Wege zum Land seiner Geburt. Deutschland war ihm lieb geworden durch seine Bildungsanstalten, sein wissenschaftliches Streben, seine Gründlichkeit, seinen Idealismus und die ernste Frömmigkeit, die er bei vielen fand, sowie durch seine Musik und die Pflege der Geselligkeit. Dennoch war er froh, wieder nach Amerika zurückkehren zu können. Denn hier kam er in das große, reiche Land seiner Geburt; hier schien der gemeine Mann auf der Straße sich seiner Menschenrechte bewußt zu sein. Hier war der Verkehr einfacher und natürlicher, Klassen- und Standesgeist hatte noch wenig künstliche Schranken aufgerichtet. Ein jeder fand Arbeit, der sie suchte; mancher, in Armut und Niedrigkeit geboren, drängte vorwärts zu Wohlstand und Einfluß. Ueber dem Land blaute ein freundlicher Himmel mit vielen sonnenhellen Tagen, und wo in der weiten Welt war ein solch unverwüstlicher Optimismus zu finden wie hier? Im Glauben an sein Volk und seine Zukunft schaute man hoffnungsreich in frohe Fernen.

Mit R.'s Abgang von drüben wurde unsere Verbindung zeitweilig unterbrochen. Doch als ich anfangs der neunziger Jahre nach Amerika übersiedelte und in dem neuen Land der Aufmunterung sehr bedurfte, zeigte sich seine Freundschaft alsbald so lebendig wie immer. In einem warmherzigen Bewillkommnungsschreiben begrüßte er mich als Neuankömmling in seinem eigenen Vaterlande. Er war damals Pastor in einer deutschen Baptistengemeinde zu New York. Die Hand des Herrn hatte sich schwer auf ihn gelegt. Im Jahre 1888 hatte er sich eine Erkältung zugezogen. Er war zu früh aufgestanden und dem Dienst an seinen Gemeindegliedern nachgegangen. Die Folge war ein Mittelohrkatarrh, der ihn fast völlig des Gehörs beraubte. Man kann sich vorstellen, was dieser schreckliche Schlag für ihn, den 26jährigen Mann, bedeutete. Er war von da an eine gelähmte Kraft. Natürlich versuchte er alles, was medizinische Kunst leisten konnte. Er ging u. a. nach Deutschland, um die Hilfe von Spezialisten anzurufen. Eine Zeitlang hielt er sich in Eldena bei Greifswald am Strande der Ostsee auf, während er sich in Behandlung eines Universitätsprofessors befand; aber, wie er mir in jenem Brief mitteilte, alles umsonst. Und doch, fügte er hinzu, seit jener schweren Heimsuchung würde er mehr von Leuten, die sich in Kummer befanden, angelaufen als je zuvor. Es war leicht eine Nutzanwendung von einem solchen Schreiben zu machen; es war eine leuchtende Erfüllung des alten Prophetenwortes: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft." Der Apostel Paulus muß oft sein Trost gewesen sein, denn wer hätte umhin können an den großen Heidenapostel zu denken, dem ein Pfahl ins Fleisch gegeben wurde, damit er sich nicht der großen Offenbarungen überhebe, und der dreimal den

Herrn bat, denselben von ihm zu nehmen, aber die Antwort erhielt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Noch ein anderes vertraute mir R. bald an, das ihm von großer Wichtigkeit war: Die mächtige Weltströmung des Sozialismus hatte ihn in ihren Bann gezogen. Er war ein christlicher Sozialist geworden. Mit anderen Gleichgesinnten gründete er damals the Brotherhood of the Kingdom. Die Reichsgottesidee wurde von nun an beherrschend in seinem Leben und Denken. Ja, in seinem Leben erst, dann in seiner Theologie; denn praktische Erfahrung und Interessengemeinschaft mit der arbeitenden Klasse, zu der seine Gemeindeglieder gehörten, öffneten ihm die Augn für die Notwendigkeit einer sozialen Reform. Als er dann das Bedürfnis fühlte, sich klar zu werden, wie denn sein überkommenes Glaubenssystem dazu stimme, da fand er in dem durchaus sozialen Gedanken des „Reiches Gottes" den Wegweiser zu einer Rekonstruktion seiner Auffassung des Christentums und zu einer Versöhnung von biblischer Lehre und den Bedürfnissen der Zeit. Ohne Zweifel hat er es für nötig gefunden, an dem überlieferten Kirchentum scharfe Kritik zu üben. Gar manchmal ist mir, der ich mich doch auch für einen fortgeschrittenen Menschen hielt, beinahe der Atem ausgegangen, wenn ich seinen Ausführungen in dieser Richtung folgte. Aber nie habe ich ihn an den Grundfesten unseres Glaubens rütteln sehen, an unserem Glauben an Christum, den Erlöser, an der Notwendigkeit persönlicher Bekehrung und besonders nicht an dem christlichen und sozialen Cardinalgebot der Liebe.

Was seine Theologie kennzeichnete, war dies, daß der soziale Gedanke sie ganz beherrschte, von dem ersten bis zum letzten Artikel. Das trat besonders hervor in dem letzten Buche, das er geschrieben und welches mir die reifste Frucht seines Geistes zu sein scheint, ein in der Tat monumentales Werk: "A Theology for the Social Gospel." Dort ist zu sehen, daß sein Sozialismus nicht etwa erst in der Ethik anfängt, sondern schon bei den grundlegenden Positionen der Dogmatik, nämlich bei dem Gottesbegriff. Man muß das Kapitel "The Conception of God" in jenem Buch lesen, um den himmelweiten Unterschied zu sehen zwischen einem philosophisch gerichteten Theologen, der in seinem Gottesbegriff Gott als den „Absoluten" in den Vordergrund stellt, und R., der da sagt, unser Gottesbegriff muß den Lebensbedürfnissen der Zeit Rechnung tragen. Der eine konstruiert ihn aus den Erfordernissen des logischen Denkens, der andere aus denen des menschlichen Herzens und der Nöte der menschlichen Gesellschaft.

Der Punkt, wo R. eine fundamentale Reform in der Lehre und Praxis der Kirche forderte, war in dem religiösen Individualismus. Die Arbeit der Kirche geht auf Einzelbekehrung aus, er stellte ihr neben diesem noch ein höheres Ziel, Christianisierung des Volkslebens. Die Kirche hat es auf die religiöse Wiedergeburt möglichst vieler Individuen abgesehen, damit durch sie nach und nach auch die äußere Umgebung ge-

bessert werde. Er sagte: Nein, macht die Umgebung besser, christlicher, und es wird für den einzelnen leichter sein, Christ zu werden und sein Christentum zu behaupten. Als Vorbilder für die Arbeit und Stellung der Geistlichen berief er sich nicht auf die Apostel, denen die Weltlage soziale Arbeit unmöglich machte, sondern auf die Propheten Israels. Diese Männer sind die eigentlichen Schöpfer Israels. Als Werkzeuge Jehovahs, des Gottes der Gerechtigkeit und des alttestamentlichen Bundes, fordern sie, daß das Volk in allen seinen Klassen, seinen Institutionen, seiner religiösen Betätigung ein Volk Gottes werde. Im Gegensatz gegen die Priester legen sie wenig Gewicht auf Kultus und Opfer, aber viel auf Gerechtigkeit gegen die ökonomisch Schwachen, die Witwen und Waisen. Sie sind die geborenen Sachwalter der Armen und Unterdrückten, die Bestrafer von Unterdrückung und Tyrannei seitens fürstlicher Despoten und „kapitalistischer" Ausbeutung. Sie arbeiten nicht an der Seele des einzelnen, sondern an der Seele des Volkes, das sie mit umfassendem Blick als ein solidarisches Ganzes betrachten, nicht als eine Summe von so und soviel Individuen.

R. nahm, soviel wir sehen, die ganze Lehre des Sozialismus an, insonderheit auch seine Auffassung der Geschichte der Menschheit als wesentlich von materiellen Gesichtspunkten beeinflußt und bestimmt. Doch wollte er die ungeheure geistige Kraft des christlichen Glaubens und einer erleuchteten und sympathischen Kirche zur sittlichen Durchdringung und religiösen Belebung der vorwärtsdrängenden Arbeiterwelt verwandt sehen, damit sie nicht dem Atheismus und Materialismus anheimfalle.

Ich habe hier R.'s theologische Stellung schon vorausnehmend skizziert, wie sie sich im Laufe der Zeit immer klarer herausfetzte. Damals, als er mir jene erste Mitteilung machte, stand er natürlich erst in den Anfängen. Ich selbst war zu der Zeit durchaus antisozialistisch, hauptsächlich wegen der kirchenfeindlichen Stellung der Führer dieser Bewegung und nahm in meinen Antworten auf seine Darlegungen eine gänzlich ablehnende Haltung ein.

In den darauf folgenden Jahren kam in New York eine neue Stadtverwaltung ans Ruder, die unter dem Zeichen der Reform stand. Seth Low war Mayor, Theo. Rosevelt war Police Commissioner. R. stand ihr sympathisch gegenüber. Er schickte mir damals eine Predigt zu über Nehemia, den „Reform-mayor" von Jerusalem, welche von der New Yorker Staatszeitung mit Ausdrücken starker Mißbilligung abgedruckt war. Er glaubte den Tag einer neuen Zeit kommen zu sehen, aber der Reformeifer dauerte nicht lange.

Es folgte dann eine lange Reihe von Jahren, von denen mir nichts in Erinnerung geblieben ist. Endlich im Jahre 1904 sollten wir einander wiedersehen, das erste Mal in 21 Jahren! Er kam vom Baptist Congreß zurück, der in Louisville, Ky. getagt hatte. Jene Tage sind uns allen, d. i. meiner Familie sowohl wie mir, unvergeßlich ins Gedächtnis geschrieben. Ich erkannte sein scharf umrissenes Gesicht mit

der weit vorgelagerten, aber steilen Stirn und den tiefliegenden Augen sofort wieder. Er war taub wie mein früh verstorbener Bruder oder noch schlimmer. Das behinderte den Verkehr, aber sein Gemüt war nicht verdüstert. Er war voll Humor, mit einem regen Interesse für jedermann, sogar für die Knaben, die irgendwo auf einem herrenlosen Grundstück sich mit Ballspielen ergötzten. Sein Auge hatte nicht den freundlichen Glanz verloren, wie es oft bei Schwerhörigen der Fall ist. Er war nicht in sich selbst zurückgezogen oder in Gedanken versunken, sondern mit jeder Faser in der Mitwelt lebend und mit ganzer Wärme sich jeder Stunde und ihrem Anliegen hingebend. Unsere Kinder lernten den fremden Mann, der sie doch nicht hören konnte, aber ihnen allerhand niedliche Verschen sagte, in drei Tagen liebgewinnen, und als er von uns schied, vergoß der neunjährige Knabe im Stillen heiße Tränen.

Von zwei Dingen redete R. in jener Zeit, abgesehen von unserer gemeinsam verlebten Schulzeit: vom Sozialismus und vom Weltfrieden. „Wir müssen nicht nur Seelen retten," sagte er „sondern Menschen." Er meinte, nicht nur das geistliche Leben müsse gepflegt werden, sondern auch die Welt, in der der Mensch lebt, müsse anders werden. Und mit dem Sieg des Sozialismus sei es mit dem Krieg zu Ende. Wenn die Arbeiter aller Welt die Solidarität ihrer Interessen erkannt haben, wird allgemeine Abrüstung folgen. Dieser Idee war er leidenschaftlich ergeben, er glaubte fest an ihren Sieg. Darum war ihm 1914 und was darauf folgte, eine so bittere Enttäuschung.

Nur zu schnell flogen die Stunden vorüber. Ich sah ihn noch einmal Jahre nachher in Rochester. Das war nachdem er "Christianity and the Social Crisis" geschrieben und ein berühmter Mann geworden war. Er hatte verschiedene von uns zu einem Mittagessen in einem Restaurant eingeladen. Ich schrieb auf einen Zettel: "How does it feel to be a celebrity?" und reichte es ihm. Er antwortete: "Jt means hard work." Er hatte sein Gleichgewicht nicht verloren, trotzdem er der Mann der Stunde war. Er hatte damals die Einladung erhalten, in Berkeley, Cal., und in Ohio Wesleyan University Vorlesungen über soziale Gegenstände zu halten. Dieselben vereinigte er später in seinem Buch "Christianizing the Social Order." Auch sollte er nach Deutschland kommen und dort vor dem sozialen Kongreß reden. Er hatte eine furchtbare Arbeitslast zu bewältigen und setzte, wie er mir schrieb, jede Unze seiner Kraft ein. Es folgten im Jahre 1910 die wunderbaren "Prayers of the Social Awakening," im Jahre 1916 die "Social Principles of Jesus," von dem Y. M. C. A. veröffentlicht und endlich 1917 das obengenannte letzte Buch seines fruchtbaren Geistes "A Theology for the Social Gospel." Was allen seinen Büchern ein so lebhaftes Interesse verleiht, ist neben der wunderbaren Beherrschung des Stoffes und der Fülle der Gedanken sein durchsichtiger Stil, die glückliche Gabe der Illustration, der ungesuchte Humor und der warme Herzschlag der persönlichen Ueberzeugung und der warmen Menschenliebe,

der überall bemerkbar ist. Nicht zum mindesten anziehend ist auch der fröhliche Optimismus, den ihm sein christlicher Glaube gibt.

Dann sank seine Kraft, den meisten von uns völlig ungeahnt. Die vielfältige Arbeitsbelastung, das „Angelaufen-werden von allen Seiten“ zehrte an seinem Lebensmark, und der große Kummer des Krieges raubte ihm die Spannkraft, die ihn sonst noch vielleicht hätte wieder auf die Füße bringen können. Er selbst aber sträubte sich nicht und murrte nicht. In einer Niederschrift, kurz vor seinem Tode, sagt er:

"I have long prayed God not to let me be stranded in a lonesome and useless old age, and if this is the meaning of my present illness, I shall take it as a loving mercy of God toward His servant." Und wieder: "I go gladly, for I have carried a heavy handicap for 30 years, and have worked hard."

Aber wir, die wir zurückgeblieben sind, fühlen, daß die Welt ärmer geworden ist. Was für Früchte seines reichen Geistes hätten uns noch zuteil werden können, und jedes Buch wäre ein frohes Ereignis gewesen. In den kommenden Tagen des sozialen Strebens wäre er ein Führer gewesen, auf dessen Wort Zehntausende mit Freuden gelauscht hätten. Und seine Persönlichkeit, den Einfluß seines edlen, selbstlosen Charakters entbehren wir ebenso wie den Verlust seiner Geistesgaben. Als Forscher verband er deutsche Gründlichkeit und Selbständigkeit des Geistes mit dem Blick aufs praktische Leben, der dem Amerikaner eigen ist. Er war nicht dem Leben abgewandt trotz seiner Taubheit, sondern ganz und voll zugekehrt. Besonders galt seine Liebe und seine Arbeit dem arbeitenden Volke. Er sah den Tag kommen, wo es in seine Rechte treten werde. Das war ihm eine der größten Epochen im Kommen des Reiches Gottes, und er setzte alle seine Kraft ein, um an seinem Teil den Boden zuzubereiten für die große Saatarbeit in der Völkerwelt.

Schreiber dieses verliert zu alledem, das andere einbüßen, noch einen treuen Jugendfreund. Im empfänglichen Jünglingsalter kam diese Freundschaft zur Blüte, und sie dauerte durchs Leben hindurch. Als ich im Jahre 1914 zeitweilig ohne Stellung war und ihm davon Mitteilung machte, setzte er sofort alle Hebel in Bewegung, mir aus meiner Lage herauszuhelfen. Er schrieb eine große Anzahl von Briefen an College-Präsidenten und andere Männer, um mir eine Stelle als Lehrer an einer Universität oder einem College zu verschaffen. Die Sache zerschlug sich, aber darum tat diese aktive Erweisung seiner Freundschaft nicht minder wohl. Und nun werden keine Briefe von Rochester mehr kommen, nun ist das letzte Kapitel der Geschichte unserer Freundschaft geschrieben, und das Buch ist zugeschlagen worden. Die Hand der Erinnerung wird noch oft die Blätter umwenden, aber hinzufügen kann sie nichts. Fern sei es jedoch von uns bloß wehmütig zu klagen. Angesichts eines solchen Knechtes des Herrn, der sich in seinem Dienst verzehrte, gürten wir uns, demselben Herrn und seinen Brüdern mit ähnlicher Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit zu dienen wie er, und mit dem einen Pfund, das uns gegeben, treu zu wuchern, wie er es mit dem reichlicheren Teil getan, das ihm zugemessen war.

Das Charakterbild Jesu nach den vier Evangelien.

Ein Vortrag, gehalten in der Kirche zum „Heiligen Geist," St. Louis, Mo., von Prof. F. Mayer, Ph. D.

Quellen:

Ullmann, die Sündlosigkeit Jesu.
Schleiermacher, der Christliche Glaube. § 93—99.
Ritschl, Rechtfertigung und Versöhnung, Bd. 3, Seite 410—444.
Bushnell, Nature and the Supernatural, Chapter 10.

Goethe hat den Ausspruch getan: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

In diesen Worten hat er nach einem Leben voll unermüdlicher Arbeit an sich selbst das Resultat seiner Erkenntnis zum Ausdruck gebracht. Was ist es denn, das einem Goethe „die sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert," so wertvoll gemacht hat? Er selber hat uns darüber Aufschluß gegeben, wenn er sagt: „Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen."

Es sind also nicht blos etwa die Wunder Jesu, dieses Zeichen seiner Messianität, dieses göttliche Beglaubigungsschreiben, mit dem er auftritt; auch nicht das eigentliche Versöhnungswerk, da er als der große Hohepriester „in das Allerheiligste eingeht durch sein eigen Blut einmal und eine ewige Erlösung erfunden," das auf den Geist Goethes solch einen überwältigenden Eindruck gemacht hat, sondern den Abglanz der Hoheit sieht er an der Person selber. „Ich beuge mich vor ihm," fährt er fort, „als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit."

Das Charakterbild Jesu in den vier Evangelien soll darum das Thema unserer Besprechung bilden. Man kann dabei von zwei Gesichtspunkten ausgehen: Entweder ihn zeigen in seinem ewigen Sohnesverhältnis zu dem Vater, wie ihn besonders das Johannesevangelium darstellte, oder aber anfangen mit dem Verhältnis des Menschensohnes Jesu zu den Menschen. So schildern ihn uns hauptsächlich die drei ersten Evangelien.

Wir öffnen das neue Testament, und schon auf der Schwelle zum Eingang begegnet uns der Abglanz der Hoheit Christi, von der die Kirche bekennt: „Gottheit und Menschheit vereinen sich beide." Ein armes Kind in der Krippe in einem Stalle, arme Hirten, welche das Kind anbeten, ein hilfloser Flüchtling vor der Wut eines grausamen Tyrannen; menschliche Armut, menschliche Not! Auf der anderen Seite Erscheinung der Engel, Lobgesänge des Zacharias und der Maria, die Ewigkeitsgehalt atmenden Zeugnisse Simeons und der Hannah, die Weissagung der Schrift, die theologische Gelehrsamkeit der Schrift-

gelehrten, die festhalten an der reinen Lehre, aber den Messias verwerfen, der Stern, der im Osten aufgeht, die Anbetung der Weisen, die bedeutsamen Träume und in dem allen Gottes Hand, die alle die Ereignisse leitet zur Erfüllung der Schrift und zur Ausführung des ewigen Ratschlusses der Erlösung.

Wir lesen weiter. Wir wollen wissen, was es mit diesem Kinde auf sich hat. Er wird angekündigt als „das Heilige." Er gleicht einer himmlischen Blume, fleckenrein, die sich von Tag zu Tag immer schöner entfaltet, er nimmt zu an Weisheit, er lernt wie die andern Kinder, und Gottes Gnade ruht auf ihm. Rabbiner und Doktoren nehmen keinen Anstoß an dem zwölfjährigen Knaben. Er ist nicht altklug, nicht frühreif. Sie verwundern sich über seine Antworten, über die Einsicht, welche er hat in der Schrift. Er ist der Typus einer heiligen Jugend. Das Ewige und das Zeitliche in der Menschenseele wird jedes eingeschätzt nach seiner richtigen Bedeutung. Das erkennen wir an seinem Wort: „Was ists, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Die Sünde kam in die Welt, als die Menschen das Irdische für höher erachteten, als den Umgang mit Gott, als das Schauen seines Angesichts.

Jeder Blick auf Jesu und die Menschen, unter denen er wirkt, erinnert uns an sein Wort: „Ich bin von oben herab, ihr seid von dieser Welt." Joh. 8, 23.

Er lebte in der Religion, und sie war ihm Atmen in der Furcht Gottes; sein ganzes Leben, all sein Denken, Fühlen, Wollen, war in das Verhältnis zu Gott aufgenommen. Dabei war er kein Schwärmer, der die Welt oder die Schöpfung Gottes verachtet. Er beobachtet das Leben um sich her, er sieht den Hirten, wie er die Herde zusammenruft mit seiner Stimme, beobachtet ihn im Kampfe mit dem Wolfe; er sieht den Weinberg und die Arbeiter, beobachtet den Sperling in der Luft und die Lilien auf dem Felde, schöner als Salomos Geschmeide; er schaut zu dem Spiele der Kinder, der Witwe in ihrer Not und dem hartherzigen Richter, sieht die Sorge des Weibes um den verlorenen Groschen, den Kaufmann, der köstliche Perlen sucht, den Reichen beim Gastmahl, dem sein Reichtum doch keinen Frieden bringt, den Armen und Kranken, bettelnd vor des Reichen Tür, Sammeln und Zerstreuen, Abreise von Hause, Herberge und Heimkehr, Hochzeit und Totentrauer, den Luxusbau des Lebenden, das Grabmal der Sterbenden; hier Königsglanz und Herrschsucht der Machthaber, dort Kindesunschuld und Dienertreue: Alles Vergängliche wird ihm ein Gleichnis, es ist ihm Betätigung des Ewigen im Alltagskleid. Das Ueberweltliche, in dem er lebt, zerstört ihm diese Welt nicht; nein, alles in ihr bezog er auf Gott, den er kannte als seinen Vater und sah es in ihm bewährt: „Euer Vater im Himmel ernährt sie."

Ueber seine ganze Jugend leuchtet das Wort: „Ich bin von oben herab."

Oder Jesus als der vollkommene Mann. „Und ich sahe, und siehe,

ein Lamm!" Wo ist ein weltlicher Schriftsteller, der seinem Helden den Charakter eines Lammes beilegt? Ein Lamm wird Jesus genannt, nicht weil Schwachheit sein Charakter wäre, sondern insofern, als er niemand Schaden zufügt, bei niemand Zerstörung anrichtet. Selbst wo er richtend auftritt, in dem Weheruf über die Schriftgelehrten und Pharisäer, oder bei der Tempelreinigung, sehen wir nicht menschliche Leidenschaft, sondern eine übermächtige sittliche Kraft, vor der die Obersten des Volkes fliehen.

Joh. v. Müller, der Geschichtsschreiber und Freund Schillers, leitet mit folgendem Vergleich zwischen der Offenbarung Gottes bei Elias und der bei Jesus die Geschichte des Christentums ein: Einer der eifrigsten Verfechter des Gesetzes hat von Gott ein Zeichen seiner Gegenwart erbeten: Die Erde erbebte, aber Gott war nicht im Erdbeben; ein Sturm hat sich erhoben, aber Gott war nicht im Sturm und nicht im darauffolgenden Feuer. Endlich kam der sanftsäuselnde Zephyr; das stille Sausen des Windes, in welchem Gott erscheint. So war es bei Jesus.

Achten wir auf die Ruhe, den Seelenfrieden, der Jesum erfüllt. Bei den Menschen fängt die Frömmigkeit an mit Buße, mit Reue über die Sünde; er betet, aber es ist kein Bußkampf, sondern das Sprechen eines Kindes mit seinem Vater, eines Freundes mit seinem Freund. Niemals erschrickt er vor Menschen, niemals überraschen sie ihn; niemals zeigt er Furcht. Mögen sie ihm Palmen streuen oder ihn mit Steinen verfolgen; auf der Hochzeit zu Cana oder im Leichenzug in Nain, mag er den Ehrgeiz seiner Jünger beschämen oder die Heuchelei der Pharisäer geißeln, mag er die Kinder um sich sammeln oder die Mühseligen einladen, mag er vor den Versucher in der Wüste oder vor das Todesurteil des Hohenrats treten, überall dieselbe heilige Ruhe, überall derselbe unerschütterliche Gottesfriede.

Das Geheimnis seiner Persönlichkeit liegt in seiner sündlosen Lebensvollkommenheit, in seinem Gehorsam gegen den Vater: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk;" in seinem Glauben: „Ich weiß, daß du mich allezeit erhöreſt," in seiner Siegeshoffnung: „Vater, verkläre mich bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war," in der Wesenseinheit des Sohns mit dem Vater: „Ich und der Vater sind eins. Dort wo er sich dem Menschen als Mensch gegenüber stellt, liegt diese Einzigartigkeit seines Charakters ausgesprochen in dem majestätischen Wort: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?" So hat noch nie ein Mensch gesprochen. Der Charakter Jesu ist das Wunder der Weltgeschichte; jeder Blick auf denselben ruft uns sein Wort zu: „Ich bin von oben herab."

Wir lesen nie, daß der Herr gelacht habe, und doch bekommen wir nicht den Eindruck, daß er finster oder mürrisch gewesen sei. Einmal lesen wir: „Zu der Stunde freute sich Jesus im Geist." Diese heilige Freude verläßt ihn nie, selbst als er in den Abschiedsreden den Jüngern den Hingang zum Vater verkündigte, fügt er hinzu: „Auf daß eure

Freude vollkommen sei." Selbst in den dunklen Stunden Gethsemanes und in der Gottesverlassenheit auf Golgatha, hält er fest an dem „Mein Vater," „Mein Gott!" Keine Sünde durfte ihn von seinem Vater trennen, der Tod ist darum nicht Lohn der Sünde für ihn, sondern der Abschluß der Lebensvollendung. „Gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz." Auch im Tode noch hält er fest an „meinem Gott," und von tiefstem Seelenfrieden zeugt sein letztes Wort: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände." Sein Leben ist ein Leben der Armut, er hat nichts, da er sein Haupt hinlegt; und doch erregt das nicht unser Mitleid. Man darf nur an Schillers Armut denken, gerade die Entbehrung und Verkennung des Dichters spricht zu unserem Herzen und bringt ihn uns viel näher, wie etwa Goethe. Etwas ganz anderes ist das Verhältnis bei Jesu' Armut; wir fühlen, in seinem Leben ist trotz äußerer Armut ein unerschöpflicher Reichtum: Wir beten: „Wer ist wohl wie du, Jesu, süße Ruh!"

Eine wunderbare Kraft liegt auch in seinen Worten: „Ich komme vom Vater," „ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich." „Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater." „Wie der Vater die Toten auferwecket und macht sie lebendig, also auch der Sohn." Und im Angesicht des Todes spricht er zu Gott: „Ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast."

Es hat tatsächlich „nie ein Mensch also geredet." Durch alle seine Worte geht der Gedanke: „Ich und der Vater sind eins."

Seit Jahrhunderten sind diese Aussprüche Volkseigentum in der Christenheit. Die Welt ist rasch bei der Hand, wenn es gilt einen Schwärmer oder Betrüger zu entlarven. Aber gegen Jesu Wort hat sie nichts vermocht. Ganze Nationen haben sich gebeugt vor der Person Christi, Könige legen ihre Kronen zu seinen Füßen. Ein Historiker hat den Ausspruch getan: „Wo ist ein großes Werk geschehen, dessen Schöpfer nicht ein Priester des Herrn war." Der größte Deutsche, Dr. Martin Luther, ist allein groß geworden durch die Stellung, welche er zur Person Jesu Christi einnimmt. Ja, die Stellung, welche du zum Heil oder Unheil unter den Menschen einnimmst, wird ganz allein bestimmt durch deine Stellung zur Person Jesu Christi.

Man erkläre doch nach den Gesetzen der Evolution diesen einzigartigen Charakter. Es tuts auch nicht, wenn man, wie Harnack, einfach der Geschichte ins Angesicht schlägt und erklärt, das Evangelium Johannes sei unecht. Worte wie: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid," „Dir sind deine Sünden vergeben," „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich," „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wirds finden," „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" stehen in den drei ersten Evangelien. Oder wenn man es treibt wie Häckel in seinem „Welträtsel," in welchem er allen Schund, den die Juden und Franzosen gegen das Evangelium auf-

gebracht haben, aufnimmt, dabei sich nicht schämt, wie ihm an vielen Stellen nachgewiesen wurde, die Geschichte zu fälschen. Häckel ist weder Naturforscher, noch ein Gentleman. Für beides fehlt ihm das Gewissen.

Jesus ist ein Mensch, aber er ist mehr als ein Mensch. „Ich bin von oben her." Anders läßt sich seine Selbstauffassung als Messias nicht begreifen. Im Gegensatz zur Erwartung seines Volkes, im Widerspruch zu den Führern und Leitern der Juden, unternimmt er die Gründung eines Königreichs Gottes, das zwar in der Welt ist, aber nicht von der Welt. Der Zweck dieses Reiches ist zunächst eine sittliche Neuschöpfung der Menschheit, die in Israel beginnt, aber alle umfaßt, das Ziel ist das ewige Leben, welches darin besteht, „daß sie dich, der du allen wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Also Gott-Schauen ist ewiges Leben.

Das ist die Aufgabe seines Reiches, sein Missionsfeld ist die Welt.

Wie viele Staatsmänner und Weltweise haben versucht eine neuschöpfende Ordnung zu gründen, aber keinem ists gelungen; nur einem, dem Zimmermannssohn aus Nazareth. Er, welcher nie eine Karte der Welt gesehen oder auch nur die Namen der Hälfte der großen Nationen gehört hat, kommt aus seiner Werkstatt und unternimmt ein Werk, größer, umfassender, als das, von dem Alexander der Große auch nur geträumt hat. Er hatte keine Partei, die ihn unterstützte, keine Kriegsheere, wie sie Muhamed befehligte, sondern nur die Kraft seiner Persönlichkeit, welche selbst Julian, der Abtrünnige fühlte, als er 300 Jahre später ausrief: „So hast du doch gesiegt, Galiläer.!"

Dazu kommt als Letztes, deshalb aber nicht minder Bedeutungsvolles: Er hatte keine Universität, keine Schule hinter sich. In seinen Lehren und Aussprüchen ist alles originell. Seine Originalität ist nicht angeschult oder anerzogen. Man riecht nirgends des Demosthenes Lampe, frisch ist jeder Satz, wie der Maimorgen, dem schöpferischen Erdgeruch gleich, der der frischen Furche entströmt.

Wunderbar ist seine Bildersprache der Schöpfung seines Vaters entnommen; seine Gleichnisse die Zeichnung eines Malers, mit wenig Federstrichen; goldene Kleinodien in silbernen Schalen. Dabei zitiert er höchstens die Schrift, nicht Plato, Hillel oder Philo. Darum entsetzen sich seine Bekannten: „Wie kann der lehren, so er nicht gelernt hat?" Was er sagt, macht Eindruck, er stopft den Gelehrten den Mund, die Armen werden ergriffen, sie empfinden seine überwältigende Kraft: „Möchte ich nur seines Kleides Saum aurühren, so wäre ich gesund." Alles ist real, massiv, er redet gewaltig, nicht wie die Schriftgelehrten. Seine Worte sind wie Granitsäulen vom ersten Schöpfungstage, wer auf sie baut, bleibt in Ewigkeit. Was er sagt, ist wahr, es bewährt sich heute noch wie damals, es ist Geist und Leben, ich möchte sagen: „Er spricht und es geschieht, gebeut, und es steht da!"

Welche Macht geht von ihm aus! Die Macht einer sündlosen Persönlichkeit. Ein Pilatus, ein Heide, hat eine solche Stunde erlebt. Das ist nicht ein Jude, wie die andern, welchem er gegenüber steht.

Wenige Worte nur werden gesprochen, aber jedes bringt dem Pilatus ins Herz. Der ist nicht ein Schwärmer, der von seinem Reich der Wahrheit spricht; Selbst das Weib des Pilatus findet im Schlaf keine Ruh vor ihm.

Ein anderer Heide, der Hauptmann unter dem Kreuze, ruft: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch, er ist Gottes Sohn gewesen.“ Dort kommt die schwarze Judasgestalt, wirft das Geld in den Tempel und schreit voll Verzweiflung: „Unschuldig Blut verraten!“ Unschuldig Blut! Er kanns nicht ertragen, er nimmt sich selber das Leben.

Einzigartig ist jene Nachtscene mit Petrus. Eben hat Jesus das große Bekenntnis abgelegt: Ich bin der Sohn des lebendigen Gottes! Da fallen die Häscher über ihn her. Ich kann den schrecklichen Auftritt nicht beschreiben, nicht zeigen, zu welcher Schandtat die Menschheit fähig ist. Petrus steht im Vorhof draußen und sieht das alles. Nun fürchtet er, die Sache mit Jesus von Nazareth ist aus; er ist nicht die Person, für die wir ihn hielten. Er fürchtet, daß er das Schicksal mit dem verurteilten Jesus teilen müsse, da will er sein Leben retten, hebt die Hand auf und schwört: „Ich kenne den Menschen nicht!“

Der Herr hats gehört, er richtet sich auf; sein Antlitz von Blut und Schmach bedeckt, wendet sich nach dem Jünger; sein Auge, dieses Auge wie kein anderer Mensch eines je besaß, sein Blick trifft Petrus, trifft ihn ins Herz. Kein Wort ist gesprochen, Petrus aber geht hinaus, „fängt an zu weinen und weint bitterlich!“

Der Charakter Jesu nach den vier Evangelien ist das Wunder der Weltgeschichte. Ich habe kein Wort gesagt über das mir teure, werte Wort „der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat,“ nur seinen Charakter wollte ich in einigen Zügen zeichnen, so wie man eines Menschen Antlitz zeichnet und dann fragen: „Wer ist dieser?“ „Hier ist mehr wie Abraham!“

Der edle Schriftsteller Matthias Claudius schreibt: „Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein.“ Der große Philologe, Philosoph und Dogmatiker Schleiermacher schreibt als Motto auf die erste Seite seines Hauptwerks: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.“

Der Franzose Rousseau ruft: Sokrates hat gelebt und ist gestorben wie ein Philosoph, Jesus Christ hat gelebt und ist gestorben wie ein Gott!

Der Charakter Jesu, das Wunder der Weltgeschichte. Es kommt ihm keine andere Persönlichkeit gleich. Woher kommt dieses Charakterbild? Erdichtet? Erfunden? Der Freigeist Rousseau hat darauf geantwortet: „Mein Freund, so erfindet man nicht!“ Es steht da in der Weltgeschichte, es wird stehen bleiben bis zum Ende der Tage, bis

zur Stunde, da das Licht des Anfangs und das Licht des Endes ineinander einmünden, und alle ihn schauen, und alle erkennen: Er ist der Herr aller Herren, der König aller Könige, mein Heiland, mein Erlöser und mein Gott!

Das Graduale.

Von Pastor Th. Kugler.

Während man heute in der katholischen Kirche jenen Zwischengesang in der Messe, dem das Gloria vorangeht und das Credo folgt, als das Graduale bezeichnet, verstand man darunter in der alten Kirche jenen besonderen Bibelvers, den der Liturg im öffentlichen Gottesdienste nach der Schriftverlesung sprach. Dieses Versikel nun pflegte er mit einem Halleluja abzuschließen, das dann die Gemeinde in dreimaliger Wiederholung singend aufnahm.

Graduale wurde der betreffende Spruch wohl darum genannt, weil der ihn redende Geistliche noch auf den erhöhenden Stufen des Pultes stand, von welchem aus er den Schriftabschnitt eben vorgelesen hatte. Bekanntlich ist es auch in der evangelischen Kirche üblich, dem Vortrag der Perikopen einen angemessenen Bibelvers folgen zu lassen, der gleichsam das eben gesprochene Amen verstärkt und wie dieses, den Wert der eben vernommenen Worte derart hervorhebt, daß dieselben der Sphäre aller sonstigen Menschenworte entrückt werden. Weil aber wohl im Laufe der Zeit das anfänglich vom Geistlichen regelmäßig nach dem Versikel gesprochene und von seiten der Gemeinde stehend dreimal gesungene Halleluja vielfach außer Brauch kam, mag auch die alte Bedeutung des Graduale überhaupt mehr vergessen worden sein; wie denn auch die schon länger dafür üblich gewordene Bezeichnung „Versikel" das anzudeuten scheint. Nun liegt ja dem Schreiber dieser Zeilen nichts ferner, als etwa jenen alten Namen wieder zu Ehren bringen zu wollen; für ihn handelt es sich vielmehr um die Sache selbst.

Bei denjenigen evangelischen Gottesdiensten, die Genannter mitfeiern durfte, hörte derselbe bisher noch kein, von der Gemeinde im Anschluß an das Versikel gesungenes Halleluja; wie denn auch nur selten einer der Brüder den beigefügten Spruch mit einem solchen abschloß. Vielmehr scheint ein bestimmter Spruch ziemlich allgemein als stehendes Versikel üblich zu sein, meist das bekannte Wort: Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Hier mag nun leicht im Bruderkreise der ernstliche Einwand laut werden: Ja, hast du denn etwa daran auch nur das Geringste auszusetzen?! Willst du vielleicht auf Einführung einer neuen Gottesdienstordnung hinaus? — Denn um des Versikels willen noch Worte machen, das möchte allerdings manchem vorkommen, als wenn Schreiber Dieses sich mit belanglosen „Kleinigkeiten abgeben" wolle. Sagt aber nicht ein altes Wahrwort: Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert!? Und bekanntlich bleiben es doch gerade sogenannte Kleinigkeiten, aus denen allerlei sogenannte Einheiten oder

auch Größen bestehen. Denn obschon auch diesen noch die Signatur des Stückwerks anhaftet, trägt das Erstreben derselben schon soweit unvergänglichen Wert in sich, als man dabei dem Ziele des Erhabenen und Vollkommenen entgegenringt. Oder hat nicht wenigstens einen geringeren Grad desselben, nämlich Mustergiltiges, gerade ausgesprochenes Flickwerk — durch planmäßige und sorgfältige Anordnung — z. B. in der Mosaikarbeit erreicht? Auch hat schwerlich jemand es jenen Forschern verargt, daß sie weder Zeit noch Mühe scheuten, zum rechten Verständnis nur des einen Wörtleins „Sela" zu gelangen, das sich hier und da am Schluß von Psalmversen findet, wie z. B. je zweimal in Ps. 39 u. 62. Das Ergebnis, daß nämlich Sela ein Zeichen für die Musikbegleitung war, hat zum Verständnis des einstigen Psalmvortrages viel beigetragen und damit eine Lücke der Psalmforschung geschlossen.

Aehnlich mag in unserem Falle das Achten au das Geringe zum Erzielen eines wichtigen Desideriums, nämlich zur Weckung und Neubelebung der Aufmerksamkeit von seiten der Hörer an seinem Teile und damit zur Hebung des ganzen Gottesdienstes beitragen. Wie ja die ganzen Brote schließlich aus Brosamen bestehen, so auch die Lebensbrote. Und wie reich gesegnet war z. B. schon jener Brocken, der dem demütigen kan. Weibe zuteil ward, das sich mit Brosämlein zu bescheiden gewillt war! Zudem sollte unter der sorgsamen Verwendung auch winziger Teile keineswegs das Bedeutendere, Große und Ganze zu leiden haben — im Gegenteil.

Nun will ja Schreiber Dieses nicht so verstanden sein, als sei er etwa gegen den gerechtfertigten, gelegentlichen Gebrauch des meist als Versikel gebrauchten, bekannten Wortes aus Jesu Munde. Nur befürchtet er, daß durch die unabänderliche Anwendung dessen Kraft gleichsam abgeschwächt, und die wohlgemeinte Absicht vereitelt wird; indem die schon im voraus erwarteten Worte schließlich ihres Eindrucks auf die Hörer verfehlen. Bekanntlich meinen wir ja doch auch, daß das gewohnheitsmäßige vielfache Nacheinanderbeten des Ave Maria und Paternoster auf die Andacht und Kraft des kath. Beters naturgemäß lähmend wirken müsse. Denn das schließlich mechanische Hersagen von Worten, deren Reihenfolge dem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt ist, muß nachgerade zum bloßen Lippendienst herabsinken.

Zwar könnte hier der berechtigte Einwand erhoben werden, daß gerade die wiederholte Betonung des Hörens und Bewahrens der Schriftworte derart eindringlich zu wirken vermöge, wie der stete Tropfen, der schließlich den Stein höhlt. Doch denkt Schreiber Dieses ja durchaus nicht daran, an dieser erkannten Wahrheit zu rütteln, wenn er trotzdem dem Gebrauche eines unterschiedlichen Versikels das Wort redet. Nämlich alles, was für Beibehaltung eines stehenden Versikels spricht, gilt durch Verstärkung der Aufmerksamkeit in noch erhöhtem Maße vom Gebrauch eines wechselnden Verses. Auch hier ist — in rechtem Sinne — jenes alte Wort zu bewerten: variatio delectat! Das

soll hier heißen: Auch Abwechslung vermag zu Andacht und Erbauung beizutragen. Die vorgeschlagene geringfügige Aenderung dürfte aber umso weniger als Neuerungssucht gelten, als ja das große Stabile unverändert bestehen bleibt, indem die Perikopen selbst jahraus, jahrein dieselben sind. Wobei allerdings dem Schreiber nebenbei die Frage gestattet sei, ob nicht doch für das heilige Osterfest eine andere Epistel besser paßte, als die altkirchliche, und ob nicht ein Umtausch der Epistel für den 9. und 10. nach Trinitatis den betreffenden Evangelien angemessen wäre?

Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle! Warum sollten wir aus dieser köstlichen Schatzkammer nicht Kleinodien ohne Aufhören — auch in Gestalt von Versikeln herausholen? Jene bekannte Seligpreisung unseres Erlösers sollte ja wohl unter günstigen Umständen eigentlich den erlesensten Ansporn zum eifrigsten Bewahren des heilbringenden Gotteswortes bilden. Auch sollte schon um dieses Herrenwortes willen sich ein heiliger Wetteifer unter seinen Jüngern erheben, das gehörte Wort in Tat und Wahrheit umzusetzen und in einem treulich gehorsamen Christenwandel es aller Welt vorzuleben, wie man den Brüdern um des Herrn willen, der uns erst geliebt, in selbstloser, ja aufopfernder Liebe freudig zu dienen vermag.

Allein die Zahl der Musterchristen und der gespannt lauschenden Hörer ist in unseren Tagen nur klein. Daher mag auch das Achten auf scheinbar geringe Mittel sich wohl verlohnen, ob diese etwa mitbeizutragen vermöchten, die verhüllende Decke der Teilnahmslosigkeit wegzuschieben. Zugleich trüge es auch zur stufenweisen Anbahnung einer mehr feierlichen Gottesdienstordnung bei, wenn zunächst einmal sowohl das vom Geistlichen zu sprechende, wie von der Gemeinde stehend dreimal gesungene Halleluja wieder mehr Eingang fände, zumal bei festlichen Gottesdiensten. Statt des Halleluja dürfte, namentlich in der Passionszeit, auch das Hosianna verwendet werden; entsprechend dem Brauch, in genannter Zeit das Gloria patri durch das : „Christe, du Lamm Gottes“ zu ersetzen.

Immerhin bliebe noch eine gewisse Eintönigkeit bestehen, wenn stets das nämliche Versikel dem Halleluja, resp. Hosianna, voranginge. Nun finden sich ja auch in den Gottesdienstordnungen verschiedener Landeskirchen vorgeschriebene Versikel. Diese mögen jedoch in unseren Kreisen nicht genügend bekannt oder zugänglich sein; vielleicht auch nicht durchgehend Anklang gefunden haben. Manche mögen natürlich auch den bequemeren Gebrauch eines stereotypen Verses für angemessener oder richtiger erachten. Wenn nun trotzdem im Folgenden eine vom Schreiber für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres zusammengestellte Auswahl von Versikeln geboten wird, so hofft Verfasser derselben doch damit denjenigen Brüdern, denen es zusagt, eine Handhabe zu bieten, um sich selbst eine ihnen geeignet erscheinende Versikelreihe daraus zu entnehmen.

Selbst bei Weglassung des responsierenden Halleluja würde da-

durch noch an einem Teile einer stets zu vermeidenden Monotonie vorgebeugt. Denn alles, was bloße Gewohnheitschristen oder unaufmerksame, wenn nicht schläfrige Hörer aus ihrem Traumzustand zu wecken vermag, sollte doch unbedingt angewandt werden, so weit sich das nur eben mit der Würde des heiligen Ortes verträgt; und dazu gehört vielleicht in nicht geringem Maße die Vermeidung alles Schablonenhaften. Leider ist ja mit dem Eingehen des Amtes der kirchlichen Schlafwecker nicht überall dessen Anlaß zugleich verschwunden. Allerdings würde das stehend gesungene dreimalige Halleluja auch etwaiger Teilnahmlosigkeit oder Schlafsucht einen noch erwünschteren, weil ungleich kräftigeren Dämpfer aufsetzen. Dasselbe aber nur mit solcher Absicht einzuführen, hieße dem Mißbrauch Wege bahnen. Doch schöbe ja immerhin schon jener vorgeschlagene variierende Spruch wenigstens jenem Ideengang einen Riegel vor: Nun kommt noch der bekannte Spruch!

Möchte kein Bruder diese geringscheinende Sache mit einem: Much ado about nothing! abtun. Zur erforderlichen völligen Gewissenhaftigkeit gehört eben auch mit das Interessenehmen an scheinbar nebensächlichen Dingen, soweit solche doch mit der großen Hauptsache — dem einen, was not ist — in enger Beziehung stehen. Dort allerdings, wo der Vortrag der Perikopen nicht deutlich den Sinn hervorhebend geschieht, geht ja ohnehin, soviel darin versäumt wird, auch an Erzielung von Aufmerksamkeit und vertieftem Verständnis verloren. Daran würde auch die Anwendung unterschiedlicher Versikel schwerlich viel ändern.

Da nachstehend sowohl für Epistel als Evangelium besondere Sprüche vorgesehen sind, kann also, wo das zusagt, jede der beiden Perikopen mit einem speziellen Vers geschlossen werden. Wenn jedoch nur ein Versikel Anwendung findet, würde es meist am passendsten das für die letztverlesene, nach unserer Ordnung also das fürs Evangelium bestimmte sein. Beide Spruchreihen kämen dort zu jährlich sich ablösender Verwendung, wo der Brauch besteht — solange über Evangelium oder Epistel abwechselnd gepredigt wird — nur die jeweilige andere Perikope vorzutragen.

Auch wo in der Auswahl kein Halleluja, resp. Hosianna beigefügt ist, kann ja, falls der betreffende Spruch vorgezogen wird, ein solches verwendet werden. Zumeist aber sind nur die an je erster Stelle gebotenen, öfter dem Text selbst entlehnten Sprüche zum respondierenden Gebrauch des Halleluja bestimmt und darum auch vorangestellt. Wo letzterer Brauch nicht üblich oder unerwünscht, werden wohl die an je zweiter Stelle gebotenen Versikel mehr Anklang finden. Daß endlich die meisten der vorgesehenen Verse oder doch Teile derselben auch als Predigtthemata für die betreffenden Texte verwendbar sind, wird schon ein kurzer Ueberblick ebenso dartun, wie den Umstand, daß dort, wo es sich um die bekanntesten Stellen handelt, die Verse nur teil- oder andeutungsweise sich finden. Schließlich sei nur noch bemerkt, daß Schreiber die ihm zusagenden Versikel sich in seinem Gesangbuch den Perikopen beinotiert hat.

Versikelauswahl.

1. Adv. f. d. Ep. — Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen. Halleluja!
Wache auf, der du schläfst und .... erleuchten. Amen.
So wir im Lichte wandeln wie .... untereinander.
f. d. Ev. — Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna .... Höhe. Halleluja.
Singet dem Herrn ein neues Lied, die Gemeinde der Heiligen soll ihn loben.

2. Adv. f. d. Ep. — Lobet den Herrn, alle Heiden, und preiset ihn alle Völker. Halleluja.
Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, u. s. w.
f. d. Ev. Chr. wird kommen in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm. Hall.
Himmel und Erde werden vergehen, ... Ewigkeit.
Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht, noch die Sünder in der Gem. der Gerechten!

3. Adv. Ep. — Selig sind die reines Herzens .... Hall.
Wer im Geringsten treu .... unrecht.
Ev. Machet die Tore weit .... Türen hoch, daß der König der Ehren einziehe. Hall.
Ihr Kinder Zions, freuet euch in dem Herrn,
Der euch Lehrer zur Gerechtigkeit gibt.

4. Adv. Ep. — Freuet euch in dem Herrn allewege und ..... Hall.
Der Herr ist nahe allen, die .... Ernst ..
Ev. Bereitet dem Herrn den Weg .... richtig. Hall.
Komm, o mein Heiland, J. Chr., mein's Herzens Tür dir offen ist.

1. Chrf. Ep. — Barmherzig und gnädig .. Herr, ... Treue. Hall.
Also hat Gott die Welt geliebet, daß u. s. w.
Ev. Euch ist heute der Heiland geboren, ... Herr. Hall.
Wenn ich dies Wunder fassen will, so .... ist.

2. Chrf. Ep. — Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo daheim .... Hall.
Sei getreu .... Tod, so will ich dir die Krone d. L. g.
Ev. Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ...., Immanuel. Hall.
Kündlich groß .... gottselige Geh.: Gott ist geoff. im Fleisch.

Sonnt. n. Weih. Ep. — Chr. ist des Ges. Ende, wer .. glaubt, .. Hall.
Sehet, welch eine Liebe hat uns d. V. erz., ... Kinder heißen.
Ev. Gelobt sei Gott, denn er hat besucht ... Volk und unter uns aufgerichtet ein Horn des Heils. Hall.
Gelobt sei unser Herr, J. Chr., hochgelobet in Ewigkeit.
Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses .... wohnt.

Neuj. Ep. — Wir sind alle Gottes Kinder, durch den Glauben an Christum Jesum. Hall.
Seid ihr denn Gottes Kinder, so wandelt wie Kinder d. Lichts.

Ev. J. Chr., gestern und heute derselbe, u. auch in Ewigk. Hall.
O Jesu, daß dein Name bliebe der Seele tief. .... lesen.
Sonnt. n. Neuj. Ep. — Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir .... Hall.
Das ist das ewige Erbarmen, das alles Denken ...,
Es sind die offnen Liebesarme, daß ...., neigt!
Ev. Des Herrn Rat ist wunderbarlich .... hinaus. Hall.
So weit der Himmel höher .... sind auch G. Ged. u. s. w.
Epiph. Ep. — Mache dich auf, werde licht, denn .... dir.
Siehe, es wird eine Herde und ein Hirte werden.
Ev. Gelobt sei Gott: Das Wort ward Fleisch .... uns.
Es wird ein Stern aus Jakob .... Zepter .... aufkommen.
1. n. Ep. Ep. — Gott widerstehet den Hoffärtigen, ... Gnade.
Einer trage des andern Last, so .... Gesetz Christi erf.
Ev. J. Chr. ist das Licht der Welt; wer ihm nachwandelt, wird nicht im Finstern gehen, sond. w. d. L. d. L. haben.
So spricht der Herr: Gib mir, mein Sohn, dein Herz .... wohlg.
2. n. Ep. Ep. — Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig .... Gebet.
Ein jeglicher sei gesinnet, wie J. Chr. auch war.
Ev. Des Herrn Rat ist wunderbarlich .... herrl. hinaus.
Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.
Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, denn .... uns. Gott.
3. n. Ep. Ep. — Die Rache ist mein, ich .... der Herr.
Selig sind die Friedfertigen, denn sie .... heißen.
Ev. Rufe mich an in der Not, spr. d. H., so .... preisen.
Bittet, so wird euch gegeben, suchet .... aufgetan.
4. Ep. Ep. — Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe .... ihm.
Lasset uns lieben nicht mit Worten od. m. d. Z., ... Wahrh.
Ev. Wir haben einen Gott, der da hilft .... Herrn .... errettet.
Es ist in keinem andern Heil .... Name .... J. Christus.
5. Ep. Ep. — Singet und spielet dem Herrn in euren Herzen.
Das ist ein köstl. Ding, dem H. danken und lobs. .... Höchster.
Ev. Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, spr. d. Herr.
Herr, gedenke an deine Gemeinde, die du von Alters her erworben und zum Erbteil erlöset hast.
6. Ep. Ep. — Wir haben ein festes proph. Wort und .... achtet.
Herr, dein Wort, die edle Gabe, diesen Schatz .... tun.
Ev. Gelobt sei J. Chr., welcher uns. nicht. Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verkl. Leibe.
Leucht uns selbst in jene Welt, du verkl. Gnadensonne, ...
Sept. Ep. — Will mir jemand nachfolgen, ... tägl. Hosianna.
Ich will streben nach dem Leben, wo ich selig bin u. s. w.
Ev. Sei getreu bis an den Tod, so will .... geben. Hosianna.
Lasset uns wirken, solange es Tag ist, es k. .... kann.
Sex. Ep. — Lasset uns alles f. Schaden .... Erkenntnis ... Hosianna.
Aus Gnaden bin ich, das ich bin u. s. Gn. ist. .... an mir.

Der Herr ist mein Licht. . . . Heil, vor wem . . . . grauen.
Ev. Herr, gib zum Wollen auch d. Vollbr. . . . . Wohlgef. Hosianna.
Seid aber Täter d. W. . . . . betrüget: Selig sind, ... bewahren.
Estom. Ep. — Gott ist die Liebe, und wer in d. L. bl., ... ihm. Hos.
Ueber alles aber ziehet an die Liebe, die . . . . Vollkommenheit.
Christus hat geliebet die Gem. u. sich selbst . . . . heiligte.
Ev. Lasset uns ihn lieben, er hat uns erst gel. Hosianna.
Wer Christo nachwandelt, wird d. Licht d. Lebens haben.
Licht vom Licht erleuchte mich u. s. w.
Inv. Ep. — In allen Dingen lasset uns beweisen . . . Diener Gottes. Hosianna.
Wir wissen, daß denen, die G. l., alle Dinge . . . .
Ev. Himmlischer Vater, führe uns nicht in Vers., ... Hosianna.
Fürwahr, einen solchen Hohenpriester sollten w. h., der versucht ward allenthalben, gleichwie wir u. doch ohne S. blieb.
Dem aber, der überschwänglich tun kann über alles, ...
Rem. Ep. — Schaffe in mir, Gott, ein r. Herz . . . . Geist. Hosianna.
Selig sind, die reines Herzens . . . . Gott schauen.
Ev. Rufe mich an . . . . Not, spr. d. H., so will . . . . Hosianna.
Betet ohne Unterlaß; denn wer da bittet, ... aufgetan.
Oculi Ep. — Gott, sei mir gnäd. . . . . entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde, wasche . . . . schneeweiß . . . Hosianna.
Christus hat geliebet die Gem., und hat sich . . . . heiligte.
Heiliget Gott, den Herrn . . . . Leibe . . . . Geiste, welche s. Gottes.
Ev. Unser Erlöser spr.: Wer nicht mit mir . . . . zerstr. Hosianna.
Gelobt sei J. Chr.: Er ist gek., die Werke des T. zu zerst.
Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.
Lät. Ep. — Fürwahr, Chr. ist des Ges. Ende, wer . . . . gl., der ist ger.
Wandelt aber als die Freien und nicht, als hättet . . . . Freih. . . .
Ev. Danket dem Herrn, denn er ist freundl. u. s. w.
Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibst . . . . Zeit.
Schmecket und sehet, wie frdl. d. H. ist, wohl dem, ... trauet.
Jud. Ep. — Das Blut J. Chr., des Sohnes G., macht . . . . Sünde.
Ob eure Sünden gleich bl. s., sollen sie doch durch Chr. Bl. . . .
Ev. J. Chr. ist der Weg, d. W. u. d. L., niemand kommt . . .
Ich will lieber der Tür hüten in m. G. H., denn . . . . Hütten.
Palm. Ep. — Gelobt sei J. Chr., welcher sich selbst geg. h., daß . . . . erlösete.
J. Chr. h. uns ein Vorb. gel., daß wir u. s. w.
Wer mich bekennet vor d. M., spricht d. Heil., den u. s. w.
Ev. Gott hat seines eigenen Sohnes n. versch., sondern . . . .
Gott hat Christo alle Dinge unter die Füße getan und hat ihn gesetzt zum Haupte der Gem. über alles.
Gründ. Ep. — Das Blut J. Chr., des S. G., macht uns rein . . . .
Christi Blut und Ger., das ist m. Schm. u. Ehrenkl. u. s. w.
Ev. Gott sei mir gnädig, wasche mich v. m. M. u. reinige . . . .

Selig sind, die r. Herzens sind, denn sie ....

Karfr. Ep. — Niemand hat größ. L., denn die, daß .... Leben ....; nun aber ist Chr. f. uns gest., da w. n. S. w.
Fürwahr, die Strafe lag auf ihm, auf .... geheilet.
Ev. Siehe, das ist Gottes Lamm, welches d. W. S. tr.
Lasset uns ihn lieben, er hat uns erst gel.
Ich bete an die Macht d. Liebe, ... offenbart.

Osters. Ep. — Haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gest. seid, und lebet hinf. in Chr., unserm Herrn. Halleluja.
Nehmet das Wort an m. Sanftm., das .... selig machen.
Ev. Gelobt sei Gott, der uns wiedergeb. .... Toten. Hall.
Gleichwie Chr. ist auferwecket v. d. T. .... wandeln.

Osterm. Ep. — Der Tod ist verschlungen .... Sieg, die Rechte .. Hall.
Gott hat Chr. auferwecket u. w. auch uns .... n. s. Kraft.
Ev. Man singt mit Fr. v. S. in den Hütten d. Ger. Halleluja.
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, u. er w. m. hernach ....

Quas. Ep. — Unser Glaube ist der Sieg, der .... Halleluja,
Gelobt sei J. Chr.; wer an ihn glaubt, d. h. d. ew. Leben.
Ev. Haltet im Gedächtnis J. Chr., der auferst. .... Halleluja.
Gelobt sei J. Chr.: Wer an ihn gl., der ist vom Tode z. ....

Mis. Ep. — J. Chr. hat uns ein Vorb. gel., daß wir .... Halleluja.
Lasset uns mit Jesu ziehen, seinem Vorb. .... brach.
Ev. Der Herr ist mein Hirte, mir w. n. m. Halleluja.
Eine Herde und ein Hirt, wie wird dir dann s. u. s. w.

Jub. Ep. — In allen Dingen lasset uns bew. als d. Diener G. Hall.
In Wort u. Werk u. allem Wesen sei J. u. sonst ....
Ev. Unser Heiland spricht: Ich lebe und ihr sollt auch l. Hall.
Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getr. w.

Cant. Ep. — Selig sind, die Gottes Wort hören u. bewahren. Hall.
Gott ist ein Fels u. sichrer .... Er hats gesagt u. darauf ....
Ev. Gelobt sei J. Chr.! Sein Geist d. Wahrh. will uns in a. W. l.
O komm, du Geist d. Wahrh. u. kehre bei uns ein!

Rog. Ep. — Seid aber Täter des Worts u. nicht Hörer allein.
Herr, hilf uns tun nach d. Wohlgef., dein g. Geist .... Bahn.
Ev. Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Fr. vollk. sei.
Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ....

Himmelf. Ep. — Chr. ward aufgeh. gen H. u. sitzet .... Gottes. Hall.
Gelobet sei J. Chr., im Himmel haben wir Bürgerrecht.
Ev. Wer da glaubet und get. wird, der w. selig w. Hall.
So spricht uns. Heiland: Wer an mich gl., v. dess. Leibe ... fließen.

Exaudi Ep. — Die Liebe decket auch der Sünden Menge.
Gel. sei G., der uns ges. hat m. allerlei geistl. Segen in himml. Gütern durch Chr.
Ev. Selig sind, die um Chr. willen verf. werden, denn es soll ihnen im Himmel wohl belohnt werden.
Unser Erlöser spricht: Sei getr. bis .... Tod, so .... geben.

1. Pf. Ep. — Siehe, wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, l. Vater! Halleluja.
Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz .... Geist.
Ev. Siehe, der Tröster, der h. Geist, ... alle Wahrh. l. Hall.
Zeuch mich, o Vater, zu dem Sohne, damit u. s. w.
2. Pf. Ep. — Selig sind, die Gottes Wort hören u. bew. Halleluja.
Komm, o komm, du Geist des Lebens, wahrer Gott ....
Ev. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er s. eing. S. g. Hall.
Das ist je gewißlich wahr u. ein teuer w. W., daß Chr. J. ....
Trin. Ep. — Heilig, heil., h. ist Gott, d. H. Zeb., alle Lande müssen .... Halleluja.
Betet an den Herrn im h. Schmuck, es fürchte ihn alle Welt.
Ev. Was vom Fleisch geb. ist, das ist Fl., u. was v. G. g. .... Hall.
Gott hat s. eingeb. S. nicht versch., sondern .... wie sollte er uns.
1. n. Tr. Ep. — Gott ist die Liebe u. wer in d. L. bleibet, der .... Hall.
Lasset uns aber nicht lieben mit vergebl. W., sond. m. d. Tat....
Ev. Seid aber Täter des Wortes und nicht ... :Selig sind, die G..
Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer a. d. Willen G. ....
Fleisch und Blut können d. R. G. nicht ererben, auch wird das Verwesliche nicht anziehen das Unverwesliche.
2. n. Tr. Ep. — Wir wissen, daß wir vom Tode zum Leben ..., wenn wir ....
Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden B. erlangen.
Ev. Selig sind, die da hungert u. dürstet n. d. Ger., denn ....
Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was d. M. säet, ...
3. n. Tr. Ep. — Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn euer V. weiß, ...
Wachet und betet, daß ihr nicht in Anf. fallet.
Ev. Das ist je gewißlich wahr u. ein t. w. W., daß Chr. J. ....
Gelobt sei J. Chr., denn er spricht: Wer zu mir kommt, den will ..
4. n. Tr. Ep. — Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrl. nicht.
Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, bewirkt eine über alle Maßen wicht. Herrl., wenn w. nicht sehen auf das Sichtbare,.
Herz, freu dich, du sollst werden vom Elend d. E. u. v. d. S. frei.
Ev. Mit demselben Maße, mit dem w. m., wird man uns w. m.
Herr, vergib uns unsre Schuld, wie wir verg. uns. Schuldig.
Herr, handle nicht mit uns nach uns. S., u. vergilt uns n. n. u. M.
5. n. Tr. Ep. — Liebet eure Feinde u. segn., die euch fl., auf daß .. Kinder ...
Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung ... 1. Pe. 3, 15 b.
Ev. Herr Jesu, heiliger Meister, auf dein Wort wollen auch wir das Netz auswerfen.
Unser Heiland spricht: Wer an mich glaubt, von dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.
6. n. Tr. Ep. — Gleich wie Chr. ist auferw. v. d. T. durch d. H. d. V...
Leben wir, so leben wir dem H., sterben ....
Ev. Selig sind die Sanftmütigen, denn s. w. d. Erdreich b. .....

Vater, vergib uns unsre Schuld, gleichwie w. v. u. Sch.

7. n. Tr. Ep. — Selig sind, die reines Herzens sind, denn ....
Jaget nach der Heiligung, ohne welche w. n. d. H. sehen.
Ev. Lobe den Herrn, m. S., u. vergiß nicht, ...
Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so ....

8. n. Tr. Ep. — Welche der Geist Gottes treibt, die sind G. K.
Sehet, welch eine Liebe hat uns d. V. erzeiget, daß ....
Ev. Seid aber Täter des Worts u. ....: Selig sind die G. ....
Herr, mache uns fertig zu allem guten Werk, zu tun deinen Willen, u. schaffe in uns, was v. d. g. ist.

9. n. Tr. Ep. — Wer sich lässet dünken, er stehe, mag wohl ....
Herr, führe uns nicht in Versuchung, sondern erl. .....
Ev. Herr, laß meinen Gang gewiß sein nach deinem Wort u. laß kein Unrecht über mich herrschen.
Wer im Geringsten treu ist, d. i. a. i. Gr. tr., u. wer ....

10. n. Tr. Ep. — Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist, u. es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr.
Alle gute u. vollkommene Gabe kommt von oben herab, vom V. ...
Ev. Schaffet doch, daß ihr sel. werdet m. F. u. Zittern; doch G. i. e.
Herr, schaffe in uns das Wollen u. Vollbr. n. d. Wohlg.
Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denn w. ....

11. n. Tr. Ep. — Ich schäme mich des Ev. v. Chr. nicht, denn es u. s. w.
Mir ist Erbarmen w., Erbarmung, deren .... ; nun weiß ....
Ev. Gott, sei uns gnädig n. d. G., ... tilge uns. S. u. s. w.
Barmherzig u. gn. ist d. H., geduldig u. v. gr. Güte u. Treue.

12. n. Tr. Ep. — Der Buchstabe tötet, aber des Herrn Geist m. l.
Herr, erhalte uns dein Wort; denn d. W. ist uns. Herzens Freude und Trost.
Ev. Gelobt sei G., denn er hat besucht u. erl. s. V. u. unter ....
Unser Erlöser spr.: Kommet her zu mir alle, die ....

13. n. Tr. Ep. — Alle Gottesverheißungen sind Ja u. Amen in Christo, Gott zu Lobe durch uns.
Herr, dein Wort ist uns. Fußes Leuchte u. ein Licht ....
Ev. J. Chr. hat uns ein Vorbild gelassen, daß w. sollen ....
Selig sind die Barmherzigen, denn s. w. B. erlangen.

14. n. Tr. Ep. — Wandelt im Geist, so werd. ihr d. Lüste d. Fl. nicht ..
Welche der Geist Gottes treibet, die sind G. K.
Ev. Das ist ein köstl. Ding, dem Herrn, u. lobsingen d. N. ....
Schaffe in mir, Gott, ein r. H. u. gib mir einen n. g. G.

15. n. Tr. Ep. — Einer trage des and. Last, so w. ihr d. Ges. Chr. ....
Wirket, solange es Tag ist, es kommt d. Nacht, da ....
Darum, l. Br., stehet fest u. unbew. u. nehmet immer zu. ....
Ev. Trachtet am ersten nach d. R. G. u. nach s. Ger., so ....

16. n. Tr. Ep. — Weil wir Kinder sind, so sind wir auch Erben, näml. Gottes Erben u. Chr. Miterben, n. d. Hoffn.
Was kein Auge gesehen u. kein Ohr geh. u. in. k. M. H. ....

Ev. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir ....
J. Chr. ist d. Auferst. u. d. L.; wer an ihn gl., wird l., ob er ....
17. n. Tr. Ep. — Seid fleißig, zu halten die Einigk. ... Friedens.
Jaget nach d. Frieden gegen Jederm. u. der Heiligung, ohne ....
Ev. In der Liebe achte einer d. and. höher denn sich selbst.
Trachtet nicht nach hohen Dingen, sond. .... Geringen.
18. n. Tr. Ep. — Selig sind, die G. W. hören .... bringen Frucht ...
Wir haben ein fest. proph. W. u. ihr tut wohl, daß .... achtet.
Ev. O welch eine Tiefe, Beides der Weish. u. Erk. Gottes.
Die göttl. Torheit ist klüger, denn die Menschen sind.
Herr, wohin sollen wir gehen, du h. W. ä. L., u. w. haben ....
19. n. Tr. Ep. — Barmherzig u. gnädig ist der H., geb. .... Güte.
Ich vergesse, was dahinten u. strecke mich nach d. vorgest. Ziel meiner himml. Berufung in Christo Jesu.
Ev. Wohl dem M., dem die Uebertr. verg. s., dem d. S. bed. ist.
Des Menschen Sohn ist gek., zu suchen u. sel. zu m. ....
Es sollen wohl Berge weichen u. Hügel hinf., aber m. Gn. soll nicht weichen u. d. B. m. Fr. ...., spr. d. H., d. Erbarmer.
20. n. Tr. — Wohl denen, die ohne Wandel leben, die im Ges. d. H. w.
Wer Dank opf., spr. d. H., der preiset mich u. das ist d. Weg. ...
Ev. Selig sind, die r. Herzens sind, denn s. w. G. sch.
Christi Blut u. Ger., das ist mein Schmuck u. s. w.
21. Tr. Ep. — Seid stark i. d. H. u. in d. Macht s. Stärke.
Wachet und betet, daß ihr nicht in Anf. fallet.
Ev. Gelobt sei J. Chr.: Alle Dinge sind mögl. dem, der ....
Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, d. ihn mit Ernst anrufen.
22. n. Tr. Ep. — Die Liebe Chr. dringet uns also, sintemal w. d. h., so einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gest.
Das Gebet des Gerechten vermag viel, w. es ernstl. ist.
Ev. Selig sind die Friedfertigen, denn s. w. G. K. h.
Herr, vergib uns unsre Schuld, wie wir verg. u. Sch.
23. Tr. Ep. — Gelobt sei J. Chr., im Himmel haben wir Bürgerrecht.
Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht z. s.
Ev. O, welch eine Tiefe des Reicht., beides, der Weish. ....
Unser Heiland spr.: Seid klug, wie die Schl. u. ohne Falsch ....
24. n. Tr. Ep. — Wandelt würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen, u. seid fruchtbar in allen guten Werken.
J. Chr. ist die Versühnung f. u. S., wer an ihn gl., d. i. ger.
Ev. Wir haben einen Gott, der da hilft u. einen Herrn ....
Der Herr hat Großes an uns getan: G. h. s. Volk heimges.
25. n. Tr. Ep. — Herr, deine Toten werden leben u. m. d. Leichn. ....
Wir wissen, daß wir vom Tode z. L. g. s., denn wir l. d. Br.
Ev. Irret euch nicht, Gott läßt s. n. sp.; was d. M. säet, ...
Herr, handle nicht mit uns nach uns. S. u. vergilt u. n. n. u. M.
26. n. Tr. Ep. — Der Herr h. Ged. m. u., u. will nicht, daß jemand ...

Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben . . . ; darum . . . . .
Ev. Was kein Auge ges. u. k. Ohr geh. u. in. k. M. Herz je gekommen ist, das hat Gott ber. denen, die ihn lieben.
Gehet ein durch die enge Pforte u. wandelt a. d. schm. Wege, der zum Leben führt.
27. n. Tr. Ep. — So lasset uns nun nicht schlafen, wie die andern, sondern lasset uns wachen und nüchtern sein.
Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.
Ev. Siehe, der Bräutigam kommt: gehet aus, ihm entgegen.
Wache auf, der du schläfst u. stehe a. v. d. T., so w. d. Chr. . . . .
Ref. F. Ep. — Gelobt sei Gott: Der Gerechte wird s. Gl. leben.
Sehet zu, daß ihr nicht vergeblich die Gn. G. empf.
Ev. Wie heil. ist diese Stätte: Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels.
Der Herr ist mein Schutz, mein Gott ist d. Hort m. Zuversicht.
Ihr seid erbaut auf den Grund der Ap. u. Proph., da J. Chr. . . . .
Erntef. Ep. — Alle gute u. vollk. Gabe kommt v. oben herab . . . .
Danket dem Herrn, denn er ist freundl. u. s. Güte . . . .
Ev. Trachtet am ersten u. s. w. Was hülfe es d. M. u. s. w.
Irret euch nicht, Gott läßt u. s. w. Sammelt euch Schätze, die da bleiben, denn wo euer Schatz ist, da ist . . . .
Totenf. Ep. — Leben wir, so leben wir d. H., sterben wir . . . .
Ich habe Lust abzuscheiden u. daheim bei Chr. zu sein.
Es wird gesäet verweslich . . . . geistl. Leib.
Ach, du Aufgang aus der Höh, gib, daß auch . . . .
Ev. So spricht unser Heiland: Ich lebe u. ihr sollt . . . .
Wenn der Herr die Gefangenen Zions . . . . Träum.
Die mit Tränen säen, werden mit Fr. ernten.
Der letzte Feind, der aufgeh. w., ist d. Tod, u. G. w. s. Alles. . . . .
Danktag. Ep. — Gelobt sei J. Chr., der sich selbst gegeben für uns alle zur Erlösung.
Opfere Gott Dank u. bezahle dem Höchsten d. Gel.
Ev. Das ist ein köstl. Ding, dem Herrn d. u. lobs. d. N. . . . .
Bittet, so wird euch gegeben, suchet . . . . aufgetan.
So weit der Himmel höher ist, denn die Erde, sind Gottes Gedanken höher, denn unsre Ged. u. s. Wege. . . . . Amen.

A Revision of the Present Method of Electing a Pastor.

H. L. Streich, Buffalo, New York

(Read Before The Buffalo Pastoral Conference)

Among various other changes and revisions needed within our beloved Evangelical Church to meet present-day needs, the method of calling and electing our pastors calls for a decided change. The

present method is unworthy of a Christian congregation and beneath the dignity of the holy calling of the ministry.

In order to better realize the need of revision, let us first look at the present method of calling and electing a pastor.

For the congregation the customary mode today is as follows: In case of a vacancy, the congregation notifies the District President and applies for names of candidates. From this list two, three or more are selected and the pastors invited for so-called trial sermons, or "for approval," as one lady called it. After hearing the invited pastors, an election is held and one or none elected. In the latter case a second selection is made and the same process followed till some one is elected.

For the pastor who wishes to make a change the present mode means sending his name to the District President or Presidents, either before or at the time of a vacancy in some church, to be placed on the candidates' list. There it remains until some church calls for candidates.

Of course, the present mode also permits a congregation to choose a man not on the candidates' list and secure such, thru the mediation of the District President, for trial sermon or election, as the case may be. If all calling were done this way, there would, perhaps, be little need for revision. But as this is perhaps the exception, not the rule, the customary method needs revision, and the exception made the rule.

Now let us consider the reasons for the revision of the present mode. What are the objections? There are at least three good objections.

First, the present mode is an unprofessional, undignified and embarrassing competition not found or tolerated in any other profession. No two doctors would ever think of competing for the same case. You can not call two or more doctors at one and the same time. No respectable lawyer will compete with another, give you a "trial" before engagement. Even a skilled workman would refuse to give a sample of his work in competition with another fellow workman. But the pastor, the servant of God, the ambassador of Christ, must submit to "approval" and trial sermons, before he is considered and chosen. Why not treat him at least as well as other professional men are treated? The good old custom says, no!

A second objection is that the present mode puts the mark of commercialism on the whole sacred act of calling a minister of the Gospel. It's a sort of "bargain counter" affair. The candidates are on display, to be bought according to appearances, dress, manner and voice. It reminds me of the old time slave block or the present stock market. Fine points are sought out and held up for inspection. No man of self-respect can undergo such a disgraceful ordeal without embarrassment and unjust humiliation. Yet pas-

tors called to the high, dignified and holy office of the ministry, are thus treated like prize cocks at the poultry show. Such procedure is at the same time unworthy of a Christian congregation.

A third objection arises out of the embarrassing position of the defeated candidate. His standing in his congregation is not the same. His defeat will be held against him, consciously or unconsciously. More need not be said upon this sad situation.

Having thus briefly considered the chief objection, the question remains, How can these objections be overcome? The answer will at the same time state the revision needed.

The objections to the present method can be overcome; first, by making the uniform rule that only one candidate can be before a congregation for election at one time.

This would at once remove the objection of competition and also that of contrasting the good and poor qualities of two or more candidates. It would likewise less affect the standing of the candidate in his old congregation in case of non-election.

By this method each man would stand or fall on his own merits. This is the democratic fairness of our civil service system.

For the congregation this revision would mean less rivalry, no wire pulling for one or another man, less disappointments of the man who is not elected.

A second change to be made is to teach, train and accustom our congregations, if possible, to agree and select a man before extending a call. This could be done either from personal acquaintance with the pastor, or recommendation of the pastor by some reliable person or a pulpit committee sent to visit the man in his present field.

This is usually the method followed in selecting a man in any other profession. The needs of the position, or case, are known, accordingly a man for that particular position or work is sought and called. This ought also to become the custom in the calling of a minister in our Evangelical Church.

We feel sure that if these two revisions were adopted and put into the constitution of every one of our congregations, the calling of a pastor would be more proper and pleasant. It would be in keeping with the dignity of both the congregation and the ministry of Christ.

In closing we would also recommend the following amendment to the congregation's constitution, whether they adopted the above outlined revision or not: "That the removal expenses of the elected pastor be borne by the congregation extending the call." This is the rule of many other denominations, and we are glad to say, becoming more and more the custom of many of our up-to-date congregations.

Leibniz and Spinoza.

By G. H. Krueger

The two well-known names at the head of this paper indicate a connection between the two systems of these philosophers. Altho Leibniz worked out a system of his own, yet there is in his philosophy some connection or relation with Spinoza's philosophical system, in so far as the work of Leibniz is a reaction on Spinozism. The latter, it might be stated, has its root in Cartesianism. Leibniz's philosophy is, therefore, also a reaction on Descartes. The intention of this paper is an attempt to show how Leibniz was urged by Spinoza's philosophy to work out his own system, and by what means he tried to erect a "bulwark" against the philosophy of Spinoza, which he considered as most dangerous and destructive. This attempt will give the most important points in a short summary.

Dr. Stein in his book, "Leibniz and Spinoza," 1) points out that Leibniz became acquainted early with the name and works of Spinoza and that he thoroly studied his system for three years beginning with 1676. In this period, friendly to Spinoza, Leibniz was not opposed to his philosophy. The mechanical explanation of the universe, however, was rejected by the scholastics, both Catholics and Protestants, for it excluded the divine purpose in the world, or in other words, it excluded teleology. 2) Leibniz, who had subscribed to the traditional world view of the Protestant schoolmen in his youth, and in later years became interested in missionary work, who also tried to reconcile Catholicism and Protestantism, saw clearly that Spinoza's doctrine was destructive to the church, and that Cartesianism led to atheism. 1) As Bacon had said that a superficial dealing with philosophy leads away from God, a thoro study or absorption leads to God, so Leibniz tried to work out a more holy philosophy (eine neuere heiligere Philosophie) 2) To what behoof this more holy philosophy should be established Leibniz tells in the following words:

"Utilem autem hanc operam eo magis putabam, quod *gliscere viderem* in *animis hominum* sententias periculosas, a falsae philosophiae mathematica quadam larva natas, et omnem scholae doctrinam pro nugis explodi." 3)

The goal of his theory was the reconciliation of mechanism and teleology, or natural science and theology. To achieve this he was convinced that his theory had to be based upon the conception of purpose (Zweckbegriff). Spinoza had built his system upon mere active causes and excluded teleology altogether. Leibniz, how-

1) His four Theses are given, p. 252.
2) Thilly: History of Philosophy, p. 365.
1) Stein: p. 115.
2) Schwegler (Reclam) p. 277.

ever, recognizes mechanism; everywhere is mechanism and purpose, he says, but he insisted on his thesis that all activity was the consequence of an active power or force. He, therefore, begins with the assumption that whatever exists is active and begins to formulate the identity of existence and activity. The Cartesian definition of substance was independent existence in itself, the definition of Leibniz now describes substance as living activity or as active force. This opens many views and consequences. To exemplify his definition he uses the illustration of a bow which moves and extends as soon as the external hindrance is abandoned. 4)

Force is also the ground of motion; when motion ceases, it still persists; force, therefore, is constant in quantity, but not motion as Descartes had taught. 1)

This definition of substance allows quite another structure of thought, quite different from that of Spinoza. His substance was the one universal as the underlying principle of the unity of the world. It was, however, "a mere abstract unity, in which all the particular facts of the world were swallowed up." 2) The reality of individuals—men and things—was entirely excluded. Leibniz's central idea of substance leaves place for activity and individuality; he, the man of practical life, was unable to deny or evade individuality; he, therefore, rejected any theory which failed to account for its reality. In this sense his conception of substance as force tends to become the "bulwark" against Spinozism.

Two other important points also directly contradict Spinoza's theory of substance, namely, substance is a monad, unit (Einzelwesen) and: There is a multiplicity of monads. Since substance exerts activity similar to that of an elastic body, this activity is repulsion or exclusion. That which excludes other elements is being in itself, is individuum, or monad. This also proves the multiplicity of monads, since one monad can only exist if there are other monads. The concept of monad presumes other monads. The fundamental thesis of Leibniz, therefore, is this: There is a multiplicity of monads or individual substances, which are the foundation of all reality, the ground-essence (Grundwesen) of the whole universe, physical as well as mental. 4)

Leibniz was happy to have found the definition of substance as monad, for its sounds like the pleasure of great satisfaction from his discovery when he said: Spinoza would be right if there were no monads. His infinite number of substances contradicts Spinoza's one universal substance. The fundamental elements for the frame-work of his monadology are borrowed from Plato. 2) "Es war mit einem Wort das Problem der Teleologie, das ihn in

1) Thilly: History of Philosophy, p. 367.

2) Rogers: Student's History of Philosophy, p. 307.

demselben Masse mit Spinoza entzweit, wie es ihn Plato zugetrieben hat."

"To understand me," Leibniz declared, "you must understand Democritus, Plato, and Aristotle." 2)

The monads, which Leibniz considered as the antidote or counter-poison against the "larva mathematica," constitute a peculiar world in themselves. They are no atoms, for these are all alike. The monads, however, are different in quality from each other. The atoms, as extended, are divisible; but the monads are undivisible points, or "metaphysical points," because special relations are, according to Leibniz, only subjective, not real; they are confused or obscure perceptions. Moreover, monads are individual, living beings. Everywhere in the world is life, individual activity, and active relation between the individuals. Nevertheless, monads are independent; they can not be determined by externals. Each monad is a center of force or a center of activity in change, and thruout that change it retains self-identity.

Altho Spinoza attempted to get rid of the dualism of thought and extension by referring both to a single substance, yet he could not evade the contradiction that the same substance is extended and unextended. The absoluteness of the distinction between matter and mind, which Descartes had taught, had to be removed; for "if the essence of matter is extension, then it has no point of contact with the mental life." 1)

Leibniz's definition of matter as force instead of extension makes a connection between matter and mind possible. There is force in the activity of matter as well as in conscious activity or will. Leibniz thus turns the Cartesian thesis around: not the existence of bodies presupposes extension, on the contrary: extension presupposes the existence of bodies or forces. "Extension presupposes in the body a property, attribute, or nature that extends itself, spreads itself out, and continues itself." 2) The ability to spread itself out and to continue itself presupposes force. Since monads are centers of forces they constitute the reality of the world, and not matter.

In order to secure in his system the notion of a complete unity of the world, Spinoza, as we have seen, denied individuality at all. Leibniz in his monadology re-establishes the reality of individuals. The nature of its life and development is contained wholly in the nature of the monad. It is not like the passive matter of Descartes; it can not be influenced from without. Monads have "no

---

1) Stein: Leibniz and Spinoza, p. 119.

2) Thilly: History of Philosophy, p. 370.

1) Rogers: Student's History of Philosophy, p. 308.

2) Thilly: History of Philosophy, quoted on p. 367.

windows" thru which anything from the outside can enter or go out from within.

The question now before us is this: how can a host of individual independent monads make an organized cosmos, a mechanical whole? Monads and the whole cosmos seem to be in contradiction with one another. The harmony of the universe might be disturbed by monads which follow their own inner laws, but do not influence each other.

The universe in Leibniz' system is the sum of all monads, from the lowest to the highest. Everything is an aggregate of monads; every body is an organism, is a machine, which is composed of many little machines making the whole complete. The monads in their various degrees: unorganic matter, souls, plants, animals—self-conscious minds and spirits, all mirror the universe in a more or less perfect manner. All their changes take place on parallel lines. Each depends on a higher reality and serve one purpose or plan of unity, which is revealed in the world and has its origin in the mind of God. To achieve this end the nature of each monad is constituted at the start in such a skillful manner that all serve one final purpose. The condition for the unity of the universe is the pre-established harmony, "a contrivance of the divine foreknowledge, which has from the beginning formed each of these substances in so perfect, so regular and accurate a manner, that by merely following its own laws, which were given to it when it came into being, each substance is yet in harmony with the other, just as if there were a mutual influence between them, or as if God were continually putting His hand upon them." 1)

In this way Leibniz reconciles mechanism and teleology. By his definition of substance as force he saves individuality and activity, and reconciles change with permanence. How far he succeeded in erecting a bulwark against Spinozism would present an interesting theme for another research.

Lawrence, Kansas, May 27, 1918.

Universal Peace.

THOMAS CHALMERS

(Sent in by Rev. C. Sprenger)

The first gerat obstacle to the extinction of war, is the way in which the heart of man is carried off from its barbarities and its horrors, by the splendor of its deceitful accompaniments. There is a feeling of the sublime in contemplating the shock of armies, just as there is in contemplating the devouring energy of a tempest; and this so elevates and engrosses the whole man, that his eye is blind to the tears of bereaved parents, and his ear is deaf to the pit-

1) Quoted by Rogers: Student's History of Philosophy, p. 314.

eous moan of the dying, and the shriek of the desolated families. There is a gracefulness in the picture of a youthful warrior, burning for distinction on the field, and lured by this generous aspiration to the deepest of the animated throng, where, in the fell work of death, the opposing sons of valor struggle for a remembrance and a name; and this side of the picture is so much the exclusive object of our regard, as to disguise from our view the mangled carcasses of the fallen, and the writhing agonies of the hundreds and the hundreds more, who have been laid on the cold ground, where they are left to languish and to die. There no eye pities them. No sister is there to weep over them. There no gentle hand is present to ease the dying posture, or bind up the wounds, which in the maddening fury of the combat, have been given and received, by the children of one common Father. There death spreads its pale ensigns over every countenance, and when night comes on, and darkness around them, how many a despairing wretch must take up with the bloody field as the untended bed of his last sufferings, without one friend to bear the message of tenderness to his distant home, without one companion to close his eyes.

I avow it. On every side of me I see causes at work which go to spread a most delusive coloring over war, and to remove its shocking barbarities to the back ground of our contemplations altogether. I see it in the history, which tells me of the superb appearance of the troops, and the brilliancy of their successive charges. I see it in the poetry, which lends the magic of its numbers to the narrative of blood and transports its many admirers; as by its images, and its figures, and its nodding plumes of chivalry, it throws its treacherous embellishments over a scene of legalized slaughter. I see it in the music, which represents the progress of the battle; and where, after being inspired by the trumpet-notes of preparation, the whole beauty and tenderness of a drawing-room are seen to bend over the sentimental entertainment; nor do I hear the utterance of a single sigh to interrupt the death-tones of the thickening contest, and the moans of the wounded men, as they fade away upon the ear, and sink into lifeless silence. All, all goes to prove what strange and half-sighted creatures we are. Were it not so, war could never have been seen in any other aspect than that of unmingled hatefulness; and I can look to nothing but to the progress of Christian sentiment upon earth, to arrest the strong current of its popular and prevailing partiality for war. Then only will an imperious sense of duty lay the check of severe principle on all the subordinate tastes and faculties of our nature. Then will glory be reduced to its right estimate, and the wakeful benevolence of the Gospel, chasing away every spell will be turned by the treachery of no delusion whatever, from its sublime enter-

prises for the good of the species. Then the reign of truth and quietness will be ushered into the world, and war, cruel, atrocious, unrelenting war will be stripped of its many and its bewildering fascinations.

A Series of Evangelistic Sermon Sketches.

H. Kamphausen

I. Calling

Text John 6: 40. This is the will of him that sent me . . . .
In this series of meetings for the quickening of our spiritual lives, I propose to consider just one subject with you, but to try to become acquainted with that one thoroly. We will trace it to its root in the counsels of divine mercy, and follow it up to the crown of its glorious development. It is the subject of *conversion.* Can anything be more important? A man asked another some time ago: "How are you getting on in your church?" "Oh splendidly." "Many conversions?" "Well—well, on that side we are not getting on so well. But," he said, "we have rented all our pews and are able to pay all our running expenses. We are getting on splendidly." We think that a mistaken view of real progress. Nothing can satisfy short of conversion or getting the true life. In discussing it we shall look at its various stages as they are described in the catechism. In actual experience one may mount almost to the top in a moment, but for the purpose of instruction it is well to take up element after element. The first is *Calling.* A general call, or expression of divine will, includes all, John 6: 40: *Individual conversion as purposed in the divine will.*

1. This will is unalterable.
2. It points out just one way.
3. It makes the way accessible to all.

1. 5,000 had been fed miraculously, as the Israelites had with manna. He says, get bread for the inner life, that is more important. How? By believing in me. The Father has sent me. His sense of a divine mission was overpowering. Greater than a prophet's. The prophet said, "Thus saith the Lord." He, "I say unto you." People hearing Him felt there was no appeal from Him to any other tribunal. They said, "He preacheth as one having authority."

"Sent me." He is a divine ambassador. Back of embassador is a country, back of Jesus God, the Creator, Lord of lords, King of kings. Back of Jesus the God of Abraham, of the covenant, of revelation; the Father.

He carries out the will of God. The will of God in nature we call a law of nature. We feel so strongly that they are inviolable, unchangeable. All we can do is to learn and use them. Just so

with this law in spiritual world. No way to get around it. Just know it and live up to it.

2. One way only: seeing and believing. Objections: Aren't you making too much of that? Man has many duties and tasks in life. Besides he is to work 6 days and only one day for worship. Doesn't that seem to show that actual work is more important than prayer, faith and the spiritual? Again, if a man is honest, provides for family, lives respectably, isn't that enough? Not to go to church can't be so terrible. Think of all the different churches, all based on Bible and yet they compete with and fight one another. So many hypocrites in the churches, too. And "how many crimes have been done in thy name, religion."

Some truth in all this, and yet the word of God puts Christ in centre. "What think ye of Christ?" is vital question. This can be shown from Matthew as well as John and Paul (give leading passages Mat. 9: 6; 11: 25-30; 16: 18; 18: 11; John 3: 16; Acts 4: 10, etc.) But it is heart faith, not merely accepting or assenting, as when you sign a church constitution or recite a creed. See the birth of faith in the disciples, it is a turning point in their lives. See it in Luther, it is a power to change, it is a great lever lifting to higher level.

To get a high idea of faith see what Scriptures say about it: "By faith Christ lives in the heart"; "our faith is the victory overcoming the world"; "Why are ye so fearful, ye men of little faith" (f. drives out fear). Faith like a mustard seed will remove mountains. Compare with that your own faith, and you will pray for the faith of the Bible.

3. This way is for all, every one: No national limitations, no regard to race, creed, color, wealth, education. Yet no uniform way, God has a thousand ways. No 2 leaves alike, nor 2 faces, nor 2 religious histories. Wesley converted by reading Luther's preface to Romans, but not every one will have same experience. Don't set your own time, method, but be sure you are included in the universality of it, and create no hindrances. Faithful is the saying, and *worthy of all acceptation.*

II. Enlightenment

Text John 4: 10. If thou knowest the gift of God, and who it is that saith to thee, give me to drink; thou wouldst have asked of him, and he would have given thee living water.

In the 3rd chapter of John we meet Nicodemus, a ruler of the Jews. He has no light on that most fundamental feature of the spiritual life, the necessity of the new birth. That is extraordinary and we understand the surprise in Jesus' question, "a master in Israel and knowest not these things?" In the 4th ch. we have before us a Samaritan woman, on a low scale socially and morally.

We are not astonished that Jesus, in view of her ignorance, says, "if thou only knewest." The need of light was great in her case. But the fact that the churchman and leader in the 3rd ch. was so woefully ignorant even on fundamentals, shows how universal the need of enlightenment is in the matter of the new life. So we shall find in the Lord's word, "If thou knewest," an expression of the *Need of Enlightenment.*

1. The light falls on the real gift of God.
2. The light leads to prayer.
3. Light results in blessed experience.

1. Two things the woman had no light about, what the real gift of God was and who could give it to her. What does Jesus mean by the "gift of God?" Nothing else no doubt than what is called life, everlasting life in other parts of the gospel. Of this she, altho a member of the Samaritan church, knows little. Speak here of church members and their surprising ignorance of the true worship and real Christian experiences. "I have been good this morning," they say, "I have been to church," as tho goodness inhered in the act and not in the disposition of the soul. The word of God is emphatic on the fact that true religion is the life of God in the soul (Christ "dwells in our hearts" by faith, Eph. 3: 17). It acts on us as a tonic to realize how it can never be bribed by wealth, nor awed by power, nor influenced by the pride of wisdom into letting anything else take the place of spiritual rebirth.

Then the other thing, the position of Christ in the work of salvation. It is wonderful to notice how this Teacher from Nazareth claims rank not only as over against scribe and ruler, but over against Moses and Abraham, all great leaders past and to come. The woman pleads the rights of Garizim against Jerusalem. Later ages have placed philosophy or science or Muhammed or Buddha in competition with him. But he recognizes no other mediator between man and his God, no way to truth and salvation but by him who is the way, and history has borne him out.

2. If there are such flashes of spiritual light in our soul there will be revolution or, at any rate, a deep stirring of the depths within. Of course we all knew all along that there was no salvation in any other, that there was "none like" the lowly Jesus," that other great men were stars but he the sun, but we knew that intellectually. Now, however, falls the light of God on Jesus Christ, and, like Saul of Tarsus, we fall down and pray. We meditate on our great discovery, we sing psalms like young Spurgeon, 15 years old, who had just been brought to faith by the text, "Look unto me all the ends of the earth and be saved," and he looked and believed. He left the church—it was snowing—and he felt that he wanted to proclaim it to the snowflakes that Jesus had saved him. This is then real prayer. Speak on prayer of the un-

converted, the seeker, the man under conviction, prayer of faith, of Christian experience. Show its connection with the dawning of biblical truth upon our minds, etc.

3. Such light and its action in and on the soul leads to results, "give you living water," that includes all that Christ is to give us. Satisfaction of all needs, "I am come that . . . . life and . . . . more abundantly." Show how all vital needs of soul are met in Christ, peace, happiness, moral strength, love, self-control, purity, future life. So often the Christian never arrives at the goal of biblical examples, "the Lord has become my salvation." Therefore so much feeble Christianity, so little joy, fruit, convincing power. That is not Christ's will. He desires to give the bread of real life, not the stone of formal religion. That old Puritan was writing "more light" on his paper during discussion. This is our prayer, "more light," so that we see Christ and live.

III. Godly Sorrow

Text 2 Cor. 7: 10. Godly sorrow worketh repentance unto salvation, a repentance that causeth no regret.

There is always a great deal of sorrow in the world. As a rule a man hides his suffering and weeps in secret, but one looking below surface would often find an aching heart beneath a smiling face. Every house has its troubles, every man his cross. If it were not so, Mat. 11: 28-30, would not be such a favorite (the "great invitation"). Just now this sorrow is multiplied 1000 fold by the war (dead, wounded, cripples, insane, homeless, prisoners). Therefore to add to the already crushing burden would seem cruel. Yet Paul speaks of a godly sorrow and its beneficient effects. Let it be our subject, *The Godly Sorrow*—1. its nature, 2. its effects.

1. The congregation in Corinth, after Paul had left, had been exposed to various bad influences. Lax teaching and loose living had crept in. One case of immorality had so outraged the apostles' moral feeling that he demanded sharp and decisive action. The church complied and deep and poignant sorrow were the results. He calls it godly sorrow. It was of course caused by his letter, but that was only the instrument in the hands of the divine physician, who had cut deep into the living flesh; so it is really God who opens the fountains of soul-grief.

It is a law of God's kingdom that because there is sin in the world, deliverance from sin cannot come without painful experiences. Think of the Lord's word about the woman in travail, who cannot bring the man into the world without her hour of agony; or of the man on the operating table, only the cruel knife brings healing; or of the nation's forces in battle arrayed, the death of thousands brings victory.

Blessed be God that He so plays on the strings of the human

soul. If the spirit ceased to blow, would we ever reach the haven of security? How dangerous to trifle with these divine influences, how serious the possibility of hardening our hearts! Since God worketh in us to will and to do, work out your salvation with fear and trembling.

Godly sorrow is often caused by the fear of the broken law, as manifested in the roused conscience. A postal clerk stole a large sum of money and fled to Rome. He entered upon a course of dissipation, but the stolen money burned in his hand, and the law in his heart raised its head so threateningly that he went and gave himself up. Luther and many others felt the scourge of religious fear. Today this motive has lost much of its old-time terror. The love of the father which we have spurned and wounded is a greater source of sorrow. The cross of Jesus, Jesus in agony for our sake; the love of God that gives without stint; the amazing grace of the king who remits 10,000 pounds; the father falling upon the neck of the returned prodigal with tears of joy: these are the strong incitements to a change of heart. Show also the many opportunities God placed in our own reach and how having wasted them opens the flood gates of grief.

2. Effects. The effect of such sorrow is repentance. It is a revolution in the heart. We see that we were under a tyrant who held us in bondage but blinded us by deception so we did not see it. Now the soul rises in spirit-worked strength and shakes itself free.

Such sorrow is a powerful factor. There is a large field for an appeal to feeling in religion. We all know its usefulness in the form of patriotism, enthusiasm, heroism. True, emotionalism is a danger. Religion often consists in nothing else, in the temporary play upon feeling. But deeply roused and rightly guided feeling leads to action and often to permanent consecration. Show it in the lives of well known men, Zinzendorf for instance, when he saw picture of the man in crown of thorns. "This I did for you, what are you going to do for me?" It changed his life.

Such repentance causes "no regret." We regret many things. "If I had only been kept from the mistakes of youthful folly"; "if I had not spoken that word"; "if I had let liquor alone"; "if I had not sowed upon the flesh"; so we say and wish when it is too late. Never, however, do we regret to have accepted Christ. A young man was converted in a meeting after much argument and hesitation. In going home his buggy collided with another. He sustained skull fracture. Dying he said, "I am so glad I settled that last night."

Now we don't insist on instantaneous conversion, but the Bible insists on necessity of change. Show it by number of passages. So use all ways of finding godly sorrow, it will be turned into joy.

IV. Longing After Righteousness

Text Mat. 5: 6. Blessed are they who hunger and thirst after righteousness: for they shall be filled.

We don't know what was the immediate cause for Jesus preaching the sermon on the mount. But the question seems to have been, who is the really happy (blessed) man, the true member of God's Kingdom? The answer is given in the 8 exclamations which open the discourse, the beatitudes. They are very unusual. Three times a man is called blessed because he lacks things and knows it (poor in spirit, mourners, hunger and thirst). Our text calls the *man happy* who *hungers* after *righteousness.*

We see 1. What this righteousness is.
2. What the hungering . . . . means.
3. What the promise involves.

1. Jesus was talking to Hebrews, people brought up on the Old Testament. A minister should always adapt himself to his audience. A missionary talking to Hindus will speak differently from a minister before the home church. Jesus knew the ideals as well as the spiritual thought-world of the people. He links up with the prophets and psalmists to remind them what their ideals ought to be. The ideal man is in Israel not the wise nor the manly, but the righteous man, see Psalm 34, ps. 1, and many others. They could not blame him for preaching new doctrines when he stood with both feet on the Old Testament.

But he led on to a deeper conception of righteousness, not of the outward act; not to kill is not sufficient, but love; not committing adultery is little, have the pure heart; not stealing is a low stage, to be generous, helpful, a philanthropist, is more. To keep the Sabbath, to tithe mint and cummins is easy, to love justice, mercy and judgment is often hard.

They didn't like this critical and searching attitude. They felt it would be deadly to their prejudice and pride. They accused him of being an enemy of Moses and the law, just as nowadays men make another demigod of Luther, and if you say a word against him or seem to go beyond him, you are a heretic and an errorist.

2. Hunger and thirst after righteousness seems to indicate intense longing. There appears little of that today, especially among the young. They don't take life seriously enough, are too superficial. On the other hand, is not youth the time of the most whole-hearted consecration? See the reckless valor with which the American soldiers throw themselves into the battles on the fields of France. It seems reasonable to think that, given the right presentation and spiritual fervor, they may learn to so approach the spiritual battle front.

Besides, religion is not a quality of the spiritual superman only. Tertullian speaks of the soul as by nature Christian (anima naturaliter Christiana). It is made for that, incomplete without it. Just as hunger and thirst show that food and drink are what human nature requires, so are these desires, aspirations, hopes, expectations, yearnings, evidences that religion is the natural food of the soul.

Hunger and thirst are realized by the man only who feels it. So is the "master quest" of the soul present to the one who is under its influence only, but God knows it, and his spirit and word stimulate and strengthen it. Do you co-operate with him?

3. The promise is great. Why will they be filled? Is a hungry man sure of food just because he is hungry? No, but because he is he will work, and because a man is spiritually hungry he will exert himself. Elia Burritt was apprentice to a blacksmith, worked all day and often by candle light. And yet by always having a book about him and studying evening, holidays, in odds and ends of time, he picked up a good education, and at 30 he knew the leading languages of Europe. So it will be with him who goes after the treasure of wisdom in Christ, they shall be open to him.

We are willing to work for food because we must have it to live. If we are just as sure that without righteousness we can't have peace and happiness, we are on the road to blessed experiences. No, said a farmer, I wasn't in church, it was too cold. Yes, answered the minister, but you were in town Saturday for market. Certainly, he replied, "I have got to eat." If we believe just as firmly that we must needs go to the spiritual supply houses, the promise of the Lord won't fail us. And we shall have our fill of it, not starvation rations, but wholesome food and plenty of it. How seldom do Christians count on the fulness of the divine gift.

V. Faith

Text Mat. 16: 13-17. "And Simon Peter answered and said, Thou art the Christ, the Son of the living God."

We are coming to the decisive battle in the fight for human freedom. We are not referring to the world war but to the holy war for the victory of righteousness in the individual soul. The world situation makes it natural to think of the processes of soul liberation in military terms. Calling, enlightenment, repentance, get the ground and the man ready for victory, the upspringing of faith is winning the victory. What is faith, more particularly Christian faith, reduced to its simplest terms? Bengel says, "I have defined it many times, and yet, whenever I endeavor to describe its nature again, I have to think deeply." We get our answer from Peter's confession. Christian faith is *Finding God in Christ.*

1. It goes beyond the opinion of ordinary belief.
2. It lays hold on Christ, the Son of God.
3. It owes its origin to divine operation.

1. What do men say I am? He has in mind those who were friendly, not those who called him winebibber and glutton, an enemy of Moses and the law. "Christ in the opinion of the well-intentioned outsider" would be a proper title for the sayings given at this occasion and for a lot of others. He is a "prophet." Remember what the prophet was to the Israelite, the same as the poet, sage, philosopher to the Greek: the flower of the Jewish nation, the interpreter of God, the moulder of Israel's history. Yes, but they did not listen to this prophetic voice. So you might call Christ the greatest teacher that was ever sent, or the strongest and most abiding moral influence, and yet not be a believer or saved by him. He is "Elijah." Elijah was a reformer, so Christ seemed to them a reformer, fearless, full of divine authority and of flaming zeal. But if he was a reformer, why did not they follow whither he led? Many boast of Luther, the father of the Protestant church. So did a man to us who came from Luther's country and had visited the Wartburg, etc. But when we proclaimed Luther's gospel to him, he said, he was a free thinker and his God was Nature. Others say, we are the church of the open Bible, but don't read it. "John the Baptist risen from the dead." That was superstition. Where true faith is lacking, superstition fills the void, but it can never do the work of saving truth.

2. Peter's confession was made at the end of the second year of his discipleship. "Christ, the Son of the living God." What did it mean? Christ—Messiah is the last word in God's revelation, the crowning act in Israel's deliverance. He sees that in Christ. Chr. is the hope of the individual and the nation fulfilled. The believer sees in Christ the full revelation of God's saving plans. He cannot go higher than Chr., but Christ meets every need, in him every aspiration is realized, he is the living guarantee for the most optimistic hope.

The "Son of the living God." His coming means that God has "visited and redeemed his people" (Zachariah). He who believes in him understands his mission, that he came to "reveal the father" to us. That the Lord is full of compassion was already felt in the Old Testament, but that the individual has a gracious God, is the message of the Christian faith.

This experience opens the sources of deepest joy. The believer sings," "The Lord is my song and become my salvation." The "voice of rejoicing is in the tabernacle of the righteous," when faith has done its saving work.

We now have fellowship with him in Christ. Peter and the other disciples prized this so highly that in the midst of a general

falling away, they said, "we won't go away for thou hast words of life." This fellowship with him and his word is a dinstinctive feature of the faith life. See the young monk at Erfurt whom Paul has led to Christ, how he meditates on the word of God day and night. And the young converts Acts 2, 42 continued steadfastly in the apostles' doctrine.

Another thing, Peter says (John 6: 69), "we" believe and are sure that thou art Christ. The Christian faith is of a social nature. The individual desires to share it with the family. It is the common heritage of the church (v. 18 of our text chapter: thou art Peter and upon this rock (his confession) will I build my church).

3. Its origin is divine. When we consider our bondage and inability and the great things and tasks to be done, we are grateful to know that faith is kindled by God's spirit. Don't say he hasn't given me such triumphant faith. He has given the means, pointed out the way. Using them honestly and trustingly will surely lead to results.

Here Peter's faith blazes out in fulness of light. It was not always so, but this is the fruit of 2 years' fostering and protecting care. Notice that he not only calls faith into being, he also gives it growth, food, maturity.

He is no respecter of persons. "Whosoever asketh, receiveth; whosoever seeketh, findeth, etc. Peter as a leader finds first, but his confession is called out and recorded that many might thru him also believe.

VI. Justification

Text Rom. 3: 23-24. "There is no difference: for all have sinned . . . . Being justified freely by his grace thru the redemption that is in Christ Jesus."

True conversion is rare, but be satisfied with nothing else. It may be as scarce as a diamond in a wheatfield, but remember the farmer who nevertheless found a treasure in his acre, gave all for it and made a good bargain. Some say, for a grown up man to really change his nature is just as impossible as for a negro to change his skin or a leopard his spots. It remains true just the same that the church owes its origin to such a change: haters of Jesus became lovers, persecutors became professors. Since then a real Christian is supposed to be a man who has experienced a spiritual change. In discussing the stages of this process, we have arrived at justification. It means becoming right with God. Our text tells us all about it. *How to become right with God.*

1. We can't obtain it by our own efforts.
2. It is a gift of grace.
3. So learn to reach out for it.

1. "Justified" is a great word with Paul. Occurs 5 times in

this chapter, twice in the 4th, twice in the 5th, twice in the 8th. How to be right with God became the eager desire of his youthful heart. The answer of the rabbi was, "Keep the law." He did so with all earnestness. It made him a fanatic, a persecutor; it made him stifle the voice of humanity. And the time came when he saw he was a murderer of God's people, not one of his favorites. Then the righteousness of the law was seen to be a filthy garment. A great searching of mind followed, and the efforts of his own people and the pagans were lit up for him by divine illumination. He found the fatal mark of sin on them all. The law, whether on the tables of stone or engraved on the mind, was unable to lead to the harmony of willing and performing.

In all this Paul's development was providential. He was to be the classic example to coming ages and struggles. Luther's life was moulded after him. So Paul's experiences were wrought into the creed of the church of the Reformation. Its first platform is, I am a sinner and can never become right with God unaided. The sense of sin was intensified, penitence emphasized as a stage of spiritual growth no one can skip. He who makes sin small, perhaps because he has kept outwardly respectable, can never understand Paul's sorrow nor his joy.

2. The Jews were a proud people, but then all nations of pronounced individuality seem proud, of their military power, arts, institutions, past. There is money pride, pride of birth, of intellect. All these forms of pride act as poisons on the man's nature. But the worst pride is spiritual, "we are Abraham's children," we are "the chosen nation," others are "dogs but we are those of God's household." When a man carries his Pharisaism into his prayers, it is abomination in the holy place. It takes a miracle to change him. Such happened to Paul, and his pride lay broken at his feet. He discovered that God's world is the world of free grace. It included all, Jew and Gentile, just as universal as the way of human sin. It is as high as heaven, deep as the sea, firm as the mountains.

He who made it possible and brought its message to man is Jesus Christ. Not a teacher only and a prophet fearless and true, not an example of pure living, a moralist of highest ideals, a philanthropist, a revolutionary only, but a redeemer. All apostles agree on this, that he is above all the lamb of God (John), the redeemer with his precious blood (Peter), the one who with one sacrifice perfects all . . . . (Hebrews). This is the cornerstone of biblical teaching, it is the heart of the apostolic faith, it is the Confession of the Church of the Reformation. Just so it is the one great experience that counts, of the individual believer, the inspiration of sacred music, the turning point of Christian development.

3. This is the way to justification. It is God's way, witnessed to on every page of the New Testament. Christ was meek and lowly, but he insists, "I am the way," "no way to father but by me." "He that seeth the son and believeth has life." How to get this justification is not indicated in our text but it runs thru the whole chapter and the whole letter. Grace on God's side, faith on man's. The "just shall live by faith," Luther seemed to hear in tones of thunder as he crawled up the sacred steps in Rome!

You ask what it means to believe? There was a mine only 5 min. from the parsonage, 2000 feet deep. Every morning hundreds of miners would get into the cage and be lowered 500, 1000 and more feet. They had faith in the strong cable, faith in the engineer who was at the engine operating the cable. Such faith they had because they knew that thousands had for years been so let down without injury. So trust yourself with Jesus Christ. He is the living guarantee. Generations before you have so trusted and never in vain. The word, the church, the past, your own life vouch for it. So have faith and you will be "all right."

VII. Sanctification

Text Psalm 84: 4-7. Blessed are they who dwell in thy house: they will be still praising thee, etc.

The text is from the Old Testament. The catechism asks, what is the content of the Old Testament? Answer: the Law. Yes, but that is not all. Would God ever put himself in touch with a nation and give only commandments or tell them, you musn't steal or kill? No, to come in touch with him means to come in contact with life, power, truth, love. He made himself known to Israel as their savior, the God of their fathers, light in darkness, fortress in danger, full of compassion for the sinner. So we find in the Old Testament not only the man put under the law but also the saint enjoying the blessings of the godly life. Here in our text we find a picture of the saint's life, or sanctified life. God's blessings have become a reality there. Subject, The *Sanctified Life,* one where *God's blessings become a reality.*

1. God is their song.
2. God is their strength.
3. God is their comfort.
4. God is their goal.

1. The author is a priest far from the sanctuary. He longs for the fellowship of God's people. He envies those who dwell in God's house, his fellow-priests and Levites. He calls them a happy lot. This would in our time apply to the ministers who serve in pulpit and at the altar. Are they all so happy? Perhaps not, for they often eat the bread of poverty or watch over your souls not with joy but with grief (Hebr. 13: 17), on account of your hard-

heartedness. Besides, they are imperfect human beings. At any rate this verse applies to all who as believers are children of God's house. One characteristic of them is the element of praise. People rejoice over the beauties of nature and the great things of their country: with more reason they indulge in sacred music over their experience of God. See the endless flow of Christian hymns. A Christian home ought to be one where the voice of joy and hope is never silent. Give examples of grateful and joyous Christians. Chrysosthom dying in exile, after a life of persecution. His last word, "God be thanked for everything."

2. The saint needs strength, not only the joyful thrill of emotions. There is physical strength, just now so much needed by our young men. They get it in army. See picture of boy, after several months of training, and same when he entered. Drill, fresh air, method, teamwork bring him out. The text speaks of soul strength. Its source is in God but it is to be obtained by observing the laws of spiritual hygiene, just as in soldier's life. In the believer's heart are "the ways (or laws) of God." He has put him on the throne, they regulate his life. The law of faith. It is the fundamental law of the spiritual life. "We walk by faith, not by sight." This has to be learned and observed until it becomes second nature. The law of love. This is the great commandment, according to the Lord, the only one, fulfilling all others.

It can't come by command, it is poured out in heart by spirit. The law of hope. The Christian an optimist. He believes in the future, for God is in his world, as in the individual life, he shapes destiny. Time will come and when we'll say, "he hath done all things well."

3. The journey often leads thru dark, dangerous valleys. The air is stifling there, tongue cleaves to roof of mouth. Where do we find water? They "dig well" even there. The water is there, but one must try to get at it. It implies effort. Some people when in trouble ("Baca" means weeping) refuse to be comforted. "It will be many years before I can go to church again." They don't make the effort, even reject the water offered by others. Those, however who dig in God's word at such times find it a mine of comfort, or a territory abounding in secret springs. Think of psalms, prophets, promises, the passages in heavy type. The saint in trouble is refreshed with the word of God (Psalms 119). "The rain filleth the pools." We can't make it rain, we must wait for the Lord's season. These seasons come and the believer benefits richly by them. Sundays, seasons of church year, conferences, conventions, "retreats."

4. Life's journey comes to an end. We are not pilgrims forever. We do not live for the other world only, but are sympa-

thetic, active citizens of this world also, yet we look for the consummation of our hopes in the other.

We believe in the gradual control of the kingdoms of this earth by the kingdom of God, but in the meantime we long for seeing the living God. The Christian's faith is glorious for this that it does not only light up the dark places of this life but even the valley of the shadow of death. Deathbed and tombstone proclaim its triumph. Reading the inscription on "God's acre," thrills the heart with a sense of the power of him who says, "I live and ye shall live also."

But that is only the end. Up to that time there shall be growth, "from strength to strength," grace to grace. The sanctified life is the life of promise, hope, light, power, victory!

Editorielle Aeußerungen

Die Notlage unserer Kirche.

Daß unsere Kirche durch den Krieg in bedrängte Zustände versetzt worden ist, ist nicht zu leugnen. Der deutsche Name an und für sich ist so bedauerlich in Mißkredit geraten, daß eine Kirche, deren offizieller Name war „Deutsche Evangelische Synode," die Folgen fühlen mußte. Andere Synoden deutschen Ursprungs in diesem Lande hat dasselbe Geschick getroffen. Die Evangelische Gemeinschaft, die Deutschen Baptisten und letzthin die Deutschen Methodisten scheinen verschont geblieben zu sein. Dagegen ist das ganze Gewicht der öffentlichen Unzufriedenheit und des Mißtrauens auf die Lutheraner gefallen. Sehr mit Unrecht, denn die Lutheraner, als Abkommen deutscher Freikirchen in der Mehrzahl, haben mit dem preußischen Kirchenregiment nie Beziehungen gehabt, noch kann man sie des Rationalismus, der jetzt als wesentlich deutsche Frucht angesehen wird, bezichtigen. Jedoch Luther war ein deutscher Mann; sodann ist es die zahlreichste deutsche Kirche Amerikas, sodaß dem Amerikaner ein deutscher Protestant und ein Lutheraner ein und dieselbe Sache zu sein scheinen.

Die Lutheraner haben sich mit aller Macht gegen diese Anfeindungen und Verdächtigungen gewehrt. Es geht doch auch etwas weit, wenn man die Schuld für die preußische Autokratie Luther in die Schuhe schieben will, weil er die Fürsten zu Summis Episcopis der Kirche machte, dadurch die Macht der Territorialfürsten gehoben und den Weg zum fürstlichen Absolutismus gebahnt habe.

Doch wir können diese Sache füglich den Lutheranern überlassen. Wir haben es mit der Notlage unserer eigenen Kirche zu tun. An einigen Orten brach die Volksleidenschaft in so bedrohlicher Weise aus, daß

sich unsere Gemeinden gezwungen sahen, die deutschen Namen und die deutschen Gottesdienste fallen zu lassen. An anderen Plätzen stellten die State oder County Defense Societies das Verlangen, daß das Deutsche aus den Gottesdiensten entfernt werden müsse. In Iowa ging diese Forderung vom Gouverneur aus. Infolgedessen sahen sich viele unserer Gemeinden in ihrer Existenz gefährdet. Loyale und geachtete Bürger des Landes bedrohte das bittere Verhängnis, daß sie die Predigt des Evangeliums nicht mehr in der Muttersprache hören sollten. Pastoren, die nicht englisch predigen konnten, schauten in eine trostlose Zukunft.

Leser von deutschen Kirchenblättern bestellten sie ab, da ihnen von ihren englisch redenden Nachbarn deswegen Anfeindungen zuteil wurden. Unser Verlag rechnete mit einem starken Ausfall an Einnahmen aus diesem Grunde allein.

Wir können also füglich von einem Notstande reden, doch, Gott sei Dank, die Nebel fangen an sich zu heben, es wird heller. Die Aufregung des Volkes hat sich lange schon gelegt. Man hat eingesehen, daß man sich bezüglich der Bürger deutscher Abstammung geirrt hat. Ihre Söhne sind ebenso freudig zu den Fahnen geeilt, wie die der Alteingeborenen. Die Verlustlisten weisen einen großen Prozentsatz deutscher Namen auf. Die 3. Liberty-Anleihe ist von den Amerikanern deutscher Geburt oder Abstammung ebenso stark und enthusiastisch unterstützt worden wie von den andern. Die Beiträge der deutschen Fremdgeborenen sind 40—45% höher als die irgend einer anderen Gruppe der Eingewanderten. Die deutschen politischen Blätter treten alle mannhaft für Amerikas Kriegsziele ein. Die deutschen Kirchen und Pastoren geben allen Maßnahmen und Mitteilungen der Regierung die bereitwilligste Unterstützung und Verbreitung.

Das Unglück kam daher, daß in den 2½ Kriegsjahren vor dem Eintritt unseres Landes in die Reihe der Kämpfenden sich die deutsche Bevölkerung in begreiflicher Parteinahme für ihr altes Vaterland so stark für seine Sache ins Zeug geworfen hatte, daß es nicht leicht war, sich nun in die veränderte Sachlage zu schicken. Auch war in den Amerikanern der Argwohn rege geworden, daß vielen die Neigung mit dem Verstand durchgehen werde und auf sie nicht zu zählen sei. Einige ausnahmsweise Fälle schienen diesen Verdacht zu bestätigen.

Seitdem aber ist die Sache anders geworden. Die Bürger deutscher Abstammung sind wie ein Mann, kann man fast sagen, für ihr neues Vaterland eingetreten; sie haben, wo es nötig war, ihre angestammten Gefühle ihrer Pflicht geopfert und hoffen und arbeiten für den Sieg der Sache der Demokratie und Freiheit der Welt.

Das Dunkel, wie gesagt, lichtet sich. Der Gouverneur von Iowa hat seine Verordnung modifiziert, und es ist ein Modus vivendi geschaffen, wo die älteren Glieder, wie bisher, Gottes Wort in deutscher Sprache hören können. Wir erwarten von unseren Beamten und Präsides, daß sie, wo gewisse Organisationen in ihren Forderungen zu weit

gehen, für die Sache der Gerechtigkeit mit Nachdruck eintreten im Hinweis auf die unübertroffene Loyalität ihrer Kirchenglieder. Dann wird nirgends die Suppe so heiß gegessen, wie sie gekocht wird. Die Leiter der Defense Societies sind keine Unmenschen. Sie sind bereit, die Stimme der Billigkeit und Menschlichkeit zu hören. Wenn nur von unsern Obern ein deutlicher und nachdrücklicher Ton gegeben wird! Darauf müssen wir rechnen.

Auch sollten die Pastoren ihre eingeschüchterten Glieder beruhigen und sie zum Behalten ihrer Kirchenblätter, auch der deutschen, dringend auffordern. Es sollte vor dem neuen Jahr eine Kampagne für unsre Literatur, für den Friedensboten und andere bedrohte Publikationen in Szene gesetzt werden. Sie wird nicht ohne Segen und Erfolg sein.

Im übrigen: Sei getrost und unverzagt, harre des Herrn, aber tue auch deine eigene volle Pflicht an deiner Kirche und all ihrem Werk, und es wird alles noch wieder recht werden!

Pastorengehälter.

Es gibt viele brennende Fragen heutzutage, und manche derselben sind solche, woran unsre Väter nicht gedacht haben. Die Frage aber, die immer eine brennende war und eine brennende bleiben wird, bis etwa eine sozialistische Welt sie aus dem Mittel getan hat, ist die Magenfrage. Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit uns kleiden? Dies waren wichtige Fragen des ökonomischen Lebens zur Zeit Christi. Sie spielen dieselbe Rolle noch in unseren Tagen.

Der Pastor ist davon nicht ausgenommen. Seine Aufgabe ist die Pflege des geistlichen Lebens. Aber sein leibliches Leben ist denselben Gesetzen unterworfen wie das seiner Mitglieder. Er muß genügend Geld haben, um standesgemäß zu leben, und wenn die Preise der Lebenshaltung steigen, so muß er entsprechend mehr haben. Die Preise der Lebensmittel und der Kleidung und aller anderen Bedürfnisse sind aber enorm gestiegen. Fett, um nur eins zu nennen, kostet 35 Cent das Pfund; vor wenigen Jahren bezahlte man dafür 9—10 Cent. Aehnlich ist es mit beinahe allen anderen Artikeln. Infolgedessen hat das Geld an Kaufkraft verloren. 1000—2000 Dollar reichen jetzt so weit wie früher 600. Danach sollte ein Pastor, der früher $600 hatte, jetzt wenigstens $1000 haben, und wer $1000 hatte, jetzt $1500. Ist es so, sind die Gehälter der Pastoren in diesen Kriegsjahren entsprechend gestiegen? Sie sind nicht gestiegen. Hier in unserm County sind zehn Denominationen mit ca. 80 Kirchen vertreten. Keine von diesen hat das Gehalt ihres Pastors erhöht, soweit es an die Oeffentlichkeit gekommen ist.

Nicht überall ist die Sachlage so skandalös. Einer unserer Distriktspräsides berichtet Gehaltserhöhungen in 24 Gemeinden. Wieviel

dieselben betragen in den einzelnen Fällen, ist nicht gesagt. Aber es ist doch immerhin ein Anfang zur Besserung gemacht. Doch in wieviel Hunderten von Gemeinden ist alles noch beim Alten geblieben! Unsere Kirche ist nicht die einzige, wo die Notlage sich drückend bemerkbar macht. Wir hören von allen Seiten, daß die Pastoren aus finanziellen Gründen sich zu anderen Berufen wenden. Einer ging in eine Munitionsfabrik, ein anderer an die öffentliche Schule, ein dritter ins Versicherungsgeschäft u. s. w. Wer darüber im Zweifel ist, ob die Verhältnisse wirklich in ein kritisches Stadium getreten sind, der lese den Artikel "The laborer is worthy of his hire" im Literary Digest vom 1. September (Siehe „Rundschau"). Dort werden ihm die Augen aufgetan werden. Es ist das erste Mal, soviel wir wissen, daß dies einflußreiche Blatt eine ganze Seite editoriell der wirtschaftlichen Aufhilfe eines Standes widmet und einen derartigen Appell an die Kirchen des ganzen Landes richtet.

Es heißt, das Durchschnittsgehalt des Pastors in diesem Lande sei ca. 800 Dollar. Wenn dem so ist, dann gibt es viele Gemeinden in unserer Synode, die nicht einmal das aufbringen. Es gibt ihrer viele im mittleren Westen, die nicht mehr als 5—600 Dollar zahlen. Wie steht es aber mit den anderen Berufen? Kürzlich kam die Rede auf dies Thema. Ich beschrieb die Lage eines Pastors, der nach 16 Schuljahren 8—900 Dollar verdient. Darauf sagte ein Bergarbeiter: „Ich verdiene $48—56 die Woche (also weit über $2000 das Jahr) und habe nur die 4te Grammar-Klasse absolviert! Und dabei sind wir um Erhöhung eingekommen, und werdens auch erhalten." Und wie haben Sie das fertig gebracht? Organisation, der Einfluß der Union, das erklärt alles.

Wir haben auch angefangen, auf Besserung unserer Lage durch Hebung der Gehälter hinzuwirken. Es sind Artikel in den Kirchenblättern erschienen, und Ehrenlisten sind aufgestellt worden. Das sollte fortgeführt werden jahraus, jahrein. „Steter Tropfen höhlt den Stein," „keine Eiche fällt auf einen Streich." Englische Kirchen haben bezahlte Behörden, die z. B. für Invaliden-Unterstützung arbeiten und in jeder Nummer der wöchentlichen Kirchenzeitungen eine Mahnung an diese Sache in stets wechselnder Form bringen.

Das Uebel ist zu tief gewurzelt, als daß es leicht ausgerottet werden könnte. Viele unsrer Gemeinden sind es von alten Zeiten gewohnt, daß ihre Pastoren fast mit nichts zufrieden waren. Dieselben waren bange, daß man sie für Mietlinge halten könnte. Auch fehlte es ihnen an Mut, um Erhöhung kecklich zu ersuchen, wo es nötig war. 3—400 Dollar schien ein auskömmliches Gehalt. Daher meinen die Leute vielerorts 5—600 Dollar sei den Zeiten selbst jetzt angemessen, 1000 Dollar aber sei sogar ein sehr großes Gehalt! Unter diesen Umständen ist ein fortdauernder Feldzug der Aufklärung nötig.

Doch begnüge man sich damit nicht. In solchem Falle würden bloß die Hilfe erfahren, wo die Gemeinden aus freien Stücken und eigenem

Antrieb eine Erhöhung gewähren. Viele aber würden gar keine Aufbesserung bekommen. Darum muß die Sache von den Distrikten aufgenommen werden. Dort müssen Beschlüsse gefaßt werden, die nicht nur ein anständiges Minimalgehalt festsetzen, sondern auch allen Gemeinden — mit wenigen Ausnahmen — eine Erhöhung zur Pflicht machen. So weit sollten und müssen wir das System der Union bei uns in Kraft setzen. Allen Pastoren aber muß es zur Ehrenpflicht gemacht werden, unter keinen Umständen sich einander bei der Bewerbung um eine Stelle zu „unterbieten" oder ein Gehalt anzunehmen, das unter dem gebührenden Satz stehen bleibt.

Dies klingt ungeistlich, aber es ist es nicht. Wenn die Pastoren die Solidarität ihrer Interessen so erkennen und vertreten, wird die finanzielle Lage in Kürze besser werden, nicht nur hier und da, sondern allgemein, und die Gemeinden werden bald die Gerechtigkeit der Forderungen anerkennen und den Pastor mehr schätzen, weil er sie mehr kostet.

Kirchliche Rundschau.

Die Galesburger Regel.

Unter dieser Aufschrift behandelt Prof. Neve, den man wohl als den buchstäblichen Verteidiger der Augustana innerhalb der General-Synode ansehen darf, die **„Kirchengemeinschaftsfrage,"** wie sie in der „Galesburger Regel" zum Ausdruck kommt. Letztere Regel ist eine Wiederholung der vom General-Konzil (1872) in Akron gegebenen Erklärung:

1. Als Regel soll bei uns gelten: Nur lutherische Pastoren auf lutherischen Kanzeln — nur lutherische Kommunikanten an lutherischen Altären.

2. Etwaige Ausnahmen von dieser Regel können nicht beansprucht werden, sondern sind als besondere Vergünstigung anzusehen.

3. Die Entscheidung über Ausnahmefälle hat der Pastor auf das gewissenhafteste nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen zu regeln. („Akron Rule.")

Zu Galesburg, Ill. (1875) wurde dann diese „Akron Rule" wiederholt, aber die Punkte 2 und 3 übergangen. Das General-Konzil steht aber noch auf den Akron-Beschlüssen, und die „Lutheran Cyclopedia" definiert die „Galesburg Rule" als "What is generally known as the Galesburg Rule is properly the Akron Rule of 1872."

In der General-Synode hatte man zwar „niemals eine ausdrückliche Regel in der Kirchengemeinschaftsfrage gehabt," abgesehen von den beiden deutschen Distrikten dieser Synode, die sich auf die Galesburger Regel gestellt haben. Doch existiert, wie Prof. Neve behauptet, in der General-Synode „das Bewußtsein von einem gewissen Wahrheitsmoment in der Galesburger Regel. Man sieht das, um Beispiele zu nennen, an folgendem: Während früher ein weit ausgedehnter Delegatenaustausch mit nicht-lutheri-

schen Kirchengemeinschaften stattgefunden hatte, waren es während letzter Jahre nur noch die Presbyterianer und Reformierten, mit denen man Begrüßung austauschte, und nach der angenommenen Konstitution für die „United Lutheran Church in America" ist man nun bereit, auch diesen Rest der alten Praxis eines natürlichen Todes sterben zu lassen." Auch die Beseitigung der in der alten Agende gebräuchlichen allgemeinen Einladung zum Abendmahl wird als „ein Zunehmen der Erkenntnis" betrachtet. Eigenartig berührt die Behauptung: „In unsern deutschen Synoden ist es nur natürlich, sich nach der Galesburger Regel zu richten, unter den englischen Verhältnissen aber ist es unnatürlich, der Pastor muß **gegen den Strom, gegen den ganzen Volksgeist angehen.**" Daher wird es auch „den Englischen im General-Konzil, der Vereinigten Synode des Südens, schwer, sich nach der Galesburger Regel zu richten; selbst unter den deutschen Synoden, Missouri nicht ausgenommen, kommen Inkonsequenzen vor."

Diejenigen deutschen Synoden, die sich nicht an der Bildung der „United Lutheran Church" beteiligen werden, behaupten, daß die Anerkennung und Feststellung des Prinzips, wie es in der „Galesburg Rule" enthalten ist, die Bedingung der Gründung eines gemeinsamen Kirchenkörpers sein muß. Hier scheiden sich die Befürworter der Regel, besonders da man auf der einen Seite die bekannten vier Punkte (Chiliasmus, Abendmahlsgemeinschaft, Kirchengemeinschaft, geheime Gesellschaften) festhalten will. Schon 1866 sind die Hoffnungen einer Vereinigung an diesen vier Punkten gescheitert.

Prof. Neve hält eine Art Selbstbetrachtung, wenn er fortfährt: Da gibt es Pastoren, die Nichtlutheraner zum Abendmahl zulassen, aber sie salvieren ihr Gewissen, indem sie in der voraufgehenden Predigt mit Nachdruck hinweisen auf die Bedeutung des Sakraments. Darauf folgt dann die klar lutherische Liturgie. So glauben sie die Verantwortung auf jedes einzelne Gewissen gelegt zu haben. Manche fügen dann wohl noch hinzu: Wer in diesem Glauben mit uns zum Tisch des Herrn gehen kann, der komme! Wohlgemerkt, es kommt uns jetzt nicht auf eine Verteidigung solcher Praxis an; aber wir fragen: Wenn es Pastoren gibt, die unter solchen und ähnlichen Umständen Nichtlutheraner an lutherischen Altären empfangen, sind sie nun darum nicht Lutheraner? Es wird immer hingewiesen auf die Worte im zehnten Artikel der Augsburgischen Konfession, die vom Abendmahl sagen: Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen." (Diesen Zusatz haben aber die Reformatoren selbst nicht für bindend angesehen, sonst hätte man den Oberdeutschen nicht die Verurteilung der Zwinglischen erlassen. Cfr. Loofs Dogmengeschichte 840). Aber, fährt Neve fort, verwerfen solche Pastoren nicht wirklich die Gegenlehre? Verteidigen sie nicht auch sonst so oft in Ansprachen und vor ihren Konfirmanden die biblisch-luth. Lehre vom Abendmahl? (Hier liegt der alte, und immer wiederkehrende Fehler der Gleichstellung zwischen biblischer Lehre und lutherischer Theorie vor.) Ja, man nehme einen Pastor, der sich tatsächlich nicht los machen kann von dem Gedanken, der so oft geäußert wird und dessen Täuschung von vielen nicht bemerkt wird: Das Abendmahl ist des Herrn Mahl, und nicht das Mahl einer besonderen Kirche. . . . Unter den Pastoren, die das tun, findet man Männer, die die lutherische Lehre von der Erbsünde, von der Rechtfertigung und der Heiligung führen, die den Unterschied von Gesetz und Evangelium

erkannt haben, die auch mit dem fünften Artikel der Augustana bekennen, daß der Heilige Geist nur durch die von Gott verordneten Mittel wirkt. Sie lehren auch mit Nachdruck die **wahre Gegenwart** des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl (vergl. „Magazin" No. 3, 1918, Seite 6). Aber die **Galesburger Regel widerstrebt ihnen.** . . . Können wir wirklich so weit gehen und sagen, daß solche Männer nicht Lutheraner sind? Bei vielen ist solche Stellung auch nur ein Uebergangsstadium in ihrer inneren Entwicklung. Sie kommen bald weiter. Mit dem Reichlicherwerden echt luth. Literatur in englischer Sprache, wächst auch in solchen Stücken unvermerkt die Erkenntnis."

Das „Wahrheitsmoment" der Galesburger Regel findet Prof. Neve auch in den Aeußerungen leitender Männer in luth. Landeskirchen Deutschlands bestätigt. Der inzwischen verstorbene Präsident der evang.-luth. Kirche Bayerns, Dr. v. Bezzel, antwortete Prof. Neve auf seine diesbezügliche Frage: „Die Fragen, die Sie mir vorgelegt haben, sind leicht und schwer; leicht, wenn man sie ganz von dem Milieu ablöst, aus dem heraus sie gestellt sind; schwer, wenn man die ganz besonderen Verhältnisse Amerikas in Rechnung zieht. Da Gott ein Gott der Ordnung und unsere Kirche Dienerin seiner Ordnung ist, kann ich mich für gemeinsame Gottesdienste, also sowohl für Altar- als auch für Kanzelgemeinschaft nicht erwärmen. Ich glaube, was Gott in geschichtlicher Entwicklung sich hat scheiden lassen, das sollen und wollen wir nicht künstlich oder mit Indifferenzierung gegebener wachstümlicher Unterschiede einigen." Wohlenberg, der tüchtigste neutestamentliche Exeget Deutschlands antwortete dahin: „Die Frage, warum Kultusgemeinschaft (also inkl. Abendmahlgemeinschaft) abzulehnen ist, beruht schließlich auf der andern: Warum überhaupt verschiedene Bekenntniskirchen da sind. Müssen sie sein? Wir haben Luthers Kirchenideal sich nicht in die Wirklichkeit umsetzen sehen. . . . Eine Stelle wie Röm. 16, 17 anzuführen, um jegliches Zusammengehen mit andern Konfessionen auszuschließen, ist naiv. Wie, wenn die hier gemeinte „Lehre" nichts mehr ist als die im Apostolikum einheitlich zusammengefaßte Regel des Glaubens? Wie, wenn dabei auch die Taufverpflichtung, also Verpflichtung zum heiligen Wandel mit eingeschlossen ist?" Der aus Württemberg befragte Vertreter des erkrankten Prälaten Weitbrecht schrieb: „Während wir in Württemberg den Reformierten gegenüber eine mildere Praxis haben, so findet bei uns zwischen unsern evangelisch-lutherischen Landeskirchen einerseits und zwischen Methodisten, Baptisten, Irvingianern und weiteren Dissenten andrerseits keine Kultusgemeinschaft statt, und zwar weil bei diesen Sekten die Seelen eine einseitige, ungesunde, unbiblische Anweisung über den Heilsweg bekommen." — Kaftan in Kiel ist dafür, „daß in der luth. Kirche nur luth. Geistliche den Kultus leiten sollen," gibt aber zu, daß „wenn in einem Zweig christlicher Arbeit ein Geistlicher einer andern Denomination ein ganz hervorragender Arbeiter ist, werde ich ihn außerhalb des luth. Kultus über seine Arbeit von meiner Kanzel reden lassen. Ebenso würde ich es für richtig halten, wenn in einem gemeinsamen Interesse auch kirchlicher Art, etwa dem Staat oder Rom gegenüber, die Denominationen auch gemeinsame Sache machten." (Letzteres möchten sich doch auch endlich einmal die amerikanischen Lutheraner gesagt sein lassen.)

Die beiden Fragen, die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft betref-

fend, sind entscheidungsvolle Fragen. Sie werden auch innerhalb unserer eigenen Synode eine Rolle spielen, und es wird die wahrhaft evangelische Predigt als Grundbedingung einer Kanzelgemeinschaft gelten müssen, wie anderseits die Abendmahlsgemeinschaft bedingt, daß unser Verständnis für das wächst, was Jesus bei seinem Abendmahl gesprochen und vollbracht hat, damit, versammelt bei seinem Mahle, an uns geschehe, was Jesus seinen Jüngern getan, und unsere Danksagung die göttliche Gnade anbetet.

H. S.

Unsere „Jackies“ in fremden Augen.

„Es bereitet mir große Freude, Ihnen mitzuteilen, daß während die Schiffe Ihres Geschwaders sich in unserm Hafen aufhielten, ich von meinen Untergeordneten über das Betragen der Matrosen, die Landurlaub hatten, nur Worte des allerhöchsten Lobes erhalten habe.

„Indem ich diese Aussage mache, möchte ich hier beifügen, daß noch nie zuvor ein befreundetes Land willkommenere Vorboten des Wohlwollens, noch Herolde einer höheren Kultur oder einer besseren Disziplin an unsere Ufer geschickt hat, und wenn man bedenkt, wie groß ihre Zahl war, und die besonderen Verhältnisse, in denen sie sich befanden, in Betracht zieht, dann ist diese Erscheinung um so auffallender.

„Ich bitte den Admiral, meine innigsten Glückwünsche und die Versicherung meiner höchsten Hochachtung entgegen zu nehmen.“

Ein Schreiben obigen Inhalts wurde Admiral Caperton vom Polizei-Obersten der Stadt Buenos Aires übersandt, als dessen Geschwader im Begriffe stand, nach einem mehrtägigen Aufenthalt im Hafen dieser Stadt abzufahren. Landurlaub wurde täglich 2000 Mitgliedern der Mannschaft gewährt, und die Bürger der Stadt ließen es an nichts fehlen, ihnen ihren Besuch unvergeßlich zu machen. Die vornehmsten Familien wetteiferten miteinander in ihrer Gastfreundschaft und hatten täglich eine schöne Anzahl Gäste an ihrem Tische. Unsere amerikanischen Jungens haben, wohl ohne es zu ahnen, durch ihren Besuch ein schönes Zeugnis für ihr Vaterland zurückgelassen. Es war den Bewohnern dieser Stadt geradezu eine Offenbarung, so vielen Männern zu begegnen, die Abstinenzler sind, und wovon selbst viele den Tabak nicht anrührten. Von einer Familie wird berichtet, daß sie zwanzig der Männer zum Abendbrot einlud und sich gut mit Wein, Likör, Zigarren und Zigaretten versorgt hatte. Zu ihrem Erstaunen rührte aber auch nicht ein einziger Mann die Getränke an und nur einer rauchte.

„The Christian Advocate“ bringt eine interessante Korrespondenz über diesen Besuch, in welchem der Berichterstatter schreibt:

„Buenos Aires wird infolge des Besuches von Admiral Capertons Geschwader eine bessere Stadt sein. Sauberere und männlichere Leute hat diese Stadt nie zu sehen bekommen. Ein Regierungsbeamter sagte: ‚Wenn ihr im Norden derartige Männer erzieht, ist es Zeit, daß wir ausfinden, wie ihr es fertig bringt.‘ Ich dachte dann an das kleine rote Schulhaus, an die Landgemeinden und unsere christlichen Familien, welche der Welt solche Söhne gegeben haben. Als diese Männer unsere Straßen durchzogen, war ich mehr als je stolz auf Amerika. Denkende Argentiner haben sich in ihrem Rationalismus und Unglauben gefragt: ‚Was macht wohl eine solche Männlichkeit möglich?‘ Hier bietet sich dann dem Missionar Gelegenheit, seine

Ware anzupreisen; denn er vertritt die Macht, welche wie keine andere in der Welt wahre Charaktere erzeugt. Man rede nicht von der alten Blütezeit des Rittertums. Das Rittertum steht jetzt in der amerikanischen Armee und Flotte in seiner Blüte!"

Aus zahllosen Berichten und Briefen, die aus Europa kommen, dürfen wir zu unserer Freude erfahren, daß die amerikanischen Soldaten auch dort durch ihr musterhaftes Betragen einen sehr heilsamen Einfluß ausüben. Ausnahmefälle wird es ja nur zu viele geben, aber die große Mehrzahl unserer Soldaten macht ihrem Vaterland alle Ehre.

Könnte man all die Einflüsse, welche zu dieser erfreulichen sittlichen Erziehung beigetragen haben, auf ihren Ursprung zurückführen, dann würde man sicherlich finden, daß treue, gewissenhafte Sonntagschullehrer hierzu wesentlich beigetragen haben. Unzählige unserer Soldaten mögen schon längst nicht mehr unter den Einflüssen der Kirche gestanden haben, aber die in ihrer Jugend an ihnen im Herrn verrichtete Arbeit trägt immer noch gesegnete Früchte. („Apologete.")

Die Kirche und das volkswirtschaftliche System.

Im „Christian Advocate" erschien unter dem Datum des 29. August ein äußerst gediegener, von Dr. Frank Mason North verfaßter Artikel über das Thema: „Die Kirche und das volkswirtschaftliche Problem," in dem folgende von dem **Föderal-Konzil der Kirchen Christi in Amerika** gemachte Empfehlungen enthalten sind:

„I. Daß die Kirche durch Kanzel, Presse und öffentliche Versammlungen ein größeres Verständnis wecke für die heutigen Aufgaben der sozialen Rekonstruktion und für den Charakter, die Tragweite und den sittlichen Wert der Arbeiterbewegung; daß sie ferner die Verantwortlichkeit der christlichen Männerwelt gegenüber den sozialen Idealen betone, und daß sie sich selbst ihre Verpflichtung einschärfe, die Motive und Maßstäbe für alle Bewegungen in der neuen sozialen Ordnung zu geben, welche die Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe zum Zweck haben.

II. Daß man mit größerer Bestimmtheit auf das Studium der in der industriellen Welt bestehenden Verhältnisse als auf eine unmittelbare christliche Pflicht dringe. Daß in Verbindung mit der Tätigkeit der Kirchen und ihrer Vereine das Studium der sozialen Fragen mit einschlägigen Lesekursen eingeführt werde, um eine sachkundige Würdigung der bestehenden Verhältnisse zu nähren und eine öffentliche Meinung zu schaffen, durch die Abhilfe und Reform um so wirksamer erreicht werden können.

III. Daß die Kirche mit mehr Eifer und Einsicht wo nur möglich durch ihre Prediger und leitenden Laien sympathische und brüderliche Beziehungen zu den Arbeitern eingehe, indem sie frank und frei die Probleme der Arbeiterwelt öffentlich mit ihnen besprechen, ihre Sache, sofern sie gerecht ist, vertreten, ein nachbarliches Gemeininteresse nähren und ihre Familien einladen, an den Gebräuchen und Vorrechten der lokalen Kirchen teilzunehmen; daß alle Kirchenglieder, die als Arbeitgeber oder Mitglieder von Arbeitervereinen in näherer Beziehung zu den praktischen Problemen der industriellen Welt stehen, genötigt werden, diese äußerst günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um der Sache Christi und der Menschheit zu dienen, indem sie im Geist Christi zwischen den einander entgegengesetzten Mächten in der modernen Arbeiterwelt vermitteln.

IV. Daß die Kirche im allgemeinen nicht nur danach trachte, ihre Botschaft den sozialen Verhältnissen anzupassen, die Mächte zu verstehen, die heute ihre Autorität beanstanden, und dem Volk bei dem Versuch, seine Probleme zu lösen, treulich zur Seite zu stehen, sondern daß sie auch ihre eigenen Einrichtungen und Methoden im Interesse einer demokratischen Administration und einer erweiterten sozialen Tätigkeit modifiziere; daß allgemeiner ihre Gebäulichkeiten nicht nur für die Verehrung Gottes, sondern auch für den Dienst am Gemeinwesen eingerichtet werden; daß in ihren ratgebenden Körpern der Arbeiter willkommen geheißen und die Weisheit der Armen mehr anerkannt werde! daß in ihren Versammlungen künstliche Unterschiede gerügt und beseitigt werden; daß in ihrer Finanzverwaltung die kommerzielle Methode, falls sie existiert, durch die Grundsätze des Evangeliums ersetzt werde, wie sie in der Epistel Jakobi niedergelegt sind, so daß die arbeitende und ärmere Klasse, die in den Vereinigten Staaten immer weitaus in der Mehrzahl ist, die Kirche zu jeder Zeit ebenso heimatlich finde wie das Vereinslokal, anziehender als die Kneipe, rücksichtsvoller gegenüber ihren Aspirationen als der politische Verein, bedeutsamer für alles, was Herz und Leben bildet, als irgend eine andere Organisation oder Institution, die vorgibt, Gelegenheit oder Ansporn zu einem besseren Leben zu bieten.

V. Daß die Kirche nicht verfehle, die Beziehungen zu betonen, die sie die Jahrhunderte hindurch den mächtigen Bewegungen gegenüber eingenommen hat, die die Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse anstreben. Daß sowohl die Arbeiter wie die Kirchen selbst auf folgende Tatsachen aufmerksam gemacht werden:

1. Daß die Einrichtung eines Ruhetages für die arbeitende Klasse in christlichen Ländern durch den Freibrief der christlichen Kirche gesichert ist und die Jahrhunderte hindurch von ihr verteidigt wurde.

2. Daß die Ströme der Wohltätigkeit, die einem tausendfachen Bedürfnis dienen, ihre Quellen zumeist im Christentum haben.

3. Daß die fundamentalen Menschenrechte, auf denen die Säulen der großen Gemeinwesen ruhen, als ein Erbteil der Gewissenhaftigkeit und Hingebung solcher auf uns gekommen sind, die Jesum Christum als ihren Herrn anerkannten.

4. Daß der freiwillige Dienst, den die Gemeinden zu Zehntausenden ihren Mitbürgern leisten, von den hohen Zielen der Nachfolger Christi Zeugnis ablegt.

5. Daß die Kirche, obschon sie kein wirtschaftliches Programm bekannt gegeben hat, im tiefsten Herzen sich zum Dienst angetrieben fühlt und mehr denn je bereit ist, dem Geist ihres Herrn und Meisters Ausdruck zu verleihen.

6. Daß auf ihrer Suche nach den Kräften, durch welche die großen Hoffnungen der Arbeiterwelt Amerikas am lebhaftesten und völligsten verwirklicht werden könnten, die Führer auf volkswirtschaftlichem Gebiete eher aller anderen Kräfte entbehren könnten als derjenigen, die seit beinahe zwei Jahrtausenden in dem Glauben, den Beweggründen und der Hingebung der Kirche Jesu Christi wirksam sind."

Damit sind der Kirche Christi die Richtlinien zu einem gewaltigen und segensreichen Arbeitsprogramm gegeben, zu dessen Ausführung sie der Fülle des Geistes der Weisheit und der Kraft bedarf. („Apol.")

Woher kommen unsere Evangelien?

(Von Dr. Joh. Rudolph.)

Es kann keinem aufmerksamen Leser der Evangelien entgehen, daß diese Bezeichnung auf Jesum selbst zurückgeht. Die Verkündigung vom Reiche Gottes, die er dem Volke Israel und der Welt brachte, wurde von ihm also genannt. Und wie schön und passend ist diese Bezeichnung! „Die frohe Botschaft." Später wurde der Name auf die vier Darstellungen des Lebens und der Lehre Jesu angewendet, die wir jetzt als **Evangelien** im Neuen Testamente vor uns haben.

Es kann sich ferner keiner dem Eindruck entziehen, daß die ersten drei Evangelien — Matthäus, Markus, Lukas — nach Art ihrer Darstellung in besonderer Weise zusammen hängen. Sie werden daher die **synoptischen** oder übereinstimmenden genannt. Sie scheinen den gleichen Ausgangspunkt für ihre Betrachtung und Darstellung zu haben, denselben Grundriß. Sie verlegen das Schwergewicht der Wirksamkeit Jesu nach Galiläa, sie berühren sich in ihren Berichten der einzelnen Vorgänge bis auf den Gebrauch derselben Wendungen und Worte. Das Verwandtschaftsverhältnis des griechischen Wortlauts ist auffallend. Um so mehr müssen die auch vorhandenen Abweichungen befremden. Bis vor etwa zehn Jahren nahmen die meisten Forscher an, daß das Evangelium des oder nach Markus das älteste sei und den andern als Grundlage gedient habe, daß ihren Verfassern aber zugleich noch andere Quellen zur Verfügung gestanden hätten. Diese Grundschrift, aus der alle drei Verfasser, also auch Markus, schöpften, nannte man das **Urevangelium** und nahm an, daß dasselbe in hebräischer oder der diesem verwandten aramäischen Sprache geschrieben gewesen sei. Unsere drei ersten Evangelien waren wohl bis zur Zeit der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 fertig und unter den Gläubigen bekannt. Viel später hat dann erst Johannes sein Evangelium geschrieben. Ein Schüler des Apostels Johannes, der Bischof Papias von Hierapolis, der der ersten Hälfte des zweiten christlichen Jahrhunderts angehörte, hat uns die Notiz hinterlassen, nach der der Apostel Matthäus eine hebräische Evangelienschrift verfaßt und dieselbe **„Logia"** genannt habe, da sie hauptsächlich eine Sammlung von **Reden** Jesu enthielt. Darin erkennen viele Gelehrte das „Urevangelium."

Man hat wiederholt eine Wiederherstellung dieser Urschrift und zwar in griechischer Sprache versucht. 1898 hat nun zuerst Dr. Alfred Resch diese Logia in griechischer und hebräischer Sprache wieder hergestellt und herausgegeben. Das war eine Arbeit von vielen Jahren und erforderte das eingehendste Spezialstudium. Worum handelte es sich? Er mußte nicht nur aus den drei synoptischen Evangelien die übereinstimmenden Stücke zusammenstellen, er mußte auch die altsyrischen und altitalischen Evangelienhandschriften vergleichen, er mußte die zahlreichen in den Schriften der ältesten Kirchenväter zerstreuten Evangelienzitate untersuchen. Diese Anführungen gehen in wichtigen Punkten über den kanonischen, anerkannten Evangelientext im Neuen Testament hinaus. Bei ihrem hohen Alter verdienen sie höchste Beachtung und sind geeignet, den kanonischen Text vielfach zu ergänzen. Natürlich mußte auch der Anfang der Apostelgeschichte, sowie die Briefe des Apostels Paulus herangezogen werden. So entstand eine Arbeit vom größten Wert: **„Die Logia Jesu.** Nach dem griechischen und hebräischen Text wiederhergestellt." Schon früher hatte Resch unter dem Titel

„Agrapha," die außerkanonischen Evangelienfragmente gesammelt und untersucht. Es erschien auch, für theologische und jüdische Leser bestimmt, eine hebräische Ausgabe der Logia unter dem Titel: „Dibre Jeschua."

Wer nun, wie ich es tue, die Arbeit des Dr. Resch für eine in der Hauptsache gelungene hält, der wird in den Logia tatsächlich das Urevangelium verehren, die Urquelle und Grundschrift, aus der die synoptischen Evangelien geschöpft haben.

The Laborer is Worthy of His Hire

In every crisis of national life the clergymen of America have stood in the forefront of patriotic endeavor; in every human crisis they have brought support, and guidance, and comfort to souls in desperate need. Now is the time to measure the work and the needs of the preacher and pastor as men in other departments of work today are being measured, that their value may be rightly appraised and their needs fairly met.

The cost of living has greatly increased. Clothing, food, fuel, and all the daily incidentals that go to make up American life have gone up from thirty to a hundred per cent. And the loans and taxes for Freedom's war are ever making deeper drives into the purse. Wage-earners in every department of the nation's work have been demanding more income, and their demands have been recognized as just and necessary. Railroad men and miners, lumberjacks, and ship-builders, munition-workers, telegraph-operators, automobile-makers, and all the multitudes of skilled and unskilled laborers have been counted "worthy of their hire," and of higher hire. The United States Government, very recently, has raised the wages of two million railroad workers alone, giving the poorest paid men an increase of 43 per cent. Corporations and individual employers without number thruout the United States have taken similar action. Trade-unions are standing back of their men and using pressure when necessary to gain for them the means to live their lives and do their work as Americans should.

Who stands back of the clergymen of America in these days of pressure? What great organization or compelling authority, what generous heart or spirit of fair play is winning for your minister, or pastor, or priest, or rabbi, the salary that will give him strength, courage, efficiency, and success in his vital and exalted work for the welfare of the nation, and the kingdom of God?

Your pastor is not a cheap man or an unskilled laborer. He has brought long, careful training to his task. He was chosen with scrutinizing care as to his qualifications, and he is being measured today by high and exacting requirements in the performance of his work. Carry that measurement to its just conclusion. What salary would you expect to pay to the trained man in business of whom such important work and expert ability were required? Set down on paper some of the qualities and duties you demand of your pastor, and then judge their value.

He must be a man among men, a man of force, tact, and agreeable personality, a good mixer, a man of knowledge, wisdom, and authority, whose presence commands respect and whose word carries conviction.

He must be able to influence men and women, win their confidence, kindle their enthusiasm, direct their energies, and organize their working powers. He must be full of sympathy, ready with consolation, a strength in weakness, a bright light in times of darkness, and a never-failing source of inspiration to the souls of his people. You expect all this of him.

Your pastor, also, must be the successful head and center of your organized church activities, business, social, and spiritual. On occasion, or as a regular part of his task, he must be an expert money-raiser. You engage him as your chief and leader, the general manager of your church, if not its actual creator, or savior from its difficulties. You put upon him a burden and a responsibility you would never dream of entrusting to any cheap man in business.

Nor are those his greatest tasks. He must read, and study, and meditate, and commune with the Infinite. He must understand men, and know their work, their trials, their problems, their temptations, their deep inner feelings and aspirations, and the avenues of helpful approach to their sympathies and convictions. He must know something of history, science, literature. He must be familiar with all social needs, and institutions, and methods. He must be able to interpret the Word of God with true spiritual insight, and practical human application. He must stand before you in the pulpit on the Sabbath and deliver messages that search the soul, feed the mind, bring courage to the heart, make plain the path of daily life, and lift you nearer to heaven, or bring heaven nearer to earth.

In these days, also, your preacher must proclaim the ideals and principles of America. He must stir the patriotism of his young men and send them with strong hearts and noble vision in to the service of their country. He must pastor them in the camps and follow them with his letters and prayers as they go across the sea to fight. The Government values him so highly that it has already called thousands of American clergymen into active service to shepherd the fighting men and help them win the war. At home the Government calls him to be its mouthpiece in its appeals to its citizens for every form of patriotic service or economy prescribed as needful to victory. You expect your pastor to be equal to such demands and to do your church credit when called upon for public addresses or community action.

When you have listed all the qualities and services you ask of your pastor, *make out the bill* for the amount your church ought to pay for such a man, and then *move things to see that the church pays that bill.* Never mind what *has been* done in the past, nor what long habit has accustomed the church to believe can be done. The standing record of clergymen's salaries thruout this great rich nation is a pitiful shame, and belies the real heart and fairness of the American people. The average salary of clergymen in ten of the largest denominations is only $793 a year. What trade or business would tolerate such a condition?

The minister of your church is a human being like the rest of us, and he is feeling the pressure of increased cost of living just as we do. But no Government decree has raised his salary. No corporation

or trade-union stands back of him. He does not go on strike. He simply trusts his people, and works faithfully for them seven days a week, and many nights, and struggles to look respectable, and pay his bills, and perform the miracles expected of him, often for less than the salary of the young girl stenographer who teaches a class in his Sunday school or the wages of the man who lays the sidewalk in front of his church.

Among the more than two million readers of THE LITERARY DIGEST are active and substantial members of thousands of churches thruout the United States. To them this frank appeal is made, in keeping with the urgent needs of the day, and the American spirit of justice and generosity. Give your minister a lift. Take the initiative now and have his salary increased to an amount which will come nearer to the real value of his services, and enable him to meet the increased cost of living. He is not demanding it, but he needs it none the less, and your own sense of right demands it for him. If his salary is $800, it ought to be made, at once, $1,200. If it is $1,000, it ought to be raised to $1,500. There is scarcely a church, large or small, anywhere in America that can not increase its pastors' salary at least 50 per cent. Money never was so plentiful. More actual cash—gold, silver, and paper currency—is in circulation today than at any time in the nation's history, and there is a bigger share for every man, woman, and child. See that your pastor gets his fair share of *your* profits and those of every member in your church.

Back up the soldiers of America who follow the flag to France! Billions for them! Nothing is too much nor too good for our soldiers of liberty. But now remember that your minister is one of the bravest, worthiest soldiers of all. He is fighting for America, for the righteousness that "exalteth a nation." He is fighting for America, as he puts his clean, valiant, patriotic spirit into the youth and into the men and women of his congregation and sends them out into the tasks of the week better fitted to answer America's call. He is fighting for the Kingdom of Heaven on earth, to help win its victories over the arch-enemy of the human race, the destroyer of bodies and souls. He is the soldier of mercy to those in distress, the ever-ready soldier of service to those who need help. Back him up with whole-hearted support and a quick, generous increase in salary.

We have taken this page to speak for the clergymen of America in this supreme crisis of the nation's readjustment, because we know that they are the one great devoted, indispensable body of faithful workers who have no spokesman. Only in this way has it seemed possible to reach the individual consciences and hearts of millions of men and women who, in all our experience, have never failed to respond to any just call.—*The Literary Digest.*

---

† Dr. Kalthoff, das Haupt des Monistenbundes. †

Kalthoffs Heimat war das fromme Wuppertal und in Wuppertalscher Frömmigkeit wurde er erzogen. Welch ein Weg — von frommgläubiger Erziehung bis zur radikalsten Leugnung Jesu, der Erlösung durch Jesus, Gottes Sohn, und seines heiligen Evangeliums, bis zum vollkommenen Un=

glauben im Monismus! Wie das gekommen, hat uns der vertrauteste Freund dieses Mannes selbst, wie er meinte zur Verherrlichung desselben beschrieben, und es ist eine **lehrreiche Geschichte.**

„Als einen machtvoll und siegesgewiß lichten Höhen Entgegenschreitenden hat ihn der Tod betroffen." So beginnt Pastor Friedrich Steudel, Pfarrer an einer Kirche der Stadt Bremen, seine biographische Skizze Kalthoffs, welche er den nachgelassenen Predigten desselben, betitelt „Zukunftsideale," vorangestellt hat. „Das war der krönende Abschluß seiner von der Logik der Tatsachen und dem inneren Gesetz seines Wesens getriebenen Entwicklung, daß er, wie einst ein Luther, sich frei fühlend von jeder Gebundenheit an überwundene Perioden seines Geisteslebens einzig den Blick nur auf das gerichtet hielt, was nach seinem Verständnis des immer neu sich gestaltenden Lebens in Zukunft notwendig werden und kommen muß," fährt der Biograph in seinem verherrlichenden Enthusiasmus fort. — Doch folgen wir den Ausführungen desselben — und lassen sie reden! —

„In der frommen Stadt Barmen" war Kalthoff geboren; dort besaß sein politisch wie kirchlich streng konservativ gesinnter Vater eine Färberei und hatte „den Treubund" mit stiften helfen. Dort absolvierte er das Gymnasium und studierte dann — „nicht als ein fleißiger Besucher der Hörsäle, sondern als eifriger Wahrheitssucher hinter den Büchern, die er sich in seine Studierstube geholt, Theologie in Berlin. Dort bestand er auch seine theologischen Prüfungen. Später schrieb er eine Doktordissertation über „Die Frage der metaphysischen Grundlage der Moral mit besonderer Beziehung auf Schleiermacher," und reichte sie bei der philosophischen Fakultät in Halle ein, die ihm den Titel „Doktor der Philosophie" verlieh. „Und der junge Theologe sagte sich, daß für ihn, wenn er auch über die kirchlich dogmatische Auffassung des Christentums längst hinausgewachsen war, in der Kirche, in der ein Schleiermacher dem religiösen Leben neue Bahnen gewiesen hatte, auch noch Raum sein müsse."

Seine erste kirchliche Stelle war als Hilfsprediger an der St. Markus-Kirche in Berlin (1874). Und sofort sollte er an dem Widerstand gegen verknöcherte kirchliche Anschauungen seine erste Probe bestehen. Er trug nämlich einen Vollbart — also Schnurbart eingerechnet! — und das ist unmöglich, sagte das Konsistorium, das damals unter dem Präsidium des unbedeutenden Sohnes eines bedeutenden Philosophen namens Hegel stand. Was hat das Konsistorium, was die Evangelische Kirche, was die Religion mit meinem Bart zu schaffen? — sagte sich der junge Kalthoff und protestierte und ging zuletzt auch ungeschoren aus diesem ersten tragikomischen Konflikt mit dem Kirchenregiment hervor, und dadurch erlangte er schnell eine gewisse Berühmtheit.

Im Herbst desselben Jahres (1874) wurde Kalthoff zum Pfarrer eines kleinen Ortes in der südöstlichen Ecke der Provinz Brandenburg erwählt. Aber alle Geistlichen des Kreises Züllichau, mit Ausnahme dreier alter Herren, erklärten sich mit ihrem Superintendenten „solidarisch zur Abwehr des seelenverderbenden Eindringlings." Kalthoff trat dennoch seine Stelle an und faßte bald feste Wurzel in seiner Gemeinde. Aber der offene Konflikt mit der Kirchenbehörde blieb nicht lange aus. Offen, unter ausführlicher Darlegung seiner Gründe, erklärte er derselben, daß er in der offenen Vertretung seiner Ueberzeugung durch die vom Kirchenregiment gezogenen

Schranken sich nicht einengen lasse. Darauf forderte ihn die Kirchenbehörde auf, sein Amt niederzulegen. Kalthoff tat dies nicht, und sicherte sich die Zustimmung seiner Gemeinde. Es entstand dadurch eine Aufregung, die sich immer mehr steigerte und weit über Gemeinde, Provinz und Staat sich verbreitete. Die Gemeindevertretung wurde mit einer Vertrauenserklärung bei dem Oberkirchenrat vorstellig, sämtliche Hausväter sandten einen Protest gegen jene Suspension ab. Ein Gesuch, dem Suspendierten möge wenigstens die Fortsetzung des Konfirmandenunterrichts gestattet werden, wo anders die Familienväter nicht auf eine Einsegnung ihrer Kinder verzichten sollten. Am 9. Mai 1878 entschied das Kgl. Konsistorium der Provinz Brandenburg, daß der Angeschuldigte wegen grober Verletzung seiner Amtspflichten, des Pfarramts zu entsetzen sei, und der Evang. Oberkirchenrat bestätigte dieses Urteil wegen völliger Verkennung der mit dem kirchlichen Dienst verbundenen Pflichten.

Der Abgesetzte siedelte nach Steglitz bei Berlin über, wo er bei „allen liberal Gesinnten" Berlins, wegen seines interessanten Falles, die günstigste Aufnahme fand, und wo sich bald eine Gemeinde unter dem Namen: „Protestantischer Reformverein," um ihn sammelte. Doch wollte er sich durch seinen Reformverein nicht in den Gegensatz zur Kirche stellen, sondern nur ein Wegbereiter dahin sein, wohin die Kirche nach seiner Ueberzeugung auch noch kommen mußte. Und was waren damals Kalthoffs Ideen? Er stand unter dem Einfluß der „Religiösen Reden" Schleiermachers und des religiösen Idealismus des Atheisten Fichte, und betrachtete die Religion als eine über alle konfessionellen Unterschiede erhabene, natürliche Angelegenheit des Menschentums.

Indessen konnte sein Reformverein zu keinem rechten Gedeihen kommen; er konnte seinem Gründer und Haupt nicht einmal einen ausreichenden Lebensunterhalt bieten. Deshalb mußte Kalthoff durch die Feder so viel zu verdienen suchen, daß er und seine Familie leben konnte; er schrieb Beiträge für liberale Zeitschriften, besonders für die „Gartenlaube," trat in die Dienste der „Fortschrittspartei" und wurde Wanderredner des Vereins für Feuerbestattung. Und trotz alledem blieben seine wirtschaftlichen Verhältnisse recht prekär. Da eröffnete sich ihm ein erlösender Ausblick: Die reformierte Gemeinde zu Rheinfelden im Kanton Basel erwählte den Schwerbedrängten (1884) zu ihrem Pfarrer. Dort fand er seiner Geistesart verwandte Freunde in dem benachbarten Basel, unter denen ihm der Professor der Chemie Kahlbaum der intimste war. Vier Jahre später erhielt er jedoch einen Ruf an die unter Moritz Schwalbs gewaltigem Einfluß zu entschiedenem Liberalismus erzogene St. Martini-Gemeinde in Bremen als zweiter Prediger. Und nach dem Tode Schwalbs, der durch eine glänzende Rednergabe eine große, ihm gegen wiederholte Versuche der gläubigen Protestanten Bremens, die Behörde zu einem Einschreiten zu bewegen, sicheren Schutz bietende Gemeinde sich geschaffen hatte, nahm Kalthoff das Predigtamt an St. Martini allein auf seine Schultern und fühlte sich durch keine kollegialische Rücksicht mehr gebunden. Frei und ungehindert konnte er nun seine Ideen auf religiösem, philosophischem, sozialem und literarischem Gebiete entfalten.

Dem unter den Theologen der achtziger Jahre erwachten sozialen Zuge folgend, wurde er zunächst ein **„sozialer Pastor."** Durch eingehendes Studium der Wirtschaftslehre von Adam Smith bis zu Marx und den moder-

nen Ausbauern seiner Theorie wurde aus dem früheren Parteigänger des politischen Liberalismus ein überzeugter Sozialist, ohne gerade ein Parteigänger der Sozialdemokratie zu werden; er schuf den noch in Blüte stehenden Arbeiterbildungsverein „Lessing,“ für den er kein Opfer an Zeit und Mühe scheute. Indessen mußte er erfahren, daß die sozialdemokratische Parteipresse die Arbeiter warnte, sich an den Veranstaltungen des Vereins zu beteiligen, und er formulierte zuletzt sein Urteil über diese Partei dahin: Man habe es mit einer Art neuen Kirche zu tun, die, ebenso wie einst die christliche, ihr Dogma, ihr Papsttum, ihre Ketzergerichte hat.

Kalthoff gehörte dem Protestantenverein an, welcher ja der Sammelpunkt der „liberalen“ Protestanten (rationalistischer Richtung) war, war tätiges Mitglied des Redaktionsausschusses des „Protestantenblattes,“ des Organs jenes Vereins; je weiter er aber auf der Bahn des Unglaubens ging, desto lockerer wurde sein Verhältnis zu jenem Verein und Organ, weil man doch nicht so weit mit ihm gehen wollte in seinen christusfeindlichen Anschauungen; jene Männer des Protestantenblattes, dessen Redakteur (Dr. Veeck) in Bremen lebte, hielten doch noch an einem historischen Jesus fest, der ihnen aber nur ein bloßer Mensch, ein „einzigartiger Mensch,“ der Menschen Ideal war.

Auch kann man die Geistesrichtung Kalthoffs aus der Wahl seiner Predigtthemas erkennen; er predigte z. B. ein ganzes Jahr (1901) über Goethes Faust; ein anderes (1904) über „Also sprach Zarathustra,“ im folgenden Jahre (1905) über „Die Religion der Modernen.“ Das Evangelium war beseitigt; ersetzt durch Goethe und Nietzsche, und ich hörte ihn einmal sagen: Es geht doch! Er verurteilte nämlich nicht die Ideen des Zarathustra, den Atheismus, die Feindschaft, den Spott und Hohn desselben gegen Christus, Evangelium und Kirche, sondern seine Gedanken schlossen sich ganz an die in diesem Buche vorgetragenen Sentenzen an. Aus einem Schüler Schleiermachers war ein Schüler Nietzsches geworden — in so kurzer Zeit. Wie Dr. Veeck in einem Vortrag zu Hamburg erklärte, haßte Kalthoff anfangs einen Nietzsche, dann pries er ihn, und Veeck stand mit Kalthoff lange Jahre in enger Verbindung gemeinsamer Arbeit. Aber gerade seine Schrift über Zarathustra (die im Druck veröffentlichten Predigten hierüber) verschaffte dem Verfasser eine große, begeisterte Gemeinde außerhalb Bremens: er ward zum Fahnenträger der radikalsten Jesusfeinde. Am meisten Aufsehen erregte jedoch seine Schrift (1902) über das „Christusproblem, Grundlinien zu einer Sozialtheologie.“ Diese Schrift bedeutete den offenen Bruch mit der Theologie des kirchlichen Liberalismus, die sich mehr und mehr zu einem sehr einseitigen, von dem Dogma der Kirche weit entfernten Jesuskultus entwickelt hatte. Bald darauf (1904) erschien eine neue Schrift Kalthoffs: „Die Entstehung des Christentums,“ worin er seiner ersten Hypothese eine „solidere historische Grundlage“ zu geben versuchte; endlich schrieb er (1904) eine schneidige Streitschrift: „Was wissen wir von Jesus?“ Immer weiter ging er auf der abschüssigen Bahn der radikalen Jesusfeindschaft. Doch bleibt sein Ton immer ein vornehm ruhiger, auch wo er seinen Gegnern scharf entgegentritt. Seine Martini-Gemeinde aber wußte er zum größten Teil dadurch vollends für seinen Unglauben zu gewinnen, daß er in einem weitläufigen Zyklus von Predigten das Christusproblem darlegte. Und Kalthoff verfügte über eine hinreißende Beredsamkeit und pflegte alle seine Predigten mit ungewöhnlicher Sorgfalt schriftlich vorzubereiten.

Der Riß, der ihn immer mehr von den meisten seiner liberalen Kollegen trennte, mit denen er früher freundschaftlich verkehrt hatte, erwies sich in der Folge als unheilbar. Das Protestantenblatt bekämpfte ihn sogar offen und heftig; nur zwei Kollegen (St. und Maur., der Domprediger), blieben ihm treu. Hier Liberalismus, dort Radikalismus! — so lautete von jetzt an das Kampfgeschrei.

Doch Kalthoff ging unbeirrt seinen Weg weiter. Er wollte nun alle (radikal) fortschrittlich Gesinnten zu einer interkonfessionellen, neuen Organisation unter der Flagge „Lebendige Religion" (Christentum ausgemerzt!) vereinigen. Da traten (1905) Haeckel und dessen Freunde mit der Idee der Gründung eines deutschen „Monisten-Bundes" an ihn heran, und da er schon Jahre hindurch monistische Weltanschauung gepredigt hatte, hielt er es für seine Pflicht, sich aktiv an dem neuen Unternehmen des Unglaubens zu beteiligen. Er trat mit Haeckel in persönliche Beziehung und übernahm sogar den Vorsitz im Deutschen Monisten-Bund.

Aber sein Ende, an das der allzeit schaffenseifrige und schaffensfrohe nicht dachte, war nahe. Gott hatte seinem Tun eine Grenze gezogen. Er wurde schwer krank — seine letzte Predigt aber handelt über den „Christustypus." Ahnte er, daß Jesus doch gelebt, das Erlösungswerk vollbracht, und daß er auch über seinen radikalsten Feind doch schließlich den Sieg davonträgt? Der Senat der Stadt Bremen hatte eine Aktion gegen ihn wegen seiner Stellung im deutschen Monisten-Bund unternommen — und er selber konnte sich nicht mehr verteidigen. Der Tod machte es ihm unmöglich. Bis hierher und nicht weiter, rief ihm derjenige zu, den er verleugnet und der sein Richter war.

Kalthoff war bis zu seinem Ende ein kirchlicher Prediger —! Was er gepredigt, haben wir berührt. Hat er auch gebetet in den Gottesdiensten? Wie hat er getauft, da er doch nicht an Jesus glaubte? — Da gibt's nur die Antwort: Für solche Prediger sind dies nur leere, äußere Formen, deren man sich bedient, um das Volk irre zu führen — wie ja auch ein Jatho und Traub so schön, salbungsvoll beten konnten und auch getauft haben u. s. w. Und diese letzteren standen, was Glauben betrifft, doch hoch über Kalthoff, der dem Atheismus Nietzsches, zuweilen auch dem Gott-Natur Goethes, dem pantheistischen Phantom Haeckels huldigte.

Ist Albert Kalthoff nicht ein ernstes Warnungszeichen?

Und die vielen Tausende, die ihm glaubten, von ihm sich leiten und verführen ließen!! — Mußte nicht der furchtbare Krieg über ein Land kommen, das durch solche Männer zum Abfall von Christus sich verführen ließ?

(Dr. Schieler in „Kirchenzeitung.")

Can Lutherans Fight Each Other and Other Faiths at the Same Time?

Dr. Sandt has expressed himself on this with candor and gives his fellow-Lutherans some good advice. His lecture was given before the Lutheran Editorial Association. He said, in part, as follows (Lutheran Church Herald):

There has been no time in the history of American Protestantism when it was more imperative for Lutherans to present a united front than now. The Lutheran Church in this country has a large contri-

bution to make as the salt of American Evangelical Christianity, and this it will utterly fail to do in its present divided condition. It alone has thus far been able to withstand, tho with decreasing effectiveness, the current doctrinal liberalism and indifference which is now sweeping everything before it. It has done so by its characteristic aloofness from American religious life in its non-Lutheran form rather than by its inherent over-mastering power. It has taken shelter behind its linguistic and nationalistic barracks, isolated itself from American life currents and is today fighting chiefly on the defensive. All the leading church bodies of the Reformed wing of American Protestantism, most of them numerically smaller, are each influencing American religious life far more powerfully than is the Lutheran Church. We are regarded as essentially a foreign Church, with teachings and customs and discipline out of touch with American religious life and traditions. Even in large cities where our Church is numerically much stronger than two or three leading Reformed Church bodies combined, it exerts less influence upon public life than any single one of these two or three Reformed bodies. It is because these Reformed denominations think and act together whereas five or more different synodical groups of Lutherans act apart and keep as effectually aloof from one another as if they had nothing in common. It is also because these denominations do not limit their influence to the people of their own faith, but act on the principle that they are debtors to the unsaved irrespective of race or tongue or faith—the correct evangelical principle, however incorrectly they may be disposed to apply it in practice. However unwelcome as these statements may seem to us to be, they undoubtedly conform with the facts.

Briefly summed up, the Lutheran Church is face to face with four powerful foes of evangelical Christianity. There are enemies attacking it in the rear, in the front and on both flanks. The enemy in the rear is *Romanism.* It is the old subtle, well-organized foe and has done not a little to discredit the Lutheran Church in the eyes of the American public during the present war. Thus far the Missouri Synod has done most to expose and refute its errors and pretentions. The Lutheran Church knows this ancient foe better than the Reformed churches and it should be a leader and not a follower in offsetting its politico-religious propaganda in America; but its method of attack must be different from that which has hitherto been in vogue. The old polemics will no longer meet the needs of the situation.

The enemy in the front is *rationalism.* It has found its way into leading Reformed seminaries of the land and has become popularized in much of our American religious literature. It seeks to mediate between the agnosticism and skepticism everywhere in evidence in American universities, colleges, and in magazine literature on the one hand and the Christianity of the Scriptures on the other and to bring them together with the usual result of robbing the Gospel of its distinctive supernatural and redemptive elements. The Lutheran Church is as yet hardly awake to the danger that threatens evangelical Christianity from this quarter.

But the two most powerful and active foes to the faith and the

practice of the Lutheran Church are on its flanks. The one is *Protestant Externalism*, which manifests itself in fitful and superficial religious movements and activities that are ethical and reformatory rather than spiritual and redemptive. Method and machinery are assigned an importance out of all proportion to their inherent worth. In revivals and social service activities they occupy first place and the Word of God, at best in distorted form and essence, becomes a poor second. Nothing has demonstrated their fundamental weakness more effectually than the Social Service program of the Federal Council of Churches in its report for the year 1914 and the sociological literature of the day. Men now talk of Christianizing the social order rather than of redeeming souls from sin and everlasting death. Reform is a greater word than redemption; morality than regeneration. Against this foe to evangelical Christianity the Lutheran Church must set its face like flint, yet not in such a way as to antagonize the good that is in it, lest the wheat be pulled up along with the tares, for it is wrong emphasis rather than wrong motive or purpose that is responsible for the evil. There is a Christian ethical purpose and a moral earnestness in the movements which the Lutheran Church might with profit own and adopt.

The fourth foe that is pressing hard against the flank of the Lutheran line of defense is *Unionism*. The present world war has become its most powerful ally and is reinforcing it with ever increasing formidableness. The older Lutheran bodies are face to face with this menace to a much more dangerous degree than the younger ones. It is bcause their people are more intimately bound up with American social and religious life currents and movements than is the case with the people of the later immigrations. Inter-marriage, inter-business, inter-social and inter-educational relations bring them into close and intimate touch with Christian people of other Protestant folds, and as the latter are far more assertive and aggressive than they, they imbibe the spirit and the errors of sectarianism without knowing it. The wall of protection against the unionism of sectarianism which is but another name for indifference to faith and creed and its methods is far less strong than that of the younger Lutheran bodies. These latter have the language and literature and customs of the Fatherland as a chief wall of defense against sectarian inroads. The parochial school is another powerful defense, tho with every passing year it becomes such less and less. The Lutheran Church does not have the same hold upon its people which the Roman Catholic hierarchy has upon its subjects and it can not conscript its children from the parochial schools. Moreover, the teaching of language and the secular branches has fastened upon the Lutheran parochial school the stigma of being un-American and in competition with the public school. It is for this reason that many of us are hoping to rescue the situation by grafting the parochial school idea upon a distinctive American religious institution, the Sunday school, and harnessing it to the public school system so as to furnish religious instruction to school children under the auspices of the various churches during the week as well as on Sunday. In this way, a strong wall of protection could be

erected against the disintegrating unionism in a truly American fashion; for the parochial school as such will never be recognized as a truly American product.

After making four suggestions as to how this co-operation is to be brought about, he concludes:

The real question that confronts our Church in this country is not federation or union. It is co-operation. I for one could be entirely satisfied to have the bodies separated as they are, just as are the synods in a general body, provided some means could be found whereby co-operation along the lines indicated might be secured. Thus far it has been our Lutheran fault to be introspective—to concern ourselves almost exclusively with our internal synodical problems. We have limited our horizon and constricted our influence. That is why we are recognized as a peculiar sect, with teaching and ideals foreign to the customs and traditions of American life. Luther made his influence felt beyond Germany; the Church that bears his name, tho ranking third in number among Protestants in America, has kept itself aloof from American life currents as if it feared contact, and its influence upon them is almost negligible so far as positive aggressive action is concerned. This attitude must be changed; for unless it is changed, we shall continue to have the spectacle of seventeen Lutheran bodies professing the same faith and yet more effectually separated or isolated than the thirty Protestant denominations that compose the Federal Council of Churches in America. This can not continue much longer without shearing the Lutheran Church of its influence upon American religious life as effectually as Samson was shorn of his power. This situation must be changed, and it can be changed without the sacrifice of a single principle any Lutheran body may hold dear. Not like seventeen different bands, separated, segregated from one another, but

"Like a mighty army,
Moves the Church of God."

Palästinas Zukunft.

Ueber die Durchführbarkeit der Absicht, in Palästina ein neues jüdisches Reich zu gründen, hegt Viscount Bryce große Zweifel. Wie er darlegt, ist Palästina ein sehr kleines Gebiet. Das Reich Salomos, als der höchste Gipfel der Macht erreicht wurde, war knapp so groß wie der Staat Massachusetts. Da aber Palästina nie eine bestimmte Grenze hatte, außer dem Meer im Westen, so würde es mit dem Gebiet, das man ihm heute zufügen will, ungefähr 10,000 Quadratmeilen groß sein. Jedoch der größte Teil dieses Gebietes ist für die Landwirtschaft zu trocken und zu steinig. Viele Gebiete sind sogar nicht einmal für die Viehzucht geeignet. Einige Stellen ließen sich mit künstlicher Bewässerung in fruchtbare Gefilde verwandeln, aber das Unternehmen wäre sehr kostspielig, da nur ein Strom ist, aus welchem Wasser bezogen werden könnte, und das ist der Jordan. Mineralien sind nicht genügend vorhanden, um darauf eine Industrie zu gründen. Damit verbliebe die Landwirtschaft als die einzige Quelle der Ernährung. Vor

dem Kriege wurde die Bevölkerung auf 650,000 angegeben, ist aber seitdem durch die Grausamkeit der Türken vermindert worden. Zwei Drittel davon sind arabisch sprechende Moslems, viele von ihnen sehr fanatisch, die man unmöglich von ihrem Boden vertreiben könnte, so daß nur noch Raum für weitere 300,000 geschaffen werden könnte. Mit der Berieselung des mittleren und oberen Jordan-Gebietes könnten vielleicht noch weitere 300,000 ihr Auskommen finden. Wie Bryce ausführt, handelt es sich hauptsächlich darum, der türkischen Herrschaft, die von jeher für jedes Land ein Fluch gewesen ist, ein Ende zu machen. Irgendeine europäische Herrschaft würde allen Bewohnern ohne Ausnahme willkommen sein. Unter solcher würden die Bekenner aller Religionen in Frieden nebeneinander leben, aber daß die Bekenner nur einer Religion sich in Palästina behaupten könnten, hält er für unwahrscheinlich. Es würde das ja auch, wie wir unserseits hinzufügen wollen, völlig dem Zeitgeist widersprechen. Dieser widerstrebt entschieden dem Gedanken des alten Religionsstaats, in welchem alle desselben Glaubens sein mußten. (Wbl.)

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Christliche Ethik in kurzer Skizzierung. Prof. D. M. Reu, Wartburg Seminar, Dubuque, Iowa. 1914. Preis ?

Zum Bekenntnis der Kirche gehören die Aussagen über Gottes Werk, die uns zum Denken nötigen (Dogmatik), als auch die Aussagen über unsere Pflicht, die uns das Handeln auferlegen (Ethik). Weder das eine noch das andere darf die Kirche vernachlässigen ohne Schaden zu leiden. Eine Dogmatik die nicht als Ergänzung der Ethik bedarf, verkennt die Pflichten und die Liebe Gott und Menschen gegenüber, und eine Ethik, die nicht wiederum zur Vertiefung der dogmatischen Arbeit anleitet, verkennt das Werk Gottes. Aus der Dogmatik soll die Begründung der Tat, und aus der Pflichtformel die begründende göttliche Gabe wahrgenommen werden. Wie der Glaube gemeinsam bindet, so soll die Ethik die Gemeinsamkeit des Handelns betonen.

Zur Betonung des Handelns will auch die kurzgefaßte Ethik des Prof. D. M. Reu das ihrige beitragen. Sie war anfänglich gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Der Zweck, sowie die benutzten Quellen dieser „als Manuskript gedruckten" Ethik, sind in einem Nachwort näher ausgeführt:

„Vorstehende Ethikskizze erhebt nicht den Anspruch, eine originale Leistung zu sein. Obwohl die Disposition des Stoffes und eine nicht geringe Reihe von Einzelausführungen selbständige Arbeit sind, ruht das Gebotene doch weithin auf den vorhandenen Darstellungen der Disziplin von Harleß, Luthardt, Deinzer und einem von Prof. S. Fritschel hinterlassenen Ethikskriptum; besonders aber von Frank (Erlangen) sind manche Sätze wörtlich herübergenommen. Sie will nur eine für die Verhältnisse unsers Semi-

nars geeignete Verarbeitung des Ethikstoffes sein, und ist lediglich im Blick auf meine Schüler in den Druck gegeben worden. Um auch im Amte zu weiterer Vertiefung in die ethischen Fragen anzuleiten, sind sorgfältig ausgewählte Literaturangaben beigegeben, die bei der sozialen Ethik darum umfangreicher sind, weil diese Abteilung im Seminar meist nur kurz durchgenommen werden kann und gründliche Beschäftigung damit doch in dem Maße wünschenswerter wird, als wir Lutheraner zum Besten unsers Volkes mehr und mehr zu diesen Fragen öffentlich Stellung zu nehmen verpflichtet werden."

Neu definiert die Ethik als Sittlichkeitslehre, und versteht darunter die Lehre vom Sittlichen, wie dasselbe von dem einzelnen, der inmitten der Gemeinschaft anderer Personen lebt, verwirklicht werden soll. Daß sie meist nur lutherische Quellen hat, und hier wiederum Erlangen eine Rolle spielt, hat wohl in der Verbundenheit mit der bayrischen Heimat seinen Grund. Aber es ist ein Luthertum, dem man gerne Heimatsrecht einräumt. Der Verfasser gibt den Unterschied zwischen lutherischer und reformierter Sittlichkeit in folgender Weise:

„Der Charakter der lutherischen Frömmigkeit entspricht mehr dem Gesetz der evangelischen Freiheit; statt finster und gesetzlich zu sein, ist er freier und freudiger. Das zeigt sich nach verschiedenen Seiten hin: die lutherische Frömmigkeit ist im allgemeinen der Ausbildung des inneren Lebens günstiger, treibt leichter die Blüten der Kontemplation und geistlicher Liederdichtung, hat aufgeschlossenen Sinn für Kultur und Kunst, verlangt nicht gesetzliche Strenge in der Ausübung der Kirchenzucht, während die reformierte Kirche sich weniger in sich selber zurückzieht und an Erweisen des praktischen Christentums vielfach reicher ist. Der Unterschied ist teilweise schon weissagend dargestellt in den Charakteren Luthers und Calvins." Man kann somit nur wünschen, daß durch die gegenseitige Ergänzung beider Konfessionskirchen eine mehr und mehr wahrhaft evangelische Sittlichkeit herausgeboren werde.

I. Das Werden des christlichen Lebens
   a. die Lehre von der anerschaffenen Grundlage;
   b. Die Lehre vom Stand in der Sünde;
   c. die Lehre von der Erneuerung des christlichen Lebens.

II. Die Bewahrung und Ausgestaltung des christlichen Lebens
   a. die Lehre von der Bewahrung und Ausgestaltung des christlichen Lebens an sich;
   b. Die Lehre von der Bewahrung und Ausgestaltung des christlichen Lebens innerhalb der irdischen Gemeinschaftskreise.

III. Die Lehre von der Vollendung des christlichen Lebens durch einen seligen Tod und die Auferstehung zum ewigen Leben.

Für die gegenwärtige Lage, in der wir uns als Christen und Patrioten befinden, sind unter der Ausführung „Bewahrung und Ausgestaltung des Christenlebens in der Gemeinschaftsform des Staates," sehr beherzigenswerte Winke gegeben. Wir lesen da Seite 133: „Ist das Verhältnis von Obrigkeit und Untertanen zweifellos göttlich geordnet (Röm. 13), so ist doch die Form der Obrigkeit, ob Monarchie, Aristokratie, Demokratie der Schrift gleichgültig, weshalb es von dem Präsidenten einer Republik, der nur auf gewisse Zeit erwählt wird, so gut wie von dem angestammten Fürstenhause

gilt, daß er seine Macht von Gottes Gnaden hat. . . . Das Gebiet der Obrigkeit ist die Rechtssphäre oder die äußere, bürgerliche Gerechtigkeit. Darum darf sie, obwohl sie Recht und Pflicht des Eingreifens hat, wo Haus und Kirche ihre Pflicht schmählich zum Schaden des Ganzen vergessen, weder in das Gatten-, noch in das Eltern- oder Kindesverhältnis, auch nicht in das der Kirche, weder setzend noch aufhebend, eingreifen. . . . Jegliches Recht aber, das der Christ im Haus oder in der Kirche in anbetracht bürgerlicher Verhältnisse hat, kann er auf gesetzlichem Wege behaupten. Er darf sich gegen obrigkeitliche Willkür und Gewalttat mit gesetzlichen Mitteln wehren; nur ungesetzliche Mittel und speziell das leibliche Schwert sind ihm verwehrt, denn er kann sich keine Machtvollkommenheit anmaßen, die allein der Obrigkeit zukommt. — Gegen alle widergöttliche Zumutung hat er Recht und Pflicht des passiven Widerstands; derselbe gehört zu den unveräußerlichen Christenpflichten, denn über dem obrigkeitlichen Ansehen steht das göttliche, und Gott, der Herr, will seine Ehre keinem andern geben."

Wenn, wie der Verfasser sagt, sein Büchlein zu „weiterer Vertiefung und zu Fragen" verhelfen soll, so darf er wohl des Dankes derer versichert sein, die an der Hand desselben sich einem Studium der ethischen Probleme hingeben. Der Preis wird für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht allzu hoch sein. H. S.

G. Mayer, Das Alte Testament. 14. Band: Die Brüder Jona, Micha und Nahum.

Welch ein Kontrast zwischen Jeremias und Jonas. Jeremias, der Prophet mit dem empfindsamen und mitleidigen Herzen, der sich aber bei der Erkenntnis seiner Untüchtigkeit dem Herrn gehorsam erweist. Ihm gegenüber sehen wir Jonas, der sich so schwer in Gottes Wege finden kann und auch dann, als ihn der Herr in seine Schule nimmt, doch noch nicht so völlig von seinem Eigenwillen kuriert ist, daß er seine eigenen Gedanken aufgibt. Er kann sich nicht zurechtfinden in Gottes Erziehungsresultaten mit Ninive. Er ist nicht nur verdrossen, sondern gerät nach Kap. 4, 1—3 sogar in heftigen Zorn, weil Ninive durch Gottes Güte und Barmherzigkeit verschont wird und nicht untergeht. Gott hat eben Geduld mit den Menschen und will nicht, daß jemand verloren werde. Bei dem ersten Auftrage Gottes, nach Ninive zu gehen, entpuppte sich Jonas als ein eingefleischter echter Jude, welcher selbstverständlich als solcher die feste Ueberzeugung hat, daß die Offenbarung des einen lebendigen Gottes dem bevorrechteten Juden gehört. Er hat sich gezeigt als einer, welcher mit großer souveräner Verachtung auf die Heiden herabsieht, die nichts anderes sind in seinen Augen, als Gefäße des Zornes Gottes. Es schien ihm ganz ausgeschlossen, daß die Heiden so viel wert waren, daß er um ihretwillen die großen Beschwerden und Gefahren der weiten Reise auf sich nehmen sollte. Gründlich und scharf ist er um seines Hochmuts willen von Gott angefaßt worden. Als er endlich nach Ninive geht, auf die zweite Aufforderung Gottes hin, um dort zu predigen, da scheint es wirklich so, als ob die falsche Auffassung bei ihm gründlich ausgetilgt sei. Doch die Folge beweist das Gegenteil. Als das Gericht über Ninive nicht eintritt, da erwacht sein ganzer alter Widerwille gegen die ganze Sendung nach Ninive überhaupt, und er gibt seinen Gefühlen erregten Ausdruck. Daraus ist für uns zu lernen, daß es oft einer langen Arbeit Gottes bedarf,

um alle die verkehrten, ungöttlichen Gedanken, die wir in uns herumtragen, auszurotten. Geradezu mit Ironie empfängt Jonas einen Anschauungsunterricht nach Kap. 4, 5—13, der wirklich an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die 15 Abschnitte über den Propheten Jonas sind ein höchst gelungenes Charakteristikum und geben zum Nachdenken Veranlassung.

Neunzehn Betrachtungen hat der Verfasser dem Propheten Micha gewidmet. Er behauptet, daß dieser Prophet an Größe der Gedanken und an Wucht der Sprache und des Ausdrucks seinem großen Zeitgenossen Jesaias nicht viel nachgibt. Sein freimütiges Auftreten und der Mut, mit dem er seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck gab, ist auch in späteren Zeiten in Juda unvergeßlich geblieben (Jer. 26, 18. 19). Er zeugt wider den Götzendienst und wider allerlei soziale Ungerechtigkeiten, sagt im Gegensatz zu den falschen Propheten dem Volk das ernsteste Gericht Gottes voraus. Aber auch von der Heimkehr aus dem Exil zeugt Micha, und von der Aufrichtung einer glanzvollen Gottesherrschaft, welche auf dem Zion ihren Mittelpunkt und an dem Herrscher aus Davids Haus ihr menschliches Haupt haben wird. Den Zorn Gottes, 1, 1—7, und seine Gerichte, weiß der Verfasser klar herauszustellen, aber auch das, was er als rechte Trauer (1, 8—16) bezeichnet. Das Thema des 4. Abschnitts, nach Kap. 2, Volkssünden, gibt ihm Veranlassung, sich über Geschehnisse zu verbreiten, wie sich da Sünden langer Jahrhunderte rächten. Es sind verschiedene Sünden, welche verschuldend und schwer sich auf ein Volksleben legen. Das vorliegende Prophetenwort enthält Proben von solchen Sünden, die eine ganz besondere Beleuchtung gewinnen, wenn man sie im Lichte des göttlichen Gesetzes ansieht. Gerade das habsüchtige Treiben in Israel legte eine schwere Verschuldung auf das ganze Volk. Die Gerichte müssen kommen. Aeußerst zeitgemäß wird die Mahnung daran geknüpft, wie wichtig es sei, in die eigene gegenwärtige Geschichte hinein zu schauen und ernstlich Umschau zu halten, ob wir nicht auch in unserer Mitte Sünden dulden, welche über uns selbst und unsere Nachkommen schwere Gerichte herbeiführen.

So werden auch noch Kapitel 2 die falschen Propheten gekennzeichnet, die keinen Blick mehr für das Ungöttliche und Häßliche der Sünde haben, und weil sie dieselbe nicht in ihrer religiösen Tiefe als Schuld gegen Gott erkennen, auch kein Verständnis für die Folgen der Sünde haben. Dagegen wird nun im 6. Abschnitt aufgrund von Kapitel 3 das Prophetenbewußtsein geltend gemacht. Den Schmarotzern und faulen Maulhelden gegenüber, die sich von den Großen füttern lassen und ihnen nach dem Munde reden, stellt Micha wuchtig und klar die Würde und Erhabenheit seines Berufs fest. Dem falschen Propheten gegenüber steht der wahre Prophet Gottes, der erfüllt ist von Gottes Kraft und in dieser Kraft sein Zeugnis ablegt.

Kapitel 4, 1—7, Abschnitt 7 macht auf die Gottesherrschaft aufmerksam. Abschnitt 8 zeigt den Optimismus (4, 8—12) in Trübsal. Abschnitt 9 weist auf den Friedenskönig (5, 1) hin, dem nach 5, 1—5 im 10. Abschnitt die Größe des Königs folgt. Was aber Volksstärke ist, wird (5, 6—8) im 11. Teil erklärt. Aeußerst treffend beantwortet der folgende Abschnitt die Frage: Wie arbeitet man an der „Ertüchtigung" einer Nation? (5, 9—14.) Körperliche Ertüchtigung, geistige Ausbildung, sowie wirtschaftliche Stärkung sind in ihrer Art wichtig, aber wenn ein Volk sich nicht zum Glauben an Gott kehrt, und das muß allen Volksfreunden Hauptanliegen sein,

dann fehlt zur Ertüchtigung das beste Teil. Kap. 5, 11—13 weist die Vertilgung der Götzen nach, die, wenn sie Wert haben soll, nicht bloß äußerlich geschehen darf. Liefern doch, wie Missionare berichten, Heiden ihre Götzen zum Zeichen dafür aus, daß sie jetzt auf den lebendigen Gott ihr Vertrauen setzen. Abschnitt 14—19 sind nicht minder von erbaulichem Wert und praktischem Nutzen. Sie enthalten eine Gerichtsverhandlung (6, 1—5), 6, 1—8, sie eifern mit Unverstand, 16: Früchte (6, 9—16), (7, 1—6) Sündenbekenntnis, 7, 7—13 „durch den Horizont sehen,“ 19 (7, 14—20) Gebetshöhen.

Denn das Gebet ist ein Mittel, immer wieder aus dem Vorhof des Lebens in die Herrlichkeit des Heiligtums Gottes hinein zu treten. Es führt auf Höhen, von denen wir immer wieder Licht mitnehmen, das auch die Niederungen erleuchten kann.

Der Prophet Nahum wird folgend in 10 Abschnitten erläutert. Die Prophetenschrift ergibt einen dreiteiligen Gerichtsspruch über Ninive. Inhaltlich gehören die Sprüche des Nahum, rein künstlerisch angesehen, zu den schönsten Erzeugnissen der israelitischen Dichtkunst. Außerordentlich lebendig und anschaulich sind die Schilderungen, kühn und stark ist die Sprache zu nennen. Allerdings werden wir im Vergleich mit Jesaias und Micha vermissen, daß der innerliche Gehalt der Heilsweissagung nicht so wie bei ihnen zur Geltung kommt. Aber es fehlt nicht am Hinweis darauf, daß das Vertrauen auf diesen einen lebendigen Gott das Herz mit reiner, starker Freude erfüllt. Das Prophetenbüchlein hat darum nicht nur vergängliche, zeitgeschichtliche Bedeutung, sondern sein Inhalt ist eine Predigt, welche dem Geschlecht unserer Tage auch noch etwas zu sagen hat.

Geradezu köstlich möchten wir den 6. Abschnitt (2, 1) die Friedensboten, anführen. Das Alte Testament wird als ein prachtvolles Bilderbuch bezeichnet, an dessen Bildern manches Verständnis für das Neue Testament aufgehen kann, wenn man recht zusieht. Das malerische Bild von Assurs Vernichtung ist eingeleitet mit dem lieblichen Bild von den Boten, welche auf den Bergen Gottesfrieden verkündigen. Eine sehr anschauliche Illustration ist es, daß Gott erst durch ernste, große, tief erschütternde Gerichte zu der vollen Erfüllung seiner großen Heilsweissagungen kommt. Der Fall Ninives, nach Kap. 2, 2—9, ein Volksuntergang, ist ein Bild von großer Gestaltungskraft und ungeheurer Lebendigkeit. Der Prophet stellt fest, daß Gottes Hand und Gottes Macht einen glänzenden Sieg erkämpft. „Vergänglichkeit“ ist der 8. Abschnitt überschrieben nach 2, 10. 11. Solche Reden von der Vergänglichkeit haben die Absicht, daß wir den Fels suchen, der allein ewig und ohne Wanken steht. Das Gericht (3, 1—7), welches über die Weltstadt hereinbricht, die Folge einer Schuld ist, darum das Thema: Eine eigenartige Schuld. Schließlich resumiert der Verfasser 3, 8—19, „Gott und Götter,“ zum Refrain:

> Die falschen Götzen macht zu Spott;
> Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott.
> Gebt unserm Gott die Ehre!

Was nun noch den **Propheten Habakuk** betrifft, den der Verfasser für einen Zeitgenossen des Jeremias erachtet, so bekommt seine Schrift dadurch ein besonderes Gepräge, daß sie ein fortwährendes Wechselgespräch zwischen Gott und den Propheten enthält. Er ist der Kraft seiner Reden nach dem

besten Propheten an die Seite zu stellen. Er gehört in die Blütezeit der israelitischen Prophetie und Poesie.

Was im ersten Abschnitt von Volksnot gesagt wird, läßt erkennen, daß es ihm, dem Propheten um das heilige Recht seines Gottes geht, welches Schaden im Volk leidet. Er kann's nicht ertragen, er muß Gott anrufen, daß er seinem Recht wieder zum Sieg verhelfe. Seine Knechte schauen die Gerichte, die sie befreiend aus der großen Volksnot erkennen. Erkenntnis ist niemals, wie der Vrefasser im nächsten Abschnitt 2 (Unbegreiflichkeiten) sagt, dem Glauben an Gott gefährlich, sondern mehrt eher die Bewunderung und die Anbetung Gottes. Doch gibt es Grenzen unserer Erkenntnis, Unbegreiflichkeiten. An solche Erkenntnisgrenze führt der Prophet (1, 5—11). Im 2. Kapitel, 1—3, kommt dann die Klärung in Beziehung auf den Weg, auf dem wir über innere Fragen und Zweifel Herr werden können. Die Hauptsache ist, daß Gott sein Wort, das geschrieben und gepredigt wird, im Herzen beglaubige. Die Frage: Wie kann ich vor Gott bestehen? Glaube und Gebet, beschließen das Buch.

Wir dürfen wohl sagen, daß diese Schrifterklärung dem Gegenwartsbedürfnis wirklich nahe gerückt ist und der Erbauung gute Handreichung tut.

Zwar ist dieser 14. Band nicht im Verlagskatalog angezeigt, aber doch erhältlich. Und er ist des Preises wert! M. Weber.

Das Leben und Wirken von Hermann Julius Rütenik, D. D., L. L. D. Von Past. J. H. Stepler. Central Publ. House. 1918 233 Seiten. $1.00.

Pastor Dr. Rütenik, am 22. Februar 1914 in Cleveland gestorben, war in der Reformierten Kirche dieses Landes als Schriftsteller, Pädagog und Prediger hoch geachtet. Sein langjähriger (56 Jahre lang) Freund und Kollege J. H. Stepler hat sein Leben in dem vorliegenden Band beschrieben. Er war als der Sohn eines Pfarrers in Demmerthin im Jahre 1826 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er bei seinem Vater, der ein tüchtiger Schulmann war. Dann ging es auf Gymnasium und Universität. 1848 in die Revolutionsbewegung mit hineingerissen, mußte er nach Amerika fliehen. In schweren äußerlichen Erfahrungen reifte er innerlich zum gläubigen Christen heran. Ein Aufsatz in Schaffs „Kirchenfreund,“ von ihm geschrieben, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Er wurde als Missionsarbeiter nach Toledo geschickt, dann als deutscher Professor an das Heidelberg College zu Tiffin, O. 1860 kam er nach Cleveland an die sog. „Kaufholz“-Gemeinde. Hier entwickelte er eine reiche Tätigkeit. Er gab den „Evangelist“ heraus, später „Reformierte Kirchenzeitung“ genannt. Durch seinen Einfluß wurde der „Buchverein“ gegründet, und unter seiner langjährigen Führung entwickelte sich dies Verlagsgeschäft der Kirche zusehends. Er rief das Calvin College ins Leben und war lange Präsident desselben, bis die Ungunst der Zeiten seinen Fortbestand unmöglich machte. Er machte sich verdient um das Kaufholz-Diakonissenheim (Deutsches Hospital). Mit 81 Jahren noch gründete er die „Achte“ Reformierte Gemeinde, die sich bald recht kräftig entwickelte. Das Jahr darauf resignierte er, es war Zeit für den Feierabend. Beinahe 88 Jahre alt wurde er heimgerufen, nachdem er schon längst sich vereinsamt und wie vergessen gefühlt hatte.

Rütenik war eine Charakterfigur. Er war scharf in der Predigt, im Umgang kein „Mixer,“ für bloße Schwätzer war er gar nicht zu sprechen.

Seine Ecken waren nicht abgeschliffen, und naturgemäß mancher stieß sich daran. Doch er war ein gewaltiger Arbeiter, ein gediegener Prediger, ein schöpferischer Geist. Ein Mann der alten Schule, vom modernen Maß so verschieden wie möglich, doch leistungsfähig und achtunggebietend.

Das Buch ist mit warmem Herzen geschrieben, voll interessanter Einzelheiten, lesenswert.

The Science of Mental Healing, by *E. L. Eaton.* The Abingdon Press. 25 cents. 53 pages. 1918.

In one of our September editorials we spoke of the influence of the soul over the body, asserting that the real cures of Christian Science can be explained in that way. In this little book the author follows similar lines altho he, surprisingly enough, never mentions Christian Science. Man is a union of soul and body and the neglect of the study of the human soul on the part of scientific men is the scandal of science. Recently there has been a revival of psychology, but if the soul (or mind) is only declared to be the sum total of mental activities, little is to be expected of such a position. The soul is a real entity and an organism just as the body. The author furnishes striking illustrations of the influence of the mind over the body. He speaks of a man, for instance, who ate fried groundhog one time with resultant indigestion, and the same food another time with no bad consequences, because his wife had assured him that there could be no harm. In the latter case his system had gotten ready for it. A large supply of gastric juices to digest fried groundhog was ready and everything was well. Thus every nerve and gland in the system responded to a mental state. He then discusses the question, can the mind cure functional diseases? Yes, it can, a mental state of faith or joy or contentment, for instance, will promote a state of physical health. Think health and be healthy; think disease and be diseased. It is absolutely denied, however, that any mental state or influence can heal organic disease.

The author handles his subject well. His argumentation is clear and convincing, one cannot but accept his positions in the main.

Fundamental Questions, by *Henry Churchill King.* The MacMillan Company. 1917. 256 pages. $1.50.

The president of Oberlin College has many admirers, for that reason a new book of his is sure of a friendly reception. This latest volume will be no disappointment to them, altho some of the articles have appeared before this, and not all will have the same ready appeal—quandoque dormitat bonus Homerus. The list of "fundamental questions" itself is interesting. They are: the question of suffering and sin; prayer; Christ; life's great decision; liberty and law; Christian unity; Christianity as a world religion. We imagine the second subject is of general attraction. K. mentions Professor James, who says, "We hear, in these days of scientific enlightenment, a great deal about the efficacy of prayer; reasons are given why we should not pray, and others why we should. But little is said why we do pray, which is simply that we can not help praying." That is pretty encouraging from a

man like Will James. Now the article about prayer is one of the best in the book. His way of answering the difficulties concerning prayer is quite convincing. He shows that our personal relation to God in prayer is not unreal, rather is there self-revelation on his part in various ways, and this self-revelation man appropriates in the same way as the impressions that come to him thru sensations and personal contact, namely, by active co-operation thru reflection, comparison, inference, memory. A very valuable thought also is that God's association with us is not an obtrusive one. He respects our moral freedom and individuality. We sometimes derive an overpowering sense of His presence, but while such things occur occasionally, the rule is that we have to walk by faith, not by sight (or feeling). The whole article is full of illuminating suggestions. The question of Christ is handled in an able and practical manner. No attempt is made to solve the problem of the Trinity or of the two natures in Christ in a speculative way. Instead of that he shows in Christ the best ideals and standards of a perfect life, the best convictions and hopes, the best revelations of God, the best dynamic for character, and therefore, "the most precious fact in history, the most precious fact our life contains."

In the last chapter on "Christianity a World Religion" he touches on the war and the demands of a new civilization that arise so imperatively from it. "Is this sifting, searching world crisis to pass and bring no like sacrificial baptism to your country and mine? This is our threatening danger. For its forefending there must be the high beauty of sacrifice for the transcendent aims of the kingdom of God on earth. Only so can Christianity prove itself indeed a world religion."

The Church and the Man, by *Donald Hankey.* The MacMillan Company. 1917. 89 pages. 60 cents.

Donald Hankey was killed in action on the Somme, 12th October, 1916. With him England lost a man of rich humanity and extraordinary sympathy, whose writings revealed his understanding of all sorts of men. His development was altogether out of the ordinary. It was shaped by his desire for a genuine Christianity and a life of real service. He sought and found a gospel for the plain man, which should stand the test of criticism as well as of life. He was determined that there should be in his faith no sham, in his creed no dead timber. His religion was to be the product of his own thought and experience. And yet he soon found that life without a personal God was not worth living, and that without Christ there is little of the personal God. He did active work among the poor, he fought in the trenches, he learned to know men from all angles and under all circumstances. The church seemed to be full of faults and burdened with the rubbish of past beliefs and practices, yet he discovered that it was better to work with and in it than to try to create a new agency for the uplifting of men. His attitude is critical toward many ways and methods of the church and its leaders, but nevertheless he labors successfully in this little book and elsewhere to convince the church and the men of his time that they have need of one another.

The Abingdon War Food Book. Foreword by Herbert Hoover. The World Food Problem, by V. Kellogg, U. S. Food Administration. Thoughts on the Present Scarcity of Provisions, by John Wesley. War Time Recipes and Menus, by Charlotte K. Ormond. The Abingdon Press. 1918. 58 cents.

The most interesting parts of this War Food Book are John Wesley's "Thoughts on the Present Scarcity of Provisions," written Jan. 20, 1773. There we see Wesley not as a revivalist but as a national economist. He inquires into the famine conditions of his time and finds the causes of the general want are distilling, taxes, and luxury. The remedy is found in prohibiting the use of corn for distilling, in national and personal retrenchment, in increasing the small land owners, etc. Then follows a large number of recipes and menus that are adapted to this war time and economize on the things that are scarce now and substitute others instead of which we have enough.

In Palestine with the Twenty-third Psalm, by *G. G. Violette.* The Standard Pub. Co. 1918. 68 pages. 75 cents.

Not far from Bethlehem, a short distance from the cave of Adullam, near the place where the angels sang on Christmas night, a "world traveler" explained to the author the 23rd psalm, the "most satisfying song of personal assurance in all literature." There by the fountains of David, amidst pastoral scenes the same as in the times of David, this immortal poem spoke to the heart as it never did before, every feature in it being acted out or finding its illustration by the men and in the scenes of the sacred environment. What Kitto, Thompson, Ninck and Schneller have done on a large scale, the author does for "the most precious relic of David": he lets the scenes of the Holy Land of today expound the words and truths of the shepherd psalm of 3,000 years ago. In reading it one could envy the Palestine traveler for the privilege of finding in a living commentary hints and lights for Scripture reading that most of us can never get. The price ought to be cut in two.

America—Here and Over There, by *Luther B. Wilson.* The Abingdon Press. 1918. 107 pages. 75 cents.

This book contains the war addresses of Bishop (Methodist) Wilson. He gives his experiences at the front, in Italy and France, his conferences with General Pershing and with the leaders of the work of the Y. M. C. A. Pershing's message to him that "Germany can, must and will be beaten," was given wide publicity at the time. Bishop Wilson delivers that message with a ring of voice and a vehemence of utterance which betray that he is heart and soul in the war. He states the reasons for America's entrance into the war luminously, and he has no patience with certain men from Wisconsin and their type. He pays a glowing tribute to the work of the Y. M. C. A., as all men do who have had actual experience with conditions over in Europe, as well as in the camps at home. His words are one stirring appeal to the folks at home to give their all to the war work just as our soldier boys are doing on the firing line. One of the best chapters is the

7th, "When the boys come home." He pictures vividly the overpowering scene at the waterfront when the fighters for a free world will come back. And how about those who are not going to come back? Yes, there will be sorrow with some, but that is the price of victory we are called upon to pay. And after all—they are with the Lord. In his great desire to console the mourners there happens to the good bishop what has happened to many others, he assumes that those who have fought in a good cause go straight to heaven. The soldier changes that "Blessed are they that die in the Lord" to "Blessed are they who die for their country." The book closes with a chapter of prayers for war times. It is an interesting little volume, in fresh and vigorous style, the spontaneous outpourings of a militant soul.

The Evangelism of Jesus. Six Studies in the Personal Evangelism of the Lord. By *Ernest Clyde Waveing.* The Abingdon Press. 1918. 121 pages. 60 cents.

It is remarkable how much the evangelistic note is sounded in recent religious literature. The present writer puts the emphasis on the *personal.* He does not mean to furnish a manual for the evangelist who works in and with the mass, but thoughtful suggestions for Bible students and study classes, as how to work with individual souls. The great need is to develop a faculty for spiritual diagnosis and then adapt your approach to the special needs of each case. He distinguishes six types, the devout soul, the inquiring, the sinful, the importunate, the distressed, the violent soul. He finds these represented in Nathanael, Nicodemus, the Samaritan woman, blind Bartimaeus, the thief on the cross, and Saul of Tarsus. He gives about 20 pages to each type. With painstaking analysis he makes an examination of each character and shows how closely the Lord adapts His spiritual approach to the peculiarities of every individual person. The passage containing the incident is also expounded in the most careful manner. The chapter on Paul will be read with particular interest.

It will be hard to learn to apply the methods of the Lord with skill and insight, for the question of personal evangelism is not one of rules but of judgment and tact; but reading and studying books like this will enlighten the judgment and guide the tact of the soul-winner's mind and hand.

The Oregon Missions, by *Bishop* (Methodist) *James W. Bashford.* The Abingdon Press. 1918. 311 pages. $1.25.

This is the "Story of how the line was run between Canada and the United States." In other words, the book is to show the contribution the mission work of various denominations has made towards settling the boundary line question between the two countries, from the Rocky Mountains to the Pacific Ocean. Various factors co-operated in bringing about this result, such as the Hudson Bay Co., the British and U. S. Governments, the early commercial pioneers, and last, but by no means least, the missionaries of several large church bodies. These missionaries are shown to have been not only preachers of the

Gospel, but far-seeing citizens of their country, with a statesman's outlook and skill, interested in the affairs of their secular government, because they believed that success in that line would benefit the cause of missions. The author points out with natural pride that the Methodist mission there was the earliest; that the Methodist Jason Lee preached the first Protestant sermon, had the first converts; that the Methodists drafted the first three petitions to our government to extend its authority over what was then called Oregon, and many other things reflecting credit on the Methodist Church. But then, with equal readiness, he gives the Presbyterian Dr. M. Whitman his due meed of praise for his services. His work among the Indians is described fully and fairly and his heroic trips east, during the winter of 1842-43, to save the missions and to confer with the government, is one of the most thrilling chapters of the book. The author spent many years of research work on the subject to get the facts. It must have cost him immense labor to prepare this book in order to write with fairness and authority. The impartiality with which he sifts evidence and distributes light and shade, in weighing the conflicting claims made for one side or the other, are worthy of a true historian. Not even the great Bancroft's name can influence his opinion if the facts point the other way.

The book shows an amazing amount of information, great independence of research, calmness of judgment and a warm heart for country and church. It is well written and on some controverted points it seems to have spoken the last word.

Stories for Every Holiday, by *Carolyn Sherwin Bailey.* The Abingdon Press. 1918. 277 pages. $1.25.

The holidays for which stories are provided are not only such as Thanksgiving, Christmas, Washington's Birthday, Fourth of July, and so on, but also Hallowe'en, Election Day, St. Valentine's, St. Patrick's, April Fool's Day, Mother's Day, Flag Day, etc. They are to create the appropriate atmosphere and spirit for the day, also to teach boys and their elders to observe the days more in keeping with their real character, than is ordinarily done. The story for Labor Day, for instance, takes us into one of our typical country villages with a tumble-down school house, which is an index of the general nature of the population. There appears a "new boy" on the scene. He knows how to stir their pride in the home town and induces them to carry out the scheme of repairing the old school house. This is done secretly by the boys, and on Labor Day the parents are invited to inspect it. They see the surprise of their life, but so did the boys, when they come to hear that the "new boy" who worked with them as one of them, is the new teacher come from Yale to teach during the new term. In this way the fertile brain of the author has constructed one or more little stories for the young folks for each one of 20 holidays, all calculated to "point a moral or adorn a tale."

Foreign Missionaries in Action, by *L. O. Hartman.* The Methodist Book Concern. 1918. 62 pages. 15 cents each; $1.50 per dozen; $10 per 100, postpaid.

This little pamphlet contains 13 studies of the Foreign Mission work of the Methodist Church. It is designed for adult Bible classes The method is first a Bible passage, then a story illuminating the topic, then a discussion. Some of the subjects treated are: A Century's Achievements, Medicine and Superstition, Training the Hand and the Eye, the Missionary Printing Press, Women's Work for Women. The little book is illustrated, interesting, helpful.

Christianity and World Democracy, by *George Heber Jones.* The Methodist Book Concern. 1918. 54 pages. 15 cents; per dozen, $1.50; per 100, $10.00.

A companion pamphlet of the preceding one. Subjects treated: The World in Revolution; Rising Tide of Democracy; Reconstruction of China; Unrest in India; Break-up of Islam; Future of Europe; The Church and the New Internationalism. Timely, instructive, up to the minute.

Religion and War, by *W. N. P. Founce,* President of Brown University. The Abingdon Press. 1918. 188 pages. $1.00.

Does true religion ever sanction war, is there scriptural basis either for pacifism or militarism, and what will be the results of this war? These questions are answered in this book (the Mendenhall Lectures of DePauw University of this year).

The God of the Old Testament is the "God of the armies of Israel." He was the God of their battles. Their history up to the eighth century was largely one of military conquest, and their wars were carried on at His command. The cruel methods, the extermination of whole races, were ordered by Him. But modern Biblical study has taught us to read the records in a different light. No doubt those people and the writers themselves thought they were obeying divine injunctions, but Israel really never received a divine command to slaughter "everything that breatheth." God's will was that they should oppose idolatry and its vicious influences, and the only method of doing this seemed ruthless extermination. Only in the later prophets the light begins to break and Israel learns that there are followers of God in heathen lands, and that some time the 1,000 wars of old shall be replaced by the 1,000 years of peace.

The New Testament in its attitude toward war is as distant from the Old as pole from pole. It rejects war as a settlement of disputes and a means of progress. It knows a better way, the way of moral conquest and the victory of principle. Yet it has no opposition to governments maintained by force. Self-defence is permissible and evil must be resisted, but after the evil-doer has been punished, he must again be incorporated in the circle of humanity. He has a chapter on the Pacifism of the Rationalist who would bring world unity by effective reasoning. They oppose war as irrational, while Christianity opposes it as cruel, an outrage on humanity. They want to end it by suppressing nationalism, Christianity by broadening these devotions until they include humanity. The Christian knows no compromise

with unrighteousness for the sake of quiet days, nor is he unwilling to die that truth may live. But his goal is not the paradise of industrialism but the City of God.

In his outlook on the future he is hopeful like a true American. The 19th century dealt mainly with origins; the 20th must deal with goals. We have a higher conception now of the ordinary man, he must be given his adequate and just place in politics as in economics. Human society must be reconstructed on the basis of love, not on happiness only, or justice, or fear. To do this we need the dynamic of the Christian religion. The Church must rise to the greatest opportunity and test she was ever confronted with.

The lecturer's views are idealistic. He maintains a safe medium between the chauvinist and the pacifist. He hitches his country to the stars, but if those who are to rebuild the world after the war, will give his arguments reasonable hearing, the coming world will be better than the old.

The Rural Church Serving the Community, by *Edwin L. Earp*, Professor of Sociology, Drew Theological Seminary. The Abingdon Press. 1918. 144 pages. 75 cents.

There has been a Rural Life Movement for years whose object is to help the farmer, to make country life more attractive, and so to check the drift of the country population towards the cities. If the country church is to be an essential factor in this movement, it must be organized and directed on the basis of service to the whole community. It can not be a preaching place only for an absentee minister, it must be a social center for the life of the community as a whole. That is the viewpoint of the author of this text-book on the Rural Church, written for the ministerial student in college and seminary as well as for those interested in Christian service for the rural community anywhere.

The possibility is before us that soon the farmer may not be able any more to feed the people of our own country. It can also be noticed that the rural people are becoming class conscious. They organize and are beginning to feel their strength. This movement might easily lead them into selfish and vindictive ways. In these and other respects the country church, supplied with new life and vision, should assume the role of spiritual leadership. The emphasis of church work is no longer merely upon the saving of individuals but also upon the saving of the community. The minister should first make a social survey, giving the geological facts (soil, rainfall, etc.), biological (plant and animal life), demographical (races, age, classes, sex, married, etc.), sociological (organizations, clubs, relationships), religious (church membership, etc.), and make himself and the community fully acquainted with them. Then he should go on and develop a social consciousness in the minds of the people, adequate organization is to be developed, efficient social machinery to be invented, effective "social engineers" to be trained to help the people to make use of all available resources for all the people within the community.

It can at once be seen that the present training of minister and church is not a sufficient equipment for this task. Special study courses ought to be given in summer schools in the country and in the seminaries. The Home Mission Boards must get the sociological viewpoint and support the men on the field in their new social plans. Close cooperation with agricultural schools is to be sought. Volunteers are to be enlisted who will make the life investment pledge for service in the country community. The author's plan is revolutionary. It calls for new mental equipment, for high vision, a spirit of sacrifice, and for practical gifts and usefulness in the ministerial candidate, heretofore never taken into consideration. He is a thoro expert on the subject, which is a new arrival in the theological curriculum. To us who have left the seminary quite a while ago it opens up fields of ministerial activity of which we had hardly even dreamed. Nevertheless, it is not the opinion of Mr. Earp that the country minister should be a specialist himself on all agricultural matters, but that he should find and develop such on the different phases of the country survey plan from the members of the community. The book will be a boon to many who like to get the social viewpoint and keep abreast of the times on rural church problems.

American Tithers, by *James L. Sayer*, Member of the Chicago Bar. The Methodist Book Concern. 1918. 48 pages.

An excellent little pamphlet on Tithing. It has sometimes been said that the great givers to charitable and educational purposes have often been men who, in the beginning of their career, have set aside a tenth of their income for such objects. The author has tested this statement and found it true. He gives an imposing list of bankers (J. Stewart Kennedy, Jacob H. Schiff, etc.), manufacturers (Mat W. Baldwin, Will Colgate, etc.), merchants (John S. Huyler), professional men, and leaders in industry who have followed this practice and pronounced it the solution of the problem of giving. What makes the booklet interesting is the fact that he gives not only the names but also enough of the lives of these men to show that their tithing did not only not impoverish them, but enabled them to give still more generously. It is not a treatise on tithing, but a picture gallery of prosperous and happy tithers. In the back of the book he gives a full list of biographical notes and references from which he drew his material.

